Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN YMKW J

PGerman 3323.3

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF
JOHN HARVEY TREAT
OF LAWRENCE, MASS.
CLASS OF 1862

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Franz von Defregger.

(Nachdruck verboten.)

Digitized by Google

Der Gral

Monatsschrift für katholische Kunst, Literatur und Politik

Herausgegeben unter Leitung von

Franz Eichert, Wien und Otto Walter, Olten.

Zehnter Jahrgang

(Oktober 1915 bis September 1916)

Königl. Bibliothek Berlin

Petrus-Verlag in Trier, Wien und Olten (Schweiz).
1916.

Digitized by Google

8887

HARVARD COLLEGE
JAN 20 1938
LIBRARY

(1)

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Dramatische und lyrische Dichtung. Seite

Bilecki, Elli, Der deutschen Beter Sturmangriff 231
Bormann, Heinrich, Große Zeit 233
Bormann, Heinrich, Das Schwert 234
Eichert, Franz, Die große Stunde, Neue Kriegsgedichte: Wetterleuchten? — Abendrot? — Opferstunde — Frühling im Kriegsjahr — Vatersegen — Sämann Krieg — Schmerzensmutter — Laß sie ruhn in deiner Hand 4, 5, 6, 7
Eick, Tony, Vor Verdun 428
Enzmann, C. R., Das Totenbildlein 109
Enzmann, C. R, Das Brünnlein 506
Eschelbach, H, Herr Walter 517
Franke, Ilse, Passionszeit 264
Franke, Ilse, Gedenke mein 609
Franke, Ilse, Marienkleid 339
Grosse, Martha, Abend 13
Grosse, Martha, Den Verwundeten — Todesbräute 232, 233
Heemstede, Leo Tepe von, Die große Zeit, Kriegslieder: Die große Zeit, — Kriegspsalmen — Siegeslied — Des Sieges Krone 133, 134, 135, 136
Kralik, Richard v., An Friedr. Lienhard 147
Kralik, Richard v., Deutsche Träume 172
Krapp, Dr L, Rosen ums Schwert, Ein Liederkreis aus dem Weltkrieg: Das Vaterunser von Berlin — Fall ich in Flandern — — —! — Deutscher Frühling — Der Traum des Zaren — Heiliger Tod — O, Crux, ave spes unica 60, 61, 62, 63
Krapp, Dr. L, Am Weihnachtsabend 1915 116
Krapp, Dr. L., Reiterlied 254
Krapp, Dr. L., Abende in Frankreich 396
Krapp, Dr. L., Aus dem Weltkrieg — Wir habens nicht gewollt — Erscheinung — Was tut's? — Vaterland 282—285
Leitner, Franz, Ausmarsch 635
Mayer, Ferd, O wie mit leisem Sinnen 146
Mayer, Ferd., Bist Du bei mir 350
Mayer, Ferd., O, heute fängt mein Herz 397
Mayer, Ferd., Am Sonntagsmorgen 541

Digitized by Google

Seite

Mayer, Ferd., Sommerabend 641
Neumann, P. Heinrich O. S. C., Der tote Leutnant 231
Pfeill, Karl Gabriel, Zwei Gedichte — Propheten — Der Geliebten 94
Rheinsch, Erika, Dunkelwerden 429
Schaukal, Aus hundert Wunden — Neu-Österreich — Mein Volk 29
Schaukal, Maiennacht 355
Schrönghamer-Heimdal, Kommende Zeit 229
Schrönghamer-Heimdal, D'Muatta 231
Schrönghamer-Heimdal, Bauern 564
Sternberg, Leo v., Die Weide 200
Sternberg Leo v., Die Könige 378
Sturm, Hans, Heimkehr 232
Sturm, Hans, Wege die in Nacht verloren 242
Sturm, Hans, Nach dem Gewitter 408
Sturm, Hans, Nachtgebet 527
Walter, Otto, Maria 293
Walter, Otto, Leiser Regen 301
Walter, Otto, Bereitschaft 313
Zerkaulen, H., O deine Liebe — Heimgefunden — Mein Kamerad 143
Zerkaulen, H., Einsam 536

Prosadichtung, Novellen, Skizzen

Buol, M. v., Verschollen. Erzählung aus dem Volksleben 19, 74, 123, 201, 243, 315, 366, 409, 460
Carnot, P. M., Die Mutter des Admirals 302
Feiten, J., Diesseits des Jenseits 537, 636
Herbert, Marie, Die Stunde der Einkehr 183
Magnussen, Ingeborg, Angelo Sarto, Reiseerinnerung 430
Koch, P. G., Frohnleichnam im Kriegsjahr 480
Koch, P. G., Zur Karwoche in einem böhmischen Sozialistendorf 356
Schaukal, R., Zeichnungen 144

Literatur und Kunstwissenschaft.

Bourfeind, Karl, Krieg und Kunst 642
Carnot, P. Maurus, Zu Geibels 100stem Geburtstag 174
Dörrer, Anton, Von August Liebers Eigenart 48
Dörrer, Anton, Dr. phil., Eine siebzigjährige Tiroler-Bauern- und Schützendichterin 582
Eichert, F., Die Kunst dem Volke 420, 542, 610
Herbert, M., Helene Riesch, Frauengeist der Vergangenheit 110
Huber, Dr. Rud., Adolph von Menzel 351
Huber, Dr. Rud., St. Johannes der Täufer in der bildenden Kunst 575
Jakubczyk, Karl, Dante-Literatur 550
Knackfuß, P. L., Neuzeitliche Unkunst 117

8889
Digitized by Google

	Seite
Kralik, R. v., Bahrs „Himmelfahrt"	654
Oehl, Dr. W., Die Mystik des Islam 30, 85, 148, 207, 450, 505, 565, 625	
Scheuber, Dr. Jos., Franz Defregger	8
Scheuber, Dr. Jos., Anton Stockmann als Bildnismaler	294
Scheuber, Dr. Jos., Georg Busch	398
Schälin, Prof. J., Der Erzähler Pater Maurus Carnot	470, 528
Volpers, Dr. Rich., Von der deutschen Volksseele	39
Volpers, Dr. A., Romantik und nationaler Sang	235, 286
Walter, Otto, Literarische Umschau	54
Walter, Otto, Von der neuen Kriegslyrik	272
Zach, Franz, Von Gralsuchern	255

Kulturgeschichte.

Decurtins, Dr. C., Friedrich Nietzsche und das Christentum	340
Kralik, Dr. R. v., „Wir" und es"	1
Kralik, Dr. R. v., Durchhalten	57
Kralik, Dr. R. v., Deutsche Staatskunst	113
Kralik, Dr. R. v., Gottesgericht	169
Kralik, Dr. R. v., Föderalismus und Imperialismus	225
Kralik, Dr. R. v., Heilige Kommunion	279
Kralik, Dr. R. v., Deutschtum und Kirche	337
Kralik, Dr. R. v., Die Ideen von 1914	393
Kralik, Dr. R. v., Kein Religionskrieg	447
Kralik, Dr. R. v., Philosophische Einwirkungen auf Schiller	503
Kralik, Dr. R. v., Germanik	607
Lampert, Prof. Dr. U., Die völkerrechtliche Stellung des apostolischen Stuhles	64, 137, 188
Mäder R., Pfarrektor, Die Fahne heraus	14
Mäder R., Pfarrektor, Die katholische Sprache	195
Mäder R., Pfarrektor, Warnungssignale	559
Walter, Otto, Dr. Kaspar Decurtins	95

Hau- und Bausteine

Bahnbrechende Gedanken	434, 491
Ein Bau ohne Grund	328
Eine lehrreiche Auseinandersetzung	647
Der umgekehrte Weg	379
Die einzige Rettung	596
Die neue Kunst vor dem Kriegsgericht	326
Nicht wieder vergessen	324
Nicht „Gegen" sondern „Für"	265
Vom Quellboden deutscher Kunst	326
Vom Versagen unserer Schaubühne	213

Digitized by Google

Verschiedenes.

	Seite
Zu Friedrichs Lienhards 50. Geburtstag	166
Kralik, R. v., Kulturaphorismen	228
Mitteilungen der Redaktion	222, 278, 334, 502

Stimmen der Zeit

Auri sacra fames	157
Auf Umwegen	217
Anregungen zur Kriegskunstpflege	219
Auch du, mein Brutus	496
Bischofsworte über katholische Kultur	43
Das unerwünschte Theater	269
Das Verhängnis der katholischen Revuen	270
Der Weltkrieg bringt es an den Tag	155
Der Nobelpreis für katholische Literatur	271
Deutlich	271
Der Vater und die Söhne	382
Die neue Kunst	156
Die Zigarre hat mir doch nischt getan	158
Die großen Bildungsströme	217
Erweckungen	495
Hohlkultur und Vollkultur	218
Nicht zerschellen aber verfaulen	381
„Stephana Schwertner" in protestantischem Urteil	268
Um Gabriele d'Annunzio	44
Über literarische Kultur	384

Kritische Warte

Abel, Hans Karl, Die silbernen Glocken vom Ilienkopf	53
Achleitner, Arthur, Vergatterung	333
Achtermann, Bernh., Flammenzeichen	164
Acker, Herm. S. J., Am Lagerfeuer	112
Arens, Ed., A. von Droste-Hülshoff, Westfälische Skizzen und Landschaften	163
Aspern, Karl, Geschichte der Bulgaren	387
Bächthold, Hans, Schweizermärchen	501
Bahr, Hermann, Kriegssegen	554
Beer, Max, Boches	599
Belletristische Sammelschriften	598
Benson, R. H., Ein Durchschnittsmensch	161
Benzingers Brachzeitbücher	112
Bezwinskyi, Aler., Die slavische Volksseele	555
Beyerlein, E. A., O Deutschland, heiliges Vaterland	112
Berger, Mathilde, Deutsche Kriegslieder	274

8891

Digitized by Google

	Seite
Bernhard, Dr. J., Der Gottesfreund	221
Bilderwerke über den Krieg	439
Bonde, Sophus. Die Prise der Britannia	445
Bodmann, E. v., Das hohe Seil	162
Bodmann, E. v., Mein Vaterland	276
Bonn, Ferd., Der ewige Hochzeiter, Der falsche Döberlein	112
Bonsels, W., Die Heimat des Todes	658
Bösbauer, Hans, Österreich-Ungarn im Weltkriege	387
Botsky, Katharina, Aus Ostpreußens Feuerzeit	600
Brinkmann, Georg, Waldchristel	53
Brinken, Helmar, Weltwende	100
Breitmaier, J., Unsere Kirche	222
Buchner, E., Kriegshumor	599
Buchta, Dr. phil. Aeg., Das Religiöse in Klemens Brentanos Werken	499
Castell, A., Der Kriegspilot, Der Tod in den Lüften	599
Christ, Lena, Unsere Bayern anno 1914	598
Dante, Göttliche Komödie von Otto Gildemeister	220
Das Neue Testament	331
Dehmel, R., Volksstimme — Gottesstimme	276
Diederichs, E., Tatbücher: Der heilige Krieg, Der Kampf, Die Heimat	274
Domanig, M., Tabernakelwacht	333
Dörfler, Peter, Sonnenwendfest	601
Dörfler, Peter, Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich	334
Droste-Hülshoff, A. v., Sämtliche Werke von J. Schwering	330
Droste-Hülshoff, A. v., Westfälische Skizzen	163
Eichert, Franz, Schwarzgelb und Schwarzweißrot	275
Eschelbach, H., Die deutsche Arbeit	275
Eschelbach, H., Dichterfahrten zu unseren Feldgrauen	658
Ernst Otto, Gewitterfegen	553
Falsche Propheten. Deutsche Verlagsanstalt	554
Falke, Gustav, Hoch Kaiser und Reich. Wir und Österreich	274
Faßbender, Dr. M., Wollen eine königliche Kunst	331
Faßbinder, N., Am Wege des Kindes	332
Faulhaber, Dr. M. v., Waffen des Lichts	331
Feiten, Josef, Ein Weg der Liebe	277
Feldpostbücherei	274
Flake, Otto, Die Prophezeiung und andere Novellen	333
Flöck, Dr. O., Der Sänger auf der Festenburg	329
Franke, Ilse, Deutsche Treue	275
Frank, E., Im Weltenbrand	556
Frank, E., Der Fürstenmeister	557
Frank, E., Die Not der Zeit und die Scholaren	557
Freymund, Willy, Die Zeit der großen Opfer	275
Frobenius, Hermann, Durch Not und Tod	52

Digitized by Google

	Seite
Frohberger, Dr. Jos., Peldez, A. Sópez	332
Fuchs, Ed., Der Weltkrieg in der Karrikatur	603
Fürlinger, R, Weltenbrand 1914	276
Ganghofer, L., Die eiserne Zither	275
Garten, J. v., Lisabeths Paradies, Die vier Burgwitz	558
Gathmann, Heinr., Die eiserne Wehr, Kriegsvolk	557
Gathmann, H., Tiergeschichten	557
Gebete großer Seelen. Verlag J. Müller	221
Geibel, E., Gedichte. Ausgewählt von Dr. Fr. Drerel	159
Geibel, E., Dramen Ausgewählt von Dr. Fr. Drerel	159
Gerstäcker, Fr., Erzählungen aus Amerika	600
Gieben, Jos, Aus Champagne und Vogesen	553
Gierke, E. W., Friedr. Lienhard und wir	220
Ginzkey, F K, Die Front in Tyrol	442
Goldkörner aus den Reden des sel. Vianney, Pfarrer von Ars	388
Gomoll, W, Im Kampf gegen Rußland	443
Gotzdovic, M. Pascha, Im blutigen Karst	442
Gön, Julius, Unter Habsburgs Fahnen	557
Greinz, Rud., Unter dem Doppelaar	112
Greinz, Rud., Die eiserne Faust	276
Gumpert, Thekla v., Töchteralbum	558
Hackenberger, W., Deutschlands Eroberung der Luft	440
Haideager, Msgr. Dr. W., Der europäische Krieg	385
Hammer, W. A., Aus der Kriegszeit	276
Handel Mazzetti, Rita's Briefe	602
Hansjakob, H., Zwiegespräch über den Weltkrieg	442
Harboou, Thea v., Der Krieg und die Frauen	388
Harten, Angelika, Die Wasserfrau	557
Hausschatzbücherei	389
Hedin, Sven, Ein Volk in Waffen	602
Heymann, W., Kriegsgedichte und Feldpostbriefe	276
Hegeler, Wilhelm, Der Siegeszug durch Serbien	441
Hennen, B., Requiem	222
Hennes, Gerhard, Wider den heißen Tod	557
Hennes, Gerhard, Der Kampf um die Heimat	556
Henning, Franz, Aus der Fremdenlegion in des Kaisers Heer	389
Hesse, Hermann, Knulp	162
Herbert, M., Mein Kriegsbuch	275
Herget, Anton, Österreichs Ruhmeshalle	387
Herzog, Rud., Ritter, Tod und Teufel	111
Hilger, J, Kriegslieder „Aus West und Ost"	275
Hilden, A., Unter des Feindes Schutz von Moskau nach Paris	557
Holitscher, Arth., Das amerikanische Gesicht	555
Homscheid, M., Der heimliche Ruf	604
Jägerlehner, Was die Sennen erzählen	501

8893

Digitized by Google

Seite

Jägerlehner, Am Herdfeuer der Sonnen 501
Jochem, Magnus, Theodor Körner, der schwarze Jäger 555
Insel-Verlag, Deutsche Vaterlandslieder 274
Jugendschriften 556
Keller, Paul, Ferien vom Ich 605
Kiesgen, Laurenz, Mickelpickelsabenteuer auf drei Kriegsschauplätzen 557
Kirsch, Konrad, Helden des Christentums 332
Klein, J. St., Die Karpathen 112
Klug, Dr. J., Ein Sonntagsbuch 222
Knies, Rich., Der Schrei der Mutter 600
König, Otto, Kameraden vom Isonzo 659
Kosch, Wilh., Martin v. Cochem der Apostel Deutschlands im Zeitalter der großen Kriege 220
Köster, Adolf, Der Tod in Flandern 599
Kralik, R. v. und Eichert Fr., Schwarzgelb und Schwarzweißrot 275
Kralik, R. v., Geschichte des Weltkrieges 386–445
Kralik, R. v., Babr's Himmelfahrt 654
Krane, Anna, Freiin v., Der Friedensfürst 661
Krebs, Engelb, Das Geheimnis unserer Stärke 386
Kriegsfahrten deutscher Maler, Velhagen 439
Kujawa, J., Der Pechvogel. Spuck in der Kaserne 112
Kümmel, Konr., Des Lebens Flut 662
Lagarde, Anna de, Deutsche Kriegslieder 274
Lamprecht, Nanny, Die Fahne der Wallonen 389
„Landsturm", Lieder von der Front, Verlag Janker 111
Langens Kriegsbücher 598
Lanner, Dr. A., Job, biblisches Drama in 5 Akten 54
Lerch, Heinr., Die heilige Not. Champagneschlacht. Mit Herz und Hand. Die toten Soldaten 273
Le Plastrier, Const. M., Der Erbe in der Verbannung 161
Liensberger, Jos, Im heiligen Land 390
Linzen, Karl, Aus Krieg und Frieden 390
Ludwig, Emil, Die Fahrten der Göben und der Breslau 659
Margan, M., Marcia de Laubly 389
Marryatt, Fred., Der himmelblaue Domino 600
Maverhofer, Joh., Spanien 390
Maverhofer, Joh. Durch Länder und Meere — Zauber des Südens — Nordische Wanderfahrten — Was die Alster rauscht 163
Märchenbuch der Deutschen Dichter. Gedächtnisstiftung 502
Meyer, Ed., England 554
Montanusbücher 276
Mumbauer J., Hausens 50 Pfennig-Bücherei 600
Müller, Franz, Vaterlands- und Soldatenlieder 276
Müller, Anton, Das blutige Jahr 275

Digitized by Google

	Seite
Rodier, Charles, Hans Sbogar	600
Rötzel, Karl, Die slavische Volksseele	555
Rowack, Karl, Hötzendorfs Lager	553
Oer, Sebastian, Ährenlese	332
Palau, G. S. J., Der Katholik der Tat	329, 388
Pastor, Ludwig v., Conrad von Hötzendorf	329
Pastor, Therese Sch., Sonnenschein. Der goldene Schlüssel	557
Paula, M. Schwester, Weihnachtsglocken	581
Peláez, A. Lopez, Die Gefahr des Buches	332
Pesendorfer, Fr., Bischof Rud. v. Linz	221
Pichler, Alois, Religion und Poesie	165
Preeber, Rud., Neue Kriegsgedichte. Der Tag des Deutschen	277
Probst, Eugen, Belgien	659
Raab, P. J., Der Gymnasiast	333
Reiners, A., Pfarrer, Prophetische Stimmen und Gesichte über den Weltkrieg.	556
Reinbold, Anton, Der Lügenfeldzug unserer Feinde	659
Riesch, Helene, Frauen — Geist der Vergangenheit	110
Rosner, Karl, Wir tragen das Schwert	276
Ruffieux, F., Der Fremdling	557
Salburg, Gräfin Edith, Vater und Vaterland	604
Salten, Felix, Abschied im Sturm	599
Sauter, Const., „Monarchia" und „Das Gastmahl"	552
Sauter, Const., Dante und der Verrat Italiens	554
Scartazzini, Ausgabe der göttlichen Komödie	551
Scartazzini, Dante in Germania	551
Scartazzini, Dante Vita e opere	551
Scartazzini, Dante Alighieri	551
Scartazzini, Dante-Handbuch	551
Schaching, O. v., Kinder- und Hausmärchen aus Tirol	501
Schäfer, Therese, Der goldene Schlüssel	558
Schaukal, R., Kriegssonette	275
Scherls, Jungdeutschlandbuch 1916	445
Scherndl, B., Franz Josef Rudigier	221
Scheepe, A., Österreich-Ungarn im Weltkrieg	387
Schieber, Anna, Heimat. Erzählungen	333
Schmidtbonn, Wilh., Menschen und Städte im Krieg	442
Schmidtbonn, Wilh., Krieg in Serbien	658
Schmitz, J., Antonius Kardinal Fischer, Erzbischof von Köln	330
Schrönghamer-Heimdal, Helden der Heimat.	111
Schrönghamer-Heimdal, Kriegssaat und Friedensernte	164
Schrott-Fichtl, Der deutsche Bruder und Österreich	555
Schüler, Gustav, Taschenformatheftchen	274
Schüler, Gustav, In Waffen und Wahrheit	277
Schüler, Gustav, Gottes Sturmflut	277

8895

Digitized by Google

	Seite
Schücking, L., Der Nachrichter — Husar und Pandur	600
Seeber, Josef, Christus	498
Seidel, Ina, Gedichte	277
Seitz, Dr., Kriegsprophezeiungen	556
Smolle, Leo, Von großen und kleinen Helden	445
Span, Hermann, Feldpostbriefe 1914 - 1915	444
Spindler, Karl, Biedermeiernovellen	600
Steiger, Hans, Geharnischte Zeit	274
Steiger, H., Doktor Heiland	274
Sternberg, Leo, Mit bekränzten Kanonen	275
Schwarzgelbe Bändchen, 1. Hinter der Front. 2. Der Weltkrieg. 3. Die Schule des Krieges	444
Thieme, Fr., Durch wessen Hand	389
Thoma, Lud., Der erste August	599
Uhlands Werke. Herausgegeben von A. Siebermann	330
Ulitz, A., Die vergessene Wohnung	600
Unser Conrad, Lebensbild dargestellt von einem Österreicher	555
Uzarsky, Adolf, Ein Jahr Weltkrieg	603
Veltzé, Alois, Oberstlt. Aus der Werkstatt des Krieges	443
Vestenhof, A. v., Hie Habsburg	600
Viribus unitis, Österreich-Ungarn und der Weltkrieg	386
Wais, Josef, Der Förstertoni	557
Waitz, Dr. Sigm., Weihbischof in Feldkirch, Kriegstrost	386
Wall, Anna, Ein irregeführtes Volk	557
Wagner, Dr. Clemens, Kriegsallerlei B. 2. u. 3.	443
Wagner, Herm., Der Revolver	661
Wagner, Malte Albert, Der Krieg und die Aufgabe der deutschen Mutter	53
Walter, Otto, Auf junger Erde	660
Wegener, Dr. G. v., Der Wall von Eisen und Feuer 387, 583,	602
Weigel, Franz, Unsere Führer im Weltkrieg	444
Weismann, Wolfg. Max, Almrausch	275
Weiler, J., Pfarrer, Dorffrühling und Dorfheime	500
Weinhart, Dr B., und Weber B. Simon, Das neue Testament	331
Weirich, E., Hinter der Front	444
Weiß, Franz, Tiefer und Treuer	605
Wenz, Rich., Dichter im deutschen Schulhaus	659
Wildgans, Anton, Ihr Kleingläubigen. Das große Händefalten	276
Wittkop, Dr, Philipp, Kriegsbriefe deutscher Studenten	444
Willisch, Hugo, Verlag in Chemnitz, Deutsche Kriegslieder	274
Wurms, Alf. v., Vaterländische Kriegsgedichte	276
Zahn, Ernst, Einmal muß wieder Friede werden	604
Zerkaulen, Heinr, Blühende Kränze	160
Zingerle, Jos., Volksmärchen aus Tyrol	501
Zobeltitz, Hans v., Der große Krieg	441

Digitized by Google

Kunstbeilagen und Illustrationen.

Franz von Defregger, photogr. Aufnahme	1. Heft
W. Kaspar Decurtins, „ „	2. „
Friedrich Lienhard „ „	3. „
Emanuel Geibel, nach einem Gemälde von W. von Kaulbach	4. „
Peter Rosegger, photogr. Aufnahme	5 „
Anton Stockmann: Der Pfarrherr von Ab	6 „
„ „ Bildnis seines Bruders P. Al. Stockmann S. J.	6. „
„ „ Bildnis von Dr. Attenhofen	6. „
Adolph von Menzel, photogr. Aufnahme	7. „
Leo Samberger: Professor Georg Busch	8. „
Georg Busch: Madonna	8. „
„ „ St. Bonifazius	8. „
„ „ Begräbnis Christi	8. „
P. Maurus Carnot, O. S. B., photogr. Aufnahme	9. „
Murillo, St. Johannes der Täufer	11. „
Janssens, J.: Maria und Johannes unter dem Kreuz	12. „
Leo Samberger: Christus	12. „
Janssens, J.: Ecce homo	12 „
Fugel: Abendmahl	12. „
„ Christus vor dem hohen Rat	12. „
„ Jesus die Kindlein segnend	12. „
„ Christus und die Frauen auf dem Kreuzwege	12. „
J. R. Wehle: Und sie folgten ihm nach	12. „
Hofmann: Der zwölfjährige Jesus im Tempel	12. „

Digitized by Google

1915/16

Wir und „es"

Von Dr. Richard v. Kralik, Wien

Ich habe in diesem Weltkrieg auch einen Kampf übernommen, den ich unerbittlich führe. Es ist der Kampf gegen das Wörtlein „es" und den nichtigen Begriff, der dahintersteckt. Dieses „Es" sehe ich überall sich als Popanz, als Schreckgespenst erheben und manche Persönlichkeit, manchen Aufschwung dämpfen, wo nicht gar vernichten. Es steckt in den Menschen der Zeit die Vorstellung, daß „es" in der Geschichte entweder vorwärts oder rückwärts geht, daß „es" uns entweder schaden oder nützen kann, daß „es" gut oder schlecht steht, daß „es" von den Umständen abhängt, ob wir siegen oder besiegt werden, daß „es" nach dem Krieg eine gefährliche Sache sein wird, daß „es" so nicht weiter fortgehen darf in der künftigen Entwicklung der deutschen Kultur, und so weiter. Dieses „es" ist der böse Feind, es ist das substanziierte Nichts, das Leere, das Hohle, das Philisterhafte, der Mangel alles Wahren, Guten und Schönen. „Es" ist die Feigheit, die Tatlosigkeit. „Es" ist die Leugnung der eigenen Persönlichkeit, der Seele, Gottes. „Es" ist die Philosophie des Nihilismus, des Fatalismus, des Unbewußten, des Materialismus, des Determinismus, der Unfreiheit des Willens. „Es" ist das Tohuwabohu, das Chaos, das Wüste und Leere, zu dem der Schöpfergeist sprach: Es werde Licht! Und: Es ward Licht.

Ja, ohne Redensarten zu sprechen, das Leiden der Zeit ist der schwache Wille, die Verkennung der Persönlichkeit, die Folge der pantheistischen Philosophie, die alles Individuelle auflöst. Die Zeit hat vergessen, daß die Geschicke von den Menschen selber gemacht werden; sie ist so bescheiden geworden, daß sie alles Geschehen einem blinden Walten unfaßbarer Kräfte zuschreibt, einem „gehäckelten" Netz von Entwickelung, von Werden, von Andersein. Das Prinzip

Digitized by Google

des Anderen droht an die Stelle des Selbst und der Selbstheit zu treten. Aber das ist eine lumpige Bescheidenheit, die Bescheidenheit eines Verbrechers, der sich auf die Umwelt ausredet, die Bescheidenheit des Feiglings, der sich jeder Verantwortlichkeit entziehen will. Es ist sonderbar, daß in unserer Zeit der Freiheitsbestrebungen niemand mehr einen freien Willen haben will. Man hat sich die Freiheit vom Gesetz, von der Autorität, von der Überlieferung, von der Sitte und Moral erkämpft, aber leider gerade in dem Augenblick, wo man ebenso fanatisch seine eigene Willensunfreiheit wissenschaftlich zu beweisen sucht. So gleichen sich die Gegensätze aus. So schlägt sich die Narrheit selbst.

Aber gerade der Weltkrieg hat uns wieder gelehrt, daß jederman der Täter seiner eigenen Taten ist, daß er für sie verantwortlich ist, daß er sie büßen muß, daß es in eines jeden Einzelnen Hand gelegt ist, das Schicksal der Welt mitzubestimmen. Am Weltkrieg ist nicht ein Einzelner, sind nicht ein paar Diplomaten oder Könige oder Händler schuld, sondern sozusagen wir alle, in Gutem und Bösem. Wir haben ihn verschuldet und verdient, wir müssen ihn büßen oder wir empfangen die Krone der Bewährung durch ihn. Jedes Einzelnen Tat oder Unterlassung, Kraft oder Schwäche war Veranlassung des Krieges, unsere Tugenden und unsere Verschuldungen. Die Führer waren nur die Exponenten für die freien Taten von Millionen. Und auch den ganzen Weltkrieg entscheiden nicht nur einzelne Feldherrn, sondern jeder einzelne aus den Millionenheeren ist mitbeteiligt an dem guten oder üblen Erfolg. Daß eine Schlacht, ein Festungskrieg gewonnen oder verloren wurde, dazu war das freie, selbständige, pflichteifrige und getreue Wirken eines jeden entscheidend, des Leutnants und des gemeinen Mannes, des Fliegers, des Patrouillenreiters, des Mannes im Etappenraum, ja des Kindes und Weibes zuhause. Jeder hatte die Pflicht, sich zu sagen: Das ist mein Krieg, das soll mein Krieg sein, die Entscheidung hängt von Millionen ab, aber von jedem gleich; auch ich trage zur Entscheidung bei, ja gerade mein pflichtgetreues oder lässiges Verhalten kann die Wage der Entscheidung entscheidend beeinflussen.

Digitized by Google

Ein einziger schlafender Posten, die kühne Initiative eines Einzelnen kann die Wage zum Ausschlagen bringen.

Diese Lehre sollen wir auch in unseren Geistes-kämpfen beherzigen. Fürchtet euch nicht, wie „es" kommen wird, ob die Zeit nach dem Krieg günstig oder ungünstig für unsere Sache sein wird! Denn die Zeit macht niemand anderer als wir. Seid so kühn und frei, an die Stelle des „es" euer „wir" zu setzen. Die Zukunft wird denen gehören, die die Zukunft machen, nicht denen, die sie untätig erwarten. Der archimedische Punkt, von dem aus man die Erde bewegen kann, ist des Menschen freier Wille, sein Entschluß zu wollen und das Gewollte folgerecht auszuführen trotz aller Hindernisse und Widerstände, trotz der Trägheit, Stumpfheit, Bosheit, dem Neide, dem Hasse der Welt. Ihr jammert über die Schlechtigkeit der Welt. Es liegt in eurer Hand, anzufangen und die Welt besser zu machen. Jeder ist dazu berufen, der Große wie der Kleine. Wenn nur ein paar in Gottes Namen zusammenstehen, so können sie Berge bewegen, sie können von Gott alles erhalten. Wenn sich in der Gralsgemeinde nur ein Viertelduzend von Freunden finden, die zur höheren Ehre Gottes sein Geistesreich zur höchsten Ehre bringen wollen, so werden sie es erreichen. Es gibt ja so viele Leute und so wenig Menschen, freie Gottesmenschen auf der Welt. Ein paar, die ernsthaft „wir" sein wollen, frei, entschieden und bewußt, nehmen es mit einer Million von Schwächlingen auf, die vor dem „es" zittern.

[Dieser Aufsatz ist die Einleitung zu einer weitern hochbedeutsamen Reihe von Zeitbetrachtungen, die wir an der Spitze eines jeden Heftes veröffentlichen werden und in denen Dr. Richard von Kralik, gleichsam aufblickend von der Riesenarbeit seiner „Allgemeinen Geschichte der Neuesten Zeit", die Zeichen dieser wunderherrlichen und blutigen Gegenwart zu deuten sucht und die Grundlagen katholischer Kulturarbeit freilegt. Gral-Redaktion.]

Digitized by Google

Die große Stunde

Neue Kriegsgedichte von Franz Eichert, Wien

Wetterleuchten? — Abendrot?

Noch einmal hör' ich das Rauschen der alten Fahnen,
Noch einmal seh' ich die Schwerter blitzen der Ahnen,
Noch einmal umklirren mich Worte, so hart wie Stahl,
Noch einmal seh' ich erglühen den heiligen Gral.

Noch einmal möcht' ich der Scheide das blanke Eisen,
Noch einmal dem Herzen das glühende Lied entreißen,
Noch einmal rufen vom Lotterbette die Zeit
In den seligen Tod, in den jauchzenden Gottesstreit!

Noch einmal reißt es empor mit stählernem Schwung
Mein Alter und segnet mein Herz mit Liedern jung,
Die aufsprühn unter des göttlichen Hammers Streich
Wie blutige Herzen, funkelnden Sternen gleich!

Nun singen und rauschen die alten Fahnen mir wieder,
Ihren segnenden Sturm, ihre herzenzerschmetternden Lieder,
Die Schwerter schleifen und blitzende Augen feuchten —
Mein Abendrot wird ein flammendes Wetterleuchten!

• • •

Opferstunde

Die große gewaltige Stunde schlägt —
Der mächtige Zeiger aus Eisen
Hat sich mit dröhnendem Schwunge geregt
Und Blitze umlodern sein Kreisen.

Die große gewaltige Stunde trägt
Uns alle zu ewigen Sphären,
Es ist die Stunde, die Welten bewegt
Und Helden der Tat will gebären.

Die große gewaltige Stunde fegt
Die Tenne von Unkraut rein —
In ihrem glühenden Herzen wägt
Sie Sonnen von ewigem Schein.

Digitized by Google

Die große gewaltige Stunde frägt:
Was willst du — Tod oder Leben?
Seine Seele verliert, wer sie liebend hegt,
Wer sie haßt, dem kann ich sie geben!

• • •

Frühling im Kriegsjahr

Hier strömt der Sonne warmes Licht
In überreichen goldnen Gaben —
Und auf dem fernen Schlachtfeld bricht
Das helle Aug' manch holdem Knaben.

Hier rinnt durchs milde Lenzesgrün
Das Purpurblut der Rosenherzen —
Dort strömt jungheißes Leben hin
Aus Purpurpforten dunkler Schmerzen.

Hier thront das Leben frisch und rot
Und streut die Blumen und die Lieder —
Dort schreitet durch das Feld der Tod
Und mäht die Menschenblüten nieder.

O Lenz im Jahr des Weltenbrands
Du willst nur neues Leben wecken,
Um unserm Aug des Todeslands
Nachttiefe Rätsel zu verstecken . . .

• • •

Vatersegen

Wenn durch die Wipfel leuchtet fern
Der liebe goldne Abendstern,
Heb ich die Hand und schreib hinein
Drei Kreuze in den fernen Schein —
Dort kämpft mein Sohn im heißen Sand
Für Kaiser, Gott und Vaterland.

Drei Kreuze dem, der kämpfen muß,
Als treuer Vaterliebe Gruß;
Eins auf die Stirn, eins auf den Mund,
Eins auf die Brust — sie tun dir kund:
Die Liebe lebt, die Liebe wacht
Und schwebt um dich in dunkler Nacht.

Sohn meines Herzens, hörst du mich
Am Feld der Schlacht? — Ich rufe dich!

Digitized by Google

Den Segen, der in allem kreist
Vom Vater, Sohn und heilgem Geist,
Den meine schwache Hand hier hält —
Ich send ihn dir aufs blutge Feld.

Und ruhig, heiter wird mein Herz
Und still mein Bangen, still mein Schmerz.
Nun weiß ich dich in guter Hut,
Dieweil der Segen auf dir ruht,
Der Leben ist und Leben schenkt
Und alles recht zum Ziele lenkt.

• • •

Sämann Krieg

Ein Sämann schreitet übers Feld —
Die Saat ist reich und wohl bestellt.

Sprich, Sämann Krieg, was sä'st Du aus?
„Ich säe für des Königs Haus."

„In meiner Saat das Leben kreist:
Ich säe Leib und ernte Geist."

Und Saat auf Saat wirft er ins Feld —
Wer weiß, wann seine Ernte schwellt?

Gott kennt die Saat — die Saat ist sein
Und sein wird auch die Ernte sein.

• • •

Schmerzensmutter

Im Hochtal still ein Schützenzug,
Am Himmel schwarz ein Rabenflug.
Dort von dem Berg im Morgenrot
Aus tausend Schlünden grollt der Tod.
Zwei junge Schützen ziehn zu zweit:
Trifft's mich, trifft's dich, trifft's allebeid?

Am Wegkreuz ein Marienbild —
Die Schmerzensmutter blickt so mild;
Sie hat auch einen lieben Sohn,
Sein Tod war meiner Sünde Lohn.
O Schmerzensmutter tief im Leid! —
Trifft's mich, trifft's ihn, trifft's allebeid?

Fern, fern im Land zwei Mütter flehn,
Vor dem durchbohrten Herzen stehn,

Digitized by Google

Das sieben Schwerter stachen wund
In lieben Sohnes Leidensstund.
O Mutterherz, o Mutterleid —
Trifft's mich, trifft's dich, trifft's allebeid?

Laß sie ruhn in Deiner Hand. . .

In des Schlachtenliedes Dröhnen,
In das wirre Todesstöhnen
Klingt mir tröstend, selig leise
Ein süße Kinderweise:
„Alle die mir sind verwandt,
Herr, laß ruhn in Deiner Hand!"

Alle meine Lieben, Lieben,
Die im Kampfe stehn, getrieben
Von dem großen Opfersturme —
Nimm in Deiner Liebe Turme
Alle auf, die mir verwandt,
Laß sie ruhn in Deiner Hand!

Und die Treuen all, die Guten,
Die in Deines Kreuzes Gluten
Leben, leiden, weinen, sterben,
Keinen, keinen laß verderben,
Alle sind sie mir verwandt —
Laß sie ruhn in Deiner Hand!

Mag der Tod im Lande wüten,
Herr, Du kannst sie all behüten;
Mag die Welt in Trümmer fahren,
Herr, Du kannst die Deinen wahren;
Ach, wenn alle Hoffnung schwand —
Nimmst Du sie in Deine Hand!

Und in Deiner Hand geborgen
Weiß ich alle ohne Sorgen;
Mitten in des Krieges Fahrten
Blüht hier süß ein Friedensgarten,
Leben, Liebe, sichres Land:
Vater, Herr, in Deiner Hand!

Digitized by Google

Franz Defregger

von Dr. Jos. Scheuber, Schwyz

Auf der Höhe von Spinges, 1800 Mtr. über Meer, grüßt aus tiefer Einsamkeit eine Schutzhütte. Der Glanz der Augustsonne ist ergossen über den Kranz der Firnen und Felsen ringsum, deren von Bergwassern befeuchtete Stirnen wie mit Chrisam gesalbt erscheinen. Denn es ist das hl. Land Tirol, auf dem wir stehen. Vor der Schutzhütte eine Patriarchen- und Greisengestalt im Kreise geliebter Kinder und Enkel, das Antlitz von schneeigem Barte umwallt, das seelenvolle, blaue Auge noch immer von einem heitern Schimmer verklärt. Das ist Franz Defregger, der Malerfürst Tirols. So sah den 75-jährigen Meister sein Biograph A. Rosenberg. Hierher kam Defregger über den Sommer Jahr für Jahr aus der Residenzstadt München, wo dicht am Englischen Garten sein schönes, erker- und verandengeschmücktes Haus mit stattlichem Atelier steht. In der tirolischen Heimat wurzelt sein Leben und seine Kunst. Dort ein abgeschiedener Bauernhof bei Dölsach war seine Geburtsstätte. In einfachen bäuerlichen Verhältnissen wuchs er auf. Zuerst der Gehilfe des Vaters bei der Bestellung des angestammten Landgutes, dann dessen wenig geschäftsgewandter Besitzer, wurde er durch Neigung und Talent wie mit innerer Nötigung zum Künstlerberuf gedrängt. Er fand Verständnis und Würdigung seiner reichen Fähigkeiten bei einem Innsbrucker Professor, der ihn nach München wies in die Schule Piloty's, wo der junge Tirolerkünstler nach mannigfachen eigenen Versuchen seine vollendete technische Ausbildung gewann.

Aber München, Paris und auch das klassische Italien, wohin der Künstler reiste, gaben ihm keine endgültige Richtung. Auch Piloty's groß und prunkvoll angelegte Geschichtsmalerei vermochte ihn nicht im Banne zu halten. Sein größter und einflußreichster Lehrmeister blieb Tirol, das Land seines Herzens und seines Pinsels. Keiner hat Tirol vor ihm so geschaut und dargestellt wie er, keiner schien eine Ahnung zu haben von dem hier schlummernden, noch ungemünzten Reichtum der Poesie.

Defreggers Name wird heute, 80 Jahre nach seiner Geburt, in Ehrfurcht und Liebe genannt, soweit die deutsche Zunge klingt. An Defreggers Künstlerhand und mit seinem Künstlerauge sei uns eine kurze Fahrt gegönnt

Digitized by Google

durch das heiß umstrittene Land, auf das sich in der Gegenwart die Blicke der ganzen Welt richten, durch Tirol, das idyllische, das heldenmütige und das heilige Land.

Eine schlichte, aber idyllisch reizvolle Tiroler Bauernstube. Ein junges Studentlein ist heimgekommen in die Ferien. Kaum hat es die Stube betreten, so wird es von seinen Geschwistern umringt, und sie setzen ihm das inzwischen geborne, jüngste Brüderchen auf den Arm, das den Ankömmling nicht ohne Mißtrauen und Befremden betrachtet. Die Eltern und eine in der Türe erscheinende Magd sind die teilnehmenden Zuschauer dieses heitern Vorganges, den der Künstler wiedergab mit der Aufschrift: Die Brüder (1871).

Im Jahre 1882 entstand das berühmte Gemälde: Der Salontiroler. Ein junger, tüchtiger, bescheidener Beamter oder Gelehrter ist zur Erholung in die Tirolerberge gekommen, durchaus nicht einer jener Bergfexe, die durch ihre Albernheit wackern Leuten den Besuch der Berge verleiden. Allein er hat die Unvorsichtigkeit begangen, sich, um mehr Eindruck zu machen, in die Tracht eines Tirolers zu kleiden, ohne doch Mundart und Volk von Tirol zu kennen. Wir sehen ihn in einer Alphütte bei einfachem Mahle sitzen im Kreise echter Tiroler Bauern- und Jägertypen und zweier Sennerinnen in der kleidsamen Vinschgauertracht, die ihm im Tone scheinbaren Entgegenkommens die ergötzlichsten Dinge sagen, ohne daß er sie versteht. Jedem neuen Mißverständnis folgt ein Ausbruch ihrer Heiterkeit. So rächt sich der Wiederspruch zwischen Kleidung und Persönlichkeit.

Gegenwartsinteresse behauptet das Gemälde: Kriegsgeschichten (1887). Ein Tiroler Kaiserjäger ist aus dem bosnischen Feldzuge (1879) heimgekommen und erzählt im Kreise seiner Angehörigen und Nachbarn seine Kriegserlebnisse. Auch hier fesselt wie in den genannten Bildern eine meisterhafte Charakterzeichnung. Der junge Erzähler ist vor der Zeit ernst geworden. Er berichtet schlicht und einfach und doch mit berechtigtem Selbstbewußtsein, während sich in den Mienen der Zuhörer regste Teilnahme und Begeisterung, selbst Stolz auf ihren tapfern Landsmann mischen.

Das Bild: Die erste Pfeife führt wieder in den traulichen Kreis einer Tiroler Bauernfamilie. Der Vater hat in heiterer Feierabendstimmung seine Pfeife angezündet und gibt sie zum Versuche seinem jüngsten Büblein, das sie mit vergnüglich ernsthafter Miene zwischen den kleinen Lippen zu fassen sucht. In den Zügen der Mutter und des Schwesterchens, die zuschauen, mischt sich mit der Heiter-

Digitized by Google

keit ein leises Mitleid über den Beginn einer Gewohnheit, deren Tragweite nicht abzusehen ist.

Noch hundert andere liebliche und idyllische Szenen aus dem Tiroler Volksleben hat Defregger dargestellt. Er ist unerschöpflich in seiner feinen Beobachtungsgabe und vollendeten Charakteristik. Alle Einzelheiten: Landschaftsstudien, stimmungsvolle Innenräume, Höfe und Wohnstuben, Straßen und Gassen, Volkstypen seines Landes hat er oft und oft gezeichnet und damit eine bewunderungswürdige Lebenswahrheit in seinen Bildern erzielt. Freilich liebt er vor allem die anmutsvollen und heitern Züge des Volkslebens, Volksbelustigungen, Szenen stillen häuslichen Glückes aus dem Leben der Sennen, Jäger und Bauern, selten hat er Weh und Sorge des peinvollen Alltags, das Ringen mit der herben, gebirgigen Natur dargestellt. Bei aller Wirklichkeitstreue liegt Sonnenschein auf seinen Bildern. Er lacht treuherzig mit seinen Tirolern und bringt den Beschauer zum Lachen, und das ist nicht der letzte Grund für die unermeßliche Volkstümlichkeit seiner Bilder.

Ein Vergleich mit manchen Stilleben der niederländischen Maler liegt nahe. Eine ähnliche Wirklichkeitsbeobachtung und feine Seelenkunde bewundern wir bei J. Steen, van Mieris, P. de Hooch, J. Vermeer u. a. Sie verbanden mit diesen Vorzügen eine große Meisterschaft in Technik und Farbengebung. Hat Defregger die feinsten und wechselvollsten farbigen Reize nicht immer im gleichen Maße wie sie gesucht und erzielt, so finden sich doch auch bei ihm manche bisher zu wenig beachtete Farben- und Ölskizzen von sehr weicher und harmonischer Tönung, anderseits entschädigt er überreich durch größere Mannigfaltigkeit der Charaktere, tiefere Empfindung und edleren Geschmack in der Wahl des Gegenstandes; Sauf- und Raufszenen, wie die Niederländer, hat er nie gemalt.

Den Werken Defreggers ist, wie denen der niederländischen Meister, wiederholt der Vorwurf begegnet, daß sie zu bewußt und aufdringlich *erzählen* wollen, immer hätten diese Bilder eine novellistische Spitze, stets suchen sie Spannung zu erwecken, mit Vorliebe gipfeln sie in irgend einer fesselnden Anekdote. Gewiß, der Grundsatz Bodmers und Breitingers, die Dichtung sei redende Malerei und die Malerei stumme Dichtung, ist längst von Lessing widerlegt worden. Und doch schließt die Malerei das erzählende Moment nicht rundweg aus, ebensowenig wie das dramatische. Lionardo da Vinci sieht einen besondern Vorzug der Malerei darin, daß sie in einem Augenblick erzählt, was der Sänger nur in längerer Zeitfolge mitteilen kann. Das gilt nicht nur vom

Digitized by Google

Geschichtsbildnis, wo die Erzählung vorwaltet, sondern auch vom Sittengemälde, das nicht nur Zustände schildert, sondern mit Vorliebe auch die Erzählung zur Charakterzeichnung heranzieht und verwertet.

Nicht nur die Idylle ist Defregger geläufig, nein, auch das groß angelegte, figurenreiche Geschichtsbild. Tirols großes Heldenzeitalter wollte er durch seine Kunst für alle Zeiten seinem Volke beurkunden und besiegeln.

Das Gemälde: Vor dem Aufstand (1885) vergegenwärtigt eine Waffen- und Sensenschmiede in abgeschiedener Felsenhöhle. Ein mutiges Tirolermadel hat ein Schreiben Andreas Hofers gebracht, das einer der hier anwesenden wetterharten Männer vorliest. Die Spannung, womit alle zuhören, die Entschlossenheit in Miene und Haltung, der Zorn, der aus den Augen flammt, sagt es deutlich, daß der Augenblick der blutigen Entscheidung gekommen ist.

Die Heimkehr der Sieger (1876) ist das heitere Gegenbild dazu. Die Freude der mit klingendem Spiel heimkehrenden Kämpfer, besonders des Fähnrichs, der jauchzend die Fahne schwingt, stimmt zusammen mit dem Jubel des Volkes, das bei aller Zufriedenheit über den Sieg doch keinen Übermut zeigt, auch nicht gegen die gefangenen Franzosen, die mitgeführt werden.

Das Bild Andreas Hofer in der Hofburg zu Innsbruck (1879 gemalt) zeigt den Tiroler Nationalhelden auf der Höhe seiner Erfolge, im Glanz des frisch gepflückten Ruhmes. Er empfängt in prunkvollem Gemache einen Abgesandten des Kaisers, der ihm ein huldvolles Handschreiben des Monarchen und eine kostbare Ehrenkette überreicht. Köstlich wirkt der Gegensatz zwischen dem feinen Höfling, der mit der anmutigsten Haltung und dem verbindlichsten Lächeln den Brief des Kaisers übergibt und Hofer, dem Neuling in der Diplomtie, der mit seiner Umgebung zögernde Vorsicht und scharf prüfende Zurückhaltung teilt.

Erschütternd ist die Szene Andreas Hofers letzter Gang (1878 gemalt), ein Bild, das erst aus mühsamen Studien langsam gereift ist. Hofer nimmt am Gefängnistor, bevor er zum Tode geht, von den Seinen Abschied, voll Würde und Fassung, das Haupt hoch erhoben und von tiefem, feierlichem Ernst übergossen. Aber rings um ihn, wie eine Brandung, der wogende Schmerz seiner Kampfgenossen. Zum Teil verwundet, drängen und schleppen sie sich heran und können das grausige Geschick des Helden nicht fassen.

Digitized by Google

Nicht minder volkstümlich und ergreifend und von einer fast Shakespeare'schen Kraft beseelt ist das Gemälde: Das letzte Aufgebot (1874), eine der vollkommensten Schöpfungen Defreggers. Die packendste Wirkung auf die Völker Deutschlands und Österreichs war ihm für die Gegenwart vorbehalten. Die Blüte der Tirolermannschaft ist gefallen oder in Gefangenschaft geraten. Es gilt, die letzte Volkskraft aufzubieten gegen den übermächtigen Feind. Nun schildert der Maler den Aufmarsch des Landsturmes, dieser todesmutigen Greise mit Sensen, Gabeln, Äxten bewaffnet, denn Stutzen gibt es fast keine mehr. Aber das Herrlichste ist die Charakterzeichnung: Diese hagern, ausdrucksvollen, wachsbleichen Gesichter, in den Augen jenes heimliche Leuchten glühenden Grolles und todesmutiger Entrüstung. Wortkarg, finster, zum Tode entschlossen ziehen sie voran; das erste Glied der Gruppe bildet für sich eine Reihe prächtiger Greisentypen.

Auch die Sammlung der Aufständischen zum Kampfe, den Vorabend der Schlacht am Isel und besonders das tief tragische Geschick des Tharerwirtes hat der Maler mit ähnlicher Meisterschaft und patriotischer Wärme geschildert. Er ist in diesen Werken Erzähler und Dramatiker großen Stils. Mit Stift und Pinsel hat er seinem Volke verbildlicht, was sein Landsmann und Zeitgenosse Karl Domanig mit ebenbürtiger Kraft der Gestaltung und Beseelung in der dramatischen Schöpfung: Der Tiroler Freiheitskampf zur Anschauung brachte.

Es lag nahe, das Tirolervolk nicht nur von seiner idyllischen und heroischen Seite zu fassen, sondern auch die tiefsten Triebkräfte seiner Größe und Eigenart, sein Glauben und Beten mit in den Kreis künstlerischer Darstellung zu ziehen. Hat Defregger auch selten ausgesprochen religiöse Bilder gemalt, so ist er doch nicht achtlos an Tirol, dem heiligen Land, vorübergegangen. Wie Franz von Reber schon vor mehr als 30 Jahren es richtig herausfühlte, wirkt seine Kunst schon dadurch erhebend und auch sittlich veredelnd, daß sie allem Unreinen und Gemeinen so entschieden aus dem Wege geht.[1]) Einen Einblick in echt christlichen Familiengeist gewährt das anmutende Bild: Das Tischgebet. Für seine Heimatkirche Dölsach schuf Defregger das schöne Altargemälde: Die hl. Familie. Schüler und Nachahmer der großen venezianischen Meister waren zumeist die Kirchenmaler Tirols, aber leider stand ihre Kunst nicht immer auf der Höhe ihrer Aufgabe. Defregger wahrte insofern den

[1]) Geschichte der neuen deutschen Malerei III S. 277.

Digitized by Google

Zusammenhang mit der heimischen Überlieferung, daß er in diesem Kunstwerke nicht völlig unabhängig von venezianischem Einflusse blieb. Aufbau, Gewandung und Ausstattung des Bildes erinnern an Giorgione's berühmte Madonna von Castelfranco. Dafür äußert sich in den Gesichtszügen und in der Farbengebung eine sinnig-fromme, schlichte Auffassung, die aus echt deutschem Gemüte erwachsen ist. Vierzehn Jahre später (1886) hat Defregger wieder eine Madonna gemalt, die ganz in weiße Schleier und Gewänder gehüllt, mit dem Kinde in den Armen auf Wolken schwebt, eine von erhabenster Majestät beseelte Frauengestalt, wohl die hehrste und edelste, die der Meister geschaffen.

Überblicken wir des Künstlers Wandel in Kunst und Leben, 80 Jahre nach seiner Geburt, so dürfen wir ihn als eine der edelsten Künstlererscheinungen unserer Zeit begrüßen und beglückwünschen. Zu dem Großen, was er als Künstler geleistet, tritt auch der lautere, wahre und edle Mensch, treuherzig und ehrlich wie seine Bilder selbst. Seine Kunst schöpft aus heimattreuem, vollem Herzen und hat dafür auch die Herzen eines großen Volksstammes gewonnen. Für die Ereignisse der Gegenwart bleibt ihm der Anspruch auf die größte Erkenntlichkeit des deutschen und österreichischen Volkes. Durch die schlichte und warmherzige Beredsamkeit, die seinen Werken entströmt, hat er politisch getrennte Stämme deutscher Zunge näher zusammengeführt und jene opfermutige Bundestreue und Herzensgemeinschaft anbahnen geholfen, die heute auch in außerdeutschen und selbst feindlichen Landen Bewunderung findet.

Abend / Von Martha Grosse.

Aus Ernst und Schweigen wächst des Abends Werk.
Was spielerisch getändelt hell im Licht
Und von dem Tage kurzen Glanz geborgt,
Ist ausgelöscht. Nun leg der Seele billigen Flitter ab,
Lösch aus das Lächeln, drin du dich verschwendet
An tausend Nichtigkeiten über Tag.
Und ohne Schmuck, ohn' alles, was nicht du,
Du selber bist und Dein ureigen Ich,
Tritt zum Gebete in des Abends Dom.

Digitized by Google

Die Fahne heraus!

Von Pfarr-Rektor R. Mäder, Basel.

Fahnen sind da, um gesehen zu werden, von uns und den Andern. Seit zwanzig Jahren streiten wir uns über diese Selbstverständlichkeit. Die Fahnen wandern in die Archive. Namenlos irren wir umher, Niemandskinder, deren Vater und Mutter man nicht kennt. Wir wissen nicht, wohin wir stehen sollen. Sogar das von einem Humorvollen für eine gewisse Presse vorgeschlagene Jahresinserat **„Unterzeichnete sucht einen Standpunkt"** würde manchem Blatt zu viel Ehre erweisen. Der Standpunkt, die für uneinnehmbar gehaltene Festung der Idee, hat dem komfortabel eingerichteten Schützengraben der Opportunität Platz gemacht, den man im Notfall ohne zu großen Schaden opfern kann.

Wir fordern für unsere Aktion mehr offene Grundsätzlichkeit. Ich weiß nicht, welcher Vater seinem scheidenden Sohne die Mahnung gab: **Wo du hinkommst, hisse in 24 Stunden deine Fahne!** Auf jeden Fall muß diese Regel Motto unserer religiösen, sittlichen, literarischen, politischen, sozialen Wiedergeburt werden. Das neue Geschlecht wird überall rechtzeitig seine Visitenkarte abgeben.

Wir fordern mehr Tendenz! Die Tatsachen sind souverän und eigensinnig. Man muß sie nehmen wie sie sind, so gut wie die Wahrheiten. Der menschliche Geist kann sie erforschen, finden, verarbeiten, werten, systematisieren, aber er kann sie nicht ändern. Sie sind wie sie sind oder sie sind nicht. Andererseits aber sind **die Tatsachen nicht selbständige und absolute Erscheinungen in Weltplan und Weltgeschichte. So wenig wie die einzelnen Persönlichkeiten. Sie müssen dienen, hüben oder drüben. Sind entweder mit Gott oder gegen Gott. Neutrale Tatsachen gibt es keine. Neutrale Wahrheiten auch nicht. Jede ist Soldat.**

Also die Fahne heraus! Kein Wort klingt so unwissenschaftlich, unnobel und unpopulär wie Tendenz! Ein Werk mit Tendenz, wenigstens mit katholischer Tendenz, ist gerichtet. Wir werden nicht müde, bei jeder Gelegenheit bis zum Ueberdrusse zu wiederholen, daß wir bei allem, was wir machen, keine konfessionellen Tendenzen verfolgen, daß wir keine Herrschaftsgelüste haben. Ein Klub der Harm-

Digitized by Google

losen! Ich kann diese Sprache nicht verstehen. Sie ist weder männlich noch deutsch noch wissenschaftlich noch katholisch. **Tendenz ist Zielbewußtsein, kraftvolle Durchführung eines Gedankens im Dienste Gottes oder des Teufels.** Denn es gibt nur zwei Tendenzen. Ich sage nicht: Fort mit aller Tendenz! Ich sage im Gegenteil: **Mehr Tendenz! Überall Tendenz! Mit andern Worten: Überall sollen wir wissen, was wir wollen, wollen, was wir wissen und sagen, was wir wollen.**

Überall Tendenz! Im Namen Gottes des Allmächtigen! Uns war es immer ein Rätsel, wie im Zeitalter der Exerzitien die Tendenzlosigkeit des literarischen, politischen und sozialen Arbeitens so hartnäckige und erfolgreiche Verteidiger in unsern Reihen finden konnte. Wir verstanden es nicht, wie auf Grund der ignatianischen Fundamentalbetrachtung mit himmelstürmender Beredsamkeit das Riesengewölbe einer weltumspannenden Lebensauffassung gezogen werden konnte: Alles aus Gott — Alles in Gott — Alles zu Gott — und wie trotzdem die Irrlehre vom Reinweltlichen auch unter unsern Besten so schreckliche Verwüstungen anzurichten imstande war, daß Gott zuerst eine Provinz nach der andern verlor und zuletzt ein König ohne Land wurde. Unsere Aufgabe wird es sein, diese verlorenen Provinzen, wirkliche terra irredenta, zurückzuerobern. Nicht für private Herrschgelüste, sondern für den, welchen Gott zum Erben gesetzt über Alles, durch den er auch die Welt gemacht (Hebr. 1, 2). Dieses Testament zu verwirklichen, ist unsere literarische, politische und soziale Erstpflicht! Die katholische Kirche hat aus dieser ihrer Tendenz nie einen Hehl gemacht. **Das Programm und der Inbegriff unserer konfessionellen d. h. katholischen Tendenzen sei das pauliniſche, von Pius X. zur modernen Parole gemachte Omnia instaurare in Christo. Alles christianisieren, Alles katholisieren, Allen die ganze Wahrheit, das volle Recht, das echte Glück bringen, die Inthronisation Christi in allen Geistern, allen Herzen, zu allen Zeiten, an allen Orten. „Denn da er ihm alles unterworfen hat, hat er nichts gelassen, was ihm nicht unterworfen wäre."** (Hebr. 2, 8.) Dieses Wort läßt keine Übertreibungen zu, vor Allem aber keine Abschwächungen. Entweder wir verfolgen überall diese pauliniſchen Tendenzen oder wir denken, reden, schreiben und handeln nicht katholisch.

Überall Tendenz! Im Namen der Vernunft! Es gibt keine Religion, keine Philosophie, keine Partei, die nicht ihre Tendenzen hat. Und wenn eine Religion, eine Philo-

Digitized by Google

sophie, eine Partei behaupten würde, daß sie keine Tendenzen hat, dann sagt sie entweder die Wahrheit und erklärt damit, keine Daseinsberechtigung zu haben. Oder sie lügt aus Taktik und verdient wie alle Feiglinge und Betrüger die Verachtung der Welt. **Keine Tendenz haben wollen ist die Proklamation geistiger Armut oder Charakterlosigkeit.** Eine Tat ohne Tendenz ist eine Tat ohne Seele, ist Spielerei, Zeitverlust. Jedes Kunstwerk, das diesen Namen verdienen will, ist nur dann gut und wahr und schön, wenn es, bewußt oder unbewußt, in seiner Tendenz hinaufstrebt zur unerschaffenen Gutheit, Wahrheit und Schönheit!

Daß das Gesetz der Tendenz immer mehr aus der katholischen Literatur und Presse schwindet, hat sie auf ihren jetzigen geistigen Tiefstand herabgedrückt. Manche Zeitschrift und Tageszeitung könnte ebensogut von Nichtkatholiken geschrieben worden sein, ohne daß eine einzige Zeile geändert werden müßte. Ihre Überflüssigkeit ist damit unwiderlegbar dargetan.

Die Stimmen von Maria-Laach haben z. B. in einer herrlichen Studie über Mallinckrodt (7. Band) betont: **Gott hat nicht verschiedene Werke gewirkt, von denen das eine unabhängig wäre vom andern. Er hat Ein Werk geschaffen und wirkt im Einen fort, tangiert dabei alles. Dieses Werk ist das Reich seines Sohnes, ist die katholische Kirche.** — Somit wären alle Zeit- und Tagesereignisse Förderungen oder Hemmungen, direkte oder indirekte Beeinflussungen der Kirche. Diese Zusammenhänge herauszufinden und klar zu legen wäre die Aufgabe unserer Presse. Sie darf nicht bloß öffentliche Ablagerungsstätte und Sammelbecken sein. Sie soll bauen. Was nicht in einen Bauplan paßt, ist Schutt. Und Steine, die wir nicht verbauen, verbaut ein Anderer. Wie viele Redaktoren wissen mit den Tatsachen nichts anzufangen! Sie sind zu wenig Baumeister wie Sankt Wolfgang, dem nach einer Legende sogar der Teufel auf einem Schubkarren Steine zuführen mußte. Freilich ist der arme Redaktor nicht immer allein Schuld an der Tendenzlosigkeit seines Blattes. Das Geschäft beherrscht meist nicht nur die vierte, sondern auch die erste Seite. Und das Geschäft begreift nicht, wie der Adler Redaktor in Höhen schweben kann, wo es nichts mehr zu picken gibt. Denn „Ideen sind unfruchtbar"!

Gegen eine stärker hervortretende Tendenz wendet man **die Notwendigkeit der objektiven Berichterstattung** ein. Dazu hat einst der Rembrandt-Deutsche der exakten Wissenschaft folgendes ins Stammbuch geschrieben: Die falsche Objektivität ist vor Allem zu bekämpfen. Kaltblütigkeit ist nützlich und

Digitized by Google

auch ein Frosch hat kaltes Blut. Aber die Froschperspektive ist doch noch nicht die richtige Perspektive, um die Welt zu beurteilen. Der Mensch schwebt weder in den Wolken noch hockt er im Sumpfe. Er steht mit festem Fuß auf der Erde. Das Endziel der falschen Wissenschaft ist Tatsachen zu konstatieren. Das Endziel der echten Wissenschaft ist Welturteile abzugeben.

Die wahre Objektivität beginnt also erst, wenn die Tatsache ins richtige Licht gestellt ist. Das einzig richtige Licht ist Gott. Unsere Tendenz geht somit dahin, alle Dinge dieser Erde, eingeschlossen das „Reinwissenschaftliche", das „Reinkünstlerische", „Reinpolitische" und „Reinwirtschaftliche", in die einzig objektive Beleuchtung zu setzen, welche Gott, Christus, Kirche, Ewigkeit bieten.

Benedikt XV. hat in seiner Enzyklika Ad beatissimi den Grundsatz festgelegt: Kein Unberufener nehme sich heraus, in Büchern und Zeitungen oder öffentlichen Vorträgen sich als Vertreter des kirchlichen Lehramtes auszugeben. — Damit ist das Entscheiden, das letzte Wort in strittigen Fragen, an die zuständige kirchliche Autorität gewiesen. Durchaus verfehlt aber wäre es, in dieser päpstlichen Verfügung eine Vernehmlassung gegen die Behandlung religiöser Probleme in Zeitschriften und Tagespresse zu erblicken. Im Gegenteil „Unsere Zeitungen und Zeitschriften müssen, "wie derselbe Papst verlangt,,, von einem unverfälschten und tiefen katholischen Empfinden inspiriert sein". Also von einer klaren und ausgesprochenen Tendenz! **Die Fahne heraus! Auch unter Benedikt XV.!**

Ängstliche Seelen fürchten dabei für die gute Sache. Mit stillem unauffallendem Wirken komme man weiter. Man solle den Gegner nicht in seine Karten schauen lassen. Daran mag vieles wahr sein. Die Klugheit ist auch eine evangelische Tugend. Doch ist kluges Reden sehr oft Deckmantel für faules Handeln. Dann mag zugegeben werden, daß manchmal das Heraushängen der Fahne den Gegner zu neuer Tätigkeit reizt. **Im übrigen darf niemals außer Acht gelassen werden, daß wir in erster Linie schreiben, reden und arbeiten für die Befestigung der Eigenen und nicht für die Gewinnung der Gegner.** Nichts aber demoralisiert so sehr die eigenen Scharen, nichts treibt so Viele in fremde Lager als die Schwächlichkeit und Ängstlichkeit, mit der sie ihre Sache vertreten sahen. **Die Brückenbauerei ladet mehr zur Flucht als zur Rückkehr.** Die Einen finden, daß sie nicht so viel verlieren, wenn sie uns verlassen, die Andern finden, daß sie nicht so viel gewinnen, wenn sie zu uns stoßen. Also gehen wir, sprechen die Einen;

Digitized by Google

bleiben wir, sagen die Andern. Die flatternden Fahnen sammeln und werben, die verborgenen zerstreuen und entmutigen. Die Fahne heraus! Die offene Grundsätzlichkeit und unverhüllte Tendenz bringt uns weiter, wenn vielleicht hie und da auch etwas langsamer, vorwärts. **Sagen wir also Allen, was wir wollen. Der Katholizismus war nie Geheimlehre. Dafür hatte er zu viel Erobererblut und Marthyrerblut von jeher.** Fahnen sind da, um gesehen zu werden, von uns und den Andern!

Christus wird auch taktisch für alle Zeiten Vorbild bleiben. Und Christus hat vom ersten Tage seiner öffentlichen Wirksamkeit an so grundsätzlich klar gesprochen, daß sein Wort sofort zur Fahne wurde, zum Zeichen des Widerspruchs und der Nachfolge. Seine Jünger redeten und schrieben so fahnenfroh und fahnenstolz, so mit zielbewußter Konsequenz, daß sie alle Marthyrer ihrer starken Tendenz wurden. **Und Christus und seine Jünger haben gewiß auch etwas von der Methodik des Erfolges verstanden.**

Solon wollte, daß bei politischen Streitfragen parteilos bleibende Bürger gestraft werden. Die Neutralität in seinen Augen eine Sünde an Staat und Volk! Wir brauchen diese solonische Auffassung nicht auf die internationale Politik auszudehnen. Hier kann Neutralität Landespflicht werden. **Im Kampf der Ideen aber ist Parteilosigkeit eine Sünde an Gott, Wahrheit und Gewissen.** Da diese Sünde die literarische, politische und soziale Erb- und Massensünde der katholischen Gegenwart, ist deren Bekämpfung die erste literarische, politische und soziale Tagespflicht.

[Redaktionelle Nachschrift: Zu den im letzten Jahrgang des Gral veröffentlichten Aufsätzen von Pfarr-Rektor R. Mäder, Basel sind sowohl der Redaktion als dem Autor eine so ansehnliche Zahl von Zustimmungsschreiben zugekommen, daß wir dieselben nur hier verdanken können. Pfarr-Rektor R. Mäder wird seine Predigten über katholische Presse- und Literaturarbeit im Gral fortsetzen. Gral-Redaktion.]

Digitized by Google

Verschollen!

Erzählung aus dem Volksleben von M. Buol.

I.

Wie ein schroffer Grenzstein steht das Mendelgebirge aufgerichtet zwischen wälschem und deutschem Volke. Aber vor einigen hundert Jahren noch sprach man deutsch hüben und drüben vom Mendelpasse. Und das Kirchlein von Sankt Nikolaus, das sich an den östlichen Felsenhang lehnt, hatte den gleichen Priester wie das Antoniuskirchlein von Ruffrè auf der andern Paßseite. Dieser Priester mußte freilich flinke Beine haben, denn von der einen Kirche zur andern ist's über den Berg hin immer ein Weg von drei Stunden. Heute hat jedes Kirchlein seinen eigenen Priester, und die beiden erinnern sich wohl nicht mehr, daß sie einst Schwestern waren. Nur das Gnadenbild der Muttergottes von Sankt Nikolaus, das hat sich ein Plätzlein bewahrt in der Kirche von Ruffrè. Das Volk von Sankt Nikolaus aber ist deutsch geblieben und die Leute von Ruffrè sind wälsch geworden.

Den Nonsberg nennen die Deutschen, was westlich von der Mendel liegt; das Nonstal, Val di Non, nennen's die Wälschen. Aber ob Tal oder Berg, es ist ein schönes Stück Gotteserde. Alpentriften und Lärchenhaine schmiegen sich an den Berghang, und weiter drunten, am tief eingeschnittenen Felsenbette der stürmischen Novella, grünen Maisfelder und Reben. Dorf an Dorf drängt sich da, die meisten dieser Dörfer uralter Kleinadel; denn ihr Ursprung reicht zurück in die Zeit, wo dieser Landstrich den römischen Namen Anaunia trug und fromme Glaubensboten die Christuslehre mit ihrem Blute besiegelten.

Weil aber in den vielen Dörfern und Dörflein auch viele Menschen wohnen, weit mehr als Mutter Anaunia nähren kann, darum wandert manches Nonstalerkind in die Welt hinaus, um zu erwerben. Viele verdingen sich im deutschen Tirol und kehren dann über Winter ins Vaterhaus zurück; viele aber schweifen weit hinaus in die Fremde, nach Deutschland und Frankreich, ja selbst in die Urwälder und Kohlengruben der neuen Welt.

So hatte es auch Giovanni Larcher gemacht, der vor mehr als drei Jahren Ruffrè verlassen hatte und nach Ohio

Digitized by Google

gezogen war. Zuvor aber hatte er — denn seines Berufes war er Maurer — den Seinen ein Haus gebaut in schöner, luftiger Lage über seinem Heimatdorfe. Die Italiener sind gesellige Leute; sie lieben Einzelhöfe nicht. Auch Giovanni Larcher hatte für sein Häuschen gute Gesellschaft gesucht. Goslari nennen die Wälschen den Weiler, der gleich unter dem Mendelpasse liegt; die Seehäuser nennen ihn die Deutschen, denn einst war hier ein Bergsee, wo das alte Nonsberger Adelsgeschlecht der Thun das Fischereirecht übte. Der See ist längst ausgetrocknet, nur am Abhang darüber, gerade unter der Straße, die vom Passe herab gen Fondo führt, stehn noch die alten Fischerhäuser, mit rissigen Mauern und grauen Schindeldächern. Da nahm sich Giovanni Larchers Haus schon anders aus! Das war spiegelblank und weiß, die Fensterläden hellgrün, der gußeiserne Söller silbergrau gestrichen, und das neue, grellrote Ziegeldach leuchtete froh in die Gegend hinaus.

Ein rauher Märzenabend war's. Am Söller des Larcherhauses stand ein junges Weib, schlank und blond. Ein blondes Kind hielt sich mit beiden Händchen an ihrer Schürze. Sie trug eine Wollenbluse und einen Rock aus Loden, einfach aber geschmackvoll in Farbe und Schnitt. Das schöne, reiche Haar sorgsam gescheitelt. Nichts Auffallendes war an ihr, nur daß man's auf den ersten Blick merkte, daß sie hier eine Fremde war.

Hinter den Gletschern im Westen sank blitzend die Sonne. Das Weib beschattete die Augen mit der Hand. Dann raffte sie die Wäsche zusammen, die sie tagsüber am Söller getrocknet hatte.

Das Büblein aber spähte durch die grauen Gitterstäbe des Söllers, und dann riß es die Mutter an der Schürze und rief mit hellem Stimmchen: „Nonno!"

Die Mutter warf einen raschen Blick nach jener Seite hin, wo gerade ein alter Mann mit einem großen Rückkorb vom Fußpfad heraufstieg. Dann neigte sie sich zum Kinde und sagte in deutscher Sprache: „Fritzchen, der Großvater!" Und gleich nachher noch einmal: „Fritzchen, versuch's mal, sag: Großvater!"

Der Kleine bewegte ein paarmal die Lippen, aber das Wort war ihm wohl zu schwer. Lachend wiederholte er: „Nonno!"

Ein leiser Seufzer entfuhr den Lippen der jungen Frau. Ach, ihr Kind hatte den Nonno so lieb! Und es hörte sich lieber Rigo als Fritzchen rufen. Doch sie durfte nicht eifersüchtig sein auf den Alten. Er war ja der Vater ihres Giovanni und ihre einzige Stütze. Und er mühte und plagte

Digitized by Google

sich redlich mit seinen siebzig Jahren. Erst gestern war er mit seinem Rückkorb voll Butter über die Mendel hinübergewandert, und nun hatte er wohl schon alles verkauft, sonst käme er nicht zurück. Es war gewiß ein harter Weg gewesen über die Paßhöhe, wo der Schnee noch hoch lag und der Wind so scharf pfiff. Sie wollte ihm gleich ein Feuer machen, damit er sich wärmen könne. Auch das Nachtmahl wollte sie ihm früher bereiten.

„Giovanna, der Nonno kommt!" rief von unten herauf die alte Gina, eine ehrenwerte Jungfrau, die in einem Kämmerlein des Erdgeschosses zur Miete wohnte. Sie war zwar kaum jünger als der Alte, aber sie nannte ihn doch immer Nonno, weil sie ihm als Hausherrn diesen Ehrentitel geben wollte.

„Ich weiß schon!" rief die blonde Frau zurück und eilte hinab in die Küche.

Als der Nonno ins Haus trat, fand er seine Schwiegertochter schon am Herde, wie sie einen zersplissenen Kienspahn anzündete. „Kommt herein, Vater, wir werden gleich Feuer haben", begrüßte sie ihn auf Italienisch, das sie leidlich gut, wenn auch mit stark deutschem Akzent sprach.

„Ihr müßt wohl recht gefroren haben", fuhr sie fort. „Seid ihr auf der Mendel nicht ein bißchen eingekehrt? Die Schwemme beim Hotel Spreter steht ja offen."

„Das fehlte gerade"! erwiderte der Alte, während er den Rückkorb von seinen Schultern gleiten ließ. „Meinst du, ich wolle die paar mühsam erworbenen Kreuzer wieder versaufen? Man gewinnt ohnehin nicht viel beim Butterhandel. Misericordia! Die Lebensmittel steigen von Jahr zu Jahr, seit so viele Fremde auf die Mendel kommen!"

Die Frau wollte erwidern, daß die Fremden auch ihr Gutes hätten und viel Geld ins Land brächten. Aber sie kam nicht mehr zu Worte. Denn in diesem Augenblicke trippelte Klein Rigo in die Küche und warf sich jubelnd dem Großvater entgegen.

„Nonno! Nonno!" Beide Ärmchen schlang er um die Beine des Alten. Der hob ihn zärtlich empor und klopfte und streichelte die rosigen Wangen. Mit dem Kleinen auf dem linken Arm trat er zum Herde, wo jetzt ein lustiges Feuerlein zu flackern begann, und streckte die freie Hand darüber, um sich zu wärmen.

„Wie er dir gleicht"! sagte er nach einer Weile, während er vom Kinde auf die Mutter blickte. „Er ist ein kleiner Deutscher, nicht wahr, Giovanna?"

Digitized by Google

„Das ist euch wohl nicht recht", antwortete sie, ohne aufzublicken. Zugleich langte sie eine Pfanne von der Wand und goß Wasser hinein.

„Warum soll's mir nicht recht sein"? erwiderte er unbefangen. „Mir gefallen die Blonden. Das Jesuskind war auch blond. Und gegen die Deutschen habe ich nichts, im Gegenteil! Schau, Giovanna, haben wir hier im Nonstal auch nur ein einziges Spital? Nein, nicht wahr? Es ist eben niemand unter uns, der an die Armen und Kranken denkt. Wenn einer Geld hat, dann behält er's für sich und für seine Kinder, oder wenn er keine Kinder hat, dann braucht er's für seine Neffen und Vettern. Aber bei den Deutschen im Land drunten, da sind überall Spitäler mit Schwestern zur Pflege; die haben gute Leute gestiftet. Und ich denke mir oft, wenn ich einmal auf einer meiner Wanderungen erkranken sollte, was Gott verhüte, dann brauchte ich doch nicht am Wege liegen zu bleiben, weil bei den Deutschen für die Armen gesorgt ist. Überhaupt", er ließ sich langsam auf die Bank neben dem Herde nieder, „überhaupt, Giovanna, was sollte unsereiner anfangen ohne die guten Leute? Schau, wohin ich auch mit meiner Butter komme, ob die Leute kaufen wollen oder nicht, überall heißt es: „Buttermandl, komm nur herein! Magst was zum Essen, Buttermandl? Magst auf dem Heu liegen, Buttermandl?" Daß ich Faustino Larcher heiße, wissen wohl die wenigsten. Aber alle haben mich gern und sind gut zu mir. Deswegen wenn mir jemand über die Deutschen schimpft, dann sag ich immer: Die Deutschen sind nicht schlecht. Denn das hab ich oft erfahren; wo man zum Kreuzmachen die ganze Hand braucht, ist viel weniger Nächstenliebe als dort, wo man nur den Daumen braucht. Aber ecco! meine gute Giovanna", er hielt inne und seufzte, „dich sieht man gar nie das Kreuz machen, weder mit der ganzen Hand noch mit dem Daumen."

In der Pfanne stiegen Bläschen auf, kleine lustige, tanzende Bläschen. Starr, ohne zu zucken, schaute das junge Weib darauf hin, als wolle sie sie zählen. Doch plötzlich brach sie in Schluchzen aus.

Der Kleine merkte nichts davon; er tändelte vergnügt mit einem der abgegriffenen Knöpfe, die den Rock des Großvaters zierten. Faustino aber blickte betroffen ins schmerzverzogene Gesicht seiner Schwiegertochter. „Ja ums Himmelswillen, Giovanna, das darf dich doch nicht kränken! Oder ist es nicht natürlich, wenn ein alter Christ es gern sähe, daß seines einzigen Sohnes Weib wenigstens das Kreuzzeichen machen könnte?"

Digitized by Google

Jetzt war's zu viel! Johanna ließ den Stiel der Pfanne fahren, schlug die Hände vors Gesicht und eilte hinaus. Und der alte Faustino mußte sich wohl oder übel bequemen, seine Abendpolenta selbst zu rühren.

II.

Droben in ihrer Kammer saß Johanna, die Stirn auf die Hand gestützt, und schluchzte fort. O hätte sie doch ihr Kind auf den Arm nehmen und fliehen dürfen. Weit weg fliehen von dem einfältigen Alten, der nichts kannte und nichts wußte als sein Dorf und was rundum lag, und der die Mutter seines Enkelkindes für eine Heidin hielt! Aber sie durfte nicht. Er war doch Giovannis Vater, und das Haus, das sie bewohnte, hatte Giovanni gebaut, und was sie da noch umgab von schönen Erinnerungen, das war wie kleine Goldstäubchen, die zurückgeblieben sind von einem reichen, verlorenen Schatze.

Vor fünf Jahren war's. Sie diente als Stubenmädchen bei Justizrat Tessendorf in Leipzig. Als eines einfachen Landschullehrers Töchterlein war sie in diese Stelle gekommen bald nach dem Tode ihres Vaters. Rasch hatte sie sich zurechtgefunden. Sie war reinlich und arbeitsam, war tüchtig im Plätten und Ausbessern der Wäsche, und die Familie war mit ihr zufrieden. „Hannchen", sagte die Frau Justizrat oft, „ich hoffe, Sie bleiben uns ein paar Jährchen; ich hoffe, Sie werfen sich nicht dem Nächstbesten an den Kopf!"

Hannchen hatte das gar nicht im Sinne. Sie wollte heiraten, aber möglichst spät, und erst wenn sie sich etwas Ordentliches erspart hätte. Und dann sollte es ein Städter sein, denn aufs Land hinaus wollte sie nicht mehr. Und ein Mann mit netter Lebensstellung sollte es sein, etwa ein Kaufmann oder ein kleiner Beamter. Oder am liebsten ein Lehrer, wie es ihr Vater gewesen war! Das waren ihre Zukunftsträume. Aber Zukunftsträume gehn selten in Erfüllung.

Eines Tages war sie auf den Dachboden gegangen, um die Teppiche auszuklopfen. Gerade vor sich hatte sie eine Dachlucke, groß wie ein Fenster, durch die reicher Sonnenschein strömte. Hannchen stellte sich in den Bereich der Sonne und ließ die Stäubchen lustig tanzen. Plötzlich, während sie ganz in ihre Beschäftigung vertieft war, trat ein großer Schatten zwischen sie und die Sonne. Und als sie aufblickte, sah sie einen Mann, der sich zur Dachlucke hereinneigte.

Digitized by Google

Mit lautem Aufschrei ließ das erschrockene Mädchen den Teppich fahren und sprang zur Seite.

Nun erst bemerkte sie der seltsame Besucher. Flugs schwang er sich durch die Lucke, und entschuldigte sich, daß er sie erschreckt habe. Er sei Maurer und habe Arbeit am Hausdache. Ob sie denn nicht gesehen habe, daß man das Dach ausbessere?

Er sprach das seltsamste Deutsch, daß sie je gehört hatte; es war gerade so, als wolle er alle Wörter kurz und klein hacken. Hätte ein anderer so geredet, sie hätte hellauf gelacht. Aber sie lachte nicht. Sie war gebannt von der eigenartigen Gestalt, die im vollen Sonnenglanze vor ihr stand. Braun von Gesicht, die schwarzen Locken wirr um die Stirn, das Arbeitskleid zerrissen und zerflickt, das Hemd auf der Brust offen, ein halber Wilder für die Augen eines sächsischen Mädchens, so stand er da; und bei alledem war er so seltsam schön, so gewinnend mit seinen sanften, lachenden, treuherzigen Augen und den edel geschnittenen Zügen, daß es dem verwunderten Hannchen war, als sei in ganz Leipzig, ja im ganzen Sachsenlande kein Mann wie dieser fremde Bursche.

Eine Weile blieb sie ganz still. Dann fragte sie halb verschämt, wer er denn sei und woher, denn ein Deutscher sei er einmal sicher nicht.

Er antwortete, er sei aus dem wälschen Südtirol, und wandere nun als Maurer von einer deutschen Stadt zur andern. Das tue er schon seit ein paar Jahren, und habe sich damit auch etwas verdient. Wenn er heimkomme, wolle er gleich anfangen, sich ein Haus zu bauen, und wenn er dabei auch Schulden machen müsse: ein eigenes Haus sei doch das Schönste, was es gebe. Und heim müsse er nun gar bald, denn die Mutter habe er früh verloren und nun sei zu allem Unglücke auch die einzige Schwester gestorben, und so habe der alte Vater niemand mehr als ihn.

Hannchen stand ganz stille und hörte ihm aufmerksam zu. Und als er dann unbefangen bemerkte, mit ihm allein sei dem alten Vater freilich nicht gedient, er werde ihm wohl auch eine Tochter ins Haus bringen müssen, da wurde sie gleich feuerrot.

Sie fühlte dieses Erröten, und ärgerte sich darüber. Und um ihre Verlegenheit zu verbergen, fragte sie den fremden Burschen, wie er heiße. Dann nannte sie auch ihren Namen, Johanna Brauns, wurde aber aufs neue rot, als er bemerkte: „Wir haben ja denselben Namen, Signorina! Ich Giovanni, und Sie Giovanna!“

Digitized by Google

„Wie Geschwister"! flüsterte sie verlegen, ohne recht zu denken, was sie sagte.

Und er verbesserte: „O nein Signorina, Geschwister tragen nie denselben Namen"!

Damit schwang er sich wieder aufs Dach hinaus und rief ihr noch ein fröhliches „Addio"! zu. Sie aber raffte ihren Teppich zusammen und floh. Und während sie mit glühenden Wangen hinunter eilte, war es ihr, als sei sie jetzt eine andere als jenes Hannchen, das eben vorhin mit kühl sorglosem Herzen diese Treppe hinaufgestiegen war. Und ihr war, als heiße sie jetzt nicht mehr Hannchen, sondern Giovanna.

Ihre eilige Flucht treppabwärts war nicht gar ernst gemeint. Bald nachher fiel ihr ein, daß sie am Dachboden etwas vergessen habe. Auch während der folgenden Tage schaffte sie sich droben immer wieder Arbeit. Und als das Dach des Hauses wieder gut in Stand gesetzt war, da hatten zwei junge Menschenkinder ihre Herzen an einander verloren.

O wie gern dachte Johanna jetzt in ihrer traurigen Verlassenheit zurück an jene ersten Begegnungen, an all die stillen Freuden der erwachenden Liebe, an das allmähliche Sichbewußtwerden dieser Liebe, die ja vielleicht eine Torheit war, aber ach, eine so schöne Torheit! Und wie sie dann so zerstreut und vergeßlich wurde, und wie sie den Wischlappen im Besuchszimmer liegen ließ mitten zwischen all den Nippsachen, und wie sie das Salz zum Morgenkaffee aufstellte, und wie der Herr Justizrat halb scheltend halb scherzend sagte: „Hannchen, ich wette, Sie sind verliebt!" Und wie ihr bei diesen Worten heiße Glut in die Wangen stieg, und wie sie doch um alles in der Welt nicht hätte Nein sagen mögen. Und wie sie sich dann eines Tages ein Herz nahm und alles ihrer Herrin gestand, die ja immer so mütterlich gut zu ihr gewesen war. Sie liebe und werde geliebt, sagte sie, und sie werde nun auch bald heiraten.

„Das freut mich für Sie, Hannchen, wenn's mir auch für uns leid tut", antwortete die Frau Justizrat. „Dacht' ich mir's doch immer, Sie würden bald eine Eroberung machen! Also wen heiraten Sie denn?"

„Einen italienischen Maurer aus Südtirol."

Die Frau Justizrat schlug die Hände ineinander. „Grundgütiger Himmel, Hannchen, sind Sie verrückt? Ein nettes, reinliches, gebildetes Mädchen wie Sie! In was für eine Umgebung werden Sie da kommen? In was für Häuser, die von Schmutz starren! Und katholisch ist der

Digitized by Google

Mensch sicher auch! Haben Sie denn das bedacht, armes Kind?"

Nein, an die Verschiedenheit der Religion hatte Hannchen noch gar nicht gedacht. Aber sie werde immer stramm protestantisch bleiben, versicherte sie. Und er sei so lieb und gut und werde sie gewiß zu nichts zwingen. Und was die Unreinlichkeit betreffe, so sei es damit gar nicht so schlimm, wie die gnädige Frau meine. Unreinliche Leute gebe es allerorts und reinliche auch. Sie werde sich erlauben, der gnädigen Frau ihren Verlobten in seinem Sonntagsstaate vorzustellen. Da werde die gnädige Frau gestehn müssen, daß er wie ein feiner Herr aussehe.

Aber all diese Versicherungen beruhigten die Frau Justizrat nicht. Sie blieb dabei, daß Hannchen eine Torheit begehe und diese Torheit noch bitter bereuen werde.

Nun, die kluge Frau Justizrat hatte falsch prophezeit! Johanna hatte ihre Ehe nie bereut, bereute sie auch jetzt noch nicht. Nicht mit Reue, nur mit brennender Sehnsucht dachte sie zurück an die kurze Lenzeszeit ihres Glückes.

Ein Jahr und einige Monate hatten sie zusammen gelebt als Mann und Weib. Zuerst drunten im Dörflein. Dann war das neue schmucke Heim bei den Seehäusern entstanden, und dort war das Kind geboren. Johanna hatte sich's ausgebeten, daß der Kleine einen deutschen Namen erhalte, Friedrich, den Namen ihres verstorbenen Vaters. Dafür mußte sie es wohl dulden, daß man ihn zur Kirche trug und daß ihn der Pfarrer von Ruffrè taufte. Die alte Gina war Kindsträgerin und Nonno Faustino Pate. Dann aber, ehe das Kind noch die ersten Worte lallte, war Giovanni weggegangen, nach Amerika. Der alte Vater sollte ihm unterdessen Weib und Kind behüten. Er selber wollte ja nur ein paar Jahre drüben bleiben, und wenn er zurückkäme, dann wollte er seine Giovanna zu einer reichen Frau machen, die man im ganzen Dorfe beneiden würde. Ach, das war ein schwerer Abschied! Johanna weinte und wollte ihn nicht ziehen lassen, und beteuerte ihm tausendmal, sie sei zufrieden, eines armen Maurers Weib zu sein, wenn sie ihn nur hätte. Aber umsonst! Giovanni hatte immer gefürchtet, daß sie zu fein und vornehm für ihn sei; vielleicht hatte sie ihn auch manchmal, ohne es zu wollen, etwas dergleichen merken lassen. Und nun wollte er weg, wollte er seiner „bella Bionda", wie er sie nannte, ein besseres Los bereiten.

„Es ist des Kindes wegen", sagte er ihr. Und dasselbe sagte er auch dem alten Vater.

Digitized by Google

Sein Knabe, der so hold lächelte, dem so frisches Leben aus den hellen Äuglein strahlte, der sollte nicht ein gewöhnlicher Maurer werden wie sein Vater. Der sollte etwas Tüchtiges werden, was immer es sei, am liebsten ein Baumeister, der schöne Kirchen baute und große Paläste. Aber dazu brauchte es viel Geld, und das mußte verdient werden.

So sind sie, die Nonsberger! Was andere an die Heimat fesselt, die Liebe zu Weib und Kind, das treibt sie hinaus. Arbeiten und verdienen und sich emporringen, das ist ihr Leben.

Ein Trost für Johanna war es gewesen, daß er nicht allein auszog. Vater Faustino hatte eine verwitwete Schwester drunten im großen Pfarrdorfe Sarnonico. Ihr Sohn Lorenzo war mit Giovanni übers Meer gegangen. In den Kohlengruben von Ohio fanden die Beiden Beschäftigung und reichen Verdienst. Von dort ging regelmäßig jeden Monat ein Brief Giovannis an seine Frau ab und mit dem Briefe eine Geldsendung. So ging's acht Monate lang. Dann blieben mit einemmale Briefe und Sendungen aus, und seither war Giovanni Larcher für die Seinen verschollen.

Und die blonde Frau, die jetzt in einsamer Kammer saß, der blieb von all ihrem Eheglück nichts anderes als die Sorge für ihr Kind und Giovannis vergilbte Briefe.

Seine Briefe! Wie oft hatte Johanna sie durchgelesen! Sie waren herzlich schlecht geschrieben, denn nur in seinem Handwerk war Giovanni tüchtig, nicht mit der Feder. Und Johanna hatte das Italienische hinlänglich erlernt, um zu wissen, daß er fehlerhaft schreibe. Vetter Lorenzo hatte weit mehr Gewandtheit im Schreiben. Einmal hatte Giovanni dem Vetter einen Brief an seine Frau diktiert; da war die Schrift viel schöner geraten und es waren keine Rechtschreibefehler darin; aber lieber, viel lieber waren ihr die Briefe, die Giovanni selber geschrieben hatte. Der liebste sein letzter Brief! Den hatte er vor mehr als zwei Jahren geschrieben; der war sein Abschiedsgruß.

„Liebste Giovanna! Es ist nun mehr als ein Monat, seit ich dir geschrieben habe. Aber du hast dich doch hoffentlich nicht geängstigt, mein süßes Weib! Du hast doch nicht geglaubt, daß dein Giovanni krank ist oder am Ende gar, daß er dich weniger lieb hat! Nein, nicht wahr, so etwas wirst du nie von mir glauben? Aber du weißt, ich bin mit Schreiben sehr ungeschickt, und dem Vetter Lorenzo kann ich jetzt nicht mehr diktieren, weil wir selten zusammenkommen. Ich arbeite noch immer in den Kohlengruben und verdiene zwei Dollars täglich. Lorenzo aber verdient viel mehr als ich, denn er ist ein gebildeter Mann, und

Digitized by Google

sie haben ihm Arbeit in den Kanzleien gegeben. Auch die Post muß er besorgen; er fährt alle Tage im Automobil zur Bahn. Zu alledem braucht es, wie du dir denken kannst, viele Geschicklichkeit und Kenntnisse, die ich nicht habe. Oft fürchte ich bei mir, daß ich viel zu schlecht und zu ungebildet für dich bin, meine Giovanna! Aber nicht wahr, du liebst mich doch? Ich wollte, ich könnte viel, viel mehr verdienen, ich wollte, ich könnte dich kleiden wie eine Gräfin oder Fürstin, und ich wollte, ich könnte einmal aus unserm lieben kleinen Rigo einen großen Herrn machen! Nun addio, Liebste, und viele Küsse dem Kleinen, und erzähle ihm, daß sein Vater hart arbeitet, damit er einmal etwas Rechtes werde. Und den alten Vater grüße mir auch, und habe Geduld mit ihm, wenn's ihn verdrießt, daß du nicht unseres Volkes bist und unseres Glaubens. Und laß dich herzlich umarmen von deinem treuen Giovanni."

Das alles war in italienischer Sprache geschrieben. Dann hatte der Briefschreiber noch eine deutsche Nachschrift versuchen wollen; die lautete: „Ferghiz main niht!"

„Vergiß mein nicht!" Das war das Letzte gewesen! Darauf verging Monat um Monat ohne Brief. Johanna schrieb und blieb ohne Antwort. In steigender Angst wandte sie sich an Lorenzo, erhielt aber nur kurzen, ungenügenden Bescheid. Sie fürchtete, daß man ihr etwas verberge. Ihrem Schwiegervater mochte sie diese Befürchtungen nicht klagen; sah sie doch, wie auch er unter Giovannis Schweigen litt. So ging sie denn eines Tages zu Tante Fortuna nach Sarnonico und bat sie, an ihren Sohn zu schreiben. „Euch wird er eher als mir die volle Wahrheit sagen", hoffte sie.

Fortuna versprach zu schreiben und hielt Wort. Dann kam Lorenzos Antwort. Aber keine tröstliche. Giovanni sei der anstrengenden Arbeit in den Kohlengruben überdrüssig geworden, vielleicht sei er auch mit dem Erwerbe nicht zufrieden gewesen. Kurz, er sei auf gut Glück nach New York gegangen, und seither habe auch er, Lorenzo, nichts mehr von ihm gehört.

Johanna wurde von dieser Kunde niedergedrückt wie von einer Todesnachricht. Wohl tat sie Schritte, um Giovannis Aufenthalt zu erfahren, und ließ durch die Behörden Nachforschungen anstellen; aber alles umsonst. Dem österreichischen Konsulate in New York war und blieb Giovanni Larcher unbekannt. Und immer mehr befestigte sich in Johanna die Überzeugung, daß Giovanni tot sei. Vielleicht hatte ihn ein Unglück auf der Reise ereilt, vielleicht war er, kaum angekommen, von einer raschen Krankheit hinge-

Digitized by Google

rafft worden, ehe er seinen fernen Lieben einen Abschiedsgruß senden konnte!

Ihre Bekannten sagten: „Er wird wiederkommen!"
Sie aber sagte: „Ich bin Witwe!" (Forts. folgt.)

Aus hundert Wunden — — —

Von Richard Schaukal

Neu-Österreich

Altösterreich, das treue,
steht sturmerprobt im Kampf.
Dämmert ihm wohl das neue
manchmal im Pulverdampf?

Das neue, das dem alten
im tiefsten Wesen gleich,
wie sich des Vaters Falten
im Kinde künden weich,

das aber nicht im Stillen
an seinen Sorgen kaut,
sondern mit Siegerwillen
sein Haus sich auferbaut!

• • •

Mein Volk

Mein Volk, aus sondern Säften
seltsam gebraut,
dem vor den brachen Kräften
so oft gegraut,

nun hast Du Dich gefunden
in harter Zeit,
blutend aus hundert Wunden
und doch gefeit!

Digitized by Google

Die Mystik des Islam

Von Dr. Wilhelm Oehl*)

Zur Charakteristik der Mystik des Islam

Bevor wir die mystischen Dichter Persiens eingehend behandeln, wollen wir einige Zeit bei den allgemeinen Lehren des Sufismus verweilen und seinen Gehalt und gewisse Eigentümlichkeiten seiner äußeren Form näher kennen lernen.

Die muhammedanische Mystik hat bei weitem nicht jenen innigen Zusammenhang mit dem Kultus, mit der Liturgie wie die christliche Mystik. Für die christlichen Mystiker des Abendlandes waren die Sakramente, die Sakramentalien, das Meßopfer — lauter Handlungen von tiefster Sinnbildlichkeit — ein direkter Weg zum spiritualisierenden Allegorismus. Der muhammedanische Mystiker hatte diese Vorteile nicht. Die Mystik des Islam ist zum größern Teile phantastisch-erotisch; liturgische Mystik wurde sehr wenig gepflegt. Ein wichtiges Merkmal aber hat die östliche Mystik mit der abendländischen gemein: hier wie dort handelt es sich hauptsächlich um Klostermystik. Die hochbedeutsame Rolle, die z. B. in der deutschen Mystik der Dominikanerorden spielt, dieselbe Rolle haben im Islam die verschiedenen Derwischorden.

Der Koran kennt das Ordenswesen nicht, ist ihm sogar feindlich. Gleichwohl konnten sich die Moslemim diesem der ganzen Menschheit innewohnenden religiösen Drange nicht entziehen. Das gemeinsame religiöse Leben unter einem geistlichen Führer liegt den Menschen im Blute; daher kam es zu allen Zeiten in den verschiedensten Religionen zu Klostergründungen. Im Islam wird als erster Ordensstifter Owais aus Jemen genannt, der 657, also sehr bald nach Muhammeds Tod, auf Grund einer überaus harten Regel einen Orden gründete. Ob und wie weit es sich hier um Anregungen durch das christliche Mönchstum handelt, liegt außerhalb des Rahmens dieser Arbeit. Wahr-

*) Siehe 9. Jahrgang des Gral. — Wir publizieren hier als zweiten für sich abgeschlossenen Teil der umfangreichen Arbeit von Prof. Dr. Wilh. Oehl eine äußerst bemerkenswerte „Charakteristik der Mystik des Islam", die heute ein erhöhtes Interesse beanspruchen darf. Derselben wird sich eine Detailuntersuchung über „Persische Mystik" anschließen. Gralredaktion.

Digitized by Google

scheinlich ist es allerdings; auch betrachtete man im Islam selbst die Wolltracht der Sufi als eine Nachahmung der Kleidung der christlichen Einsiedler. Die meisten Sufi-Orden wurden im 12. und 13. Jahrhundert gegründet; manche blühen noch bis auf den heutigen Tag, und zwar bleibt der Orden unter der Leitung der Nachkommen des Stifters. So besteht der Maulawî-Orden, von Dschelal ud-din begründet, noch heute, unter dem Vorsitz seiner Nachkommen. Die Organisation der Klöster ist der der christlichen Ordensgenossenschaften ähnlich. Jedem Kloster steht ein Scheich vor, und alle Klöster desselben Ordens stehn unter einem Ordensoberen. Die Ordensregeln sind zum Teil für alle Orden gleich, zum Teil für einzelne besonders gefaßt. Die meisten Derwischorden sind Bettelorden. „Derwisch" bedeutet ja persisch (wie das arabische „Fakîr") „Bettler". Die religiösen Übungen sind hauptsächlich tägliches Gebet, Nachtwachen, Fasten und Einsamkeit. Beim Gebete ist ein Rosenkranz üblich, der je nach der Zahl der Beinamen Allahs 33, 66 oder 99 Kügelchen enthält. Die Aufnahme ins Kloster erfolgt nach einer Probezeit; das Kleid der einfachen Derwische ist grober Wollstoff. Neben den einem bestimmten Kloster zugehörigen Mönchen gibt es auch Wander-Derwische. Ein solcher war z. B. der ältere Suhrawardî; er hat ein Gegenstück in dem byzantinischen Mystiker Gregorios Sinaites (um 1300), der von Kloster zu Kloster wanderte — ähnlich den im übrigen durchaus nicht mystisch veranlagten Vaganten der westlichen Länder. Im Gegensatze zu unsern Mönchsorden ist das Gelübde der Derwische kein lebenslängliches. Die meisten Mystiker des Islam waren Angehörige eines Ordens; Saadî, der, innerlich allerdings ein Sufi, mitten in der Welt lebte, ist ein Ausnahmefall, etwa wie in Europa Jakob Böhme. Der Sufi-Nonnen und der Frauenklöster wurde schon Erwähnung getan.

Die Askese der Derwische ähnelt der der abendländischen Mystiker in vielem. Sowohl die leichteren Wege zu Gott fanden Anhänger als auch die beschwerlichen Pfade der furchtbarsten Bußübungen. Zu den gebräuchlichsten Übungen gehören Fasten und einsame Betrachtung. Der betrachtende Sufi schließt das Auge und entzieht Seele und Sinne der Außenwelt. Schon etwas peinlicher ist das Aufhängen an den Haaren; vollends zur Selbstmarter gehört manches, was von Hallâdsch und anderen erzählt wird. Von Abû Said berichtet die Legende: er saß sieben Jahre lang mit verstopften Ohren in einem Winkel, schlief nie und rief Tag und Nacht stets: Allah! Allah! Endlich

Digitized by Google

stimmten Türe und Wände in diesen Ruf mit ein. — Einzelne Derwischorden pflegen besondere Andachtsübungen, so rufen die Rufâî-Derwische durch Geheul und Haschischrauchen die Ekstase herbei. Der Gebrauch narkotischer Mittel ist ein von Indien und den Jôgins herübergekommener, übrigens auch in primitiven Religionen verbreiteter Mißbrauch. Viel edler und symbolisch bedeutungsvoll ist der Samâ, der Reigentanz der Maulawî-Mönche, dessen Erfinder Dschelal-ud-din selbst ist. Es ist ein Einzelreigen unter Flötenmusik; die Tänzer drehen sich um sich selbst — ein Sinnbild des harmonischen Kreisens der Weltsphären und der Seele um ihren Pol, um Gott. Weltentrückt neigen die Tänzer ihren Kopf über die rechte Schulter, das Gesicht ist verklärt und der Mund flüstert beständig: Allah, Allah.

Den wirklichen Mystikern unter den Sufi war es heiliger Ernst mit dieser Askese. Wir haben Berichte von verschiedenen Männern, die Reichtum und Macht besaßen, aber alles verließen, um Mönche zu werden. Einer der ältesten Mystiker war Abû Jschâk Ibrâhîm Adham († 778); er war eine Zeit lang Fürst von Balch und entsagte freiwillig dem Throne, um Asket zu werden. Ähnlich bekehrte sich Attâr, der Sohn und Nachfolger eines reichen Kaufmannes. Einst trat ein frommer Bettelmönch in seinen Kaufladen und bat um ein Almosen. Attâr hieß ihn weitergehn. Der Derwisch sagte: „Das kann ich leicht; ich habe nichts als meine Kutte. Aber du, mit so vielen schweren Säcken — wie wirst du es machen, um fortzukommen, wenn die Stunde deiner Abreise naht?" Das ergriff Attâr aufs tiefste, er gab seinen Handel auf und widmete sich dem beschaulichen Leben.

Wir finden viel Würdiges und wahrhaft Christliches in dieser Beschaulichkeit. Überhaupt darf die Sufimystik in ihren gesunden Vertretern unserer christlichen Mystik an die Seite gestellt werden. Vieles aus der mystischen Poesie der Perser hätten Franziskus und Suso und Theresia nicht edler, nicht erhebender sagen können. Wie schön ist das Testament, das Dschelal ud-din Rûmi hinterließ: „Esset wenig, schlafet wenig, sprechet wenig. Haltet euch fern von Bosheit und Sünde. Seid beständig in Nüchternheit und fest in Wachsamkeit. Flieht mit all euren Kräften die fleischlichen Begierden. Ertraget geduldig die Beleidigungen aller. Meidet die Gemeinschaft jedes Niedrigen und Törichten und suchet die Gesellschaft Hochgesinnter und Frommer. Der beste Mensch ist, der anderen Gutes tut, und die beste Rede ist die, welche die Menschen kurz und gerade führt. Preis

Digitized by Google

sei Gott, der die Einheit der Wesenheit ist." — So lange die sufische Mystik das ist, als was sie Ibn Chaldun (wir haben diesen Kulturphilosophen schon einmal zitiert) betrachtet, nämlich Selbstbeobachtung, so lange steht sie der christlichen Mystik — praktisch, nicht aber theoretisch! — wenig nach. Ja, es macht uns wirklich erstaunen, wenn wir bei Ibn Chaldun eine Stelle lesen: „Die Bedeutendsten der Mystiker machen kein Aufsehen mit ihrer Herrschaft über die Sinne. Sie erzählen nichts von dem, was sie über die wirkliche, verborgene Natur der Dinge wissen, außer sie erhalten den Auftrag, davon zu sprechen. Ja noch mehr, sie betrachten diese übernatürlichen Zustände als eine Pein; wenn sie sie verspüren, so bitten sie Gott, er möge sie davon befreien." — Das ist doch ganz jene demütige Vorsicht und Bescheidenheit, wie sie unsere besten Mystiker allezeit übten und anderen rieten. Hildegard von Bingen mißtraut ihren Gesichten und verbirgt sie; erst Gottes unmittelbare Aufforderung veranlaßt sie, von ihrem Innenleben zu sprechen. Ganz ähnlich die große Gertrud und viele andere Heilige und Geisteslehrer. Und was die besonderen übernatürlichen Tröstungen und Gnaden betrifft, so hat Gertrud Gott um die Zurücknahme mancher davon gebeten, um nicht so sehr aufzufallen. Und gerade die erfahrensten Seelenführer, wie David von Augsburg, Suso, Ignatius von Loyola, und viele andere und wie überhaupt die ganze Theologie und Kirche urteilen vorsichtig, ja zurückhaltend über die auffallenden Gaben der Wundmale, der Privatoffenbarungen usw. Wir sehen also, wie die Mystik des Islam in ihrer reinsten Klarheit und edelsten Höhe der des Christentums ähnlich wird.

Nach ihrer theoretischen Seite ist die Sufimystik pantheistische Emanationslehre. Gott ist dem Sufi das reine Sein, bestimmungslos, in ewiger Ruhe. In Gottes Geist schlummert, wie das Bild im Malerpinsel, die geistige Welt der ewigen Ideen. Die Ideenwelt wird die Brücke vom Nichts der Ewigkeit zum sichtbaren Diesseits in Raum und Zeit. Gott wird so das Formal- und Materialprinzip der Schöpfung. Damit sind wir bei einer — sozusagen — zweiten Natur Gottes angelangt. Auf dieser Stufe der Zerspreitung des Ureinen ins Viele, ins Einzelne ist Gott nicht mehr *reines* Sein, sondern bestimmtes Sein, eine unendliche, bunte Fülle wandelbarer Dinge. Er ist das Wesen in allen Dingen. Alles Geschaffene ist ein Spiegel des Schöpfers, ein Gleichnis des Einzigen. Das Weltall ist ein großer Mensch, seine Seele ist die Weltseele, Gott. Der Mensch ist ein kleiner Makrokosmus. Mikrokosmus und Makrokosmus sind parallel. Der Mensch ist eine

Digitized by Google

göttliche Erscheinungsform. Und nun beginnt der Heimweg der Kreatur zum Urgrund. Das Einzelsein muß seiner Individuation ledig werden. In Gott ist keine Zweiheit. Nur um ein müßiges Spiel zu treiben, hat die ewige Einheit die vergänglichen Vielheiten aus sich entlassen. Zu Ihm kehrt alles zurück. Indem das Individuelle wieder aufgeht im Übersein, fallen die Schranken, die uns in der beschränkten Welt des Diesseits als Gut und Bös lenken oder hindern. Vor Gott sind Gut und Böse gleich, Gott sieht auch das Böse als Gutes. Oder noch richtiger: Gott ist nicht gut, nicht gerecht, nicht barmherzig, nicht heilig — all das legen ihm nur die von der Vielheit verwirrten Geister als Eigenschaften bei. In Wahrheit kann man nur das eine sagen: Gott ist. Die Menschenseele, die sich aus der Vielheit zurücknimmt zur göttlichen Einheit, wird in Gottes Wesen aufgenommen, wird vergöttlicht. Sie versinkt im Meere der Gottheit, verbrennt wie ein Falter in der Glut.

Das ist in etwa der Kern der Sufimystik, wie wir ihn aus allen Werken der Denker, Schwärmer, Prediger und Dichter auslesen können. Und so verwegen diese Begriffsdichtung auf den ersten Blick scheint, sie ist um nichts kühner als die Spekulation der christlichen Mystik, die ebenso kühn und noch viel tiefer, großartiger und richtiger ist, da sie ihren genialen Bau auf dem Fundamente Christus errichtet hat.

Um dem Wesen der Dinge auf den Grund zu kommen und zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält, hat die Mystik wohl aller Völker und Religionen die Irrpfade der Mantik, der Magie, der Theurgie, der Alchimie betreten. Den Anfang und Ausgangspunkt zu diesen meist ebenso gefährlichen als unsinnigen Spekulationen gaben die Zahlenmystik und die Buchstabensymbolik. So bedeutsam auch Alchimie und Magie für die muhammedanische Mystik — und ebenso für das europäische Geistesleben — geworden sind, wir müssen es uns dennoch versagen, auch dieses endlose Labyrinth auszuwandern. Wir kämen da schließlich ins Grenzenlose, und das gäbe mit dem an und für sich schon Sinnlosen doch mehr, als erträglich ist.

Aber der Buchstabensymbolik wollen wir doch noch einen kurzen Abschnitt widmen.

Die Zahlen- und Buchstabenmystik im Islam stammt aus dem Neuplatonismus, der die erstere aus den späten Schriften Platos schöpfte. Plato übernahm die Zahlenmystik, die letzte Entwicklungsstufe seiner Ideenlehre, dem Pythagoräismus. Im Neupythagoräismus und Neuplatonis-

Digitized by Google

mus entwickelte sich dann die Spekulation mit Zahlen und Buchstaben recht üppig. (Die griechischen Buchstaben wurden ja wie die hebräischen zugleich als Zahlzeichen, als Ziffern verwendet.) Die Araber pflegten schon früh diese Symbolik, zumal der häretische Bund der Ichwân us-safâ, der „Lauteren Brüder von Basra" (im 9. Jahrhundert) betrieb sie mit vielem Eifer. Die Mystiker zogen diese Symbole alsbald in den Bereich ihrer Studien. Die vokallose Schrift der Araber begünstigte das Spiel mit den Buchstaben noch dazu in besonderer Weise. Und sobald einmal jener an sich gewiß richtige Gedanke verbreitet war, den das Gulschen-i-râz in dem Verse ausspricht:

„In jedem Buchstab schläft ein Meer von tiefem Sinn",

alsobald war auch der zügellosesten Phantasie Tür und Tor geöffnet. Uns dünken die mannigfachen Buchstabendeutungen meist inhaltsleer oder gar lächerlich. Aber schon Alî, dem Schwiegersohne des Propheten, wurde der Ausspruch beigelegt: „Ich bin der Punkt unter dem Buchstaben B (ب), ich bin an der Seite Gottes, bin der Gottesthron, bin die sieben Himmel und Erden." Dieser „Punkt unter dem B" wird oft zitiert und verwendet. Bei Fârid haben wir einen Vers mit diesem Motiv gehört. Dies B ist allerdings nichts Geringeres als der Anfangsbuchstbabe des ersten Wortes im ganzen Koran: Bismillâhi, „Im Namen Gottes!" Oft genug gedenken daher die Sufi dieses bedeutsamen B, bald mit, bald ohne den diakritischen Punkt. Im Gulschen-i-râz, zweite Regel, wird der geheimnisvollen Buchstaben A und B Erwähnung getan, da Alláh mit A, Bismillâhi mit B beginnt; dasselbe findet sich in Dschâmis Silsilat ûddahab, der „Goldkette", I. 81. Ferner spielt das Gulschen-i-râz mit dem m, das den Worten ahad „Eins" und Ahmad (eine andere Form des Namens „Muhammed") eine mystische Beziehung gibt. Dasselbe Lehrgedicht deutet auch die Symbolik an, die das h am Anfang von huwaijet „Absolutes Sein" und am Ende von Allah in sich birgt. Dieser Art sind so ziemlich die meisten Buchstabenspiele in der Sufiliteratur. Es gibt oder gab viele Bücher, die sich ausführlich mit den Regeln der Buchstabensymbolik befassen. So kennen wir den Titel eines Werkes von Hallâisch, es handelte von den „geschaffenen und den ewigen Buchstaben." — Ibn Hazm erzählt, er habe ein Buch von einem gewissen Ibn Schamûn gelesen, worin es hieß, Gott habe hundert Namen, und der hundertste bestehe aus sechsunddreißig Buchstaben, von denen nur ein einziger unserem Alphabet entnommen sei, aber mit Hilfe dieses Einzigen könne man Gott erkennen. — Der berühmte Arabî gab sich viel mit Buchstaben-

Digitized by Google

mystik ab und verfaßte zwei Werke darüber: Muktana fi idâh us-sahl ul-mumtana, über den geheimen Sinn der Buchstaben, und Fâida, über mystische Spiele mit Buchstaben. Ein anderes Buch über die mystischen Eigenschaften der Buchstaben schrieb im Jahre 1384 Dschemâl ud-dîn Abû'l Muhâsin Jussuff ul-Nadrumî. Und so weiter. Diese Absonderlichkeiten, so ernst sie auch gemeint waren, liegen für uns zu weit ab. Deshalb sei auch nur ganz kurz hingewiesen auf die so bedeutsame Rolle der Buchstabenmystik in der Kabbala. Hier wurde die Buchstabendeutung in regelrechte Systeme gebracht; doch können wir die geistreichen Kunststücke nicht weiter verfolgen, die die Kabbalisten mit Hilfe von Temura, Gematria und Notarikon ausführten. Auch in der Kabbala mündete die Buchstabensymbolik in die Zauberei. — Die christliche Mystik ließ diese Trugwissenschaft nicht zu solcher Entfaltung gelangen, obwohl sich seit dem 14. Jahrhundert viele Christen mit der Kabbala beschäftigten und manche, wie Pico von Mirandola und Agrippa von Nettesheim, neue Offenbarungen von ihr erhofften. Nur wenige Buchstaben, die schon von alters her als Symbole galten, werden bei christlichen Mystikern ausgedeutet, so z. B. das bekannte Alpha und Omega oder die Buchstaben des Wortes abba „Vater" (a, b) bei Anydus Silesius. — Auch die indische Mystik legte viel Gewicht auf Buchstabensymbolik. Im Hatha-Jôga deutete man hatha (eigentlich so viel als ‚gewaltsame Anstrengung") als ha + tha „Sonne und Mond" und sah darin eine mystische Bezeichnung des Ein- und Ausatmens. Übrigens, denken wir nur an die abenteuerlichen Spekulationen, die sich an die göttliche Silbe Om knüpfen!

Bereits Philo und die neuplatonische Mystik lehrte drei Stufen des inneren Lebens: Den Weg der Reinigung, den Weg der Erleuchtung, den Weg der Vereinigung. Die byzantinische und die abendländische Mystik haben dieses Grundschema durch die Vermittlung des Pseudo-Dionysius überkommen und beibehalten. Die Theorie und Praxis der gesamten byzantinischen, romanischen und deutschen Mystik erhebt sich auf diesem Unterbau. Noch die sogenannte „Deutsche Theologie" aus dem Ende des 14. Jahrhunderts lehrt: „Drei Wege gibt es, die den Menschen führen und bringen zu rechter Vollkommenheit, zu der alle berufen und geladen sind: entbindet werden von der Kreatur, gebildet werden mit Christo und überbildet werden in der Gottheit, das ist: zum ersten die Reinigung, zum andern Male die Erleuchtung, zum dritten Male die Vereinigung. Die Reinigung gehört dem an-

Digitized by Google

fangenden oder büßenden Menschen zu und geschieht in dreierlei Weise: mit Reue und Leid um die Sünde, mit ganzer Beichte, mit vollkommener Buße. Die Erleuchtung gehört dem zunehmenden Menschen zu und geschieht in Verschmähung der Sünde, in Ausübung der Tugenden und guten Werke und in willigem Leiden aller Anfechtung und Widerwärtigkeit. Die Vereinigung betrifft die vollkommenen Menschen und geschieht in Reinigkeit und Lauterkeit des Herzens, in göttlicher Minne und Beschauung Gottes, des Schöpfers aller Dinge." Selbst bis in Ignatius v. Loyolas' „Geistl. Übungen" ist diese neuplatonische Dreistufen-Theorie übergegangen! — Die Mystik der Sufi kennt in ähnlicher Art drei Stufen des inneren Lebens. Sie lauten: tarîke, „Methode, Weg", maarife, „Erkenntnis" und hakike, „Gewißheit". Diese drei Grade sind aber sehr verschieden von den vorgenannten. Die „Methode" des angehenden Sufi besteht darin, daß er in treuer Sorgfalt die äußeren Gesetze erfüllt; der Novize steht also noch auf dem Boden des rituellen Islam. Aber auf der nächsthöheren Stufe der „Erkenntnis" wirft er nach und nach die Gebote des dogmatischen Islam ab und erkennt die Relativität, ja die Wertlosigkeit aller äußeren Vorschriften. Auf der dritten und höchsten Stufe ist ihm endlich die „Gewißheit" aufgegangen und das Bewußtsein seiner Einheit mit Gott klar geworden; er ist nun wie Gott, erhaben über die Sünde, sündelos, ja unsündlich. Der ganz wesentliche Unterschied dieser drei Stufen und der christlichen Vollkommenheitsgrade springt in die Augen. Dem christlichen Mystiker ist es notwendig und wesentlich, auf jeder höheren Stufe die Praxis der unteren weiterzuführen; auch der Vollkommene, mit Gott Vereinigte, muß noch immer der Reinigung und Erleuchtung beflissen sein. Ganz im Gegensatz dazu wirft der Sufi die positive Glaubenslehre weg, auf deren Grundlage er sich zur höheren Einsicht erhob. Dies ist der Grund der unseligen Verirrungen, die wir im Sufitum gar nicht selten finden. Alle Sufischriften stützen sich auf diese oder ähnliche Stufenfolgen der Beschaulichkeit. Gelegentlich werden auch vier Grade aufgestellt: Scherie, „Gesetz", Tarîke, „Methode", Hakike, „Wahrheit" und Maarife, „Erkenntnis". Bei Farid ud-din Akâr sind es schon sieben Stufen geworden: Das unablässige Suchen, die überirdische Liebe, die Erkenntnis, die Selbstgenügsamkeit, die Einheit mit Gott, die Betäubung und endlich die Zernichtung. Diese sieben Stufen erinnern ziemlich an die acht Stufen der Jôga-Praxis und sind vielleicht davon beeinflußt. Die acht Grade im Jôga sind folgende: Die äußeren Gebote halten (nicht

Digitized by Google

stehlen 2c.); die „Observanz" (Genügsamkeit 2c.); die „Sitzart", ein überaus kompliziertes System körperlicher Askese; die „Atembeschränkung", ein Atmen in gewissen Intervallen, bald bloß mit dem linken, bald mit dem rechten Nasenloch; die „Zurückziehung der Sinne" von allen äußeren Eindrücken; die „Festlegung des Denkorgans" und Konzentration auf einen bestimmten Punkt, z. B. den Nabel, die Nasenspitze; die „Kontemplation" und endlich die „Versenkung". Beim letzten Grade liegt der Jôgin schon bewußtlos in Katalepsie.

Eine merkwürdige Kombination haben einzelne Sufi aufgestellt zwischen den Stufen des Innenlebens und gewissen (subjektiven) Farbenerscheinungen, die sich dem Sufi zeigten. Es sind sieben Farben, die als Stationen auf dem geheimnisvollen Wege nach innen, als Symbole der sieben Läuterungsgrade erscheinen: Schwarzblau, Grau, Karneolrot, Weiß, Gelb, Glänzendschwarz, Grün. Manche Sufi betrachteten diese Farben als Offenbarungen des göttlichen Urlichtes. Dem gegenüber wiesen Andere auf die absolute Qualitätslosigkeit der Gottheit hin und warnten geradezu vor diesen täuschenden Selbstvorspiegelungen. Schon der Dschuneidschüler Schibli († 946) warnte davor: „Achte nicht auf jene Lichter! Sie sind eine Verschleierung des Seienden an sich und das Hauptmerkmal des Standpunktes der Anbeter des Sinnenscheines." Trotzdem aber fanden diese optisch-mystischen Spekulationen auch künftig Freunde und noch im 14. Jahrhundert stellte der Scheich Rukn ul-millah wa'ddin († 1335) ein Schema für diese Farben auf. Jeder Stufe teilte er eine Farbe zu: Der Körperläuterung das rauchfarbige Grau, der Seelenläuterung ein reines Blau, der Herzensläuterung ein reines Karneolrot, der Gemütsläuterung ein reines Weiß, der Geistesläuterung ein reines Gelb, der Verborgenheit ein glänzendes Schwarz, das sich vom Haupte des Sufi herabzusenken scheint, und endlich der Göttlichkeit ein reines Grün. —

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Von der deutschen Volksseele.

Von Dr. Richard Volpers.

In kindlich gläubigen Zeiten verehrte jedes Volk einen Schutzheiligen. Und es dachte sich diesen als Idealgestalt seiner selbst, seines eigenen Wesens. Wer hätte besser der deutsche Schutzgeist sein können als St. Michael, der ritterliche Geist, der Hölle und Teufel besiegte, demütig im Dienste seines Gottes? So hatte die Seele des Volkes gleichsam Gestalt angenommen und war ein persönliches Wesen wie die Seele des einzelnen Menschen.

Wenn wir bei dem Kollektivbegriff „Volk" von dem schönen Gedanken einer substantiellen Seele absehen, so bleibt die Einheitlichkeit als das wesentliche Merkmal des Begriffes „Volksseele" bestehen, von der man nun einmal zu sprechen pflegt — in einem anderen Sinne also, als wenigstens wir Christen noch von der menschlichen Seele sprechen. Wir verlangen — wenn wir von allem Individuellen der Einzelmenschen, die zu dem Volke gehören, absehen wollen — eine Einheit im Fühlen und Empfinden des Volkes und damit eine einheitliche Gesinnung und eine im tiefsten Grunde einheitliche Tendenz in allem bedeutungsvollen Tun. — Ob man in diesem Sinne von einer deutschen Volksseele reden darf, als wenn es eine Seele des deutschen Volkes gebe?

Seit den ersten Augusttagen 1914 weiß es ein jeder, der sie miterlebte, daß es eine deutsche Volksseele gibt, und daß keine Verführung und keine Verstandeseinwirkung es bisher fertig gebracht, ihre Einheitlichkeit bis auf den Grund zu zerstören. Wer etwa Norddeutschland im Militärzuge — in fünf Tagen — durchfahren konnte, dem wird das Bewußtsein von der Einheitlichkeit der deutschen Volksseele in der eigenen Seele unauslöschbar sein. Vom äußersten Westen bis zum äußersten Osten, bei der Begegnung mit dem Geistlichen und Gutsbesitzer und bei der Begegnung mit dem zur Waffe eingezogenen Berliner Droschkenkutscher erlebte er diese ganz einzige Erscheinung.

Wie die Seele des einzelnen Menschen sich kundgibt durch einen einheitlichen Charakter, geworden aus Anlage und Erziehung, beeinflußt von den Schicksalsschlägen —

Digitized by Google

von Freud und Leid —, die den Menschen betroffen — so auch die Seele eines Volkes. Die Anlage, sei es der einzelnen Rasse, sei es der verschiedenen Rassen, daraus das Volk sich gebildet, dann vor allem aber die Jahrhunderte oder gar Jahrtausende seiner Geschichte haben des Volkes Seele geschaffen. So ist auch die deutsche Volksseele geworden. Nicht die Schicksale des Einzelnen natürlich sind da von Bedeutung. Nur wenn dieser tiefer hineingriff in die Geschicke des Volkes und die Entfaltung der Volksseele irgendwie wesentlich beeinflußte. Wenn er bedeutungsvoll einwirkte auf das Volk im Sinne des Volkscharakters, der aus sich heraus abzustoßen sucht, was ihm wesensfremd ist. Die gemeinsame seelische Vergangenheit des Volkes bildet die Grundlage der deutschen Volksseele, wie sie sich heute zeigt.

Nicht immer gibt sich die Volksseele in ihrem wahren Eigensein kund. Sie kann träumen, wie es der deutschen Seele so sehr ansteht, die Jahrhunderte lang den Traum der Träumer schlief, bis sie dann jäh zum Schrecken aller Neider zu harter Gegenwartsarbeit erwachte. Wie hatten doch die anderen Völker das Land der Träume geliebt! Die Volksseele kann aber auch ganz schlafen. Das wahre Sein eines Volkes kommt dann nicht mehr zum Ausdruck. War nicht auch die deutsche Volksseele vor dem Kriege in den Schlaf versunken, in den der materialistische Zeitgeist sie glücklich eingewiegt? Jener krämerische Geist, den wir heute an den Engländern so sehr verachten (den Nutzen allein zum Zielpunkt aller Arbeit setzen!), hatte er nicht die weitesten Kreise des Volkes ergriffen? Und zeigte nicht auch die allzu große Verherrlichung der technischen Fortschritte diesen materialistischen Geist an? Und die Überschätzung der kaufmännischen Eroberungen! Und der rein materielle Maßstab, nach dem die bürgerlichen Berufe nur noch bewertet wurden! Die immer zunehmende Herrschaft des Geldes überhaupt, welche die bürgerliche Kultur in den deutschen Städten und die gediegene bäuerliche Kultur des Landes zu vernichten drohte und einen Talmi-Fortschritt an ihre Stelle setzte! Wahrhaftig, alles Seelische war auch in Deutschland im Kurse gewaltig gesunken! Darum klagten die Besten des Volkes.

Aber es kann nun auch so sein, daß die Seele nur teilweise lebendig ist. Sei es, daß gleichsam Teile der Seele aus Mangel an wirkender Kraft nicht mehr ins Bewußtsein treten (das ist ein Selbstverständliches im Wachstumsprozeß der Seele), sei es aber auch, daß sie nach dem Willen ihrer Träger, also bewußt, ins Unterbewußte der Seele zurückgestoßen

Digitized by Google

werden. Diese Werte der Seele sind dann zum Schlummer verurteilt und sollten eigentlich sterben, wenn sie nur sterben könnten. Sie sind Talente, die man vergraben hat. Freilich sind sie noch vorhanden, denn nichts geht verloren in der Tiefe der Seele. Ja, sie wirken auch noch, denn die großen Taten steigen auf aus der Tiefe. Aber ihr Wirken ist doch unendlich behindert. Diese Seelenwerte nehmen bei weitem nicht den Platz ein, der ihnen zukommt, ihrer seelischen Bedeutung nach und der in ihnen ruhenden wirksamen Kraft. —

Als die körperkräftigen, aber auch gemütreichen Söhne des hohen Nordens ihre kalte Heimat verließen und nach dem Süden auswanderten, da haben sie das tausendjährige römische Reich zwar zertrümmert. Aber sie haben die römische Kultur angenommen, und sie sind Christen geworden. Überallhin, wo Germanen wohnten, breitete sich dann die christliche Religion aus. Und Jesu mildes Wort zog ein in die rauhen Kriegerherzen. Einige Jahrhunderte — und es hatte sich die deutsche mittelalterliche Kultur entwickelt, die ein einheitliches seelisches Leben des deutschen Volkes zur Vorbedingung hatte. Die mittelalterische Kultur war eine wirklich einheitliche Kultur, weil sie auf einer wirklich einheitlichen seelischen Grundstimmung aufgebaut war. (Wie hätte man in unserer Zeit, wie hätte man vor dem Kriege von einer solchen einheitlichen seelischen Grundstimmung des deutschen Volkes reden können!) Das Christentum hatte sich mit dem Germanentum ganz besonders innig vermählt, und die deutsche Seele ward dieses Bundes schönstes Kind. Jahrhunderte lang blieb dann die deutsche Seele die gleiche ihrem Wesen nach. Aber sie verlor doch allmählich infolge trüber Geschicke die beschwingende Kraft zum Dienste großer Ideen. Dann kam von außen her der Humanismus, dann kam die Reformation, die sich daran schloß, und die deutsche Seele ward bis auf ihren Grund erschüttert.

Welches waren die Charaktereigenschaften der deutschen Seele, die im Mittelalter das Leben durchgeistigte und jene Höhe deutscher Kultur geschaffen hat? Es sei genug, zunächst hinzuweisen auf die Zeit vor 100 Jahren, an die wir uns heute ja nach dem Erlebnis des Jahres 1914 doppelt gern erinnern. Die Denker und Dichter jener Jahre, Arndt, Schenkendorf und alle Romantiker haben die Redlichkeit und Treue, die Kraft und Ritterlichkeit, die Demut und den frommen Glauben der Väter gepriesen. Und sie haben diese mittelalterlichen Tugenden als die deutschen Tugenden gekennzeichnet. Schauen wir nun wie zum Beweise auf zu den alten Holzschnitten des schon ausgehenden Mittelalters.

Digitized by Google

Wir fühlen aus ihnen heraus die Seelenstimmung, die jene Tugenden zeugen kann. Dazu ergreift uns dann noch eine traute Innigkeit, eine durchsichtige Innerlichkeit und Stille und eine oft geradezu beglückende Kindlichkeit. Das Bild der deutschen Seele ist damit in seinen Grundzügen vollständig.

Wenn die Denker und Dichter vor 100 Jahren in der Not des Vaterlandes die deutsche Seele vorzüglich mit dem Gehalt, den das Mittelalter ihr gab, wieder zu erwecken suchten, so stellten sie diese mittelalterliche Seele ganz offenbar in einen Gegensatz zu der Entwicklung, den die deutsche Seele seit dem 16. Jahrhundert genommen hatte. Und sie anerkannten die deutsche Seele gerade in ihrem mittelalterlichen Sein als das heilige Gut der Nation. (Wenn sie auch nicht alle jene Entwicklung verleugnen oder gar bekämpfen wollten.)

Im Gegensatz zu der Geistesrichtung dieser Männer ist es kennzeichnend für die Aufklärung bis auf den heutigen Tag, die Entwicklung der deutschen Seele seit dem 16. Jahrhundert besonders zu betonen. Die Aufklärung ist mit ihrer Hervorhebung alles Vernunftmäßigen die Gegnerin alles Gefühls und darum auch alles Geschichtlich-Gewordenen, das sie immer wieder vor das Forum der „unbestechlichen" Vernunft fordert. Mit der Geschichte des Mittelalters vernachlässigte sie, was die deutsche Seele durch jahrhundertlange Angewöhnung an seelischen Gütern sich erworben hat. Und sie suchte an deren Stelle neue Werte zu setzen, die zum Teil wenigstens Umwertungen der alten deutschen Volksseele darstellten. Dieses insbesondere insofern, als die neuen Werte aus der einseitigen Betonung des Einzelindividuums hervorgingen. Im Mittelalter trat die Einzelpersönlichkeit zurück und reihte sich selbstverständlich ein in den ihr zugehörigen Gemeinschaftsverband.

Heute ist allein der Katholizismus Schutz und Hort der deutschen mittelalterlichen Überlieferungen. Alle Bemühungen um sie, von anderer Seite, geschehen in erster Linie aus ästhetischen oder ähnlichen Gründen. Der Katholizismus in Deutschland verkörpert ja auch — recht verstanden — noch heute in vieler Hinsicht das Jünglingsalter unseres Volkes. Und darin liegt die herrliche Kulturaufgabe des deutschen Katholizismus für das deutsche Volk beschlossen: Zu verhindern, daß das deutsche Volk so ganz seiner Jünglingserinnerungen und Ideale vergesse! Denn dann löst es sich von seinem eigenen besten Wesen, von dem Grunde, darauf sein Seelenleben steht, und wird sich selber untreu. Es löst sich allmählich von den Wurzeln seiner Kraft. Der Katholizismus stellt gleichsam einen lebendigen

Digitized by Google

Verbindungsweg, eine lebendige Brücke dar zu dem alten Gut der deutschen Seele. Er ist eine erhaltende und immer wieder erneuernde Kraft im deutschen Volkswesen.

Seine Kulturaufgabe muß der deutsche Katholizismus immer mehr zu erkennen und zu erfüllen suchen. Es ist seine wichtigste und edelste Aufgabe. Denn es handelt sich da nicht um Einzelinteressen, nicht einmal nur um die Interessen des deutschen Katholizismus, sondern es handelt sich um das Wohl der deutschen Volksseele, um das Wohl des deutschen Volkes überhaupt, das seiner ganzen inneren Kraft bedarf auch für alle Zukunft!

Stimmen der Zeit

Bischofsworte über katholische Kultur.

Anläßlich des 50-jährigen Jubiläums der Seligsprechung des seligen Petrus Canisius zu Freiburg in der Schweiz hat sich der H. H. Bischof Georgius von Chur in monumentaler Weise über die Grundlagen katholischer Kulturarbeit ausgesprochen. Die lapidaren Sätze lauten:

„Wer unter Vorgeben höherer Einsicht und höherer Liebe zur Kirche erklärt, das kirchliche Lehramt habe den Katholiken in politischen Fragen nichts zu sagen, der hat den Boden der katholischen Wahrheit verlassen. Denn einerseits kann es nicht Sache einzelner Katholiken sein, dem kirchlichen Lehramte seine Grenzen anzuweisen. Das kann im Christentum nur Sache der Kirche selbst sein, welcher Christus das unfehlbare Lehramt übertragen hat. Und anderseits müßte ja die Politik, d. h. die Lenkung des Staates, sich außerhalb der sittlichen Weltordnung bewegen, wenn die Wächterin dieser sittlichen Weltordnung, die Kirche, nichts dazu zu sagen hätte. Eine solche Behauptung kann nur von einer Seite herrühren, die Christus nicht mehr als den Grundeckstein der menschlichen Gesellschaft anerkennt, die bewußt oder unbewußt mit den Grundsätzen des Christentums gebrochen hat.

Das Gleiche merkt Euch im Bezug auf die sog. Sozialpolitik, d. h. im Bezug auf die Fragen des wirtschaftlichen Lebens. Wenn die Kirche dem Katholiken in dieser Hinsicht keine Weisungen zu geben hätte, was auf diesem Gebiet moralisch erlaubt ist oder nicht, warum stellen sich diese Apostel einer neuen Lehre nicht hin vor den Herrgott und machen ihm Vorwürfe, daß er sich unberechtigterweise auf das wirtschaftliche Gebiet begeben habe, mit dem Gebote: Du sollst nicht stehlen? Wo gibt es in wirtschaftlicher Beziehung ein einschneidenderes Gesetz als das siebente Gebot Gottes?

Und das ganz gleiche habt ihr euch zu merken in Bezug auf Kunst und Literatur. Mit der schillernden Phrase: Kunst und Literatur

Digitized by Google

sei eine ästhetische Frage, dafür aber habe die Kirche kein Lehramt erhalten, will man Kunst und Literatur *außerhalb* des christlichen Sittengesetzes stellen und deshalb dieses Gebiet dem Einflusse der Kirche des Gänzlichen entziehen. Das ist aber durchaus unkatholischer Boden, vor dem der sel. Canisius uns mit der ganzen Kraft seiner Glaubenstreue gewarnt hätte. — — — Die Ausschaltung der katholischen Kirche aus dem öffentlichen Leben gehörte von jeher zur Theorie und zur Praxis des von Pius IX. verurteilten Liberalismus. Und *Liberal-Katholizismus* ist und bleibt das Bestreben, das man uns treukirchlichen Katholiken mit einem Eifer, der eines Besseren würdig wäre, aufdringen möchte, nämlich das kirchliche Lehramt auf dem Gebiete der Politik, der Sozialpolitik, der Kunst und Literatur auszuschalten. Sagt, was bliebe der katholischen Kirche vom öffentlichen Leben noch übrig? Nein, treukatholisch ist etwas anderes Treukatholisch ist die innerste Überzeugung, welcher wir in den Schriften des sel. Canisius immer wieder begegnen: Für einen wahren Katholiken gibt es kein Gebiet und keine Lebensstellung, wo er sich außerhalb der katholischen Weltanschauung, also außerhalb des kirchlichen Lehramtes begeben könnte, noch außerhalb der christlichen Verpflichtung, für Gottes Ehre und das Heil der Kirche und die Wohlfahrt des Vaterlandes positiv zu arbeiten."

Wir können dem H. H. Bischof von Chur für solche Worte nicht genug danken, die zur lebendigen unerschütterlichen Überzeugung eines Jeden werden müssen, der an den Bau katholischer Hochkultur der Zukunft Hand anlegen will.

Um Gabriele d'Annunzio.

Wir haben vom Gralboden aus auch zur Abwehr an diesen Mann nie ein Wort gewendet. Wußten, warum. Es gibt Dinge, die man sich nicht an die Feder herankommen lassen darf, ohne sie zu — entehren! Die Erscheinung d'Annunzio ist ein solches. Schreiben wir heute den beschmutzten Namen des Rapagnetta, so gilt's eine staunende, frohe Entdeckung. Nicht darin besteht diese, daß Deutschland empört, einstimmig den um Gemeinheiten schachernden *politischen* Spekulanten d'Annunzio brandmarkt. Über *den* ist das letzte Wort gesprochen, auch dort, wo man „neutral" denkt, d. h. ein Quintchen Achtung noch vor politischem Anstand hat. Aber Deutschlands Brandmarkung geht gegen die „*Kunst*" des römischen Pariser, ist ein ehrliches, mit unsäglicher Verachtung ausgesprochenes Verdikt gegen *den Poeten formlicher und stofflicher Perversitäten*, die, Gott sei's geklagt, vor nicht zu langem auch in — ebendemselben Deutschland bestaunt, beschrien wurden! *Da* nun geht eine große Hoffnung auf. Da nun wird der Zweifel deutliche Überzeugung, daß, wenn dermaßen allgemein eine Umwertung alter Werte auch in den sogenannten modernen deutschen Literaturkreisen eingetreten, die kulturelle Wiedergeburt Deutschland aus dieser Zeit der Blut- und Tränenströme keine Phrase ist.

Digitized by Google

Es müssen hier zwei Aufsätze gebucht werden, die nicht blos Gabriele d'Annunzio treffen. Die über denselben hinaus auch eine Literaturgebahrung innerlich vernichten, die zur Vorkriegszeit vielerorts — Mode war! Der eine Aufsatz: „Eine kulturelle Erörterung" erschien in der Halbmonatsschrift für Theater, Literatur und Musik, „Bühne und Welt", aus der Feder des Herausgebers Wilhelm Kiefer (abgedruckt in „Die Post", Berlin Nr. 326 vom 30. Juni 1915). Wilhelm Kiefer bekennt in der Einleitung:

„Als ich die Kühnheit hatte, vor einem Jahre die Uraufführung der d'Annunzioschen Tragödie „Franceska da Rimini" zu brandmarken, erhob sich ringsum ein mitleidvolles Lächeln über mich. Ich ließ mich indes durch diese Geringschätzung, derer ich bis auf den heutigen Tag von dem geistigen und künstlerischen Dilettantismus in unserem Volke teilhaftig wurde, nicht beirren und ich meine, das Lächeln ist heute an mir."

Denn so schamvoll es ist, solches zu gestehen: d'Annunzio hat wie jeder dekadente Russe und Franzos auch in Deutschland seine starke, tonangebende Gemeinde und seine — Verleger gefunden. (Ob Albert Langens Verlag für Literatur und Kunst heute nicht ernstlich seine verlegerischen Taten sichtet?)

„D'Annunzio, ein Erotist schlimmster Gattung, als Mensch und Künstler eines der charakterlosesten Geschöpfe, die jemals an der Öffentlichkeit dieser Welt herumliefen (siehe sein Verhältnis zur Duse und seine gemeine Rache an ihr), hatte bei der Bedeutungslosigkeit seines Talentes uns Deutschen keinesfalls je etwas zu bedeuten. Trotzdem, oder eben darum, wurden Jahre hindurch Versuche unternommen, ihn uns aufzudrängen. Daß es nicht gelang, mag doch noch beweisen, daß unser Publikum nicht auf offenbaren Unwert hereinfällt. Unsere literarischen Kreise standen aber seit vielen Jahren unter seinem Einfluß. Namen wie Vollmöller und Hofmannsthal liefern als Dichter dafür den besten Beweis. Seine Verehrerschaft war besonders in Wien und Berlin erheblich und wäre es nach dem Willen dieser Leute gegangen, die uns unablässig von der Kunst und dem Leben des großen „Italieners" berichteten, so wäre er in das Volk gekommen, wie ein Dutzend andere Genies von seinem Schlage! —

Man wird mich verstehen, wenn ich heute allen Ernstes in Frage stelle, ob die Verehrer dieses Gesellen nicht ein weithin sichtbares Zeichen ihrer Unfähigkeit, im deutschen Volke, ja auch nur in einem weiteren literarischen Kreise führend und vermittelnd zu wirken, gegeben haben. Kommt nicht dem Letzten unter ihnen die flammende Erkenntnis, daß sie sich an einen Irrgeist wegwarfen, der in seiner Feilheit und Geilheit nicht minder groß war, wie die Dirne aus einer verrufenen Gasse? Kommt ihnen nicht der Gedanke, daß diese Verehrung windigen Popanzes Verrat an unserer Bestimmung und unserem Volkstume, ja Verrat an der Menschheit bedeutete?

O, über die Verantwortungslosen in einem Volke! Und wehe der Menschheit um solch alte Narren! Seit dem Tage von Quarto hob der Triumph der Kriegepartei in Italien an! Um einen Menschen, der in Deutschland mehr Ehren genoß wie die ernstesten lebenden Dichter, kristallisierte sich die Hoffnung der kriegslüsternen Elemente unserer einstmaligen Verbündeten."

Digitized by Google

So zornig und erbittert das klingt, auch Wilhelm Kiefer sieht und gesteht den Umschwung ein, den die Wertung der ausländischen Dekadenzkunst à la d'Annunzio auch durch jene erfährt, die einst ihre Trommelschläger waren:

„Ein neuer Stern am Himmel der internationalen Größen beginnt seine Schuppen zu lösen! Es ist für den Betrachter dieses Sternhimmels nicht ohne Humor und Ironie, zu betrachten, wie ein Stern nach dem andern, die Größten mit den Kleinsten und die Blassen mit den Leuchtenden, erlischt. Aber es überkommt uns doch ein bitteres Gefühl, ein Gefühl der Beschämung und des Zornes, daß solche Irrlichter den ungetrübten Glanz der deutschen Dichter verdunkeln durften, daß unser Geistesleben unter dem Einfluß schandbarer, billiger Elemente stand, daß wir Götzen anbeteten, wo Götter ihrer Gläubigen warteten!

Schmach und Schande über jeden, den diese Dinge nicht zur Besinnung bringen! Verdammnis und Verbannung über die Feilscher und Schächer in den deutschen Landen!"

Es ist das Herrliche, daß heute solches Schacher- und Feilschertum aus unsern Grenzen weggewischt ist, weggedonnert vom hohen ethischen Empfinden des Volkes, daß die „Kölnische Zeitung" (Nr. 617 vom 20. Juni 1915) durch die Feder von Adolf Hans Walter, Wien, in einem vernichtenden Aufsatz über d'Annunzio und „alle, die ihm ähneln", zu sagen den Adel hat:

„Nachdem Rapagnetta 1873 bis 1880 das Kollegium in Prato besucht, beeilte er sich, nach Rom zu kommen, und war dort bald, erklärtes Oberhaupt der „Cronica Byzantina", einer Künstlervereinigung der viele Nichtskönner und nur wenige Leutchen von Begabung angehörten, die nur im Drange nach einer zusagenden Richtung dorthin geraten waren, wo man schlechthin alles Alte in der Kunst, und wäre es noch so bewährt, lächerlich machte. Diese seine römischen Jahre reihten sich zu einer Kette der zügellosesten Ausschweifungen. Vermöge der angeborenen Fähigkeit, sich in Szene zu setzen, bereitete ihm der Kreis der dekadenten Jünglinge sozusagen eine göttliche Verehrung auf Vorschuß; daß die weiblichen Mitglieder der Vereinigung zukünftiger Berühmtheiten dem Sänger des Sinnenrausches mehr als gewogen waren, ist leicht erklärlich. Aus dieser Umgebung heraus, einer jauchigen Pfütze, schöpfte d'Annunzio seine Kenntnisse von den Untiefen der Frauenseele. Als er später daran ging, eine reine Frauengestalt zu zeichnen, mißglückte das ungewohnte Vorhaben. D'Annunzio ist, wiewohl er sich vielfach den Anschein geben will, durchaus kein Psychologe. Seine Oberflächlichkeit hindert ihn; wenn er auch Einzelheiten aus seiner Lebensführung geschickt in die Öffentlichkeit dringen ließ, die bezeigen sollten, daß er alle möglichen Mittel äußerlicher Natur anwendet, um zu Vertiefung zu gelangen, schwanken die Charaktere seiner Romane und Dramen wie Schilf im Wind, sind sprunghaft, paradoxe Gestalten einer unwirklichen Gesellschaft, die gänzlich haltlos um das unstet zuckende Irrlicht Perversität tanzen. D'Annunzios Helden gleichen ihrem Schöpfer bis auf den kahlen Schädel. Sie reden ungeheuer viel, ihr Drohnendasein ist von krankhafter Geschlechtlichkeit erfüllt, sie wollen um jeden Preis interessant sein, weil sie sonst nichts sind. — — —

Wenn er in „Piacere" Sperelli eine begeisterte Hymne auf den Vers anstimmen läßt, der allein imstande sei, die Sprache

Digitized by Google

vollkommen zu machen und den Gedanken restlos zu übermitteln, wenn er sich also zu dem Programm „Die Form ist alles" bekennt, so müssen wir ihm entgegenhalten, was er als scheinbar selbstverständlich in gewohnter Überhebung übersieht: Richtigkeiten bedürfen nicht des Purpurmantels des Verses; noch weniger Scheußlichkeiten! Die Kunst d'Annunzios ist eine alternde Kokotte in einer Staatskarosse. Der Prosaiker d'Annunzio ist bei Maupassant, Flaubert, Verlaine, Baudelaire und Viktor Hugo in die Schule gegangen, eine Reihe Novellensammlungen, „Terra Vergine", „San Pantaleone" und andere legen beredtes Zeugnis ab. Er hat jedem seiner Vorbilder planlos entlehnt, was ihm eben zusagte. So wie er sich von seinen Meistern abkehrt, gerät er in blutrünstiges Geschichtenerzählen, das er durch meisterlich gehandhabte Landschaftsschilderungen abzuschwächen vermeint. — — — — Allein d'Annunzio spielte noch andere Trümpfe aus, die einer leichtvergessenden Nation gewichtiger schienen als die Entehrung ihrer größten Tragödin: Die Verheißung auf den Sieg des lateinischen Gedankens und die bis zur Vollendung ausgefeilte Handhabung der italienischen Sprache, die er „im Wettkampf mit Musik und Malkunst auf die Höhe der besten Leistungen des Jahrhunderts" erhoben zu haben vorgibt. Der Italiener spricht über das natürliche Bedürfnis hinaus, er hört sich gern reden und badet sozusagen mit Wollust in der wollautend dahinplätschernden Flut der geliebten Sprache. Als letztes Vermächtnis einer künstlerisch hochragenden Vergangenheit ist ihm die Liebe zur Muttersprache in höherm Maße als andern Völkern vererbt, eine schwärmerische Anhänglichkeit, der d'Annunzio so sehr Rechnung trägt, daß er über dem Reinmaß des Verses und der Abgeglichenheit der Prosa sämtliche Erfordernisse der Stilgattungen vernachlässigt. Der solcherart emporgeschraubte Kultus der Sprache, den er als Verkörperung des lateinischen Wesens anspricht, veranlaßt ihn, zu behaupten, das deutsche Wesen hätte nur in der Musik, und zwar in jener Richard Wagners, vollkommen Ausdruck gefunden, und verleitet ihn zum Trugschluß, das lateinische Wesen stünde also auf höherer Kulturstufe als das germanische. Im übrigen ist ihm schon wegen seiner mehr als liberalen Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib die christliche Weltanschauung höchst unbequem; er will die Renaissance des Lateinertums von Grund auf aus heidnischer Lebensanschauung über das mediceische Zeitalter in das überfeinerte Ästhetentum der letzten Tage vor dem großen Krieg überleiten und gelangt endlich zu seinem Ideal des Übermenschen, dem kein Gesetz gelten soll außer der Befriedigung seiner Naturtriebe, dessen erste und letzte Aufgabe in restlosem Aufgehen im Genuß besteht."

Es ist für uns ein stolzes Bewußtsein, zu sehen, wie diejenigen Grundsätze, die wir nun im zehnten Jahre als die allein ernsten, rettenden für unser nationales Kunstschaffen predigten und forderten, heute in schwerster Zeit auch allein das Zeichen der Bewährung tragen, und daß man nach ihnen allgemach ringsum beschämt, besiegt und aufleuchtend zu greifen beginnt. Sei Gralfahrt weiterhin der Weg des deutschen Volkes zu einer ihm würdigen Kultur!

Digitized by Google

Kritische Warte

Von August Liebers Eigenart

Ein Versuch von Anton Dörrer

Die Klage ist nicht mehr neu und nicht von gestern: daß heute jeder Meister sein will und keiner Geselle, um zu schweigen von dem Lehrling. Das bringt es mit sich, daß die Leistungen zurückgehen und daß vielfach nicht mehr nach ihnen, sondern nach Köpfen, oft gar nach Mündern geschätzt wird.

Ein Meister ist und bleibt nach altem Sprüch- und Dichterwort, wer etwas ersann, ein Geselle, wer etwas kann. Was uns, unserem Volke der Dichter gibt, das ist er uns wert und darnach wollen wir über ihn rechten.

Und nun zur Sache! —

August Lieber streift von alterswegen an die Siebziger. Für ihn gilt es keine Bresche mehr zu schlagen durch die papierene Wand, die zwischen Dichter und Volk sich so oft erhebt. Auch in der Gralgemeinde ist August Lieber kein Fremdling mehr, seit Dr. Weingartner von ihm und seinen Dichtungen (4. Jahrg., 8. Heft, S. 503—515) gesprochen und Universitäts-Professor Dr. Oehl in dem herrlichen „Montsalvat II." dem Abseitsstehenden ein ansehnliches Feld eingeräumt hat. So darf ich nun noch ein kurzes Wort von Liebers Eigenart, von seiner Meisterschaft sprechen. —

Ein Meister, der etwas ersann!

Ersann er nicht den Hochgebirgssang! Erschaute er uns nicht der Bergriesen wechselreichstes Innenleben, die Macht des Sturmes? Gar viel ward davon schon gesprochen und geschrieben. Und wenn vielleicht auch sein Erstlingsunterfangen als Hochlandspoet noch nicht in einer historisch-literarischen Darstellung genau und eingehend gewürdigt wurde — es wäre eine dankbare Stoffstudie zur alpländischen Literatur —, so sei hierorts doch darauf verzichtet; denn August Lieber leistete noch mehr, indem er so manchem deutschen Dichter voranschritt.

Die Neubelebung der Natur ist sein zweites Meisterstück. Kennt ihr seine Nebelfrauen und Wilden Jungfrauen,

Digitized by Google

seine Julnacht und seinen Föhn? Die alten deutschen Mächte stehen wieder auf und reißen an sich die Naturgewalten. Horch, Leser horch![1])

Im Nebelgewölk.

1. Die wilde Freiung im Seefelder Kamm,
Wie ragt sie stolz, ein Zyklopendamm,
Der Wetter Heimat, der Schrecken Sitz!
Dem Riesengemäuer, zerpflügt vom Blitz,
Entstürzen die Wasser in finsterem Schwall —
So steht sie trotzig, dem Land ein Wall. —

6. Verrauscht, verflogen im Äther blau
Die wilden Gestalten, die Schatten grau,
Die Truggebilde, die, Luft in Luft,
Ein neckischer Dämon zum Dasein ruft! —
Hier, wo des Allmächtigen Odem weht,
Zieht ernst durch die Seele ein Liedgebet! — —

7. Und doch! — Was regt sich im dämmrigen Grund!
Was steigt herauf aus dem tosenden Schrund?
Was klettert hurtig an triefender Wand?
Wir stehn im Blauen, wir starren gespannt
Hinab auf den düster wogenden Zug —
Verwünschtes Gezücht! Ist's nicht genug?!

8. Schon wälzt sich's und kriecht durchs Zundernbeet,
Das rasch verschlungen dem Blick vergeht,
Schon schleppt sich's heran durch die Felsenrunst —
Der Ursprungssattel versank im Dunst.
Ein höhnendes Haupt! — Ein fleischloser Arm!
Da ist er, halloh! Der Hexenschwarm!

9. Und dichter schwillt sie, die lautlose Schar —
Feucht weht es uns an von Gewand und Haar —
Sie nicken grinsend, sie schlingen ums Haupt
Den Schleier, der rasch uns die Richtung raubt,
Sie drehn sich im Wirbel wie Windeswehn,
Daß im rasenden Taumel die Sterne vergehn!

70. Und ruhlos drängt es und ohne End'
Und füllt entschwebend das Firmament!
Im Nebelgrauen erlosch der Tag —
Ein kurzes Krachen — ein Wetterschlag!
Und Spottgelächter im Wiederhall —
Und Eisesschauer und Graupelfall! —

11. Da hebt sich's drüben mit schneidigem Klang
Wie Windsgesause, wie Kämpensang —
Da fährt's herüber, ein scharfer Stoß,

[1]) Die Proben sind den drei bei Wagner in Innsbruck erschienenen Gedichtbänden Liebers entnommen: „Hochlandsklänge", „Auf stillen Pfaden", „Aus tiefen Schachten". Dieselben sind auch im kritischen Teile des „Gral" schon besprochen worden.

Digitized by Google

Und teilt den wogenden Hexentroß —
Ihr schleichenden Schatten, vorbei! vorbei!
Der Hochsturm braust — ich atme frei!

Meisterlich sind bei August Lieber dieselben Erscheinungen entsprechend ihrer verschiedenen Situation, ihres Milieus charakterisiert, z. B. das Echo oder eine Schlittenfahrt.

I.

. . . In die flockennasse Mähne
Wiehernd beißt im Übermute
Den Wallach die junge Stute,
Also, daß der Laufbeflügler
Auf dem Bock, der Rossezügler,
Der mit reglos breitem Rücken
Halbverdeckt des Tieres Tücken
Es mit zornig lautem Rufe
Mahnt der Pflichten seiner Hufe . . .

II.

Jüngst fuhr ich so mit meinen Gedanken
Und mit einem Bauern zu einem Kranken . . .
Wahrscheinlich in ähnlicher Weise erwog
Die Mähre, die unsern Wagen zog,
Die dichterische Gelegenheit
Und ließ zum Stehen uns reichlich Zeit;
Die Lenden dürftig, das Träblein faul,
Ein schlichter braver Fiakergaul . . .

III.

Die dröhnende Gasse auf und ab
Gerassel von Wägen und Rossetrab,
Heiß pochen die Flanken vom wilden Gestampf,
Aus schnaubenden Nüstern fährt der Dampf,
Das Gaslicht flackert und zuckt und irrt
Auf Pflaster und Mauern und rhythmisch klirrt
Zu der Hufe Takten der Schellenkranz —
Es fährt die lustige Welt zum Tanz. —

Man sieht, August Lieber ist ein Formenmeister, sorgt für schönen Klang, handhabt mit Geschick des Ausdrucks starken und reichen Wechsel und die Melodien des Rhythmus und Reimes. Anschauliche Bilder, alle Farben, pulsives Leben im Rahmen der Natur — das sind die Kennzeichen der Ausdruckskunst August Liebers. Noch mehr! Seine Eigenart verlangt formellen Eigenbau und so findet sich bei ihm, der den großen Reichtum der metrischen Formen meistert, auch dort Neues im Vers- und Strophenbau, wo die alten Gebilde nicht dem Gehalt des neuen Dichters entsprechen.

Digitized by Google

Schloßpark.

Der Tag verglommen. —
Des Felsdoms Bau
Ragt schattenumdüstert
Und traumumflüstert. —
Ein Stern im Blau,
Im nächtenden Dunklen. —
Mit Flimmern und Funkeln
Die Nacht will kommen. —

In Wirbeln und Schnellen
Hinstürmt und zischt,
Keck springt von Stufen
In Becken und Kufen
Aufprallender Gischt;
Und ernste Tannen
Die Äste spannen
Hoch über die Wellen. —

Im grünen Teiche,
Der reglos liegt,
Die Trauerweide
In stummen Leide
Langt nach der Flut
Tief niederhangend,
Wie tief verlangend
Nach Friedens Reiche. —

Von Ursteins Mauern
Ein Herzogsgral
Hebt Zinnen und Türme
Ins Reich der Stürme,
Palas und Saal, —
Und Einsamkeiten
Und alter Zeiten
Geträum' und Trauern.

So sah'n alleine,
Mein ernster Genoß,
Wir stillen beiden,
Bei Tages Scheiden
Das Hochlandsschloß
Des gefürsteten Grafen
Zu Ambras schlafen
Im Abendscheine.

Das sind Beispiele und Proben, nicht lange gesucht und vorbedacht. Nur hineingegriffen in die Gedichtbände und jedes Stück bringt einen neuen Beweis. Das ist des Meisters Eigenart, daß sie sich nicht in einem Werke, in einer Form, in einem Gedanken noch in einer Schönheit und Eigenart erschöpft; und das des Interpreten Pflicht, nur anzudeuten, nicht auszubeuten des Künstlers Werke. Der Leser soll selbst genießen.

Nur noch eins! Von der Hochlandsnatur singt Lieber so gerne, vom Wettersturm droben in den Klüften und drinnen im Herzen, vom weißen Tod des Berglers und vom schwarzen der Städterseele; wild, laut, dramatisch, theatralisch gestaltet sich sein Lied und seine Märe, wohl auch einmal zart und innig, gemütstief und sonnenfreudig. Lieber kennt die Naturgewalten, er kennt und glaubt auch an unseren Gott, trotz alles heidnischen Firnisses, noch heute.

Am größten aber reckt sich der Poet empor in der Vision. Bekannt sind Liebers Visionen. Auch sie zeugen von besonderer Art. Die eine, die hier den Schlußstein bilden soll, war geschrieben zu Anfang des Juli 1914, also noch vor dem Kriege, und erschien am 1. August 1914 in der „Deutschen Alpenzeitung" unter dem Pseudonym

Digitized by Google

Camurézi. Die Camberger Lieder entstammen einem graubündnerischen „semperfreien", nur vom Kaiser richtbaren Bauerngeschlechte Rätoromaniens und zwar dem Zweige (Ca) der Murezi de Liveris; unser Dichter heißt selbst Karol Moritz August mit Vornamen; sein Großvater, zugleich der des Zentrumsführers, hieß sich erst Lieber. Ob des zweiten Vornamens wegen Professor Salzer den Dichter beharrlich in seiner Literaturgeschichte Moriz heißt?? [1])

Am Abendhimmel.

Aufgangsher flog
Dunkles Gewölk,
Nachtmähnigen Rossen gleich,
Steppenrossen,
Ungezählten, sturmwindgehetzten.
Und hochdrohend lagert es
Auf der Felsenburg
Zyklopengemäuer,
Dem urgrundgefesteten
Schwer und schwarz. —

Lang war der Tag,
Schwül, drückend und bang. —
Doch Abend ward's. —
Schon schwingt sich Mani,
Die Geisel zuhanden,
Er, der Herrscher der Nacht,
Zu beginnen den nächtlichen Lauf
In des Wagens hochbugigem
[Sitz. —
Drüben im Niedergang
Auf der sausenden Fahrt
Zu der Welle des Westmeers
Zügelt nun für eines Lidschlags
Sol, der Nachtgeborene, [Weile
Sein Glanzmähneroß. —
Rückwärts gewandt
Hebt er mit sehnigem Arm
Noch des Tages verlodernde Fackel,
Zu erleuchten den dämmernden
Auf dem Allvaters Rosse [Pfad,
Hoch hinstürmen gen Wallhall.

Da, plötzlich erglänzen
Im Feuerzauber
Blutrot und goldgesäumt
Die schwarzen Wolkenfahnen —
Und sieh! es flattert
Stolz auf zum Abendhimmel
Dein Panier,
Speermännervolk, deutsches,
Auf daß du mögest vertrauen
Unerschüttert und glauben
An deine weltewige Sendung!

Kriegsliteratur

Hermann Frobenius, Durch Not und Tod Schilderungen aus dem Weltkrieg 1914. Wien, Leipzig 1914. 1. Band, 128 Seiten. 1 M.

Unter diesem zum geflügelten Worte gewordenen Titel schildert der Verf. allerlei Einzelheiten aus der Zeit der Mobilmachung und den ersten 4—5 Wochen des Krieges auf seinen verschiedenen Schauplätzen. Dem Zeitungsleser — und wer wäre das jetzt nicht! — ist freilich das meiste davon längst bekannt. K. J.

[1]) Eine kurze Lebensgeschichte August Liebers findet der Leser im „Bayr. Kurier" vom 7. August 1914 (Unterhaltungsbeilage), Würdigungen seines Schaffens in Pöllmanns „Rückständigkeiten", in der „Österr. Rundschau", August 1914 von Professor Dück, in der „Augsburger Postzeitung" vom 30. Oktober 1912 (Literarische Beilage) von Rd. Müller, im „Tiroler Anzeiger" 1908 von Jos. Penz usw.

Digitized by Google

Albert Malte Wagner: Der Krieg und die Aufgabe der deutschen Mutter. Verlag von Friedr. Andr. Perthes, Gotha 1915. 36 Seiten, geh. 0,40 M.

Das Schriftchen gehört zu jenen erfreulichen Anzeichen moralischer Selbstbesinnung und des Verlangens nach innerer Erneuerung im deutschen Volke, wie sie der Weltkrieg als die schönste und der großen Opfer einzig würdige Frucht dieser gewaltigen Zeit zu bringen verspricht. Der Verf. geht von der Überzeugung aus, daß ehe die Welt am deutschen Wesen genesen könne, erst einmal Deutschland selbst am deutschen Wesen wieder gesund werden müsse. Gott und Vaterland, oder die deutsche Einheit und die deutsche Religiosität, das sollen die Gesundbrunnen sein, aus denen das deutsche Volk, aus denen insbesondere die deutsche Mutter, die Mutter eines neuen deutschen Geschlechtes, schöpfen soll. Wie sie diese ihre heilige Aufgabe zu erfüllen hat, das zu zeigen, ist im wesentlichen der Inhalt dieses empfehlenswerten Büchleins. K. J.

Drama

Hans Karl Abel: Die silbernen Glocken vom Ilienkopf. Elsässische Bauerntragödie in drei Aufzügen. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 118 S. Geh. 2 M.

Aus dem Boden der elsässischen Heimat ist dem Dichter dieses Drama emporgewachsen, genährt durch die Liebe zu deutschem Volkstum und seinem altehrwürdigen religiösen Empfinden. Die sieghafte, zwar äußerlich (also nur scheinbar) zunächst unterliegende, aber innerlich überlegene Macht dieser positiven Kräfte im Leben eines Volkes gegenüber dem rasenden Freiheitstaumel, gegenüber der religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Anarchie der französischen Revolutionshelden, das ist der ethische Grundgedanke dieser Dichtung, wie er zunächst nur durch den alten Theobald Schott, dann auch durch dessen Sohn bis zum Opfer des Lebens verkörpert wird. Obwohl selbst durch grausamste französische Willkürherrschaft aufs bitterste gequält, verschmähen sie es, als die Tage der Tyrannei gezählt sind, der Sturm der französischen Revolution von 1789 durchs Land fegt und für sie die längst heiß ersehnte Stunde der Rache gekommen zu sein scheint, durch Unrecht und Gewalttat die Freiheit wiederzugewinnen. In keinem Falle aber wollen sie sie aus der Hand der Welschen empfangen. Auf rechtmäßigem, gesetzlichem Wege sich und seinem Volke die Freiheit zu erkämpfen, dafür hat der alte Bauer seine persönliche Freiheit in die Schanze geschlagen und 20 Jahre lang an französischer Galeere gelitten, aber mit Mordbrennern zusammen die Sache der Freiheit zu verfechten, bringt er nicht über sich. Aber schließlich zieht doch die zügellose Freiheit welscher Art, freilich über seine und seines Sohnes Leiche, siegreich im Elsaß ein. — Die Tragödie ist eine echte deutsche Heimatsdichtung von Lienhard'schem Geiste und wurde im Sommer 1913 in dem Naturtheater bei Metzeral sechsmal mit großem Erfolg ausgeführt. Karl Jakubczyk.

Georg Brinkmann: Waldchristel. Drama in vier Akten. Verlag, der G. Brinkmannschen Buchhandlung, Wellingholzhausen. (Leipzig, Friedrich Schneider.)

Von diesem „Drama" kann man wohl mit ruhigem Gewissen sagen: es wäre besser, wenn es nicht gedichtet worden wäre. Eine ganz minderwertige, hilflose Reimerei ohne Inhalt und Form. Manchmal kann man eine verlorene Sache noch dadurch retten, daß man statt der Prosaform Verse nimmt, der letzte, verzweifelte Versuch, die Illusion von Poesie hervorzurufen. Aber hier verfängt auch dieses Mittel nicht

Digitized by Google

mehr. Bis zur achten Szene des ersten Aktes werden schon zwei Personen als mehr oder weniger tot hinweggetragen. Schade, daß es da nicht schon alle sind! Karl Jakubczyk.

Dr. Alois Lanner: Job. Biblisches Drama in fünf Aufzügen. Verlag von G. P. Aderholz, Breslau 1913. IV und 26 S. Geh. 1 M.

Diese biblischen Dichtungen sind immer eine gewagte, undankbare Sache, an die sich nur die Größten heranwagen sollten. Der Verf. hat wohl selbst die Schwierigkeit seiner Aufgabe gefühlt, wenn er im Vorwort bemerkt, daß im Vergleich zu den dramatisch leicht packenden Seelenkämpfen in „Faust" „die Darstellung der Leiden Jobs in seiner beharrlichen und ungebrochenen Treue einen desto größeren Aufwand poetischer Bilder in Anspruch nimmt, um eine ähnlich lebhafte Stimmung aufrecht zu erhalten". Sonst ist das Drama ja reich an tiefen Gedanken in einer edlen, vornehmen Sprache, wie wir sie von dem rühmlichst bekannten Übersetzer der Psalmen gewohnt sind. Karl Jakubczyk.

Literarische Umschau

Von Otto Walter

Dr. J. S. Eduard Stehle †. In St. Gallen starb vor einigen Wochen Domkapellmeister a. D. Dr. Eduard Stehle, einer der vornehmsten Meister der kirchenmusikalischen Reform. Seine „Missa solemnis", die „Salve Regina-Messe", das „Terra Tremuit", das „Domine Deus", das gewaltige „Te Deum" und die Kantaten „Caecilia" und „Lumen de Coelo" usw. erwiesen nach allen Seiten sein reiches schöpferisches Können, das alle modernen, musikalischen Ausdrucksmittel souverän meisterte Sein profanes Hauptwerk war das Oratorium „Fritjofs Heimkehr", das überall glänzende Aufführungen erlebte. Die Bewegung der Schweizer Cäcilien-Vereine, in der der Künstler führend wirkte, dankt ihm, der eine klassische Chordirigentenfigur war, außerordentliches. Er hatte für den „Gral" eine größere kritische Arbeit über neuere Kirchenmusik unternommen, in der wir auch sein persönliches Verhältnis zur kirchenmusikalischen Reform zu finden hofften, als ein rascher, nicht schmerzhafter Tod das Lied ihm von der Lippe und den Stift aus den Händen nahm. Wir betrauern einen Großen!

Die P. Theodosius-Biographie. Prof. Dr. P. Magnus Künzle O. M. C. in Stans (Nidwalden, Schweiz) geht daran, die umfangreiche, wissenschaftliche Biographie des großen Philantropen P. Theodosius Florentini O. Cap. zu schreiben. Das sehr bemerkenswerte Wochenblatt der Schweizer katholischen Schulvereinigungen: „Die Schweizer Schule" kündigt die Vorarbeiten dazu in der Nummer vom 25. August 1915 an und richtet einen dringenden Appell an die Inhaber schriftlicher Materialien wie Briefe usw. von P. Theodosius, dieselben der Schriftleitung der Theodosiusbiographie zur gütigen Verfügung zu stellen. Zweifellos bergen auch deutsche und österreichische Brief- und Aktensammlungen wichtige Materialien über den großen Apostel katholischer Charitas.

P. Luis Coloma. S. J. † Der Tod P. Colomas war eine der schmerzlichsten Überraschungen, auch zu einer Zeit, da das deutsche

Digitized by Google

katholische Schrifttum trauernd am Heldengrab schon manches seiner Besten steht, die in Rußland oder Frankreich fielen. Einen Monat brauchte es, bis wir in Deutschland die Kunde vom Tode jenes hörten, dessen Schöpfung Pequeneces einst wie ein Schlag uns alle durchzitterte! So modelt der Krieg Raum und Zeiten um! — P. Luis Coloma war am 9. Januar 1851 zu Jerez de la Frontera geboren. Jung, revolutionär, Freigeist in jeder Pore studierte er Jurispudenz in Sevilla. Erlebte dann die Melancholie, den Lebensüberdruß, die Verzweiflung des Nihilisten und schloß sein erstes Leben in bitterster Stunde, wie wir hören, mit dem Selbstmordversuch. Gott aber schenkte ihm ein zwiefach neues Leben. Der Genesene trat, zutiefst ein anderer, in die Gesellschaft Jesu ein und übernahm ein reiches Acker- und Arbeitsfeld am Colegio zu Bilbao, wo dem Priester bis zuletzt reiche Saaten wuchsen. Auch der Künstler hatte viel gefunden und herausgerungen. Der nie in seiner Romantik geträumt, der die Rechnung seines Lebens vielmehr stets unerbittlich, mit bohrendem Intellekt kalt lächelnd ausgeklügelt und die Form unbesonnen zerschlagen wollte, als sie ihn wertlos dünkte — der blieb auch als Künstler Realist und konnte das ein klein wenig höhnische Lächeln über die übertrumpften Werte nie verlernen. Das mußte der Grund seiner Satyre werden. Im Milieu konnte er sich nie täuschen, er kannte es, hatte es durchlebt, und als überwunden verlassen. Begreiflich war's trotzdem, daß seine erste Versuche moralisierender Novellen: Colección de lecturas recreativas, „Erholungsstunden" (Bilbao 1887) nicht nur künstlerisch unsicher tasteten und probten. Auch sein Hirn und seine Seele bedurfte ruhiger Entwicklung, nach so starkem Sprung umsomehr. Aber dann wurde sein realistisch-satirischer Roman: Pequeneces, „Lappalien" (Bilbao 1896) doch nach jeder Seite ein unerhörtes Ereignis. Nicht nur weil der buchhändlerische Erfolg der Schöpfung sofort ein ungeheurer war und alle europäischen Sprachen raschestens ihre Übersetzungen heischten — Deutschland brauchte in vier Jahren dreizehn Auflagen! Aber weil da urplötzlich einer neben, nein, über die junge französische Realistik eine spanische stellte, die nicht nur künstlerisch unerreicht vor den staunenden Franzosen das Milieu der Madrider Gesellschaft in Zeilen bannte, sondern die, die tönenden Schellen von Paris hinter sich lassend, ganz eines hohen Ethos' und christlicher Kulturanschauungen voll war. Da hatten wir's: die realistische Romankunst christlicher Ausprägung katexochen! Man lernte nicht nur in Deutschland sehr vieles von ihr. — Daß die Höhe, auf der der Künstler hier wandelte, sich auch weiter nicht durchaus halten ließ, ist wiederum nicht verwunderlich. Ganz fürstlich zu schenken, vermag auch ein Crösus nicht oft. Wenn Coloma selbst seine Pequeneces nie mehr erreichte, so sind doch die Retratos de antano (1893) als ein Bild spanischer und französischer Zustände in den zwei Jahrzehnten vor der französischen Revolution, „Die gekrönte Märtyrin" (Maria Stuart, deutsch zwei Bände 1902), „Arm und Reich", „Der arme Johannes" und „Boy" mit also reicher dichterischer Kraft, Ruhe und Schönheit gesegnet, daß auch ein nachkommend Geschlecht staunend köstliche Feier bei ihm halten wird — Die wir, Deutsche und Österreicher, aber sein Leben und Werk miterlebten, wollen dankbar in Sinn und Herz den fernen Totenhügel kränzen, bis wir auf Wallfahrt gehen können zu ihm, da deutsches Schwert den Weg gehauen. —

Neue Kunde von Fra Giovanni da Fiesole. Fra Beato Angelico starb am 18. März 1455 in Rom und wurde nach urkundlicher Bestätigung in der Kirche Santa Maria sopra Minerva zu Florenz begraben. Nun erhält die deutsche Tagespresse ein Telegramm, nach welchem in der Kirche Santa Maria sopra Minerva zwei Skelette

Digitized by Google

gefunden worden sind, wovon eines das des Schöpfers der „großen Kreuzigung" (Kloster San Marco zu Florenz) und der „Madonna der Flachshändler" (Galerie der Ufficien) sein soll. Die wertvolle Nachricht muß freilich noch bestätigt werden.

Die Ausländerei auf der deutschen Bühne. Der „Börsen-Courier" in Berlin hat an eine Anzahl Bühnenschriftsteller und Bühnenleiter — das letztere ist besonders wertvoll — eine Umfrage gerichtet über die nationale Zukunft des deutschen Theaters: soll überhaupt und in welchem Umfange soll nach dem Kriege das ausländische Bühnenwerk wieder auf dem deutschen Theater erscheinen? Das Blatt publiziert eine große Anzahl äußerst interessanter Zuschriften in seinen Nummern 283 und 284, u. a. von Max Dreyer, Franz Dielberg, Hermann Essig, Carl Hauptmann, Paul Lindau, Heinrich Lilienfein, Lothar Schmidt, Georg Hirschfeld, Hermann Sudermann, die alle teilweise mit sehr erregter, empörter Geste, nach einer gründlichen Säuberung des gesamten deutschen Bühnenwesens von ausländischen Einflüssen rufen — „Ausländerschund", grollt Carl Hauptmann! — und nur mehr das Beste an ausländischen Werken gelten lassen wollen. Es ist ungeheuer wertvoll, daß man die Herren Bühnenleiter und -Schriftsteller hier beim Worte nimmt und nach dem Kriege, wenn vor dem „Ausländerschund" wieder gehöfelt werden sollte wie zur Vorkriegszeit bittern Angedenkens, ihnen die schönen stolzen deutschen Männerworte von heute entgegenhält. Das aber sollte vor allem allgemeine Überzeugung werden, mit Herzblut erkaufte: nicht nur der bloßen Ausmerzung ausländischer Stücke, kommen sie aus Spelunken von Paris oder Petrograd, bedarf es zur Gesundung deutscher Theaterverhältnisse und zur Schaffung der nationalen Bühne. Ach, das wäre doch nur die Staffage zum Größern! Aber der Geist derjenigen, die das Adelsprädikat deutscher, nationaler Schriftsteller und Künstler tragen wollen, muß tief in den heiligen Weiher der Läuterung steigen und muß sich zornglühend wegwenden von dem, was man heute angeekelt „Ausländerschund" tauft: der moralischen Dekadenz, dem undeutschen religiösen Nihilismus und dem siebenmal unfruchtbaren leeren Artistentum, mit dem Paris klingelt! Und es muß mit seinen Künstlern sich das deutsche Theater selbst auf Geist und Form des eigentlichen germanischen, nationalen „Spieles" wieder besinnen, das mit dem heutigen Inscenierungs- und Regiestück, darinnen jede Sensation gackert und die schlimmsten Instinkte prunken, kein blaßes Fältlein gemein hat, das vielmehr — freilich in Geist und Sprache der neuen Zeit gegossen, so wie Richard von Kralik es meinte — Weihfestspiel der Nation wird, aus ihren historischen, ethischen und religiösen heiligsten Mächten geboren. Dann nur ist die reichliche Erneuerung zu hoffen. Wie wäre das ein wunderherrlicher Traum! — — —

Neue Correggio-Fresken? Im prächtigen Atrium des Albertinischen Tempels in Mantua wurden eine ganze Reihe von Fresken entdeckt, die sicher aus dem Sei Cento stammen. Die Kritik schreibt dieselben vorläufig dem Anton Allegri da Correggio zu. († 5. März 1534). Die näheren Untersuchungen sind aber wohl noch abzuwarten.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz). — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Durchhalten

Von Dr. Richard v. Kralik, Wien

Ein neues, fast neues Wort ist mit Beginn dieses Weltkrieges aufgetaucht, wie ein Wahlspruch, ein Leitspruch, fast wie eine Offenbarung des inneren Gehalts jenes Ringens, wie eine neue Weltanschauung, eine neue Welterklärung. Dies Wort ist bedeutsamer, als man vielleicht auf den ersten Blick vermeint. Es ist etwas Neues gegenüber dem progressistischen Rufe „Vorwärts", der seit der napoleonischen Zeit das ganze 19. Jahrhundert beherrscht hat. Es ist etwas neues gegenüber dem Schlagwort von der Entwicklung, wie es der Naturalismus seit Vogt, Büchner, Moleschott und Darwin der ganzen Natur zugrunde legen wollte, eigentlich nur als eine andere Fassung der pantheistischen Naturphilosophie. Ich sehe dagegen in dem Kennwort „Durchhalten" zwei wichtige heilvolle Grundsätze festgestellt: Die konservative Weltanschauung und die auf der Pflicht beruhende moralische Weltanschauung.

Es ist gewiß kein Zufall, daß uns dieser Krieg mit seiner neuen Strategie und Taktik, mit dem Ausschalten der Überraschungen, der großen Entscheidungsschlachten diese Lehre gegeben hat. Der Krieg wird nicht durch britische Rodomontaden, nicht durch gallisches Draufgängertum, nicht durch moskowitischen Massenangriff, nicht durch imperialistische Bestrebungen gewonnen, sondern durch treufleißige Arbeit, durch Zucht, durch Ausbildung, durch Hingabe, durch Beharren, durch das Ausharren bis ans Ende, die Treue, die Stetigkeit, durch das Sein.

In der Tat steht dieser Begriff des Durchhaltens in Zusammenhang mit dem wahren Begriff des Seins und Wesens, mit dem Wesen Gottes. Gott ist, der da ist, wie er zu Moses sprach; er ist der Ewige, er ist von Ewigkeit her wie der Sohn und der Geist, nicht geworden, nicht

Digitized by Google

entwickelt, sondern immer in der Fülle seiner Wirkung „wie es war im Anfang, jetzt und allezeit, und in Ewigkeit." So ist denn auch das neue Testament nur die Erfüllung, nicht die Fortentwicklung des alten; und das Christentum war ein Durchhalten der echten Offenbarung gegenüber mißverstehender Abweisung. Kein Jota der Offenbarung sollte durch das Christentum abgetan werden; denn das Christentum ist die Lehre, daß es einen Logos, daß es ewige Ideen des Wahren, Guten und Schönen gibt, die sich in ihrem Wesen, in Gott niemals ändern, die nur durch die Menschheit im Wandern der Jahrhunderte immer wieder in neuer Pracht und Herrlichkeit, in allen Seiten des Wahren, Guten und Schönen aufgedeckt und bewundert werden. Die ganze Welt- und Kulturgeschichte ist kein Chaos, kein Zufall, kein willkürlicher Wechsel, sondern die Enthüllung (und nur in diesem Sinn die Entwicklung) des Einen, des Wahren, des allzeit Bleibenden.

Der Sinn des Lebens, des Daseins ist aber nicht nur Selbstzweck: das Leben ist nicht des Lebens höchstes Ziel. Sondern das höchste Ziel des Lebens ist ein sittliches. Warum ist überhaupt etwas da? Warum nicht lieber gar nichts? Was ist es, was dem Sein einen höheren Wert gibt als dem Nichtsein? Der Genuß? Das Behagen? Der Ehrgeiz und die Ruhmsucht? Gesundheit? Essen und Trinken? Nein, lediglich das Bewußtsein der Pflichterfüllung, das heldenhafte, heroische Durchhalten in allen Lebenslagen, in Glück und Unglück, die Bewährung der eigenen Tüchtigkeit, der Zucht, die daraus entspringende Selbstachtung. Alles ist eitel, alles ist menschlichen Strebens unwert, nur das Moralische hat Wert, nur das Durchhalten. Damit meine ich nicht Lessings Suchen nach Wahrheit, nicht Goethes „wer immer strebend sich bemüht", sondern das Pflichtgemäße im Suchen und im Streben. Durchhalten, das ist die Lösung des Lebensrätsels. Wir sind dazu da, um durchzuhalten, ob wir nun im Paradiese oder daraus verstoßen seien.

Durchhalten, das ist eine tiefere Formel als jene Inschrift am Tempel zu Delphi, es ist eine tiefere Formel als Kants kategorischer Imperativ mit seiner rationalistischen, utilitaristischen Färbung.

Digitized by Google

Das Durchhalten gilt nicht nur für den Krieg, es gilt für alle Dinge. Es gilt vor allem auch für unsere Sache. Seit Christus zu Petrus gesagt hat: Du bist ein Fels! ist unsere Sache die durchgehaltenste. Auch das spezielle Programm des Grals läßt sich zusammenfassen in die Mahnung: Durchhalten! Nicht verzweifeln über ungerechte und unzutreffende Vorwürfe der angeblichen Inferiorität! Nicht die alten Kreuzesbanner wegwerfen und Freischarenfähnlein folgen! Festhalten an den ewigen Ideen des Wahren, Guten und Schönen! Nicht den Sophisten nachlaufen, die lügend sagen: Heut ist etwas anderes wahr; heut ist die Zuchtlosigkeit und Schamlosigkeit gut; heut ist das Häßliche schön, und das Schöne häßlich! Freilich das Durchhalten scheint so gar nicht modern zu sein, so altväterisch, so resigniert. Vielleicht lehrt uns gerade dieser Krieg, daß dem doch nicht so ist. Der Weltkrieg hat den Wert der Religion in manchen Herzen, in breiten Massen befestigt; er hat manchen schäbigen Flitter des angeblich Modischen hinweggefegt mit eisernem Besen. Er hat dem Dauernden, dem Echten, dem Pflichtgemäßen wieder sein Recht gegeben, er hat einer durchhaltenden Weltanschauung, einer Philosophia perennis den Weg frei gemacht. Wir fühlen es tiefer als je:

Wie Du warst vor aller Zeit,
So bleibst Du in Ewigkeit!

Digitized by Google

Rosen ums Schwert

Ein Liederkreis aus dem Weltkrieg
von Lorenz Krapp (zur Zeit im Felde).

Das Vaterunser von Berlin

„Jetzt geht in die Kirche und kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer!"
Kaiser Wilhelm am 31. Juli 1914 an die vor dem Schloß versammelte Menge.

Auf dem Söller der Kaiser. Zur Seite die Kaiserin.
Rings brausen die Hunderttausende von Berlin.

Und er hebt seine Stimme, die klingt wie Stahl und Erz:
„In die Fäuste das Schwert! Doch zum Himmel das deutsche Herz!

„Jetzt geht in die Kirche! Ein Vaterunser sprecht
Für unser schimmerndes Heer und das heil'ge Recht!

„Jetzt geht in die Kirche und kniet vor Gott dahin!"
Da flutet die Woge der Tausende durch Berlin.

Es leuchten die Kirchen von heiliger Kerzen Brand,
Es grüßen sich Hunderte, die sich nie gekannt.

Wie das Rauschen der Eichen im grünen Waldestal
So braust zu dem Lenker der Schlachten ein Bittchoral.

Um die Heerflut der Streiter, die in die Ferne stürmt,
Wird ein Wall der Gebete bis zu den Wolken getürmt.

Und während die Feuer der Schlachten schon ferne glühn,
Erdonnert das Vaterunser von Berlin.

• • •

Fall ich in Flandern*) . . .

Fall ich in Flandern
Draußen im Schlachtgebraus,
Soll ein Blatt wandern
Zu meiner Mutter Haus:
„Mutter, laß färben

*) Vertonungen sind erschienen von Hauptlehrer Scheurig in Aschaffenburg (Selbstverlag) und Herzogl. Musikdirektor Robert Höbker in Cöthen (Verlag F. Kahleis, Cöthen in Anhalt).

Digitized by Google

Schweigend mein Blut den Strand!
Gern will ich sterben,
Lebst nur du, Vaterland!"

Fall ich in Polen
Frierend, von Schnee umtost,
Mutter, sollst holen
Du dir beim Herrgott Trost!
Laßt mich verderben,
Scharrt mich in Schnee und Sand!
Gern will ich sterben,
Lebst nur du, Vaterland!

Tausende müssen
Heute gleich mir ins Grab.
Es braust in Flüssen
Heiliges Blut hinab.
Pflügt einst, ihr Erben,
Friedlich den Ackerrand!
Gern will ich sterben,
Lebst nur du, Vaterland.

• • •

Deutscher Frühling

Es rauschen viel tiefe Bronnen
Durch Deutschland hin.
Purpurn im Glanz der Sonnen
Viel Rosen blühn.
Stets hing Blüten und Kränze
Der Frühling um jede Tür.
Herrliche deutsche Lenze!
Wie schön seid ihr!

Aber nun kam ein Lenzen,
Heil'ger als je.
Rosen des Blutes glänzen
Auf Tal und Höh.
Bäche des Blutes springen
Und tränken die Felder rot.
Männer und Knaben singen
Und ziehn zum Tod.

Nein, nicht zum Tode! Zum Siegen
Braust hin ihr Meer.
Heilige Banner fliegen
Vor ihnen her.

Digitized by Google

In ihres Helmschmucks Blitzen
Tragen mit herrlichem Schrei
Sie auf der Schwerter Spitzen
Den Völkermai.

• • •

Der Traum des Zaren

Im Traum erschien dem Zaren ein Gesicht,
Unirdisch fern, vom Blutstrom überflossen;
An seiner Seite eine Frau so licht,
Den stillen Leib vom kalten Blei durchschossen.

„Franz Ferdinand!" scholl jäh durchs Schloß zur Nacht
Der Schrei des bleichen Herrschers aller Reußen,
„Was nahst du mir, vom Todesschlaf erwacht?
Was will dein Antlitz, starr und wie von Eisen?"

Da scholl's — so schallt der Sturmwind um den Bug
Von Schiffen, die in eis'gem Meer ertrinken:
„Unsel'ger! Deines Reiches Stunde schlug.
Bald naht sein Abend und es wird versinken.

O Tat voll Schande, Schmach und arger List!
Zum Mord habt ihr ein feiges Tier gedungen!
Jedoch der Ew'ge zählt und wägt und mißt!
Bald klafft der Abgrund und ihr seid verschlungen!"

So klang der Klagruf um verrat'ne Treu
Aus stillem Grab ins Herz der Treuebrecher,
Und wie gepeitscht vom Wahnsinn irrte scheu
Der Zar durch die verödeten Gemächer.

• • •

Heiliger Tod

Ob einst rauschen deutsche Kirchhofslinden
Über meinem Grab im Glanz vom Mai,
Ob ich lieg' in Flanderns blut'gen Gründen,
Ob in Polens toter Wüstenei:
Gottes Augen seh'n,
Gottes Sterne geh'n
Überall an meinem Grab vorbei.

Heil'ger Tod, im grünen Feld zu sterben,
Wenn der Hagel der Geschosse saust,
Wenn die Blüten sich vom Blute färben,
Wenn es laut von Siegesfahnen braust!

Digitized by Google

O geweihter Tod,
Fern im Abendrot,
Das Gewehr noch in der starren Faust!

Klag nicht, Mutter, daß ich Dir entrissen,
Wein nicht, Liebste, daß Dein Liebster geht!
Sieh, das Blut muß wogen hell in Flüssen,
Daß der Väter Land nicht untergeht.
O, der Tod im Feld
Ist das Heil der Welt,
Ist des Lebens schönstes Nachtgebet.

O Crux, ave, spes unica

Wir brausten auf heißen Rossen
Heut her im Schlachtendrang.
Da stand ein Kirchlein zerschossen
Halbrechts am Wegeshang.
Doch hoch aus Trümmern und Wildnis,
Die Arme zum Segen gespannt,
Sah noch das Kreuzesbildnis
Hinaus ins grauende Land.

In Grimm und Schrei und Flammen
Stand es, von Geschossen umstürmt.
Rings stürzte alles zusammen,
Doch dies Bild blieb beschirmt.
Hoch stand es noch immer und schaute
Und hob wie in Klage die Hand
Aufs blut- und tränenbetaute,
Granatendurchdonnerte Land.

Wir mußten vorüberrasen,
Wild klirrte der Pferde Huf,
Doch durch der Trompeten Blasen
Und über der Schlachten Ruf
Seh bis zu meinem Sterben
Ich Dich, Du Duldergesicht:
Ob wir auch und alles verderben,
Kreuz Gottes, Du stirbst nicht!

Digitized by Google

Die völkerrechtliche Stellung des Apostolischen Stuhles.*)

Von Prof. Dr. U. Lampert, Freiburg (Schweiz.)

Eine einzigartige Auszeichnung ist die Bestimmung Italiens als Sitz des Apostolischen Stuhles. Während aber jedes andere Land es als eine hohe Ehre schätzen würde, dem Papsttum in seinem Schoße eine gesicherte Residenz zu bieten, scheint das moderne Italien vielmehr die Aufgabe übernommen zu haben, dem Heiligen Stuhl möglichst viele Schwierigkeiten zu bereiten, seine Freiheit zu beeinträchtigen und ihn Kränkungen jeder Art auszusetzen. Daher ist die unhaltbare Lage des Papstes in Rom seit Jahrzehnten ein Gegenstand der Klage des Papstes und der Beunruhigung in der katholischen Welt. Diesem Gefühl ist auf den katholischen Kongressen und in den Parlamenten öfters Ausdruck verliehen worden. Die Berechtigung dieser Proteste tritt nun

*) Der Gral greift mit Veröffentlichung dieses Aufsatzes zum ersten Male deutlich über seine bisher innegehaltenen Grenzen hinaus. Die hier behandelte Frage ist eine Kulturfrage im eminentesten Sinne des Wortes. Wir halten nun dafür, daß eine Revue, deren Programm seit Anbeginn das katholische Kulturprogramm war, die von je für die Erneuerung der gesamten Kultur in den vollen Mächten katholischen Glaubens und katholischer Tat eintrat, wenn sie auch entsprechend der Zeit gewisse Seiten katholischer Kultur: Kunst und Literatur in erster Linie betonte — doch mit der Zeit und ihren Nöten größer werden soll! Wir glauben in dieser Zeit materieller und ideeller Riesenereignisse dadurch am treuesten, nachhaltigsten unsere Pflicht gegen unser katholisches Kulturprogramm, um das als Ganzes es heute geht, zu erfüllen, wenn wir nicht kleinmütig vor unserm Volke nur die Leier schlagen — und wärs auch jene des Tyrtäus — sondern indem wir mit unverrückbarem Geiste und starkem Griffel, den Sinn aufs Ewige gewendet, auch die realen, die politischen, die volksethischen Erfordernisse und Grundlagen unserer katholischen Kultur zeichnen, ohne je ins kleine Tagesereignis uns zu verlieren. Die die ganze Zeit und ihre aufgewühlten Wesensmächte im Tiefsten treffenden Kulturaufsätze von Dr. Richard v. Kralik, die in programmatischer Weise jedes unserer Hefte eröffnen, sind der erste Auftakt zu der neuen Kulturarbeit; hinein in diese aber stellten wir uns, da wir den Staats- und Kirchenrechtslehrer der katholischen Universität Freiburg in der Schweiz, Professor Dr. U. Lampert, dessen Wort autoritative Geltung mit bestem Recht beanspruchen darf, baten, für den Gral eine der Herz- und Zentralfragen katholischer Kultur, jene nach der völkerrechtlichen Stellung des heiligen Stuhles zu umschreiben. Die hoch verdankenswerte und bedeutsame Arbeit, auf die wir mit Ernst und besonderer Betonung unsere Gemeinde aufmerksam machen, sei nun im Obigen veröffentlicht. Gralredaktion.

Digitized by Google

im gegenwärtigen Kriege besonders klar zutage. Die Tatsache, daß die beim heiligen Stuhl beglaubigten Gesandten der Zentralmächte in Rom nicht mehr sicher waren und in der Schweiz ein Asyl aufsuchen mußten, wo noch italienische Geheimpolizisten ihren Verkehr ausspionieren, bedeutet eine empfindliche Beschränkung des Gesandtschaftsrechtes des Papstes. Auch der Verkehr der päpstlichen Nuntien mit dem heiligen Vater ist trotz den Erklärungen der italienischen Regierung kein freier und gesicherter. Schon hat die italienische Freimaurerei den Papst der Spionage im Dienste der Zentralmächte verdächtigt! Aus Furcht vor einer päpstlichen Vermittlung im Weltkriege, welche der Eifersucht Jungitaliens ungelegen, versucht man es mit Einschüchterungsmitteln. Die italienische Zensur nimmt sich heraus, das Organ des Heiligen Stuhles ihrer Kontrolle zu unterwerfen und streicht Artikel, die die Rechte des Apostolischen Stuhles oder seine erhabenen Ideen verfechten oder ungerechte Anwürfe zurückweisen. Ja der Heilige Stuhl soll sich in seinem eigenen Organ nicht einmal für die Friedensidee in diesem Weltkrieg verwenden dürfen! Und wird das Brief- und Depeschengeheimnis gewahrt? Wir vernehmen mehrfache Klagen, daß im amtlichen Verkehr zwischen dem Vatikan und den Staaten der Zentralmächte Briefe und Depeschen abhanden gekommen sind.

Die italienische Presse dagegen macht dem Papste systematisch Schwierigkeiten, indem sie ihn bald den Krieg des „vertragstreuen" Italiens mit seinen Bundesgenossen von gestern billigen läßt, um ihn bei den Zentralmächten und bei den Neutralen mißbeliebig zu machen, — bald umgekehrt wieder mißbilligen, um ihn der Pöbelwut im eigenen Lande preiszugeben. So kann die Loge jetzt jede Pöbelansammlung vor den Toren des Vatikans zum Vorwand nehmen, den Kerkermeisterdienst beim Papste zu übernehmen, falls nicht die italienische Regierung selbst durch einen Gewaltstreich gegen die Person des Papstes einer Revolution und Ausplünderung des Vatikans zuvorkommt. Vorwand dazu kann sie finden in der von der „Tribuna" bereits vor Jahren versuchten Auslegung des italienischen Garantiegesetzes, daß die Regierung den Sicherheitsdienst um die Person des heiligen Vaters durch italienische Bersaglieri statt durch die Schweizergarde besorgen lassen könnte! Die Hoffnung der italienischen Freimaurer, in deren Botmäßigkeit die Regierung geraten war, geht nach einem in der „Nationalzeitung" veröffentlichten Dokument dahin, der Weltkrieg werde das „von allen Altären und Thronen befreite Zeitalter" herbeiführen.

Digitized by Google

Zu einer Aufhebung des Garantiegesetzes ist es zwar noch nicht gekommen, aber nichts bürgt dafür, daß seine Bürgschaften auch für die Kriegszeit ihre Geltung bewahren.[1]) Schon der Schöpfer dieses Gesetzes, Minister Lanza, hatte es ausdrücklich abgelehnt, die Garantie freien Verkehrs des Papstes mit dem Ausland in den Text aufzunehmen, mit der Begründung, es brauche niemanden gesagt zu werden, daß in Kriegszeiten nichts neben den Staatsnotwendigkeiten bestehen könne.

So kann die ganze Welt sehen, wie unzureichend jene Bürgschaften Jungitaliens für die Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes sind, die mit dem „Garantiegesetz" vom 13. Mai 1871 gegeben und in der Zirkulardepesche vom 18. Okt. 1870 von Italien den Völkern gegenüber versprochen worden waren! Italien hat seither alles getan, um die Erklärung des Papstes Pius IX. im Breve vom 20. Oktober 1870, mit welchem das Vatikanische Konzil vertagt wurde, recht offensichtlich zu machen: „Nun sind wir völlig in der Botmäßigkeit und Gewalt des Feindes." Diese Lage wird immer unerträglicher. *Daher muß jetzt in allen Ländern laut, vernehmlich und nachdrücklich der Ruf sich erheben, daß alle Nationen ein Interesse an der baldigen Wiederherstellung einer wahren Unabhängigkeit des Apostolischen Stuhles haben.*

Daß die erhabene Mission des Papstes für das Gedeihen der Völker nur segensreich sei, ist im Laufe dieses Weltkrieges allen Einsichtigen deutlich zum Bewußtsein gekommen. Wie auch zahlreiche protestantische Stimmen anerkennen, hat der Papst trotz seiner gedrückten Lage, in welche ihn die jungitalienische Politik gebracht, dennoch mehr für den Frieden und die Vermittlung und für die Milderung der Leiden des Krieges getan, als irgend ein anderer Souverän. Daher ist es bezeichnend, daß außerhalb Italiens selbst unverdächtig radikale Blätter und protestantische Zeitschriften die Notwendigkeit darlegen, dem Papste stärkere Garantien seiner völkerrechtlichen Unabhängigkeit zu verschaffen, nachdem man in der Zerbrechlichkeit italienischer Zusicherungen hinlängliche Erfahrung gemacht hat.

I.

Der Papst ist von Rechtswegen *völkerrechtlich* souverän; nicht erst durch italienische Gnade infolge des Garantiegesetzes genießt er „für seine Person" die Rechte und Auszeichnungen eines Souveräns. Der Rechtsgrund

[1]) Vlg. Civiltà cattolica vom 20. August 1892: Delle condizioni del Papa in caso di guerra.

Digitized by Google

der völkerrechtlichen Stellung des Papstes liegt nicht in jenem Gesetz, womit Italien nach der Wegnahme des Kirchenstaates die katholischen Gemüter und die andern Staaten über die Unabhängigkeit des Apostolischen Stuhles beruhigen wollte. Die Feinde des Papsttums haben bald im Dienste der italienischen Interessenpolitik, bald aus anderen Motiven die völkerrechtliche Stellung desselben mit offensichtlicher Voreingenommenheit beurteilt. Die große Zeit hat jetzt auch in diesem Punkte mit manchem Vorurteil aufgeräumt und viele Denkende zu einer tieferen Würdigung dieser Frage angeregt. Eine kurze geschichtliche und rechtliche Beleuchtung der Frage ist daher am Platze.

1. Als der Apostel Petrus auf göttliches Geheiß seinen Sitz von Antiochien nach Rom verlegt hatte, folgten ihm hier in der Vollgewalt des Primates 31 Päpste, die unter der blutigen Kirchenverfolgung während drei Jahrhunderten die Kirche regierten, bis endlich der 33. Papst, St. Sylvester, aus den Katakomben heraufstieg infolge des konstantinischen Freibriefes im Jahre 312 und des Mailänder Ediktes 313. Bald darauf sehen wir auch den Papst Sylvester durch kaiserliche Freigebigkeit im Besitze des altberühmten Palastes der Lateranen, der fortan bis zur Zeit Clemens V. (1305—1314) die eigentliche Wohnstätte des Papstes blieb. Dazu kam aber durch weitere Schenkungen Konstantins noch ein bedeutender Grundbesitz in und um Rom und in fernen Provinzen. Der Liber Pontificalis, in erster Redaktion vor 530 Jahren entstanden, zählt in langer Reihe diese Eigentumsübertragungen auf.[1]) Johannes Diaconus beschreibt uns den Besitzstand der römischen Kirche zur Zeit des Papstes Gregor I. des Großen (590—604) und zählt darunter 33 große Komplexe, sogenannte Patrimonien, in mehreren Provinzen Italiens, auch in Sizilien, Korsika, Gallien, Dalmatien ꝛc. auf. Diese Güter umfaßten ein Gebiet von ungefähr 85 Quadratmeilen mit einem Jahreserträgnis von 8—9 Millionen Franken nach heutigem Werte. Der Papst war der *größte Grundbesitzer* Italiens.

2. Dazu kam aber ein weiteres Moment. Als die katholische Kirche im Römerreich begründet wurde, fand sie nur eine einzige Autorität, die weltliche Macht. Die Kaiser hatten zu ihrem Titel „Cäsar und Augustus" noch den der Oberpriester hinzugefügt und die Kirche ging mit nichts geringerem um, als diesen Titel „Oberpriester" ihnen zu nehmen und neben der weltlichen Macht eine geistliche zu erheben.

[1]) Ed. Duschesne I, 177—187.

Digitized by Google

Unter diesem Gesichtspunkte war es für die äußere Hebung des päpstlichen Einflusses von größter Bedeutung, daß die Kaiser ihre Residenz von Rom nach dem Osten, nach Konstantinopel verlegten. Der erste christliche Kaiser hat mit dieser Schaffung der neuen Residenz einen folgenschweren Schritt getan.

Ein protestantischer Historiker, Gfrörer[1]), legt es uns dar:

„Eine Tatsache, welche tief in die Weltgeschichte eingreift, legt von dem Aufschwunge päpstlichen Reichtums und seiner unausbleiblichen Folge, politischer Unabhängigkeit des Stuhles Petri, merkwürdiges Zeugnis ab. Seit der Zeit, da die Einheit des römischen Reiches in zwei Kaisertümer, das östliche und das westliche, aufgelöst zu werden begann, hat nicht ein einziger der Beherrscher des Westens in Rom dauernd seinen Sitz aufgeschlagen, obgleich fast alle in Italien lebten und obgleich viele unter ihnen waren, die während der zunehmenden Schwäche des Staates die Hilfsmittel, welche der Zauber des römischen Namens bot, sehr gut hätten brauchen können. . . . Warum ließ sich nun von so vielen Fürsten, die noch den Titel römischer Kaiser führten, oder Könige Italiens hießen, auch nicht ein einziger in der ehemaligen Welthauptstadt nieder? Warum haben die meisten Rom nur vorübergehend, einige vielleicht gar nie besucht? Meines Erachtens gibt es nur eine genügende Antwort auf diese Frage: sie scheuten längern Aufenthalt zu Rom, weil sie fühlten, daß in einer Stadt, die einen priesterlichen Charakter angenommen hatte, sie nicht mehr in dem Maße, wie es Könige wünschen und wünschen müssen, die erste Rolle spielen würden. Jene Tatsache ist daher ein unwiderleglicher Beweis nicht nur der Macht, sondern auch des Reichtums der Päpste. Denn ohne Besitz kann keine Gewalt — auch nicht eine geistliche — auf die Länge bestehen."

3. Allmählich wuchs der politische Einfluß des Papstes.[2]) Bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts waren zwar die Ostgoten die Machthaber des Landes und als diese den oströmischen Waffen erlegen waren, rückten schon nach 13 Jahren die Longobarden in Italien ein und besetzten den größten Teil der oströmischen Herrschaft der byzantinischen Kaiser, die sich nur noch im Exarchat Ravenna und in den beiden Ducatus Rom und Neapel einigermaßen behaupten konnten. Aber diese oströmische Herrschaft der Byzantiner verblaßte nach und nach in Italien. Sie ließen das Volk in den politischen Bedrängnissen ohne Hilfe, während ihre Drohedikte nur die tatsächliche Ohnmacht verrieten. Um so größer war deren Einmischung in das kirchliche Leben, wodurch diese Herrschaft unerträglich wurde. Klerus und Volk von Rom mußten in demütigen Worten die Bestätigung des von ihnen erwählten Papstes in Konstantinopel erbitten. Ja,

[1]) Papst Gregorius VII. u. sein Zeitalter, Schaffhausen 1860, V, 10.

[2]) Vgl. dazu Gust. Schnürer, die Entstehung des Kirchenstaates, Köln 1894.

Digitized by Google

als Papst Martin I. sich weigerte, Glaubensentscheidungen vom Kaiser Konstanz II. anzunehmen, wurde er nach Konstantinopel geschleppt und erlag 655 in der Verbannung den Folgen der unsäglichen Mißhandlungen. Kaiser Justinian II. mutete dem Papst Sergius I. zu, sich den Beschlüssen der Synode von Konstantinopel 692 zu unterwerfen, sonst werde man ihn von Rom wegschleppen. Allein die Römer und Ravennaten intervenierten und vertrieben den zur Vollziehung der Drohung schreitenden kaiserlichen Beamten. Weitere Zerwürfnisse verursachten mit ihren Häresien die Kaiser Philippicus Bardanes und Leo der Isaurier. In Rom wurde Papst Gregor II. bedrängt, die byzantinischen Verschwörungsanschläge gegen seine Person wurden von den Römern vereitelt, die Truppen des Exarchen marschierten gegen Rom, konnten aber gegen die Römer nichts ausrichten.

So einerseits vom byzantinischen Kaiser wegen Nichtanerkennung der kaiserlichen Glaubensedikte verfolgt und beständig bedroht, war der Papst zugleich anderseits bedrängt von den Longobarden, die darauf ausgingen, mit Waffengewalt die Eroberung Italiens zu vollenden. Ihnen gegenüber war der byzantinische Exarch in Ravenna machtlos, ihn konnte auch der Kaiser nicht schützen, der Ducatus Rom war auf sich selber angewiesen und mußte eigene Wege gehen, unabhängig vom Exarchen, der selbst in schwieriger Lage sich befand. Bei den wiederholten Bedrohungen und Belagerungen von Rom war der Papst der alleinige Retter. Die Herrschaft der Byzantiner machte sich nirgends geltend, das Volk sammelte sich um den Papst als seinen Ratgeber, Tröster und Helfer. An ihn fiel tatsächlich die Oberhoheit über Rom als einzigen Machtfaktor, indem er der einzige war, der mit dem Willen des Volkes die öffentliche Sache vertrat und die politische Lage beherrschte. Die Notwendigkeit selbst drängte dazu, daß der Papst die Zügel der verlassenen Regierung ergriff, die Miliz organisierte und für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgte.

In der Not wandte sich Papst Gregor III. 729 an Karl Martell im Frankenreich. Dieser versprach Schutz, aber der Feldzug kam nicht zustande. Durch selbständige Unterhandlungen war es dem Papste Zacharias gelungen, von den Longobarden vier Städte zurückzuerlangen, ebenso mehrere Patrimonien. Über jene Rückgabe stellte der Longobardenkönig Luitprand dem Papste eine Schenkungsurkunde aus. Auch ein zwanzigjähriger Waffenstillstand wurde gewährt. Die Päpste setzten nun in Rom Beamte ein, entsandten und

Digitized by Google

empfingen Gesandte, schlossen Friedensverträge ab, sie allein tragen Sorge für Rom. Als Papst Stephan II. 752 vergeblich den Longobardenkönig Aistulf zur Herausgabe der von ihm widerrechtlich besetzten Gebiete zu bewegen gesucht, reiste er persönlich zum Frankenkönig Pipin. Dieser rückte mit einem Heere in Italien ein und zwang Aistulf zum eidlichen Versprechen, Ravenna und 22 andere Städte an den Papst herauszugeben und das römische Gebiet nicht mehr zu beunruhigen. Eidbrüchig fiel Aistulf aber schon 755 in das römische Gebiet ein. Wieder zog Pipin gegen Aistulf, zwang ihn zur Herausgabe des Gebietes des sogenannten Exarchates von Ravenna und der Pentapolis an den Papst, und zur Respektierung des römischen Gebietes. Dieser gesamte Landkomplex wurde durch den dazu beauftragten Abt Fulrad von Pipin in einer auf dem Grabe des heiligen Petrus niedergelegen Urkunde „dem Apostel und dem seine Stelle vertretenden Papste, wie allen seinen Nachfolgern", „zum ewigen Besitz" übergeben.

Pipin selbst erklärte gegenüber byzantinischen Gesandten, nur aus Liebe zum heiligen Petrus und zur Vergebung der Sünden habe er sich dem Kriege unterzogen und kein Geschenk vermöge ihn zu bestimmen, daß er das Land, das er einmal dem heiligen Petrus dargeboten, wieder rauben lasse; diese Gebiete unterständen fortan der Herrschaft der Päpste. Als der Longobardenkönig Desiderius neuerdings den Kirchenstaat bedrängte, machte 774 Karl der Große seiner Herrschaft ein Ende und gab der Landesherrlichkeit des Papstes neue Bürgschaften und Festigkeit.

4. So wurde die politische Unabhängigkeit des Papstes, die schon längst zur Reife gelangt war, auch zur äußeren Anerkennung gebracht. Seine weltliche Souveränität ruhte auf den besten Rechtstiteln: Die Anerkennung seitens des Volkes, die Dereliktion der Herrschaft seitens des früheren Inhabers, die Eroberung im gerechten Kriege, die Abtretung und Schenkung des Landes seitens des siegreichen Intervenienten in gerechter Sache, die absolute Notwendigkeit zur Selbsterhaltung der bedrohten Bevölkerung gegenüber den blutigen Schlägen der longobardischen Eindringlinge, — dies alles begründete ein festes moralisches Band zwischen diesem Land und dem Apostolischen Stuhl. Die Hand des Herrn hatte zur Sicherung der Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche dem Stuhl Petri ein Patrimonium gegeben, in dem das Oberhaupt der Kirche sein eigener politischer Herr sein sollte und die Vorsehung hat in der Beschützung dieses Kirchenstaates in allen Jahrhunderten sichtlich gewaltet.

Digitized by Google

5. Nach elfhundertjährigem Bestande des Kirchenstaates unternahmen es die geheimen Mächte des Umsturzes denselben mit allen Mitteln der Umtriebe, der Korruption, der Verschwörung, des Aufruhrs und der Perfidie zu zertrümmern.[1]) Die Bewegung entstand in der napoleonischen Periode, wurde akuter in den 30er Jahren und trat endlich 1859 in ihre letzte Phase, begünstigt durch das falsche Spiel Napoleons III. Im Krieg der Piemontesen und Österreich hatte er erklären lassen, daß der Feldzug die päpstliche Herrschaft nicht stürzen, sondern nur Italien von fremdem Drucke befreien und durch Geltendmachung der „legitimen" Interessen Ordnung schaffen solle. Allein nach dem französischen Sieg bei Magenta, 4. Juni 1859, folgte die Annexion der päpstlichen Provinz der sogenannten Legationen durch die Piemontesen, nachdem man dort eine Empörung angezettelt hatte. Napoleon erblickte darin nur die Erfüllung berechtigter nationaler Wünsche und insinuierte dem Papste, auf diese annektierte Provinz zu verzichten gegen Garantie des Restes vom Kirchenstaate, was Europa beruhigen würde! Mit feiner Ironie drehte der Papst dieses Argument gegen Napoleon um: „Wer kann die seit 70 Jahren in Frankreich vorgekommenen Umwälzungen aufzählen? und dennoch, wer wird der großen französischen Nation sagen, daß die Verengerung ihrer Grenzen für die Ruhe Europas notwendig sei?" Der im Frieden von Zürich 10. November 1859 vorgeschlagene italienische Staatenbund unter dem Ehrenvorsitz des Papstes behauptete sich nur auf dem Papier. Aufgemuntert durch das Vorgehen der Garibaldianer, verlangte das piemontesische Ministerium am 7. September 1860 die Auflösung der päpstlichen Truppen und schon am folgenden Tage fielen die Piemontesen in den Kirchenstaat ein unter dem Vorwand, das Vordringen der Garibaldianer zu hindern! Infolge der Niederlage bei Castelfidardo, 18. September, wurde der Papst auf das engere römische Gebiet beschränkt, einem Drittel des Kirchenstaates. Heuchlerisch erklärte die Turiner Regierung, die Piemontesen würden, wenn nötig, mithelfen, die Residenz des heiligen Vaters gegen jedwelche Bedrohung zu schützen! Bereits am 27. März 1861 wurde aber von der piemontesischen Kammer Rom als Hauptstadt des geeinigten Italiens erklärt! Napoleon begünstigte weiter diese Politik mit der ohne Vorwissen des Papstes abgeschlossenen Konvention vom 15. September 1864 betreffend das Patrimonium Petri. Der piemontesische Minister

[1]) Vgl. A. J. Nürnberger, Papsttum und Kirchenstaat, Mainz 1897—1900; Alfr. von Reumont, Pro Romano Pontifice, 1871.

Digitized by Google

Ratazzi förderte einen neuen Handstreich Garibaldis, dessen Freischaren 1867 das päpstliche Gebiet wieder überfielen. Durch die öffentliche Meinung genötigt, sandte jetzt Napoleon Hilfe dem Papste und bei Mentana wurden am 3. November die Freibeuter durch General Kanzler blutig geschlagen. Nun erhielt Rom eine französische Besatzung, die aber am 2. August 1870 von Frankreich abberufen wurde. Nachdem die piemontesische Regierung noch am 4. August erklärt hatte, sie werde sich an die 1864 übernommene Verpflichtung zur Respektierung des römischen Gebietes halten, ließ sie im folgenden Monat ihre Truppen in dasselbe einrücken und Rom angreifen.

Am 8. September sandte der König den Grafen Ponza di San Martino[1]) zum Papste mit einem eigenhändigen Schreiben, worin er unter Beteuerung kindlicher Liebe und katholischer Gesinnung erklärte, daß die italienische Regierung nun im Angesichte Europas und der ganzen katholischen Welt die Verantwortlichkeit für die Aufrechterhaltung der Sicherheit des Papsttums mit dem feierlichen Versprechen übernehme, dem Oberhaupt der Kirche „an den Ufern der Tiber einen ruhmvollen und von jeder menschlichen Oberherrlichkeit unabhängigen Sitz zu wahren."[2]) Als der Gesandte in der Audienz die Versicherung abgab, Italien werde die Unabhängigkeit und Souveränität des Apostolischen Stuhles garantieren, erklärte Pius IX.: „Ich traue euch nicht; im Namen Jesu Christi sage ich euch, ihr seid insgesamt getünchte Gräber." Am 20. September hielt der Usurpator seinen Einzug in Rom, wodurch eine lange Episode von Völkerrechtswidrigkeiten, die mit planmäßiger Perfidie[3]) angelegt waren, ihren vorläufigen Abschluß fand. Wir übergehen die Schilderung der zahllosen Gewalttätigkeiten, Mordtaten und Grausamkeiten, welche die vielen tausend Strolche und lüderlichen Gesellen in Rom verübten, die im Gefolge der italienischen Truppen in Rom eingezogen, um dort die Rolle des „Volkes" zu spielen und das Schein-

[1]) Als piemontesischer Minister hatte er sich besonders durch kirchenfeindliche Gesinnung ausgezeichnet und durch seinen Bruch das Konkordates, das zwischen Benedikt XIV. und König Karl Emanuel 5. Januar 1741 abgeschlossen worden.

[2]) Abgedruckt ist der Brief, übersetzt nach dem Text der Gazetta Uffiziale, im Archiv f. kath. Kirchenrecht Bd. 24, S. CLI f

[3]) Eine zusammenfassende Darlegung der Rechtswidrigkeiten, Ränke und Wühlereien in zehn Jahren findet sich in der Enzyklika Pius IX. Respicientes vom 1. November 1870. Die Beschlagnahme dieser Enzyklika durch die italienische Regierung stellte deren Auffassung von der Freiheit des Papstes in das rechte Licht.

Digitized by Google

plebiszit[1]) zustande zu bringen, wonach Rom die Hauptstadt Italiens sein soll.

6. Ohne der vielen Tausenden von Adressen und Protesten zu gedenken, braucht man nur das am 19. Dezember 1870 von der piemontesischen Regierung der Kammer vorgelegte „Grünbuch" zu lesen, um zu sehen, wie die weit umsichgreifende Bewegung selbst die Großmächte Europas zu beschäftigen begann und die römische Frage durchaus nicht als eine rein italienische Angelegenheit betrachtet wurde. Deshalb beeilte sich der Minister des Aeußern, Visconti-Venosta, in der Zirkulardepesche vom 18. Oktober 1870 an die im Ausland beglaubigten Vertreter noch vor Erlaß des Garantiegesetzes die Welt zu beruhigen mit der Erklärung:[2]) „Indem wir Rom zur politischen Hauptstadt Italiens machen, erachten wir es für unsere Pflicht, die Erklärung abzugeben, daß die katholische Welt durch die Tatsache der Vollendung unserer Einheit in ihren Organen nicht bedroht werden wird. Vor allem wird die der Person des heiligen Vaters gebührende hervorragende Stellung in keiner Weise verringert werden. Sein Charakter als Souverän, sein Vorrang vor allen andern katholischen Fürsten, seine Immunitäten und die ihm in dieser Eigenschaft gebührende Zivilliste werden ihm in umfassender Weise garantiert sein. Seine Paläste und seine Residenzen werden das Privilegium der Exterritorialität besitzen."

Die am 7. Sept. 1870 von der gleichen Stelle in einer Zirkulardepesche ausgesprochene Bereitwilligkeit, auf dem Wege des internationalen Vertrages solche Garantien aufzustellen, war aber bald verschwunden, und so kam schließlich nur ein italienisches Gesetz in diesem Punkte zustande.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Der Grundsatz des Plebiszits, dieser Lieblingsgedanke Napoleons III., wird in der völkerrechtlichen Literatur in Bezug auf freiwillige und erzwungene Gebietsabtretungen als sehr bedenklich und gefährlich abgelehnt.

[2]) Wortgetreue Übersetzung in d. „Allgemeinen Ztg." 1870, Nr. 303.

Digitized by Google

Verschollen!

Erzählung aus dem Volksleben von M. Buol.

III.

„Faustino, wißt ihr schon?"

Durch die halb offene Küchentür schob sich ein lockiger Mädchenkopf mit einem lustigen Stumpfnäschen und einem Paar schwarzer Augen, die gern gelacht hätten, aber gerade jetzt nicht lachen durften.

Der alte Mann warf eben die Polenta auf eine Holzplatte. Danach wandte er sich zur Tür. „Ah, die Rosina!" rief er.

Dann aber schämte er sich der allzu vertraulichen Anrede, denn die Besucherin war keine Geringere als die Schullehrerin von Ruffrè. „Was soll ich denn wissen, Signorina?"

Sie trat zu ihm mit wichtiger Miene. „Ihr müßt nicht erschrecken, daß ich noch zu später Stunde komme. Ich dachte, es sei besser, wenn ihr's von mir erführet."

Dem Alten wurde es bange. „Sie bringen mir eine böse Nachricht, fürchte ich!"

„Leider ja. Aus Amerika!"

„Gott, mein Giovanni!" rief Faustino und faltete zitternd die Hände.

„Nein, nein", beruhigte ihn Rosina, „um euern Sohn handelt sich's gar nicht. Aber der Sohn eurer Schwester, der ist gestorben."

„Lorenzo? Ist das möglich? Barmherziger Gott?"

Faustino sank auf die Bank neben dem Herde und brach in Tränen aus. „Ach, die arme Fortuna? Der einzige Sohn und ein so braver Sohn! Ach, ich armer alter Mann! So viele junge Leute muß ich überleben und bin selbst zu nichts mehr nütze. Könnte doch ich sterben statt der Braven und Tüchtigen, die der Herrgott zu sich nimmt! doch es geschehe sein Wille! Nun sind sie beide im Himmel, mein Sohn und der Sohn meiner Schwester!"

Das wollte Rosina nicht gelten lassen. Giovanni sei vielleicht nicht tot, könne doch noch zurückkommen. Vielleicht sei er auf eine wilde Insel verschlagen worden, und da brauche nur einmal durch Gottes Fügung ein Schiff vorbeizufahren, so sei er erlöst. Sie selber habe einmal eine ähnliche Geschichte gelesen von einem Manne namens Robinson. „Wenn man Lehrerin ist, muß man eben allerlei lesen", fügte sie mit bescheidenem Augensenken hinzu.

Digitized by Google

Aber Faustino wollte weder an die wilde Insel noch an das rettende Schiff glauben und weinte fort. Da stellte sich Rigo zwischen die Beine des Nonno und schaute ihm verwundert in die Augen, denn ihm schien, daß große Leute nicht weinen sollten. Nur die kleinen hatten ein Recht dazu, wenn sie sich einmal das Köpfchen an eine Tischkante schlugen oder wenn man ihnen eine Klapper wegnahm oder gar einen Pajazzo. Und nun erhob der Kleine ganz listig ein Fingerlein und tupfte damit eine Träne weg, die an der langen Nase des Alten niederglitt. Und dann lachte er laut auf, daß er das rollende Ding so hübsch erwischt hatte.

Da mußte der Alte widerwillen auch lachen, lupfte den kleinen Schelm aufs Knie und drückte ihm einen lauten Schmatz auf die Wange.

„Er ist doch ein herziger Kerl, euer Rigo", sagte die Lehrerin und tätschelte das blonde Köpfchen. „Righetto, sag, wann kommst du denn einmal zu mir in die Schule?"

„O damit hat's noch ein paar Jährlein Zeit", meinte der Alte. „Unterdessen lernt er beim Nonno. Er kann schon das Kreuzzeichen machen und das Tischgebet sprechen und das Ave Maria auch. Rigo, zeig einmal der Signorina Rosina, was du alles kannst! Zeig's doch! Dann bekommst du einen Mordskuß vom Nonno. Vorwärts! Vorwärts! Ave Maria!"

„Ave Maria, gratia plena! Dominus tecum!" lallte Rigo. Ganz verstümmelt kamen die schweren lateinischen Worte zwischen den rosigen Lippen hervor. Aber gerade das war so reizend! Da konnte der Nonno nicht warten, bis das Gebet zu Ende war, er mußte dem kleinen Beter schon gleich den versprochenen Kuß geben.

In diesem Augenblicke ging die Türe auf, und Johanna erschien. Das Kind auf dem Knie des Großvaters verstummte. Es war, als sei in diesem Augenblicke etwas zwischen Kind und Mutter getreten.

Johanna fühlte sich beschämt, als sie die fertige Polenta auf dem Herde sah. Der Schwiegervater hatte einen so weiten Weg hinter sich, und nun hatte sie ihm erst noch die Mühe überlassen, das Abendessen zu bereiten.

„Ihr habt schon gekocht, Vater", sagte sie kleinlaut. Und um ihr Versäumnis, wenigstens vor der Lehrerin, zu entschuldigen, fügte sie bei, sie sei nur auf einige Augenblicke auf ihr Zimmer gegangen und habe gleich wiederkommen wollen.

„Ach, Giovanna, ich kann heute doch nichts mehr essen!" rief der Alte und brach schon wieder in Tränen aus.

Digitized by Google

„Signorina, erzählen Sie ihr, was geschehen ist: ich bring's nicht hervor!"

Rosina ließ sich's nicht zweimal sagen. Sie wiederholte sogleich ihre Trauerbotschaft und fügte alle Einzelheiten hinzu, die sie wußte. Heute Nachmittag war der Pfarrer von Sarnonico herauf nach Ruffrè gekommen, um beim Kuraten zu beichten. Und dann hatte er das Betrübende erzählt. Und er mußte es wohl wissen, denn ihm hatte es der Geistliche geschrieben, der dem armen Lorenzo beim Tode beigestanden war. „Ach ja, es ist sehr traurig, besonders für die Mutter! Aber was will man machen? Wir können gar nichts anderes mehr tun als für die hingeschiedene Seele beten!"

Sie ging. Draußen hörte man sie noch eine Weile mit Gina sprechen. Was sie sagte, verstand man nicht; es war wohl ziemlich dasselbe, was sie eben in der Küche erzählt hatte.

Johanna stand eine Zeit lang wie versteinert. Sie weinte nicht. Ihrem Herzen war ja der Vetter ihres Mannes nie sehr nahe gestanden. Aber so lange sie ihn am Leben wußte, blieb ihr noch immer einige Hoffnung, früher oder später etwas über Giovanni zu erfahren, und wäre es auch nur die Zeit und der Ort seines Todes. Diese Hoffnung war nun mit einem Schlage vernichtet.

Eine traurige Mahlzeit war's zwischen Schwiegervater und Schwiegertochter. Selbst Rigo, als er die beiden so ernst und schweigsam sah, verstummte und blickte träumerisch auf seinen Teller. Endlich fand der Alte wieder das Wort. Morgen wolle er gleich nach Sarnonico hinab, sagte er, um mit seiner Schwester zu weinen. Auch müsse er wissen, ob sie in der Heimatskirche nicht Seelengottesdienste für Lorenzo halten lasse, und an welchem Tage, denn dabei dürfe er nicht fehlen. „Und wenn ich das nächstemal zu den Deutschen hinübergehe, dann werde ich bei den Kapuzinern in Sankt Michael eine Messe für ihn bestellen, obwohl ich ein armer Mensch bin und jedes Krönlein schwer vermisse. Aber die Seele eines so nahen Anverwandten darf man nicht leiden lassen."

Dann begann er das Lob des Verstorbenen zu singen. „Er ist immer ein kreuzbraver Bursche gewesen, der gute Lorenzo! Ja denk nur, Giovanna, als Knabe war er so fromm, daß er sogar daran dachte, Geistlicher zu werden. Er hat auch eine Zeitlang studiert, aber zum Geistlichwerden ist ihm die Lust vergangen. Nun, daß er ein ge-

Digitized by Google

bildeter junger Mann war, das weißt du ja auch. Du sagtest mir ja selber einmal, welch schöne Handschrift er habe."

Johanna schwieg. Was kümmerte sie Lorenzos schöne Handschrift? O hätte sie nur einmal wieder die wirren Kreuz- und Querstriche ihres Giovanni sehen können, und sein seltsames Italienisch und sein noch seltsameres Deutsch! „Ferghiz main niht!"

Diese Nacht konnte sie lange nicht schlafen. Als sie aber endlich einschlief, da kam über die verlassene Frau ein eigentümlicher, beglückender Traum. Sie sah Lorenzo vor sich; er ging an ihr vorüber, wandte sich nach ihr um und sagte: „Ich weiß, wo Giovanni ist. Geduld!"

Als sie erwachte, war's zuerst eine Enttäuschung. Ach, nur ein Traum, und Lorenzo tot! Aber Johanna hielt viel auf Träume. Und so kam ihr der Gedanke, daß Lorenzo auch nach seinem Tode ihr vielleicht noch helfen könne. Eine unbestimmte Hoffnung, daß der Brief, der Lorenzos Tod meldete, zugleich eine Andeutung über Giovanni enthalte, stieg in ihr auf, verstohlen zuerst wie ein Sternlein in der Nacht, dann immer stärker und leuchtender, bis endlich diese Hoffnung sonnengleich ihr ganzes Herz überflutete.

„Vater, lasset mich nach Sarnonico", sagte sie, als sie dem Alten sein Frühstück vorsetzte. „Wegen der Seelenmessen will ich mich genau erkundigen, wenn euch so viel daran liegt, und vielleicht kann ich der armen Zia Fortuna behilflich sein."

Dem Alten war's recht. „Geh nur, meine Tochter! Was könnte ich alter Mann für meine geprüfte Schwester auch tun? Wir könnten ja doch nur beisammen sitzen und über unsere Söhne weinen."

Johanna sagte ihm noch ein teilnehmendes Wort; ihr selber aber war's in diesem Augenblicke gar nicht zum Weinen. Und als sie ihr Kind zum Abschiede küßte, da durchblitzte sie wie ein Sonnenstrahl der Gedanke: „Vielleicht ist es doch keine Waise!"

Je weiter sie gegen Sarnonico kam, desto froher wurde sie. Es war ja auch ein schönes Wandern für ein junges, kräftiges Weib. Wo der Bergwald aufhörte, da waren die Wiesen schon grün, und in den Hecken winkten frisch entrollte Veilchenblätter. Und während sie voraneilte unter der hellen Märzensonne, vor sich die glitzernden Presanellagletscher, da träumte sie den Traum der vergangenen Nacht immer wieder, bis er in ihr zur Gewißheit erstarkte. Wie das zugehn würde, war ihr nicht klar; sie wollte auch nicht daran denken, wollte nur mit ihrem jungen Herzen den schönen Augenblick genießen. Träumen ist ja süß!

Digitized by Google

Endlich hatte sie die Häuser von Sarnonico unter sich. Auf einer weiten Rasenfläche steht die stattliche Pfarrkirche mit ihrem schlanken Turme. Hinter der Kirche ziehen sich verstreute Häuser zwischen Wiesen und Obstgärten einen sanften Abhang hinan bis zu einem alten, meist versperrten Marienkirchlein. Neben diesem Kirchlein, etwa nur in der Breite einer Gasse davon entfernt, stand ein kleines Haus, mit Freitreppe und vorspringendem Dache, malerisch aber halb verfallen. Hier hauste Fortuna Seppi, Faustinos Schwester.

Faustino und Fortuna waren in ihrer Kindheit arm gewesen. Und die Armut war Beiden in ihren Hausstand gefolgt. Das Volk am Nonsberg war in alter Zeit ein gar dürftiges Volk. Oft sah man Scharen von Weibern mit ihren Kindern am Arme hinabsteigen ins Überetsch und von Tür zu Tür ein Stück Brot erbetteln. Um Allerseelen besonders war's eine wahre Völkerwanderung. Haufenweise wälzte sich's von Haus zu Haus, und an den Eingängen der Kirchhöfe standen lange Reihen von Hilfeflehenden, Weiber, Kinder, Greise, Krüppel, den Rosenkranz in der Hand, mit lauter Stimme betend und Almosen heischend um der Seelen des Fegfeuers willen.

Nie war Fortuna unter diesen Bettlern gewesen. Sie hatte hart gearbeitet und viel gehungert, aber ihre Hand nach Almosen gestreckt, das hatte sie nie. Auch jetzt noch, wenn sie hörte, daß jemand arm sei, fragte sie unwirsch: „Warum arbeitet er nicht?" Und damit war ihr Mitleid erschöpft. In ihrem Alter wenigstens hatte sie's schön bekommen. Von dem reichen Goldregen, den der Fleiß der Auswanderer in den letzten zwanzig Jahren über das italienische Tirol, besonders über den Nonsberg, niedergehn ließ, hatte auch das dürre, alte Weiblein im halbverfallenen Hause ein gut Teil abbekommen. Man wußte, daß Lorenzo seiner Mutter oft Geld schicke, damit sie es aufbewahre und verwalte. Und das tat sie pünktlich. Bei vielen kleinern und größern Besitzern im Nonstale hatte sie Kapitalien liegen, und den Zins forderte sie genau und streng.

„Sie ist geizig", sagte man von ihr. Aber die Leute, die schnell reich werden, sind das gewöhnlich.

Bei all ihrem Gelde war Fortuna doch einfach und arbeitsam geblieben. Sie lebte kärglich und besorgte ihren kleinen Haushalt selbst. Oft wanderte sie auch auswärts, um Arbeit zu suchen. Zu Sankt Michael in Überetsch hatte sie eine Tochter, die an einen wohlhabenden Bauer verheiratet war. Und nicht selten weilte Fortuna bei ihr, um in Haus und Hof zu helfen. So konnte es denn leicht geschehen, daß man die Alte nicht zu Hause traf.

Digitized by Google

Heute aber war sie wohl sicher zu finden. Wenn ein solcher Schlag über einen hereinbricht, da bleibt man mit seinem Schmerze am liebsten in stiller Kammer und zieht nicht umher von Ort zu Ort.

Auf der kleinen Freitreppe vor Fortunas Hause stand Johanna, drückte auf die Klinge der Tür, klopfte und rief. Sie konnte es nicht glauben, daß Fortuna nicht drinnen wäre. Vielleicht wollte sie nur nicht auftun, vielleicht wollte sie Niemand sehen.

Kurze Zeit stand Johanna ratlos. Dann klopfte sie aufs neue. Da blickte aus einem Fenster des Nachbarhauses ein Frauenkopf. „Sucht ihr die Fortuna? Die ist nicht hier."

Gern hätte Johanna gewußt, wo sie sei. Aber das konnte ihr die andere nicht sagen. Sie hatte die Alte beim Dämmerscheine aus dem Hause schleichen sehen, ein Bündel am Arm. Also würde sie wohl über Nacht ausbleiben. Vielleicht auch länger. Die Fortuna war schon so eine, die nicht sagte, was sie tue und wohin sie gehe.

Der Frauenkopf zog sich zurück, und Johanna stand enttäuscht vor der verschlossenen Tür.

Mußte sie denn wirklich unverrichteter Dinge umkehren? Der Vater würde fragen und wissen wollen, und sie konnte ihm nichts melden.

Langsam wandte sie sich bergan. Da fiel ihr der Pfarrer ein. Der Pfarrer von Sarnonico, der mußte alles wissen! An ihn war ja die Botschaft aus Amerika gekommen; er hatte sie der unglücklichen Mutter gebracht.

Johanna zögerte. Sie hatte nie mit einem katholischen Geistlichen gesprochen. Das unbestimmte Vorurteil gegen alles Katholische, das ihr angeboren war, hatte sich verstärkt, seit Giovanni sie verlassen hatte, seit sie allein dastand zwischen dem Kinde, das sie in eifersüchtiger Liebe ganz für sich haben wollte, und dem Schwiegervater, dessen Klagen und Mahnungen sie ermüdeten. Immer fester klammerte sie sich an ihre eigene Überzeugung, immer stärker wurde in ihr das Bewußtsein, daß sie etwas Besseres sei als alles andere, was sie umgab. Sonntags, wenn Faustino zur Kirche ging, hielt sie ihren kleinen Gottesdienst für sich allein. Da las sie in ihrer Bibel oder in ihrem lutherischen Gesangbuche und dachte dabei mit Wehmut an ihre verstorbenen Eltern, an den Vater, der die Schuljugend in diesen Gesängen unterwies, an die Mutter, die ihre Bibel immer vor sich auf ihrem Arbeitstische hatte. Oft aber ließ Johanna ihre Bücher liegen und saß nur stille da, ganz versunken in wehmütige Träume von verlorenem Glücke

Digitized by Google

und entschwundener Liebe. In ihrer Liebe zu Giovanni war etwas, das ihr so romantisch, so märchenhaft schön erschien, daß sie sich immer gern damit beschäftigte.

O wie ganz anders war Giovanni als sein Vater, als die andern alle! Er hatte sie nie mit Religionsgesprächen gequält, hatte ihr nie von Beichte und Messe gesprochen. Nur von der Madonna sprach er unbefangen, aber seine Liebe zur Madonna hatte sie nie geärgert oder eifersüchtig gemacht.

Halb unschlüssig hatte sie sich wieder dem Dorfe zugewendet. Vorbei an Fortunas verschlossenem Hause ging sie zur Pfarrkirche hinab. Da, auf dem schmalen Rasenstreifen, der Kirche und Kirchhof von einander trennt, wachte plötzlich in ihr eine Erinnerung auf, die sie froh und traurig zugleich stimmte.

Sankt Lorenztag war's gewesen. Da haben sie Kirchtag zu Sarnonico. Johanna war mit ihrem Manne und mit dem Schwiegervater von Ruffrè herabgekommen, und dann hatte man dem Namensfeste des Vetters Lorenz zu Ehren in der Dorfschenke lustig getafelt. Danach ging man in die Kirche zur Vesper. Johanna blieb unterdessen allein, setzte sich auf die Kirchhofmauer und wartete. Aber das dauerte kaum einige Minuten, so war Giovanni schon wieder an ihrer Seite. Er könne seine „bella Bionda" nicht verlassen, sagte er. Dann fragte er sie, ob sie denn nicht lieber vom Kirchhofe weggehn wolle; das sei doch ein trauriger Platz. Aber sie wollte nicht. Nein, gerade auf der Kirchhofmauer wollte sie sitzen, während drüben in der Kirche die Orgel rauschte und die Sänger psalmodierten. O ja, ganz auskosten wollte sie das Gefühl süßer Befriedigung, daß Giovanni lieber an ihrer Seite blieb als in seiner Kirche! Sie sprach das nicht laut aus; sie war eine Stille, die sich ihrer Siege nicht rühmte. Aber diese Stunde am Kirchhofe von Sarnonico hatte sie nie mehr vergessen.

Und nun trieb sie's, wieder in den kleinen Kirchhof zu treten und sich auf dieselbe Mauer zu setzen, wo sie damals mit ihm gesessen war. Aber jetzt war alles anders. Die Grabkreuze ringsum sahen sie traurig an und weckten in ihr den Gedanken an Tod und Verlassenheit. Ein drückendes Gefühl der Öde kam über sie. Weg war mit einemmale die unbestimmte und doch so strahlende Hoffnung, die der nächtliche Traum in ihr geweckt hatte. Ach ja, ein Traum war's gewesen, nichts weiter!

Sie begann, nüchtern zu erwägen. Und da blieb nun freilich wenig übrig, dessen sie sich freuen konnte. Mit Lorenzos

Digitized by Google

Tode war für sie die letzte schwache Hoffnung erloschen, je etwas über ihren Mann zu erfahren. Möglich war es wohl, daß sich in dem Briefe aus Amerika, der über Lorenzo's letzte Stunden berichtete, eine Erwähnung Giovannis fände. Möglich, doch nicht wahrscheinlich! Aber sehen mußte sie den Brief, mußte wissen, was er enthalte. Kurz, sie mußte zum Pfarrer. Es war töricht und feig von ihr, sich vor diesem Schritte zu fürchten. Was konnte ihr der Pfarrer anhaben? Wenn er sie unfreundlich behandelte, weil sie eine Deutsche war, oder wenn er sich's gar herausnehmen sollte, sie zu fragen, ob sie katholisch sei, dann würde ihn ihr würdevolles Schweigen bald zurechtweisen.

Sie stand auf und verließ den Kirchhof. In diesem Augenblicke wurde die Seitentüre der Pfarrkirche aufgerissen, und eine kleine, flinke Gestalt in abgenütztem Talare eilte mit fast knabenhafter Behendigkeit hervor.

Johanna hemmte ihren Schritt. Auch der Geistliche stutzte. So standen sie sich kurze Zeit stumm gegenüber.

Dann fragte er ohne weiters: „Wollen Sie beichten?"

In die Wangen der Frau schoß glühende Röte. So also machten sie's, die katholischen Priester! Das erste Wort bei einer ersten, zufälligen Begegnung war die Aufforderung zur Ohrenbeichte! Ein unzartes Sich-Aufdrängen! Ein unbescheidenes Bestreben, ins innerste Heiligtum des Herzens einzudringen! O wie froh war Johanna, protestantisch zu sein, wenn die Katholiken sich solches bieten lassen mußten!

Sie richtete sich empor zu ihrer vollen Höhe, und maß mit ruhiger Überlegenheit das kleine Männchen im schäbigen Talare.

Der aber machte sich gar nichts aus ihrer Würde, sondern brach in herzliches Lachen aus. Es müsse sich wohl um ein Mißverständnis handeln, meinte er, weil die Frau ihn so verdutzt ansehe. Eine Person habe ihn gerade früher in den Beichtstuhl gebeten und habe gesagt, es seien ihrer Zwei, die zu beichten wünschten. Dann sei aber nur die Eine in der Kirche gewesen, und so habe er eben Umschau gehalten.

Während er das ganz munter erzählte, verlor Johannas Gesicht immer mehr den Ausdruck starrer Kälte. Sie faßte den Mann besser ins Auge und mußte sich's gestehn, daß er vertrauenerweckend aussehe. Es war nichts Auffallendes an ihm: er war nicht jung und nicht alt, nicht fett und nicht mager, nicht schön und nicht häßlich. Nur zwei Augen hatte er, sonnige, innige Augen, die einem wohl taten, wenn sie

Digitized by Google

einen ansahen. Und Johanna, die schon den Mund hatte öffnen wollen, um es ihm begreiflich zu machen, daß sie überhaupt nicht zu jenen gehöre, die sich zur Ohrenbeichte bequemen, fragte schließlich ganz einfach und bescheiden, ob sie die Ehre habe, mit dem Pfarrer von Sarnonico zu sprechen.

Ihre Sprache und ihr Äußeres mußten ihm wohl die Fremde, die Deutsche, verraten. Aber er forschte nicht. Im Nonstale ist's ja auch nichts Besonderes, wenn ein Eingeborner eine Frau aus fernem Lande heimführt. Er bejahte ihre Frage und fragte, womit er ihr dienen könne.

Als er hörte, daß sie Fortuna Seppi aufgesucht habe, verriet sein Blick inniges Mitleid. „Ach die arme Fortuna! Sind Sie mit ihr befreundet?" Und dann, nachdem sie ihm ihr Verhältnis zu Fortuna erklärt hatte: „O poveretta, Sie sind also die Frau Giovanni Larchers, der vor mehr als drei Jahren mit Lorenzo nach Amerika gegangen ist!"

„Ich hatte immer gehofft, daß Vetter Lorenzo mir früher oder später Nachricht von ihm geben könne", erwiderte sie mit unterdrückter Stimme.

„Ich verstehe, dann ist Lorenzos Tod auch für Sie ein Verlust, Signora Larcher!"

Sie wollte erwidern. Stattdem brach sie in Tränen aus.

Er stand ruhig neben ihr und sah sie mitleidig an. Nun, da er wußte, wer sie sei, wußte er wohl auch, daß sie nicht seines Glaubens sei. Und so fehlten ihm vielleicht die Trostworte, die er zu einem katholischen Herzen gesprochen hätte.

Nach einer kleinen Weile gelang es ihr, sich zu beherrschen. „Ich wüßte gern etwas über Lorenzos letzte Stunden", sagte sie, ihre Augen trocknend.

„Ich habe selbst noch nichts Näheres erfahren", antwortete der Geistliche, „da müssen Sie schon seine Mutter fragen."

„Sie ist nicht hier; ihr Haus ist gesperrt."

„Ach so! Da ist sie wohl zu ihrer Tochter gegangen!"

„Das glaub ich auch. Aber Sie, Herr Pfarrer, müssen doch etwas wissen. Man sagte mir, daß der Brief aus Amerika an Ihre Adresse gekommen sei."

„Gewiß. Solche Briefe aus der Fremde kommen ja gewöhnlich ans Pfarramt. Als ich den Umschlag aufgerissen hatte, fand ich darin ein Schreiben und ein Billet. Das Schreiben trug die Aufschrift: „An Signora Fortuna Seppi in Sárnonico." Das Billet, das dieselben Schriftzüge zeigte, war an den Pfarrer von Sarnonico, also an mich,

Digitized by Google

gerichtet. Es war von einem italienischen Priester, der unter seinen ausgewanderten Landsleuten in New York die Seelsorge ausübt. Soll ich's Ihnen zeigen, gute Frau?"

Er wartete ihre Antwort gar nicht ab, sondern eilte ohne weiteres zur „Canonica." Unterwegs sah er sich von Zeit zu Zeit um und ermunterte die Zögernde mit einem frischen „Avanti"!

Als Johanna im Pfarrhause anlangte, erwartete sie der Pfarrer schon an der Tür seines Wohnzimmers, das Billet in der Hand. „Treten Sie nur ein, Frau Larcher! Setzen Sie sich! Lesen Sie!" Und er reichte ihr das Billet.

Es waren nur wenige Zeilen.

„Hochwürdiger Herr Pfarrer! Als Seelsorger der italienischen Auswanderer in dieser Stadt habe ich gestern einem gewissen Seppi Lorenzo bei seinem Tode geistlichen Beistand geleistet. Er ist an rascher Krankheit gestorben, konnte aber noch bei vollem Bewußtsein seine Beichte verrichten. Auch hat er mich gebeten, an seine Mutter beiliegenden Brief zu schreiben. Ich bitte Euer Hochwürden, wenn Sie es für gut finden, in den Brief Einblick zu nehmen, damit Sie die arme Frau bei Ausführung der letzten Anordnungen ihres Sohnes beraten können."

Johanna las die wenigen Zeilen aufmerksam. Dann fragte sie: „Und der Brief?"

„Den hab ich natürlich der Fortuna gebracht. Ach, das war eine harte Aufgabe, der Armen das Traurige mitzuteilen! Er war ja ihr einziger Sohn, und so viel ich sagen kann, ein guter Sohn."

„Und der Inhalt des Briefes? Was war ungefähr der Inhalt?"

„Gute Frau, ich habe ihn nicht gelesen."

„Nicht? Ich hatte doch immer gemeint . . . ." Sie vollendete ihre Rede nicht. Aber wenn sie etwa sagen wollte, daß sie bisher der Meinung gewesen sei, daß die katholischen Priester sich in alles einmischten, so mußte sie doch zugeben, daß wenigstens der Pfarrer von Sarnonico eine Ausnahme bilde.

Der Pfarrer erwiderte, er nehme sich gerne der Leute an, wenn er merke, daß sie es wünschten oder daß sie in Geschäftssachen unbeholfen seien. Das sei nun aber bei Fortuna sicher nicht der Fall. So habe er denn keinen Grund gehabt, Einblick in ein Schriftstück zu nehmen, das im eigentlichen Sinne das Testament ihres Sohnes sei. „Wenn sie meinen Rat brauchen sollte, so weiß sie a, wo der Pfarrer wohnt!"

Digitized by Google

Johanna erhob sich. „Verzeihen Sie, Herr Pfarrer! Ich will nicht länger stören.“ Sie seufzte. „Ach, ich hatte mir's in den Kopf gesetzt, daß Lorenzo vor dem Sterben mir etwas über meinen Mann zu sagen hätte. Warum ich das meinte, weiß ich eigentlich selbst nicht. Lorenzo war Giovannis bester Freund. Und er wußte, wie sehr wir uns liebten, Giovanni und ich. Wenn er von Giovanni Kunde gehabt hätte, er hätte mir's sicher geschrieben. Aber er wußte ja selber nichts mehr von ihm.“

„Wie lange ist es her, daß Sie keine Nachrichten von Ihrem Manne haben“? fragte der Pfarrer.

„Mehr als zwei Jahre schon.“

„Das ist freilich eine lange Zeit!“

„O freilich“! erwiderte Johanna, mit ihren Tränen kämpfend. „Mir bleibt nichts anderes als die Erinnerung an vergangenes Glück. O Sie können's gar nicht wissen, Herr Pfarrer, wie lieb wir uns hatten! Ich weiß schon, die Italiener sagen immer, wir Deutsche seien kalt. Das ist nicht wahr. Ein deutsches Herz empfindet tief, sehr tief! Ich bin noch jung, erst sechsundzwanzig Jahre. Aber nie, nie werde ich meine Witwentrauer ablegen.“

„Sie sind nicht Witwe“, erwiderte der Pfarrer mit großer Bestimmtheit. „Sie haben keine genügende Gewißheit von ihres Mannes Tode, um das Band Ihrer Ehe als gelöst betrachten zu dürfen. Das wäre übrigens auch dann der Fall, wenn Sie an seiner Seite nicht glücklich gewesen wären.“

Sie sah ihn verwundert an, so ernst, so trocken hatten diese Worte geklungen.

In weicherm Tone fügte er bei: „Haben Sie Kinder, Signora Larcher?“

„Einen Knaben im vierten Jahre.“

„Gut, so möge das Kind Ihr Engel sein!“

Dann öffnete er die Zimmertür und rief mit lauter Stimme seiner „Perpetua“, wie man insgemein die italienische Pfarrersköchin nach ihrem berühmten Vorbild in Manzonis „Verlobten“ nennt. Für die fremde Frau mußte Suppe und Wein her, und ehe sie den Heimweg antrat, steckte ihr der Pfarrer noch eine Düte Zuckermandeln zu für ihren „Bambino“.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Mystik des Islam

Von Dr. Wilhelm Oehl

(Fortsetzung)

Der Sufismus ist durchaus indifferent-tolerant. Es ist eine notwendige Folge der Theorie von „Methode", „Erkenntnis" und „Gewißheit", daß in der Praxis die Gebote des Islam ebensoviel oder auch ebensowenig wert erschienen wie die Lehren der Parsen oder der Heiden oder der Christen. Der „gottgleiche" Sufi stand vor einem Zweiweg; die wahrhaft und echt mystischen Geister versanken in den Abgrund des „göttlichen Nichts", die Schwarmgeister versanken in den Sumpf der Sinnlichkeit. Auch bei den Besten der muhammedanischen Mystiker klingt immerhin das Gefühl durch: wir stehn über dem Gesetze. Nun, solange der Sufi zwar über, aber nicht außer dem Gesetze zu stehn glaubte, war es ja nicht zu gefährlich. Einsichtige und vorsichtige Mystiker, wie Mahmûd Schebisteri, der Verfasser des Gulschen-i-râz, bogen die gefährliche Spitze noch rechtzeitig um. Auch er lehrt die Stufenfolge: äußeres Gesetz — Erkenntnis seiner Relativität, — dann aber lehrt er: der wahre Mystiker nimmt auf der höchsten Stufe das Gesetz wieder auf sich aus Einsicht in die Notwendigkeit desselben. Auch Ibn Fârid denkt so, wir haben die betreffende Stelle kennen gelernt. Andere aber vertreten ganz offen den Standtpunkt, die äußere Religionsübung sei für sie völlig belanglos. Abû Saîd sagt:

Dein Pfad ist, ob man ihn auch walle in dem, in jenem Gleise, schön!
Dein Huldgenuß ist, ob erstrebt auch mannigfacher Weise, schön!
Von gleicher Schönheit ist Dein Antlitz, mit welchem Auge man Dich schaue.
Dein Lobpreis, in welcher Sprache man immer Dich auch preise, schön!

Und Omar ben Chajjâm noch deutlicher:

Zur Kaaba treibt's den Gläubigen des Propheten,
Den Kirchenglocken folgt der Christ zum Beten.
Kreuz, Rosenkranz und Kanzel will ich preisen,
Wo sie den Weg zu Gott und Wahrheit weisen.

(Dieser Toleranz der Sufi entspricht es allerdings wenig, wenn im Jahre 1300 der Mystiker Abd ul Dschafâr ul-Rûsi

Digitized by Google

(† 1309) an einem Freitage die Moslemim in Rûs gegen die Christen hetzte und so die Zerstörung von sechs Kirchen verschuldete.) Auch Fârid sagt schon etwas Gewagteres; Gott spricht:

Wer eine Weil' Mir folgt mit seinem ganzen Wesen,
Der hat wohl tausendmal den Koran schon gelesen.

Von der Gleichgültigkeit gegen die äußere Religionsübung ist nur mehr ein Schritt zur Verachtung der positiven Religion überhaupt. Und bei dem notwendigen unaufhörlichen Kampfe der Orthodoxie gegen so schreiende Irrtümer war es unausbleiblich, daß diese schwärmenden Sufi ausgesprochen antiklerikale Tendenzen hegten. So stürzten die Gottsucher vom schmalen Grate, der schwindelnd zur Gotteshöhe führt, hinab in die schauerlichsten Abgründe; auf solchen Höhen muß der Geist schwindelfrei sein. Bei Omar Chajjâm gehn die Ausbrüche des Priesterhasses Hand in Hand mit der frechen Botschaft des rücksichtslosesten Lebensgenusses. Leider bietet unsere Kirchengeschichte in gewissen aftermystischen Richtungen parallele Beispiele.

Eine gefährliche Klippe im Ozean mystischer Gedanken wurde den Persern auch die Lehre von der Seelenwanderung. Woher dieses Theorem zu den Persern gekommen ist, ob aus der neuplatonischen Spekulation oder dem Brahmanismus, wissen wir nicht. Zuerst findet sich diese Lehre bei den Ismaeliten in Persien, von ihnen nahm sie der Didaktiker Nasir-i-Chusrau († 1088) und von ihm übernahm sie Dschelâl ud-dîn Rûmî († 1273). Doch wurde die Seelenwanderung von anderen Mystikern verworfen, so ausdrücklich im Gulschen-i-râz, wo es heißt:

Vernunft, die ferne sucht, führt auf zwei Irrwege:
Auf Seelenwanderung und auf Philosophie. —

Ein Hauptmerkmal und zugleich eine Hauptschwierigkeit der islamitischen Mystik ist ihr Bilderreichtum. Der Bilderapparat, mit dem zumal die persischen Mystiker arbeiten, ist außerordentlich bunt und in seiner Überschwenglichkeit echt orientalisch. Wir Abendländer dürfen aber keineswegs lächeln über die sinnliche Bildlichkeit der Gottesvorstellungen der Moslemim. Sind auch die entsprechenden Vorstellungen im Gehirn des Europäers weniger phantastisch, bildlich sind sie trotzalledem auch. Auch der scheinbar reinste Gottesbegriff ist von unserer Sinnlichkeit und immerhin auch nur menschlichen Vorstellungsfähigkeit getrübt und beschränkt. So sagt einmal Zinzendorf, freilich

Digitized by Google

stark übertreibend: „Unsere Begriffe von Gott, die wir uns hier auf das Gescheiteste machen, sind in der Ewigkeit ebenso viele Absurditäten und Skandale. Du, Gott, bist nur Dir bekannt." — Besehen wir einmal die gebräuchlichsten Bilder und Vergleiche für Gott, Welt, Leben und Seele. In einer ungeheuren Anthropomorphisierung wird das reine, bestimmungslose Sein als Geliebte dargestellt. Als Geliebte, bald hold, bald spröde, steht Gott vor dem Sufimystiker, mit ihren Augen und Locken lockt sie ihn zum Liebeswahnsinn. Oder auch wird Gott unter dem Bilde des Freundes, des Geliebten besungen, nach dessen Anblick sich der Freund sehnt. Gott ist der Schenke, der die dürstende Seele, den Zecher, mit Himmelswein tränkt, bis sie berauscht ist, trunken von dem Gottestrank. Gott ist die verführerische Kerzenflamme, in deren Glut der flatternde Falter, die gottliebende Seele, verbrennt. Gott ist der König aller Könige, sein Hof sind die himmlischen Heerscharen. Gott ist ein ewiges Meer, ein dunkler Abgrund, in dessen bodenlose Tiefen die Seele versinkt. Er ist ein winziges Nichts, ein Pünktchen, das sich aus sich selbst heraus zum unermeßlichen Kreise weitet. — Das Leben ist eine Karawanenfahrt, eine flüchtige Welle, ein dahinbrausender Strom, eine vergängliche Wasserblase, ein nichtiges Kinderspiel, ein verhüllender Schleier, der das Weltgewebe überdeckt, eine weite Schenke, worin jedes Ding ein Becher ist, in dem sich Gott spiegelt; ein riesiges Fangnetz, in dessen Fallstricken sich die Seele verwickelt. — Die Seele ist ein Vogel aus dem Himmel im Netze der Welt, ein Gefangener im Kerker des Leibes, begraben im Sarge der Körperlichkeit, eine sich selbst verzehrende Kerzenflamme. Und so schier ins Endlose fort. Diese Bilder werden nun nicht immer einzeln in sich abgeschlossen kurz vorgeführt, sondern oft ineinander verschlungen, Bild in Bild verwoben, ein bunter Teppich, ein Labyrinth, dem man sich kaum mehr entwindet. Ja, ganze allegorische Epen werden aus einem solchen Bilde gedichtet. Der allegorisierte Roman von Jussuf und Suleika (dem ägyptischen Josef), welcher Stoff aus der Bibel in den Koran und von da in die Literatur des ganzen Islam gelangte, wurde in Persien vierzehnmal bearbeitet; die Romanze von dem berühmten altarabischen Liebespaar Baila und Medschnun, ebenfalls allegorisiert, achtzehnmal. Aus dem Gleichnis von Kerze und Falter hat der Perser Achlî aus Schiras († 1536) im Jahre 1489 ein mystisches Epos „Kerze und Falter" gedichtet. Das in Persien so überaus beliebte Bild von der Nachtigall, die um die Liebe

Digitized by Google

der Rose wirbt, wurde allegorisiert und die Nachtigall zum Symbol der Seele, die um Gott, die Rose, wirbt; dieses Bild wurde von Attâr zu einem selbständigen großen Gedichte ausgesponnen, dem Bulbulnâmeh oder „Nachtigallenbuch." Nach persischem Muster hat auch Fasli, einer der größten Dichter der Türken, († 1563) sein Gedicht „Gûl und Bûlbûl", „Rose und Nachtigall" verfaßt. Das Wein-Gleichnis hat der Perser Zulâlî aus Chevânsâr († 1616) ausgestaltet zu seinem Gedichtbuch Maichâneh „Die Weinschenke", das statt in vierzig Bücher in vierzig „Becher" geteilt ist. Noch sonderbarer erscheint es, daß das Bild von Ball und Schlegel, ein mystisches Sinnbild der göttlichen Liebe, von dem Maulânâ Mahmûd Arifî († 1449) im Jahre 1438 zu einem selbständigen Epos „Ball und Schlegel" ausgeführt wurde.

Eine weitere Besonderheit der mystischen Bildlichkeit bei den persischen Dichtern ist die Verdichtung des Bildes. Das Tertium Komparationis bleibt unausgesprochen und das Übrigbleibende wird konzentriert zu einem plastischen Ausdrucke. Statt im halbausgeführten Bilde zu sagen: „Meine Seele flattert wie ein Falter in die Glut der Gottesliebe und verbrennt", sagt der Perser: „Meine Flügel versengen sich in Deiner Glut." Wo der abendländische Mystiker etwa sagen würde: „Wie ein Liebender seine Geliebte umarmt, so umfasse ich Dich, o Gott" — da faßt sich der Perser viel kürzer: „Ich umarme Dich, Geliebte!" Auf diese Weise entstand eine kondensierte Bildersprache, die, weil überdies noch mystisch, schwieriger zu entbildern ist als etwa die Rätselsprache der altnordischen Skalden. Ein Hochgesang auf die Gottesliebe kann daher leicht als derb-irdisches Liebeslied gelesen werden; ja, diese realistische Auffassung liegt, wenigstens uns Abendländern, vielfach näher als die komplizierte allegorische Deutung. Wie es diesbezüglich dem Ibn ul-Arabî erging, haben wir gehört; ihm widerfuhr das sogar von seinen arabischen Glaubens- und Volksgenossen. Daß so viele europäische Gelehrte da den Hâfis nicht-mystisch als Liebesdichter erklären, wäre darnach wohl begreiflich und entschuldbar.

Der mystische Sinn ist also oft verborgen, überwachsen von einer üppig wuchernden Blumenhecke. Wie es die Zweiseitigkeit aller Symbole mit sich bringt, kann man bald mehr den Sinn im Sinnbild, bald mehr das Bild darin betonen. Im ersten Falle ist das Gleichnishafte, das Unzulängliche mehr im Bewußtsein; im andern Falle wird das Bild selbst wirklich und droht den Sinn zu absorbieren. Die Schönheit mystischer Poesie beruht zum großen Teile

Digitized by Google

auf einer solchen Materialisierung des Symbols. Im besonderen für die persische Mystik entsteht daraus jene üppige Sinnlichkeit ihrer Lyrik. Es wird zuletzt möglich, das eigentlich bloß als stützendes Sinnbild Gedachte als Bild schlechthin und endlich als eine Art poetische Tatsache zu betrachten. Wo die Grenzen sind, ist dann schwer zu bestimmen. Manche persische Lyriker haben sich, wie vielleicht Hâfis, bewußt und mit Absicht auf der Schwebe der doppelten Deutung gehalten. Daher der Streit, der um die spätere mystische Lyrik vielfach entbrannt ist, ob Hâfis' Diwan mystische Allegorien oder weltliche Liebeslieder enthalte. Öfters mag es vorgekommen sein, daß nicht-allegorische Dichtungen später spiritualisiert wurden; die Bildlichkeit war ja der weltlichen Lyrik und der geistlichen gemeinsam. Vielleicht ist Hâfis in dieser Art von der Orthodoxie nachträglich allegorisiert worden; doch ist diese Frage unentschieden und sehr schwierig. Ähnlich hat übrigens in Italien Dante seine eigenen Liebesgedichte später im „Gastmahl" in philosophischem Sinne umgedeutet. Und die „Göttliche Komödie" ist ein Beispiel dafür, wie ein Dichter bewußt mehrdeutig dichten kann. Die Wanderung Dantes durch Hölle, Fegefeuer und Himmel ist nach seinen eigenen Worten sowohl schlechthin als plastisches Gedicht zu genießen als auch bildlich zu deuten als sein innerer Entwicklungsgang.

Dieses Doppelspiel zwischen Symbolismus und Realismus ist den Mystikern des Islam selbst gefährlich geworden. Das Wein-Symbol wurde von den indischen Muhammedanern im Sindh ersetzt durch madu, „Branntwein", und das „mystische" Bild, wie es z. B. in der Râg von Khambâtu geradezu widerlich ausgeführt wird, ist schon weniger Gleichnis als Ereignis: „Geh in die Branntweinschenke, trink dich aus dem großen Kruge voll, dann lege deinen Hals auf den Block und laß ihn dir abhauen!" Von der glühenden Schilderung mystischen Weingenusses und mystischer Liebe konnte ein schwanker Charakter nur allzuleicht zum konkreten Weingenusse, zur leiblichen Liebe geraten.

Wir müssen noch das Hauptbild der muhammedanischen Mystik näher untersuchen, das erotische Bild von der Geliebten. Auch in den indischen Upanischaden und vor allem in dem sehr gewagten „Gitagovinda", bei den Juden im Hohenliede und durch dieses schon in der vordionysischen Mystik des Urchristentums, z. B. bei Makarius im 4. Jahrhundert, ist die erotische Mystik gebräuchlich. Den Mystikern im Islam ist die Sie-Erotik allgemein geläufig. Einzelne muhammedanische Schriftsteller bemängelten allerdings den Vergleich Gottes mit einer „Sie" und wollten

Digitized by Google

lieber den Vergleich mit einem männlichen Wesen, weil dies würdiger sei; auch Dschelâl-ud-dîn entschuldigt sich einmal, daß er den Ausdruck „Geliebte" auf Gott übertrage. Im Gulschen-i-râz ist die erotische Mystik in ein schönes System geordnet. Die 13. und 14. Frage dieses Lehrgedichtes fragt nach der Bedeutung von Auge, Lippe, Muttermal, Locke, Flaum und Liebchen. Darauf folgt ziemlich ausführlich eine Darlegung der Allegorie der sieben Teile der Schönheit: Auge, Mund, Lippe, Locke, Wange, Mal und Bartflaum. Freundesliebe und Frauenliebe sind hier zusammengefaßt. Die Allegorie der Locke ist folgende:

Frag' nicht, mein Freund: Was ist der Locke krauses Haar? —
Das Band für Liebende, die rasend ganz und gar!
Ein jedes Haar wird hunderttausend Herzen ziehen,
Aus seinen Ringeln kann auch nicht ein Herz entfliehen.

Locke und Wange:

Ein jedes Ding, das sich hier vor die Sinne stellt,
Ist nur ein Widerschein der Sonne jener Welt.
In Lockenhaar und Flaum, in Muttermal und Brauen
Ist jener Welt Sinnbild an seinem Ort zu schauen.
In der Erhabenheit und Schönheit strahlet Gott,
Dies ist der Locken Nacht und jene Wangenrot.

Auge und Lippe (der „Rubin!") werden spiritualisiert:

Von Seinem Auge sind die Herzen alle trunken,
Die Seelen all von dem Rubin in Lieb versunken.
Die Herzen alle sind ob Seines Augs zerstückt,
Sein Mundrubin Arznei der kranken Seele schickt.
Wiewohl Sein Aug die Welt gleichgültig nur beschaut,
Von Seinen Lippen doch stets Huld und Gnade taut.
Aus Schelmerei beseelt das Auge Staub und Flut,
Den Himmel bringt der Mund mit Einem Hauch in Glut.
Mit Einem Wink zerstört das Aug' der Welten Lauf,
Mit Einem Kusse baut der Mund sie wieder auf.
So oft das Auge winkt, es Menschenherzen raubt,
So oft die Lippe kost, sie Menschenseelen raubt.
Mit Nicken weiß das Auge Welten zu beseelen,
Mit Küssen schmeichelt stets der süße Mund den Seelen.

Unbegreiflich ist uns die Symbolik des Bartflaums:

Die Wang' ist Abglanz nur der Schönheit, die in Gott.
Im Flaume scheint hervor die Majestät von Gott.

Das Mal wird mittels mathematischer Allegorie gedeutet:

Einfacher Punkt ist in dem Angesicht das Mal,
Der Einheit Mittelpunkt, der Kreis der Vielheit Zahl.
Von diesem Punkt geht aus der Kreis der Doppelwelt.

Merkwürdig berührt es bei dieser gewiß mehr als kühnen Allegorie, wenn der Verfasser vorher die absolute Unzulänglichkeit aller Bilder betont.

Unendlich ist das Ursein, sonder Schranken,
Drum faßt du's nicht in Worten und Gedanken.

Digitized by Google

Ein Fühlen ist's, du kannst's nicht Andern sagen.
Ließ ein Gefühl sich je in Worte tragen? —
Doch, will der Weise Göttliches verkünden,
Muß er Gefühl in Schattenbilder binden.
Soll seinen Jüngern Weisheit sein verständlich,
Muß er Unendliches gestalten endlich.
Die Sinnenwelt ist Schatten nur der Geisterwelt,
Herab aus dieser Jener Nahrungsmilch quellt.
Gefühle sind gefangene Monarchen,
Die in der Worte Kerker sich verbargen.
Tritt das Unendliche ins Herz der Weisen,
Muß flugs hinab er zum Verstande reisen,
Der muß die Schattenbilder ihm gewähren,
Damit er könn' Unendliches erklären.
Doch nimmer ist das Abbild je vollkommen,
Nur Selbstverständnis kann dir wahrhaft frommen.
Denn ziehst aus jedem Bild du Konsequenzen,
Mußt du hier Vieles wegtun, dort ergänzen.

Das Letztere ist sicherlich sehr wahr. Unserem Geschmacke wie unserem Verständnis ist diese phantastische Symbolik durchaus fremd und unverdaulich. Gleichwohl aber darf nicht vergessen werden, daß manche Ausleger des Hohenliedes sich ruhig neben diese orientalischen Symbolisten stellen dürfen. Was Beda, Angelomenus von Luxeuil, Alkuin, Haimo, Williram, Bernhard und viele Spätere in ihren Kommentaren zum „Sir hasirim" versucht haben, ist oft nicht weniger merkwürdig als die Symbolik dieser sieben Schönheiten. — Wenn der Muhammedaner die sinnliche Liebe vergöttlicht und die Gottesliebe versinnlicht, so folgt er nur einer natürlichen Anlage, die bei ihm stärker entwickelt ist als bei Völkern unter einem kühleren Himmel. Der persische Kommentator Sururi († 1561) sagt über diese sinnlich-übersinnliche Liebe: „Die Schönheit des Weibes ist ein Strahl Gottes und nicht der Geliebten. Der Mystiker erblickt das Angesicht der göttlichen Schönheit auf der Schaubühne jeder einzelnen Kreatur und liebt, weil er in der Schönheit die Offenbarung der Gottesherrlichkeit sieht." —

Es ist unzulässig, über die Kühnheit dieser Liebesmystik mißbilligend den Kopf zu schütteln. Die christliche Mystik kennt so ziemlich dasselbe, nur meist in einer gewissen Umkehrung. Unmittelbar gleicht der Erotik in der Sufimystik die schwärmerisch-innige Verehrung, die der selige Suso seiner geliebten „Weisheit" entgegenbrachte. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Stellen anführen, in denen Suso, der Lyriker unter den deutschen Mystikern, ganz in den Tönen des ritterlichen Minnesanges von Gott spricht. Immer wieder lesen wir von seinem „Minnekosen", von seinen „minneweinenden Augen"; sein Herz ist „minnewund"; in einer Vision verspricht ihm Gott, er wolle seine Getreuen

Digitized by Google

„inniglich durchküssen und minniglich umfangen." Von der „Ewigen Weisheit", unter welchem Begriffe er Gott am liebsten sah, erzählt Suso in seiner Lebensbeschreibung folgendes: „Er hatte von Jugend auf ein minnereiches Herz. Nun erbietet sich die Ewige Weisheit in der heiligen Schrift so minniglich wie eine leutselige Minnerin, die sich feinlich aufmacht, damit sie männiglich wohlgefalle, und redet zart in frauenhaftem Bilde, damit sie sich alle Herzen neige. Sie sagt auch, wie trügerisch andere Minnerinnen seien und wie recht minniglich und stät sie aber sei. Hievon ward sein junger Mut gezogen. Diese reizende Weise hatte sie gar oft und ein minnliches Locken zu ihrer geistlichen Minne, sonderlich an den Büchern, die da heißen Bücher der Weisheit. Wenn man die bei Tische las und er dann von derlei Minneworten lesen hörte, so war ihm viel wohl zu Mute. Hievon begann er unglücklich zu werden und in seinem minnereichen Gemüte also zu gedenken: Du solltest dein Glück recht versuchen, ob dir diese hohe Minnerin zum Lieb werden möchte, von der ich also große Wunder sagen höre, da doch dein junges, seltsames Herz ohne sondere Liebe nicht wohl die Länge bleiben kann?" Und einmal erblickte er das geliebte Bild in erhabener Schönheit über den Wolken des Himmels und „wenn er sie jetzt für eine schöne Jungfrau halten wollte, geschwind sah er einen stattlichen Jüngling. Sie gebarte bald wie eine weise Meisterin, bald wie eine niedliche Minnerin. Sie bot sich ihm minniglich zu und grüßte ihn viel herzlich und sprach ihn gütlich an: ‚Gib mir, mein Sohn, dein Herz!' Er neigte sich ihr zu Füßen und dankte ihr herzlich aus demütigem Grunde." (Seuses Leben, I. 3. Wie er kam in die geistliche Gemahlschaft der Ewigen Weisheit.) Diese eine Stelle aus Suso genüge. Geiler von Keisersberg, der mehr der vorsichtigen Mystik Gersons folgte, verurteilte Seuses bräutliche Bilder als gefährlich für die Phantasie. — Noch aber müssen wir hinweisen auf jene andere Art christlicher Liebesmystik, die Christus als Bräutigam der Seele feiert. Die Quelle dieser die ganze Mystik des Christentums durchziehenden Strömung ist das hohe Lied. Salomo und Sulamith sind die allegorischen Vorbilder Christi, des neuen „Friedensfürsten", und der sündebeladenen Seele, die gleich der Hirtentochter beschämt gestehn muß: „Dunkel bin ich." Die bräutliche Liebe, die im Mittelalter und bis in die neue Zeit hinein so viele, ja zahllose Mönche und Nonnen zu ihrem Erlöser hegten, hat wunderliebliche Blüten der Andacht gezeitigt, aber manchmal auch fast bedenkliche Formen angenommen. Man hat z. B. Mechtild von Magdeburg ge-

Digitized by Google

tadelt wegen der sinnlichen Bilder in ihrem „Fließenden Licht der Gottheit", ohne jedoch zu bedenken, daß dieser Tadel auch das Hohelied treffen müßte. Die christlichen Er-Bilder sind hie und da kaum weniger sinnlich als die muhammedanischen Sie-Bilder. Die Worte Sulamiths „Er küsse mich mit seines Mundes Kusse" hat so ziemlich jeder Mystiker nachgesprochen. Wie reizend ist im Legatus divinae pietatis der großen St. Gertrud der Jüngling Jesus geschildert, der ihr erscheint! Der hl. Hildegard zeigt sich Christus als „überaus schöner und liebenswürdiger Mann." Und weiter die mystischen Verlobungen, wie sie Katharina von Siena, Johanna Rodriguez aus Burgos und manche andere heilige Frauen und Mädchen mit Christus durch feierlichen Ringwechsel eingehn! Wir sehen, die christliche Mystik kennt die Liebesterminologie sehr wohl. Und daß man das Bedenkliche daran schon sehr früh fühlte, beweist eine warnende Mahnung, die im 4. Jahrhundert Makarius, der Ägypter, an seine Hörer richtet, nämlich diese bräutlichen Gleichnisse nicht stofflich und konkret, sondern geistig, übertragen zu verstehn. Aus gleicher Fürsorge hatte noch früher die Synagoge den Unerwachsenen die Lektüre des Hohenliedes untersagt. Auch Philo, der Alexandriner, gebrauchte derartige Gleichnisse, daß er ausdrücklich ihren esoterischen Charakter betonen muß.

Neben der Sie-Terminologie spielt in der muhammedanischen Mystik auch die Er-Terminologie eine bedeutende Rolle. Gott wird oft unter dem Bilde des Freundes, des Schenken besungen. Die vorher zitierten Verse aus dem Gulschen-i-râz passen z. B. mehr in diese Rubrik. — Den Gefahren der Knabenliebe sind die Orientalen nicht entgangen. Hier genügt es jedoch, auf die Tatsache einfach hinzuweisen.

In der letzten Nummer sind in diesem Aufsatze leider mehrere größere Druckfehler stehen geblieben, da der schwierige Grenzverkehr die Korrekturen-Sendung verhinderte. Gral-Redaktion.

Digitized by Google

Zwei Gedichte / Von Carl Gabriel Pfeill

Propheten.

Wir lauschen am Herzen der schwarzen Erde
Und horchen nach aller Dinge Grund und Ziel
Und lauschen tiefgeheimen Stimmen,
Die unser Blut berauschen
Und durch uns reden wollen.

Wir thronen hoch über Raum und Zeit,
Nah den kreisenden Lichthimmeln und ihrer Seligkeit.
Doch sperrt oft Grauen unsere Kiefer,
Und machen steigende Gesichte unser Blut erstarren.

Wir sind die Wächter der Welt
Und ihrer schlafbefangenen Kinder.
Wir sind uns tief bewußt und überwach,
Von altersher bewußt und überwach,
Und sind wir einsam ganz, so sind wir zwei . . .

• • •

Der Geliebten.

So geht ein ewig Weinen durch meine Seele
nach Dir,
Verloren und schwer wie der einsame Bach hinschluchzt
durch tiefe Weiden;
So blutet stumme Trauer durch meine Nächte
nach Dir,
Wenn bleich der Mond erwacht und der Nachtigall
Heil'ge Klage tönt aus Blütenbüschen.

* * *

Wenn mir zur Nacht Dein süßes Bild erscheint,
Dann muß sich meine Seele weinend neigen,
Dann muß mein Herz still glühend sich verzehren
Vor Liebe und vor Sehnsucht und vor Trauer.

• • •

Digitized by Google

Dr. Kaspar Decurtins

Ein Festblatt zum 60. Geburtstag
Von Otto Walter

„Du Einsamer, du schrittest
Ein Sämann, still dahin,
Doch was du selber litteſt
War deiner Kunſt Gewinn.

Uns trennen keine Stufen,
Du stehſt in unſern Reih'n —
Du haſt uns nicht gerufen
Und dennoch ſind wir dein."

Arthur v. Wallpach an Adolf Pichler in dem Buche „Sonnenlieder im Jahresringe". Seite 3.

1.

Am 23. November 1915 feiert Dr. Kaspar Decurtins in der Stille ſeines rätiſchen Hochdorfes Truns ſeinen 60. Geburtstag.

Ich betone: in der Stille! Denn ich weiß, daß wenige unter uns dieſes Anlaſſes gedacht hätten, wären dieſe Zeilen ihnen nicht Mahner geweſen. Wir haben im Allgemeinen ein kurzes Gedächtnis für Daten, die Dankbarkeit uns im Erinnern feſthalten ſollte. Auch iſt dieſer Mann, dem die Feier gilt, ſeit mehr als einem Dezennium aus der Tätigkeit in der lauten Bewegung weſteuropäiſcher Arbeiterpolitik, die er einſt mit ſeiner Idee und dem Gehalt ſeiner Perſönlichkeit füllte, zu ſtillerer, aber nicht weniger tiefgehender Arbeit zurückgetreten. Laute Feſte aber gehen da zumeiſt ſcheu und fern vorüber.

Noch etwas: Kaſpar Decurtins war ſein Lebtag Träger und Verfechter einer Idee. Ein Hart- und Feuerkopf im Dienſte derſelben wie wenige. Sein Weſen voll Glut, zuſammengekauerter Wucht, ſtürmendem Temperament — ſein Haupt mit der Eiſenſtirn und dem Lockenzorn darüber eine Köſtlichkeit für jedes Bildhauerherz und jede Fauſt, in der ſich der Meißel wiegt. Das Leben ſolcher Geiſter iſt nie eine Idylle, meiſt ein Wettertag voll jähen Wechſels zwiſchen Haß und Liebe, ein Auf und Ab von Zuſtimmung und Verkennung. Die Silhouette Kaſpar Decurtins' ſchwankte jahrzehntelang verwirrt, verzerrt, verzeichnet an den Wänden unſerer Zeitgeſchichte. Seiner Gegner, die ihn totſchweigen oder wenigſtens nicht gelten laſſen wollen, gibt es heute

Digitized by Google

noch mehr als seiner Freunde. Die aber mühen sich auch in dieser Stunde nicht, eine deutliche Wesenszeichnung dieses Mannes uns zu vermitteln.

So überlaßt uns denn dieses! Laßt uns eine kleine Huldigung diesem Manne zu Füßen legen, dessen Leben ein Kämpfen war und über dessen Bergen nun tröstlich ein starker goldener Abend aufgeht. Wir haben die erforderliche Ruhe und Distanz gewonnen. Was in dem unruhvollen Leben dieses Sechzigjährigen vor ein paar Jährlein noch dunkel, unlösbar, unbegriffen war, ist nun licht geworden. Decurtins hat in hundert Fragen der Politik, der Literatur, der Deutung sozialer Entwicklungen Recht bekommen, darin wir uns vor kurzem noch gegen seine Erkenntnisse hartnäckig, ungläubig sträubten! —

Auch dieses sei nicht verschwiegen: ich lege mit diesen paar Zeilen ein persönliches Bekenntnis ab. Ich rede als Jünger, als Schüler von Kaspar Decurtins, also mit heißer innerlicher Anteilnahme. Ich schäme mich dieser Subjektivität nicht, sie ist nicht unkritisch. Ich verdanke aber, soweit Äußerliches in Frage kommt, neben Richard v. Kralik in erster Linie Kaspar Decurtins die Struktur meines eigenen Werdens; da ist Dankbarkeit keine Sünde.

2.

Ein paar Striche an die Lebensdaten dieses Mannes!

Es ist alter eingesessener Bündnerstamm, väterlicher- und mütterlicherseits. Der Vater, Arzt Christian Decurtins, baute zu Truns, hoch im Vorderrheintal, wo anno 1424 das kernhafte Volk Rätiens unterm Ahornbaum mit heiligem Schwur den „grauen Bund" wider Angriff und Gewalttat schloß, ein starkes, breitgefügtes Landhaus, darinnen einem heute noch starke, reichgefüllte Stunden geschenkt werden. Die Mutter, Katharina de Latour von Brigels, Tochter alten bündnerischen Geschlechtes, aus dem eine starke Reihe edler, weitschauender Fahrer und Staatsmänner der Heimat wuchsen, wob da ein tiefes junges Eheglück. Der 23. November 1855 sah die Geburt des heute Sechzigjährigen, dessen Jugend allsogleich der Geist wuchtiger heimatlicher und religiöser Traditionen füllte. Die Lateinschule des Benediktinerklosters Disentis, das auf dem festen Erdreich dreizehnhundertjähriger Geschichte steht, gab dem jungen Geist die ersten lebendigen Erkenntnisse und das Churer Kantonsgymnasium sah die Anfänge von dessen literarischer Tätigkeit: „Biographie des Naturforschers P. Placidus a Spescha vom Benediktinerkloster Disentis" und „Die Invasion der Franzosen ins Bündner Oberland im Jahre

Digitized by Google

Dr. Kaſpar Decurtins.

Digitized by Google

Digitized by Google

1799." Man merkt, wie heimatliche Geschichte und Kultur, wie das heiße Bündnerblut selber, ganz in ihm pulsen! — Schon tausend stürmender Ideen voll zog der Zwanzigjährige „flaumbärtig und freimaulig", wie Achim von Arnim den jungen Görres schalt, an die Universität Straßburg, wo Philosophie, Geschichte und Jurisprudenz allsogleich tüchtig angehauen wurden und Lehrer wie Köppen, Weizsäcker und Baumgarten Wissen und persönliche Freundschaft schenkten. Ein Münchner Semester kam und dann ein Heidelberger, das mit dem Doktor schloß und einer wiederum heimatlichen Dissertation: „Biographie des Landrichters Nikolaus Maißen," eines der gradesten, am meisten typischen, gewalttätigen Bündners. Dann nahmen die Lehr- und Wanderjahre — wäre nicht das ganze Leben dieses unermüdlich und unerbittlich in Studier- und Bibliothekzelle Schaffenden eine einzig blühende Lehrzeit geblieben — schon jäh und allzurasch ein Ende. Die Mai-Landsgemeinde zu Disentis wählte anno 1877 den Zweiundzwanzigjährigen, dessen Sinn noch nach Wandern und Universitäten stand, zum Präsidenten des Kreises (Mistral) und zum Abgeordneten in den bündnerischen Großen Rat. Viel harte kleine Arbeit im engen Kreis für Gemeinde, Schule, Beamtenwesen, Bauer- und Arbeitersleut trat damit plötzlich in das junge Wissenschafterleben und gab zum Theoretischen ganze Haufen guter, tüchtiger Erfahrung und praktischen sozialen Blick. Der frisch gewordene Präsident baute aber über sich selbst hinaus mit reckenhaftem Aufblick ins Große sich ein monumentales Denkwerk in seinem Heimatkreis, indem er die zerfallene Stiftung des hl. Sigisbert, das Kloster Disentis, mit Hilfe der Schweizer Benediktiner-Kongregation restaurierte. Die Universalität seines Geistes grub sich in die Mauern des wiederaufblühenden Klosters.

Tief in kultur-historischer und national-ökonomischer Forschung Kenner der sozialpolitischen Vergangenheit geworden und mit fiebernden Pulsen die junge soziale Revolution von Lassalle, Engels, Marx und Genossen verfolgend, entwarf Kaspar Decurtins noch in der kleinen Stille des rätischen Präsidentenlebens die Grundzüge einer christlichen sozialen Reformpolitik. Studien selbst in die entlegensten Wissensgebiete, Fühlungnahme mit sämtlichen zeitgenössischen Vertretern katholischer Weltanschauung in Deutschland, Oesterreich, Frankreich und Italien hatten ihm, dessen fast zu große Belesenheit schon in Straßburg erschrocken bestaunt worden war, die notwendigen, glutvoll und deutlich erfaßten Prinzipien eines katholischen Sozialprogrammes klar werden lassen. Die Berufung in die oberste

Digitized by Google

gesetzgebende Behörde der Eidgenossenschaft, in den Nationalrat, wohin der Sechsundzwanzigjährige — wir lächeln, da uns die Tatsache heute kaum mehr glaublich erscheint — im Jahre 1881 unter stürmischer Zustimmung gewählt worden war, bot Gelegenheit zur Auswirkung stärkster staatsmännischer und parlamentarischer Fähigkeiten und schuf Platz zu kraftvoller, sogleich nach größten Linien gehender sozialer Reformarbeit. Der im Nationalrat durch Glut, Temperament und den frischen Idealismus seines Wesens, durch die Wucht, den Glanz und die Schönheit der Sprache und die ganz einzige Universalität seines Geistes die hohe Stimmung klassischer Parlamentszeit wieder zu erregen verstand, wurde in der praktischen Arbeit für katholische Organisation und soziale Aktion in gleicher Weise führend wie auf dem Gebiete der sozialen Gesetzgebung, die allsogleich alle Fragepunkte westeuropäischer Arbeiterbewegung ins Gesichtsfeld zog. Die sozialpolitische Rede, die er am 23. März 1885 im Schweizer Nationalrat über die Erweiterung des Schweizer Haftpflichtgesetzes hielt, formte sich zu einem wundervollen überraschenden Auftakt hierzu. „Hier trat für die breite Öffentlichkeit zum erstenmale zu Tage, was Decurtins in sich verkörpert: Felsenfeste Katholizität, ein auf dem Naturrecht der Lex aeterna basierender Glauben und ausgesprochen soziale Denkweise, eine imponierende Kenntnis der sozialen und sozialistischen Literatur und Bewegung." (Dr. Paul Gyax in Reichesberg's Blätter für Wirtschafts- und Sozialpolitik.) Im Gegensatz zu einer gewissen aristokratisch-konservativen Richtung schweizerisch-katholischer Politik, wie sie am markantesten etwa in der Gestalt des genialen Luzerners Philipp Anton von Segesser und seiner unversöhnlichen Abweisung des neuen zentralisierten Bundesstaates sich ausdrückte — man lese Segessers großartige Rede über die fremden Dienste und den Brief, mit dem der größte Staatsmann alter Schule die Einladung zur Enthüllung des Dufour-Denkmales beantwortete, — trat der junge Decurtins mit starken demokratischen fortschrittlichen Forderungen auf, ohne je den Anschluß an die föderalistischen Traditionen der katholischen Schweiz zu verlieren. Seine Sozialreform, die er mit dem kongenialen, mehr volkstümlich wirkenden Freunde Prof. Dr. Josef Beck und dem großzügig schaffenden Baseler Dr. E. Feigenwinter ebenso zielbewußt als draufgängerisch vertrat, — lachend nannten die drei sich selbst die „Brandfüchse" der neuen ultramontanen Bewegung! — war aus dem glutvollen Bedürfnis geboren, die Schweizer Katholiken zu bestimmter Mitarbeit am neuen heimatlichen Staatswesen,

Digitized by Google

wie es aus den Sonderbundskämpfen und den Verfassungswirren der 70er Jahre herausgewachsen, im Sinne der praktischen Forderungen Leo XIII. vorwärts zu führen. Die programmatischen Artikel, die Decurtins in diesen Jahren im forschen „Baseler Volksblatt" — Alphons Lauter zeichnete als Schriftleiter! — veröffentlichte, waren die Posaunenstöße des neuen katholisch-sozialen Willens, der im Lager der eignen Freunde leicht und allzu oft mit dem Sozialismus verwechselt wurde. Auf der Grundlage katholischer und vaterländischer Sozialreform mußte der Gedanke eines Schweizerischen Arbeitersekretariats, wie ihn im Jahre 1886 das Zentralkomitee des Grütlivereins postulierte, in Nationalrat Dr. Decurtins einen entschiedensten Vertreter finden. Die Schaffung und Ausbildung dieses Instituts zu einem Schweizerischen Arbeitsamt, das das gesamte wissenschaftliche Material für die nationale Arbeitergesetzgebung und -Aktion in Fühlung mit den staatlichen Behörden zu verarbeiten hatte, war zum Teile sein Verdienst; der nachher gewählte Arbeitersekretär Herman Greulich ging in seinem Programmentwurf unverkennbar von der Decurtins'schen Formel aus und H. Scherer's „Dossier des Actes du Secrétariat ouvrier suisse" (Bern 1888) legt dieselbe ausdrücklich als Grundlage der neuen Institution fest. Das schweizerische Arbeitsamt sollte ein nationales Institut sein für die Interessen der gesamten schweizerischen Arbeiterschaft und von ihr in ihrer Gesamtheit gewählt; so dachte es sich der schweizer. Grütliverein, so Nationalrat Decurtins und so das eidgenössische Handelsdepartement in seinen Vertretern Bundesrat Droz und Deuchert, welch ersterer die Staatssubvention an das ausdrückliche Verlangen knüpfte, daß der schweizer. Arbeitersekretär von einem Komitee gewählt wurde, in welchem alle schweizer. Arbeiterverbände im Verhältnis ihrer Mitgliederzahl vertreten sind.[1]) Der Arbeiterbund, zu dem sich 1887 die schweizer. Arbeiterverbände sämtlicher Schattierungen vereinigten, erfüllte die bundesrätlichen Bedingungen und stellte die Schweizer Arbeiterschaft geschlossen hinter ihr neues Organ. Decurtins als nationaler Sozialreformer war einer der glühendsten Verfechter auch dieser neuen Schöpfung und vertrat in programmatischer Weise mit Dr. Ming und Baumberger am Schweizer. Arbeitertag in Aarau, 10. April 1887, die Schweizer Katholiken bei der Gründung und in der Folge

[1]) Schreiben des eidgenössischen Handelsdepartementes an das Grütlicentralkomitee vom 24. Dezember 1886 Vergleiche auch das Schreiben desselben Departementes vom 22. Februar 1887.

Digitized by Google

in der Zentralleitung des neuen Arbeiterbundes. Die umspannende Großzügigkeit, Weite und Schönheit des Gedankens ist unverkennbar. Wenn im Lauf der Entwicklung die Gegensätze der Weltanschauungen Klüfte rissen, wenn die Sozialdemokratie immer pointierter auftrat, wenn von Jahrfünft zu Jahrfünft immer deutlicher sich erwies, daß der allgemeine Arbeiterbund eine Schwächung katholisch-sozialer Grundsätze mit sich brachte, und wenn endlich im März des Jahres 1910 Dr. Decurtins, nachdem er in der großen Züricher Sitzung des Bundes vergeblich gegen das unsäglich provozierende Buch Dr. Johann Hüppy's über den Schweizer Gewerkschaftsbund protestiert und nutzlos die völlige Neutralität der Beamten des Bundes beantragt hatte, — endgültig durch Rücktritt aus dem Vorstande mit dem Bunde brach — gesteht: dann muß doch der Gedanke einer derart nationalen Arbeiterorganisation als schöne Illusion und als herrlicher Traum eines großen Optimisten und Idealisten bestehen bleiben, den zu verwirklichen nicht unversucht bleiben durfte. Dann muß aber auch der reine Wille, die Bravheit des Charakters und die unbedingte katholische Treue dieses Mannes unangetastet bleiben, der aus Liebe nur und Schmerz um seine Idee ein ganzes Lebenswerk in seinem Alter zertrümmern konnte, das er mit bauen half. Lernt diese Tatsachen kennen und werten, die ihr dem Manne, giftig, weil er zu kompromisseln nie verstand, Zickzacklinien der Entwicklung nachzirkeln wollt!

Mit der praktischen Tätigkeit in der schweizerischen Sozialpolitik fällt die Wirksamkeit zusammen, die Dr. Decurtins in der „Union de Fribourg" ausübte, jenem Zirkel katholischer Soziologen, der in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre im Palais des Bischofs Kaspar Mermillod zu Freiburg glänzte und wie ihn die Geschichte der westeuropäischen Arbeiterbewegung nirgends mehr erlebte. Hier wuchs der katholische Demokrat Decurtins bewußt sich aus Den legitimistisch-monarchischen Grundsätzen seiner Freunde — es war ein eigenes Charakteristikum, daß beinahe sämtliche Vertreter der katholischen Sozialreform der europäischen Kulturländer, die in diesem Kreise sich trafen, der so bestimmend auf die europäische soziale Bewegung einwirkte, vom ältesten Adel waren, wie Graf de Mun, Freiherr Karl von Vogelsang, dessen Schüler René de la Tour du Pin etc., — stellte Decurtins in klarem Gegensatz seine demokratischen Prinzipien gegenüber und es wird eine Entwicklungsgeschichte der katholischen Demokratie bedeutungsvoll den Finger auf die vielen Richtlinien und Beeinflussungen legen müssen, die hier die katholische Sozialreform nach der

Digitized by Google

demokratischen Seite hin von Decurtins empfing. Hört, wie Graf de Mun, der nun schon tote, im „Echo de Paris" s. Z. die Silhouette Decurtins' in die kleine klassische Gallerie seiner Freunde aus der „Union" mit ein paar Meisterstrichen riß: „Den gleichen starken Einfluß wie René de la Tour nur nach ganz anderer Richtung übte Kaspar Decurtins aus. Durchdrungen, erfüllt von den Grundsätzen der christlichen Philosophie, glich er Jenem völlig in der überlegenen Beherrschung der letzten Gründe katholischer Sozialpolitik, aber Demokrat aus Rasse und Überzeugung entzückte er ebenso durch die Kraft seiner frischen volkstümlichen Aktion als durch seine wissenschaftliche Tiefe und die Schönheit seiner Reden." [1]) Als sollte gewissermaßen die größere Lebensfähigkeit seiner demokratischen Prinzipien nach allen Seiten klargestellt werden, fiel ihm in der Folge das literarische Erbe seines Freundes Karl von Vogelsang zu: „Die Monatsschrift für christliche Sozialreform", die er durch lange Jahre in ruhiger und überlegener Weise leitete. Die engültige tiefste Anerkennung aber für seine Arbeit vor allem in diesem Kreise erhielt er durch ein Breve, das Leo XIII. in huldvollster Art an ihn richtete und dessen Bedeutung die „Blätter für Wirtschafts- und Sozialpolitik" richtig andeuteten, wenn sie es als eine Ergänzung der Enzyklika „Rerum novarum" darstellten. Das Papstwort gab seinen kühnen, fanatisch bekämpften Theorien die letzte gewichtigste Sanktion. —

Die „Union de Fribourg" hatte das Bewußtsein von der Notwendigkeit internationaler Sozialarbeit gestärkt. Seine bisherige Tätigkeit überholend ergriff Decurtins die Initiative für eine internationale Arbeiterschutzgesetzgebung. Die Schweiz sollte Pionier dieser Idee werden. Mit dem radikalen Genfer Nationalrat Favon brachte er im Parlament zu deren Herbeiführung eine Motion ein: „Es war in der Bundesversammlung ein Ereignis, als der römische Katholik und der Genfer Freidenker gemeinsam die Motion stellten und in glänzenden Reden begründeten". [2]) Zugleich verlangte er, analog dem Schweizerischen, die Schaffung eines internationalen Arbeitsamtes, das die Ausführung der internationalen Bestimmungen zum Schutze der Arbeiter überwachen sollte. Im Auftrage des Bundesrates arbeitete Decurtins ein ausführliches Gutachten aus

[1]) Abgedruckt in: L'œuvre sociale du Cardinal Mermillod. L'Union de Fribourg d'après des documents inédits par Cyrille Massard. Louvain, A. Uystpruyst, 1914, p. 105.

[2]) Theodor Curti in dem Sammelwerk: Die Schweiz, im 19. Jahrhundert, hergb. von Paul Seippel. III. Bd. 206.

Digitized by Google

über den internationalen Arbeiterschutz[1]) und postulierte darin als obligatorische Forderungen: Festsetzung einer Minimal-Altersgrenze für die Kinderarbeit in Fabriken und Bergwerken, Verbot der Nachtarbeit für die Frauen und die Bergleute, Arbeitsverbot für Frauen in gesundheitsgefährlichen Industrien, Verbot der Sonntagsarbeit und Einführung eines Maximal-Arbeitstages für die Bergleute. Wenn die katholischen Parteien und Vereinigungen kraftvoll für den internationalen Arbeiterschutz auftraten, gehört der Dank in erster Linie der genialen Führung Decurtins'. Der internationale Arbeiterkongreß, der vom 23. bis 28. August 1897 in Zürich stattfand und der zum ersten und letzten Male die Vertreter aller sozial kämpfenden Richtungen zu einem europäischen Arbeiterparlament vereinigte, entsprang wiederum seiner Initiative und wuchs zu einem der größten Ereignisse aus, die die Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung kennt. Es war ein feierlicher, historischer Moment, als Bebel und Decurtins in zwei gewaltigen Schlußreden, der eine als Vertreter des communistischen Manifests, der andere die Arbeiterenzyklika Leos XIII. in der Hand, die beiden durch sie vertretenen großen europäischen Parteien zur sozialen Reformarbeit aufriefen. Die Hoffnungen, die der Kongreß in die Welt setzte, haben bis heute freilich nur zum kleinsten Teile sich erfüllt. Sie werden aber realisierbar werden, wenn die Arbeiter endlich jene Voraussetzung schaffen, die Decurtins seinem internationalen Arbeiterschutz zu Grunde legte: die planvolle Zusammenarbeit der verschiedenen nationalen Arbeitergruppen selber, aus der allein das neue Arbeiterrecht erwachsen wird!

In die zuhöchst gespannte soziale Tätigkeit des Bündner Nationalrates fiel die Gründung der katholischen Universität Freiburg in der Schweiz. Georges Python, der große Staatsmann eines allzu kleinen Ländleins, ging daran, den sehnsüchtigsten Traum der katholischen Schweiz zu verwirklichen. Decurtins lieh dem Freund seine Hilfe. Rasch übernahm er den geistigen Aufbau der Universität. Mit dem wissenschaftlichen Leben Deutschlands und den Bestrebungen, Hoffnungen und Enttäuschungen der deutschen Katholiken von Josef v. Görres bis Kleutgen hinauf bekannt, suchte und fand er in kurzer Zeit die Lehrer, die der juristischen und philosophischen Fakultät allsogleich ihre starke Bedeutung und ihr großes geistiges Gewicht

[1]) La Question de la Protection ouvrière internationale par le Dr. K. Decurtins. Berne 1889.

Digitized by Google

gaben. Im Oktober 1889 konnte die Universität eröffnet werden; Decurtins selbst übernahm den Lehrstuhl für Kulturgeschichte. In zweifacher Richtung kam diese Neugründung seiner innersten Wesensgestaltung entgegen: einmal hatte er im harten Kampf mit Sozialismus und Radikalismus einsehen gelernt, welch ungeheure Bedeutung katholische Universitäten für die Zukunftsentwicklung der katholischen Kultur überhaupt und für die psychische Konstruktion der europäischen Jugend im Besondern besitzen; dann war in ihm selber nach manch starker Enttäuschung der Drang immer lebendiger geworden, dem kommenden Geschlechte die wissenschaftlichen, vor allem die historischen Grundlagen katholischer Kultur- und Sozialarbeit in umfassender Weise zu vermitteln. Nicht enggeschnürtes exclusives Fachwissen nur wollte er geben, sondern die wissenschaftliche Begründung einer Weltanschauung sollte die Jugend bei ihm holen, dem die Locken schon leise grauten und sollte selber an seiner Glut sich entzünden und für starke Ideen brennen lernen. Was Adam Müller einst und Friedrich Schlegel glühend gewollt, was Josef v. Görres glänzende Münchner Periode in großartiger Weise verwirklicht, das war offenbares Ziel, zu dem Decurtins sich bekannte. Und gesteht: in welch vollkommener Weise ist ihm die Erreichung desselben gelungen! Seine Vorlesungen, mochten sie nun englischer oder französischer Arbeiterbewegung gelten, mochten sie das Kulturbild der Renaissance, wie es Heinrich Thode und früher schon Jakob Burckhardt in glänzender aber irriger Darstellung gezeichnet, corrigieren oder mochten sie endlich die Entwicklungsgeschichte der Reformation und der großen welschen Revolution in großartigen Zusammenhängen deuten — stets waren sie Köstlichkeiten seltener Art, die mit titanischer Gebärde überreiches Kleinmaterial meisterten und doch stets den Hauch wahrhaft encyklopädischer Größe trugen. Immer meine ich: Windischmanns Wort vom letzten Universalhistoriker auf dem Katheder, das Josef v. Görres gegolten, müßte nach der Erscheinung Decurtins' umkorrigiert werden!

Daß die angespannte literarische und wissenschaftliche Arbeit, die der aus dem Nationalrat zurückgetretene nun übernahm, ihn von realpolitischen Dingen abrückte, ist nicht verwunderlich. Tiefe zeitgeschichtliche Studien, Auseinandersetzungen mit den letzten Fragen moderner Literatur und Philosophie begannen den wieder zu bewegen, der mit dem Hahnenschrei heute noch in sein Bibliothekzimmer geht. Daneben setzte seine kritische

Digitized by Google

Tätigkeit für rätoromanische Sprache und Kultur wieder in vollem Umfange ein, die er schon als Student in Dietrich Jecklins Heften: „Volkstümliches aus Graubünden", in den „Monat-Rosen", in Gröbers „Zeitschrift für romanische Philologie" und in ebendesselben „Encyklopädie der romanischen Sprachen" begonnen hatte. In mühevollster Kleinarbeit in Bibliotheken, meist aber in den verlorensten Tälern Bündens von Haus zu Haus wandernd, in Dachkammern stöbernd, aus dem Erinnerungsschatze alter Bauern und Spinnerinnen schöpfend wuchs unter seinen Händen Band um Band jenes Werkes heran, das er mit Unterstützung der Schweizer Bundesregierung im Verlag von Fr. Junge in Erlangen herausgibt und das für die rätoromanische Kultur alles das bedeutet, was Lönnrot für die Finnen, Vuk Karadgitsch für die Serben, Arnim und Brentano für das deutsche Volkslied: die „Rätoromanische Chrestomathie." Es muß einer Spezialstudie, die weit über das hinausgeht, was Prof. Dr. Kosch, P. Maurus Carnot und Prof. Dr. W. Oehl schon sagten, vorbehalten bleiben, dieses nun auf 11 schwere Bände angewachsene Werk in allen seinen Bedeutungen darzustellen. — Als jene Auseinandersetzungen über die Grundlagen katholischer Kultur anhuben, deren erste Etappe der sogenannte „Literaturstreit" war und die in der Folge auf wichtigste Fragen der Politik und Theologie sich verbreiterten, da griff auch Decurtins scharf und führend ein. Seine umfangreichen Recensionenfolgen im „Baseler Volksblatt" über die bedeutendsten Neuerscheinungen moderner Literatur hatten seine starken, einfühlenden kritischen Qualitäten erwiesen. Nun entwarf er, temperamentvoll und wuchtig zugreifend, in einer Reihe Offener Briefe ein Literaturprogramm, das — zum Teil der unerbittlichen Rücksichtslosigkeit wegen, mit der es Schäden aufdeckte — hart, stürmisch und kantig bekämpft wurde. Im „Ersten Brief an einen jungen Freund"[1]) machte er vor dem Erscheinen der Enzyklika „Pascendi dominici gregis" auf jene Richtung aufmerksam, die in Parallele mit dem protestantischen Reformertum sich im Katholizismus entwickelte und betonte, daß das katholische Reformertum — so hieß sein Stichwort für den Modernismus — aus einer Verbindung zwischen neukantischer Philosophie, wie Friedrich Albert Lange sie in seiner „Geschichte des Materialismus" ansagte und ungläubiger Dogmengeschichte und Exegese hervor-

[1]) Die Briefe sind zuerst in der „Monatsschrift für christliche Sozialreform," später separat in dem Verlag des „Basler Volksblatt" erschienen.

Digitized by Google

gegangen sei. Das dokumentarische Buch Schnitzlers über den Modernismus[1]) hat mit gleichen Schlüssen die Auffassung Decurtins' bestätigt. Als nach dem Erscheinen der Enzyklika „Dominici gregis" der Modernismus in der Theologie zurücktrat, dagegen in Roman und Novelle auch bei den Katholiken relativistische und evolutionistische Tendenzen sich geltend machten, da schrieb Decurtins den „zweiten und dritten Brief an einen jungen Freund" und wies mit sorglicher Sachlichkeit die Unvereinbarkeit der relativistischen Voraussetzungen mit der katholischen Auffassung nach. Es war eine Genugtuung, die nur den allerwenigsten zu erleben vergönnt ist, als auch ein zweiter Papst, Pius X., sowie einst der große Leo XIII. die soziale Arbeit dieses Mannes ausdrücklich gutgeheißen hatte, nun seine Stimme erhob und in einem feierlichen Breve[2]), das Franz Eichert bedeutungsvoll „das Literaturprogramm eines Papstes" nennen konnte, die wissenschaftliche und literarische Tätigkeit Decurtins' als eine vorbildliche und programmatische bezeichnete! Herrlicher, gesicherter konnte trotz aller Enttäuschungen, stärkster Leiden um getäuschte Hoffnungen, seelischen Weh's um ungerechte Bekämpfung ein katholisches Kämpferleben nach außen nicht abschließen. Wenige Jahre später trat Kaspar Decurtins vom Freiburger Lehrstuhl zurück und arbeitet nun in Stammhaus und Heimatland die letzte Aufgabe aus, die er wie alle Übrigen frei sich selbst gestellt: das Riesenwerk seiner „Chrestomathie" und die prinzipiellen Manifeste für die neu aufbrechende, aus dem Tiefsten katholischer Lehre und Glaubens schöpfende politische und literarische Aktion eines jungen Geschlechts!

3.

Was ich hier schrieb, ist kein Porträt. Nur eine sehr rohe, dürftige Skizze. Allerwesentlichste Striche und Züge mußten wegfallen. Man kommt beim kargen Raume, der noch bleibt, über ein auch nur kantig gehauenes Relief nicht hinaus, so sehr das schmerzen möchte.

Und sagt doch: drängt euch auch aus so rohem Bilde nicht trotzdem ein tiefstes Gefühl sich auf, wie überreich, wie ungeheuer vielseitig Leben und Tat dieses Sechzigjährigen gewesen, dessen ganze Erscheinung vor einem aufflammt, naturgewaltig, übermächtig, unbesiegbar? Dessen ganzes Leben mit seinem gehäuften Riesenschaffen in einer

[1]) Dr. Josef Schnitzler: Der katholische Modernismus. Protestantischer Schriftenvertrieb. G. m. b. H. Berlin. 1912.

[2]) Abgedruckt im Gral. V. Band Seite 69 ff.

Digitized by Google

einzigen lodernden Lohe in den Himmel schlägt in dem alleinigen Willen: der Idee zu dienen, deren Glut schon die erste starke Jugend füllte! Steigt einem nicht fast etwas wie Beklemmung auf, vor der ganz michelangelesken Wucht, der sich selbst zermalmenden Anstrengung dieses Lebens, seiner Idee auf allen Kampfgebieten der Kultur Weg zu brechen?

Ja, das ist der unverrückbare Grundzug, das brennende Herz, Stern und Kern des Decurtin'schen Wesens: die Leidenschaft für die einmal erkannte Idee! Der Fanatismus — laßt nur das böse Wörtlein! — im Dienste derselben sich ganz, seine Persönlichkeit und sein Gut, aufzuopfern! Die Überzeugung, mit der letzten Herzfaser für dieselbe kämpfen zu müssen. Diese Tatsache allein vermag auch die vielen harten Züge in seinem Wesensbilde zu erklären. Der mußte ein oft rücksichtsloser Draufgänger werden, der also stets nur den Sieg seiner Idee vor Augen hatte und dem alles übrige daneben einen Pfifferling galt. Der mußte dann und wann ungerecht, hart werden auch Freunden gegenüber, die er die Fahne verraten wähnte, auch wenn blos eine allzugroße Bedächtigkeit zuwartendes Handeln suchte. Der mußte oft im Urteil sich verhauen, wenn stillere, schwächere Naturen seinem Sturmgang nicht zu folgen vermochten. Die Vereinsamung, die allzuoft um ihn war, ist nicht zuletzt seine Schuld. Wie er denn glücklich — was wir vielleicht ein wenig philiströs also nennen mögen — nie in seinem Leben war! Eine ganz vulkanhafte Natur gleicht er Ferdinand Lassalle. Ja da liegt vielleicht seines Wesens bestes Gleichnis! Jener brach vorzeitig über den Widerständen des Daseins in erschütternder Katastrophe zusammen. Decurtins steht, — als Sechzigjähriger derselbe himmelhohe Idealist geblieben wie Lassalle stürmisch begann, — im Glauben an seine Kirche und Idee aufrecht — nur um seine Lippen horstet, wenn ihr recht zusieht, das kleine schmerzliche Lächeln der Erkenntnis!

Uns bleibt er die brennende Lohe, das Feuer auf dem Berg! Einer, der in die Täler einer kleingläubigen, engbrüstigen, im Materialismus verlotternden Zeit den hohen Fackelschein ewig blühender und stürmender Jugend warf, deren Gesetz ist: von den Sternen Recht und Wahrheit sich zu brechen!

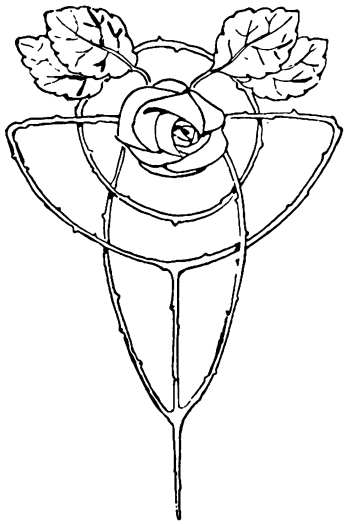
Digitized by Google

Das Totenbildlein

Von C. R. Enzmann.

Und wiederum kam der Sommer ins Land
Mit Blumen und Sonnenflimmer,
Und wiederum ſtrahlte das Felſenband
Rotgolden ins trauliche Zimmer.

An brauner Wand ein Bildlein hing,
Einfach und ſchwarz umrändert —
Drin ſich ein letzter Strahl verfing —
Sonſt hatte ſich nichts geändert!



Digitized by Google

Kritische Warte

Helene Riesch. Frauen-Geist der Vergangenheit*)

Biographisch-literarische Studie.

Das Studium der Biographien großer Männer und Frauen hat einen so ungeheuer bildenden und erzieherischen Wert, es ist für die seelische Entwickelung eines jeden Einzelnen so wichtig und gibt einen so unentbehrlichen Maßstab für eigenes Streben und Ringen in die Hand, daß es gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Was die Frau, speziell die religiöse, im engeren Sinne die katholische Frau im Laufe der Jahrhunderte aus den ihr gebotenen Möglichkeiten gemacht hat, zeigt mit wissenschaftlichem Ernste, mit erstaunlicher Gründlichkeit und großer Beherrschung des Gegenstandes das neue Buch von Helene Riesch „Frauengeist der Vergangenheit". Es sind nur einzelne strahlende Höhenpunkte der Frauenentwicklung eines Jahrtausends hier in helles Licht gestellt. Zumeist ist es die Frau auf Königs- oder Fürstenthronen, die Frau auf dem Stuhle der Äbtissin oder die Sprossin edelen Geschlechts, die in Betracht kommt, also Frauen, denen alle Bildungsmöglichkeiten offenstanden, — es ist, sagen wir es gleich — die Frau als Ausnahme. Aber die Reihe dieser Ausnahmen ist so stattlich, daß wir fühlen – bei starkem Emporstreben, beim Ausnützen aller Möglichkeiten und Fähigkeiten könnte das ganze Geschlecht an solchen Vorbildern großen Aufschwung nehmen. Die Gabe, die mit dem Buche der Frau von heute geboten wird, hat unermeßliche Kostbarkeit, denn sie weist auf den Ernst der religiösen Lebensauffassung, die tiefste Gründlichkeit der Geistesbildung, die starke Konzentration auf den Pflichtkreis und auf jene Caritas hin, die mit weitem Arme Alle umfaßt, denen wir begegnen Es ist in diesem Werke von deutschen, französischen, englischen und italienischen Frauen die Rede. Die Verfasserin sagt im Vorwort: „Deutsche sind gerecht und wissen selbst jetzt das Große im Feindesland zu achten. Wir führen nicht Krieg gegen die Toten", lautete eine treffende, bejahende Antwort auf die Umfrage, ob der Brite Shakespeare weiterhin auf deutschen Bühnen gespielt werden könne. —

Auch im Kriegsjahr mögen reine Frauengestalten hinauswandern in die ringende, schmerzzuckende Welt; sie wollen die reichen Schätze ihrer Liebe, ihres Starkmuts, ihres Geistes geben, wollen Ansporn sein und wunde Herzen aufrichten.

Literarisch gewertet ist das Buch von Helene Riesch eine bedeutende Leistung, die dem Stande unserer Frauenbildung alle Ehre macht. Ein lichtvoller, klarer Stil, eine Disposition, die mit schnellem Griff das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet, ein geschulter Sinn, der die geschilderten Persönlichkeiten aus der Zeitströmung organisch emporwachsen läßt. Das Lebensbild der Mlle. de Maintenon ist in dieser Beziehung hervorzuheben. Die Kulturschilderungen sind oft sehr reizvoll — besonders wenn die Verfasserin die Zeit der Renaissance streift, die ihr ureigenstes Gebiet ist. Die Perle des Buches ist die auf eigenen Quellenstudien beruhende Lebensbeschreibung der Christine de Tisan, welche Helene Riesch „die erste Frauenrechtlerin" nennt.

*) Herder, Freiburg.

Digitized by Google

Am wärmsten behandelt die Verfasserin ihr kongeniale Naturen wie Vittoria Colonna und Annette Droste. Die Schilderung der Maria Theresia in ihrer Zeit ist ein kleines Meisterwerk. Ergreifend sind die letzten Stunden der großen Herrscherin gezeichnet Ob Karoline von Schelling mit Fug und Recht in diesen illustren Kreis gehört, scheint fraglich. Dem aufmerksamen Leser fällt es auf, daß den meisten der hier geschilderten hoch gebildeten Frauen, die auf wissenschaftlichem und religiösem Gebiet z Z. bahnbrechend wirkten, die lateinische Sprache geläufig war. Ich meine, eigentlich sollte die gebildete katholische Frau das Latein — die Sprache der Kirche — auch heute noch beherrschen. Schon die große Schulung des Sprachgefühls und die ernste Arbeit, die mit diesem Studium verbunden sind, wären eine gewaltige Förderung.

M. Herbert.

Kriegsliteratur

Wie jedes große Geschehen, kann und muß auch der Krieg als unmittelbarer Anreger einer künstlerischen Gestaltung der Ereignisse gelten. Man hat ja oft geklagt, daß unserer Kunst die großen Vorwürfe, die großen Stoffe fehlen, die der Künstler durch unmittelbares Erleben sich aneignen kann. Nun ist das gesuchte Große da; es ist da im Leben, in einem nie geahnten Aus- und Übermaße, aber es ist noch nicht da in unserer Kunst. Das darf aber nicht überraschen Im Kunstleben geht es nicht wie beim Kuchenbacken, daß man das Gebäck fertig herausnimmt, sobald der Ofen die rechte Hitze hat. „Der kulturelle Verdauungsapparat arbeitet an nichts langsamer als an den großen Dingen." (Türmer) Das, was unsere Dichter und Maler jetzt vom Kriege bringen — auch wenn sie dabei gewesen sind — ist nichts anderes als flüchtiges Material zum Baue einer Kunst der Zukunft, von der es noch nicht einmal sicher ist, daß sie wirklich kommt. Immerhin können wir aber in der belletristischen Kriegsliteratur zwei Gattungen scharf unterscheiden: Die Dichtungen der Mitkämpfer und der Daheimgebliebenen. Wir teilen mit der Dichterin Handel-Mazzetti, deren feines Künstgefühl hier gewiß das Richtige trifft, die Anschauung, daß kein Dichter, der den Krieg nicht mitgemacht hat, ein eigentliches Schlachtlied dichten sollte, weil ihm die Unmittelbarkeit des Erlebnisses fehlt, die nur bei sehr großen Genies durch ein visionäres Schauen ersetzt wird.

Aber auch die mitkämpfenden Dichter müssen gewisse Vorbedingungen mitbringen, wenn ihre Dichtung sich rein auf die große Zeit einstellen soll. So finden wir z. B. in den Kriegsgedichten von Rudolf Herzog: „Ritter, Tod und Teufel." (Leipzig, Quellen und Meier, Mk. 2. -) zwar viel ehrliche Begeisterung, aber doch auch wieder viel äußerliches Pathos und neben wirklich ergreifenden Gedichten auch solche, welchen die Tiefe fehlt und die uns nur äußerlich in den Bann einer tönenden Sprache ziehen.

Unter den Dichtungen der Mitkämpfer möchten wir noch zwei herausheben: „Helden der Heimat" von Franz Schrönghamer-Heimdal (Freiburg, Herder Mk. 1.50) und „Landsturm", Lieder von der Front (Berlin, A Junker, 15 Land der Orplidbücher. Mk. 1.—. Beide geben sich nicht als große Kunstleistungen, aber sie sind voll frischer Eindrücke und schildern wirkliche Kriegserlebnisse. Manche der Skizzen und Geschichten von Schrönghamer möchte man als ergreifende Prosaballaden bezeichnen und in den Landsturmliedern finden sich Gedichte, für die man gern alles hingeben würde, was hinter der Front an Kriegliedern gedichtet wurde.

Digitized by Google

In der mit erlesenem Geschmack ausgestatteten Sammlung von Markbändchen des Verlags E. Salzer-Heilbronn reihen sich den bereits besprochenen Bändchen „Feuerschein" und „Klar Schiff" drei neue Bändchen Kriegsnovellen an: „Unter dem Doppelaar", Österr. Kriegnovellen hrsg von Rud Greinz, „O Deutschland, heiliges Vaterland", Erzählungen aus dem Weltkrieg von E. A Beyerlein, und „Die Karpathen", Ungar. Kriegs-Novellen, herausg. von Stefan J. Klein. Alle drei Bändchen enthalten Erzählungen und Skizzen von sehr verschiedenem literarischen Wert und sehr verschiedener Eignung für katholische Leser, wenn auch alles Grobanstößige vermieden ist. Mehr volkstümliche Ziele verfolgt die für katholische Leser berechnete Sammlung „Benzigers Brachzeit Bücher" mit der ausgesprochenen Absicht, gesunde, sittlich einwandfreie und doch literarisch wertvolle Volkslektüre für Feld und Heimat zu bieten. Die Auswahl ist recht gut, der Preis sehr niedrig (20, 25 und 40 Pfg.). Die vorl. 6 Bändchen enthalten Erzählungen von R. Büttchen, E. Bell, A. Hruschka, R Palffy, A. G. Krüger und A. Schott. Das Unternehmen verdient wärmste Empfehlung. — Nicht gerade rein belletristische Beiträge, sondern auf den Krieg sich beziehende Erzählungen, Zeitungsberichte, Gedichte, religiöse Aufsätze usw. enthält in bunter Reihe die im Verlage der Bonifazius-Druckerei, Paderborn, erscheinende Sammlung: „Am Lagerfeuer, Kriegsernst und Kriegshumor für unsere Soldaten im Felde und in der Heimat" Jedes Heft kostet nur 10 Pfg. Der Herausgeber, Herm Acker S. J. hat es bisher verstanden, die Sammlung reichhaltig und interessant zu gestalten und jedem Heft einen starken religiösen oder ethischen Wirkungskreis zu sichern. Nicht ausschließlich als „Kriegsliteratur" sich gebend, aber doch als Zeitvertreib im Schützengraben recht geeignet ist Benzigers Sammlung einwandfreier Humoresken in hübschen, handlichen illustrierten Mark-Bändchen, unter welchen namentlich die von Ferd. Bonn (der ewige Hochzeiter, der falsche Döberlein) und von J. J. Kujawa (der Pechvogel, Spuck in der Kaserne) recht gelungen sind

Franz Eichert.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz), — Verlag: Petrus, Verlag, G.m.b.H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich Lienhard.

(Nachdruck verboten.)

Digitized by Google

Deutsche Staatskunst

Von Dr. Richard v. Kralik, Wien

An der Wende zweier weltgeschichtlicher Jahre, in der Erwartung jener Weihenacht, die uns einst eine neue Weltperiode verkündigte, fragen wir uns, was denn dieser alles umwälzende Weltkrieg neues geoffenbart hat durch Gottes Schickung und Sendung. Welches ist die Botschaft, die sich aus der Nacht politischer, sozialer und moralischer Verwirrung immer deutlicher in Sternenschrift der Welt verkündigt? Ich glaube, es ist, um vom rein Religiösen jetzt noch zu schweigen, die Erkenntnis vom Wert eines vollkommeneren Staatsbegriffs. Ich meine das nicht im Sinne Hegels, der im Staat alles, auch die Religion, auch Gott aufgehen ließ, sondern im Sinn des Aristoteles, der den Menschen als ein politisches Lebewesen definierte, das auf allen Gebieten zur höchsten ethischen Organisierung strebt: nicht nur auf dem im engeren Sinn sogenannten politischen Gebiet, sondern auch auf dem Gebiet der Religion, der Wissenschaft, der Caritas, der sozialen Fürsorge, der Kunst. In diesem Sinn ist der Staat ein organisches Gesamtkunstwerk von mannigfaltigen Beziehungen und Gliederungen, eine Einheit des Mannigfaltigen, eine Mannigfaltigkeit des Einen, eine Wechselwirkung, keine mechanische Gleichheit, Einförmigkeit, kein Despotismus, vielmehr eine Stufenleiter, eine irdische Hierarchie von Kräften, die sich gegenseitig so bedingen, daß keine von der andern unabhängig ist, wenn das Ganze in voller Wirksamkeit sein soll.

Damit hängt die andere Erkenntnis zusammen, daß auch sämtliche Staaten der Erde einen ideellen Organismus bilden, nicht die Addition gleichförmiger Größen oder gewisser Klassen mit sich gleichwertiger Individuen. Es ist daher zu äußerlich gedacht, wenn der kenntnisreiche Schwede Rudolf Kjellen „Die Großmächte der Gegenwart", acht an der Zahl, in dem bekannten Buch nebeneinander stellt, oder

Digitized by Google

wenn der gescheidte Gustav E. Steffen („Weltkrieg und Imperialismus") ebenso zehn Imperien nebeneinander aufzählt, neben welche dann noch eine zweite Klasse der Mittelstaaten oder Kleinstaaten zu summieren wäre. Kein Staat läßt sich mit dem andern mathematisch vergleichen. Ebenso wie die verschiedenen Stände im Staat. Ja, es ist ein ganz anderer Geist, ein ganz anderer Zweckbegriff, eine ganz andere Natur, was in den verschiedenen Staaten herrscht, sie bedingt, sie zusammenhält und vorwärts treibt.

Um es kurz zu sagen: der Weltkrieg hat, wie mir scheint, gelehrt, daß es unter allen Staaten der Erde nur zwei gibt, die dem Begriff mit höherer Berechtigung entsprechen: das Deutsche Reich und die mit ihm naturgemäß verbundene österreichische Monarchie. Und zwar sind diese beiden Reiche auch wieder von einer ganz verschiedenartigen Funktion. Es liegt im Begriff des einen, daß es das national und ethnographisch einheitlichste ist, im Begriff des andern, daß es eine Rechtsordnung der verschiedenen Nationalitäten bildet. Begrifflich und geschichtlich gemeinsam ist beiden, daß sie aus dem heiligen römischen Reich deutscher Nation auf organische Weise hervorgegangen sind, um die gemeinsamen politischen, sozialen und kulturellen Ziele in diesem organischen „Dualismus" vollkommener erreichen zu können als in der Einförmigkeit. In diesen beiden Reichen allein ist die volle politische Tradition des Römischen Reiches und des deutschen Königtums lebendig mit allen antiken und mittelalterlichen Idealen, wie sie sich einst in den weihevollen Kaiserkrönungen bedeutsam und deutlich der ganzen Welt ausgesprochen haben.

Nur in diesen beiden Mittelreichen, Zentralstaaten, ist noch die Fortsetzung und Verkörperung des alten Staatsbegriffs mit allen seinen politischen, ethischen, sozialen Zwecken erhalten. Die anderen Weltmächte, zum größten Teil auch nur vom spezifisch politischen germanischen Volk gegründet, von Franken, Angelsachsen, Goten, Normannen, Langobarden usw., sind dem vollen Staatsbegriff, wenn sie ihn jemals besessen haben, mehr oder weniger durch Revolutionen entfremdet worden. Sie sind keine Staaten im vollkommenen Sinn.

Digitized by Google

Der englische ist der Pakt einer revolutionären Parlamentspartei mit einer von ihr abhängigen fremden Dynastie, das Ringen zweier Gesellschaftsschichten um abwechselnden Einfluß auf die „Geschäfte". Im nordamerikanischen Staat herrscht noch weniger der Staatsgedanke als das Geschäft der Ringe, der Truste, die die Wahlen und damit alles das beherrschen, was man sonst Politik nennt. Der französische Staat ist der permanente Revolutionsausschuß, der mit der eigentlichen französischen Gesellschaft wenig zu tun hat, sie bekämpft und von ihr ausgeschlossen ist. Ein italienisches Königtum neben oder an Stelle des Papsttums ist eine historische Unmöglichkeit, die nur durch zufällige äußere Hilfe den Schein der Möglichkeit für einige Jahrzehnte angenommen hat. Auf ebenso unwahren Voraussetzungen beruht der moskowitische Staat, einst eine durch Meuchelmord gemäßigte Despotie an der Seite einer Adelsoligarchie, nun viel mehr eine gefährliche Gärung als ein Organismus mit seinen 150 verschiedenen Nationalitäten. Japan ist eine Nachahmung, deren Unechtheit sich unzweifelhaft herausstellen muß.

Es ist auch unzutreffend, den krampfhaften Imperialismus Englands, Frankreichs, Rußlands usw. mit der naturgemäßen weltgeschichtlichen Sendung der beiden Zentralreiche zusammenzuwerfen. Ebenso unzutreffend ist es, über das Schwinden des deutschen Idealismus zu klagen. Stehen doch wir vom Gral da, und wir stehen gewiß nicht allein.

Wohlauf, ihr Deutschen, seid bereit,
Denn jetzt erfüllt sich uns die Zeit.
Nun reicht mit eurer starken Hand,
Nicht nur im Wunsch, ins Morgenland
Und pflückt euch dort die blaue Blume
Zu deutscher Sehnsucht vollem Ruhme!
Schon winkt euch dort der Siegeskranz
Im Heilgen Land und in Byzanz.
Enthüllt am Strand der Sphinx zum Preis
Des deutschen Sinns das Bild von Sais
Und sucht am Weg durch Bagdads Tal
In Indien fern den heilgen Gral!

Digitized by Google

Am Weihnachtsabend 1915

Von Lorenz Krapp (zur Zeit im Feld)

Kerzen brennen am Weihnachtsbaum,
Da kommt Einer gegangen,
Um die roten Lippen ein Flaum,
Jugendfrisch noch die Wangen.

Schimmernd ein Helm auf blondem Haar,
Will die Hand mir geben:
„Bruder, rede, so ist's nicht wahr?
Bist Du doch noch am Leben?

„Sagten sie nicht, das feindliche Erz
Mitten im Sturm der Genossen
Habe Dich jäh ins treue Herz,
Bester Bruder, geschossen?

„Sagten sie nicht, Du schliefst so schwer,
Schliefst im flandrischen Sande?
Sagten sie nicht, Du kämst nicht mehr
Aus dem ewigen Lande?"

Horch! da klingt es wie Maienwind,
Wie aus dem Dunkel geboren:
„Die um die Heimat gefallen sind,
Sind nicht tot und verloren.

„Wer um die heilige Heimat fiel,
Darf seinen Lieben erscheinen
Heute in dieser Nacht so still,
Daß sie nimmermehr weinen.

„Darf aufs neue drücken die Hand,
Die ihm Liebes gegeben,
Ob auch im ewigen Vaterland,
Heut darf wieder er leben."

Und er drückte die Hand mir heiß
In der Kerzen Gefunkel.
Schweigend schwand er dann wieder leis,
Schwand in Dämmer und Dunkel.

An dem heiligen Weihnachtsbaum
Zuckend die Kerzen verlohten,
Und ich fühlte im stillen Raum
Segnend den Hauch des Toten.

Digitized by Google

Neuzeitliche Unkunst*

Von P. Lucas Knackfuß O. Pr. Köln.

Man könnte den Hexentanz, den bislang die bildende, besser gesagt verbildende Kunst unserer Tage aufführt, von der scherzhaften Seite auffassen. Manche ihrer Musterleistungen geben wirklich gediegenen Stoff zu Kurzweil und Erheiterung. Unsere zeitgenössischen Kunstausstellungen spielten die Rolle von Jahrmarktsvorführungen, wo man sich für eine Mark Eintrittsgeld ein paar Stunden lang an den dort gebotenen sich gegenseitig überbietenden Tollheiten ergötzen konnte. Man hatte sich daran schon so gewöhnt, daß man sich förmlich darauf freute, wenn wieder eine große Kunstausstellung sollte eröffnet werden, gespannt die neuesten Purzelbäume der führenden Malergeister bewundern — und belachen zu können.

Als im Jahre 1912 in Köln die unvergleichliche Sonderbundausstellung sich vor der erstaunten Mitwelt auftat, hatte ein liberales Blatt den Mut zu sagen, voraussichtlich werde die Sonderbundausstellung beim nächsten Kölner Faschingszug den besten Wagen abgeben. Die Kölner Narrenzunft hatte diese Anregung dankbar angenommen und wirklich erschien in dem Rosenmontagszug des Jahres 1913 ein Wagen mit der Sonderbundausstellung, auf dem Futurismus und Kubismus zu ihrem Rechte kamen. Aber die öffentliche Meinung war in Köln zum guten Teil so eingeklemmt, daß man diesem Ausbruch Kölner Humors gewissermaßen verlegen wie über eine kindische Ungezogenheit, doch keine besondere Beachtung zu schenken wagte. Man hatte übrigens bei dieser Gelegenheit den Umstand, daß das neu errichtete städtische Ausstellungsgebäude, in dem der Sonderbund Aufnahme gefunden, an der Straße liegt, die zum Friedhof Melaten führt, aufgegriffen, um zu sagen, die moderne Kunst befinde sich auf dem Wege nach Melaten d. h. um unterzugehen und begraben zu werden.

Und doch sahen die führenden Geister darin die strahlende Morgenröte einer zukunftverheißenden, welterneuernden

*) Man vergleiche mit diesem programmatischen Aufsatz über neues Kunstschaffen nach der positiven und kritischen Seite den schönen Brief, den der „pittore tedesco" P. Cornelius im Jahre 1814 aus Rom an Josef von Görres schrieb und den wir im nächsten Heft wieder veröffentlichen werden. Gral-Redaktion.

Digitized by Google

großen und hohen Kunst! In diesen heiligen Hallen, wo der dumme Pöbel zu lachen sich erkühnte, konnte man Männer aus den Kreisen der höheren Geistesbildung und des Besitzstandes sehen, die überwältigt von der Großartigkeit des dort Gebotenen in ehrfurchtsvoller Ergriffenheit, ja vor Bewunderung ersterbend mit halblauten abgerissenen Worten einander ihre Gefühle offenbarten, indem sie wie gebannt dastanden vor jenen Werken, die nur dem Eingeweihten verständlich, dem gewöhnlichen Sterblichen ein unbegriffenes Geheimnis waren.

Damit ist die Lage bezüglich der neuzeitlichen Kunst gekennzeichnet. *Als neuzeitliche Kunst gelten bei den meisten gerade deren heute erscheinende Auswüchse und Verirrungen!* Ihr Erscheinen war allerdings unserer Zeit vorbehalten. Keine Zeit vor uns konnte sich solcher Tollheiten auf dem Kunstgebiet rühmen, denn so etwas ist noch nicht dagewesen. Gerade sie geben der neuen zeitgenössischen Kunst ein besonderes Gepräge.

Und doch gibt es auch in unseren Tagen Künstler, die ruhig und maßvoll in ihrem Schaffen die Strömungen der Mode an sich vorüberrauschen lassen, denen es mehr darum zu tun ist, Gutes und Schönes, als absolut Neues zu schaffen. Auch sie sind doch ohne Zweifel darum nicht weniger Vertreter der zeitgenössischen Kunst. Allerdings, im engeren Sinne neuzeitlich ist jene Kunsttätigkeit, die in ihren Bestrebungen unserer Zeit eigentümlich ist, soweit sie Anerkennung oder doch Beachtung verdient. Aber soll man jene Flut von Machwerken, die ebenso der Vernunft wie dem Schönheitssinn Hohn sprechen, auch zur neuzeitlichen Kunst zählen? Nur in *dem* Sinne gehören sie dazu, als sie deren Auswüchse und Verirrungen darstellen.

Darin besteht der Grundirrtum, aus dem die Zerfahrenheit der neuzeitlichen Kunstbewertung hervorgeht, daß man als neuzeitliche Kunst auch die Unkunst, ja gerade diese ansieht.

Bewegung *muß* in der schaffenden Kunst sein. Ist sie zum Stillstand verurteilt, so stirbt sie. Und solange sie lebt, bewegt sie sich. Sie lebt aber und bewegt sich mit der Zeit. Wer darum warmes Interesse für die Kunst hat, muß ihrem Leben in und mit der Zeit wohlwollendes Verständnis entgegenbringen. Das ist unbestreitbar. Nun aber die Anwendung: Auf Grund dieser Überzeugung halten sich diejenigen, die sich als führende Geister unter den Kunstverständigen betrachten, für verpflichtet, unterschiedslos und kritiklos alles hinzunehmen, alles gutzuheißen, für alles einzutreten, was in unserer Zeit unter dem Namen von Kunst ans Tageslicht gefördert wird!

Digitized by Google

Die Anwälte der neuen Kunst halten den Widerspruch, auf den sie stoßen, dem Festhalten des Durchschnittsmenschen am Hergebrachten zugute. Demgemäß gefallen sie sich im Verein mit ihren Schützlingen in der Rolle von Bahnbrechern und Vorkämpfern, die ihren Zeitgenossen voraneilend, ein höheres Kulturstadium in der Zukunft erst kommen sehen, wo man das verstehen wird, was jetzt nur sie verstehen, wo man bewundern wird, was man jetzt verlacht.

Schaut zurück, sagen sie, findet ihr es nicht in der Geschichte der Kunst wie überhaupt auf dem Gebiete des Geisteslebens bestätigt? Sind nicht die Führer im Fortschritt, eben weil sie andern voraus waren, zuerst nicht verstanden, dann verlacht, angefeindet, verfolgt worden? — Das ist in der Tat ein verfängliches Argument, mit dem sie manchem den Mund schließen. Also, sagen sie, die Zeitgenossen sind noch nicht reif für das Verständnis gerade der höchsten Leistungen unserer neuen Kunst, sie müssen erst dazu erzogen werden.

Darin liegt wieder etwas Wahres. Das Festhalten am Gewohnten und Hergebrachten macht sich im weiten Umfang geltend. Nur allmählich und mit Widerstreben gibt man Altgewohntes auf, auch wenn das Neue besser ist.

Mancher hat sein Kunstwollen und Empfinden festgelegt seit den Tagen seiner Kindheit und kann es nicht verschmerzen, daß, während sein Haar gebleicht ist, die Welt um ihn her und die Ausdrucksformen des Geisteslebens andere geworden sind. Gerade in unseren Tagen, wo auf dem Gebiete der bildenden Kunst die neuen Weisen und Arten des Schaffens mit polternder Hast sich überstürzen, wird es konservativ veranlagten Geistern etwas schwer gemacht, sich anzupassen. Wer aber um persönlicher Vorliebe willen für das Alte grundsätzlich das Neue bekämpft, und immer nur halt, halt — zurück, zurück! ruft, spielt eine recht unglückliche Rolle. Rückständigkeit bedeutet einen wirklichen Mangel und einen wirklichen Vorwurf. Niemand hegt naturgemäß eine größere Scheu diesem Vorwurf sich auszusetzen, als aufstrebende Geister. Sie wollen doch um jeden Preis auf der Höhe der Zeit stehen. Also, kurz entschlossen — ein kühner Sprung — und mit beiden Füßen stehen sie auf der neuen Bahn.

Auf der Höhe der Zeit — weitblickendes Verständnis für die Aufgaben der Zukunft, ungetrübt durch ererbte Vorurteile — Förderer und Beschützer der vom Unverstand angefeindeten nnd gehemmten, in der Kraft der neuen Generation erstehenden Kunst —: dann gilt es aber auch der neuen Kunst gegenüber die weitesten Zugeständnisse

Digitized by Google

machen, alles billigen, alles gutheißen, alles begrüßen, was neu ist, mag es auch noch so toll und widersinnig sein. Nun heißt es gemäß der aus äußeren Rücksichten gewählten Richtung sich eine Überzeugung anquälen, sich einer einstudierten und erkünstelten Begeisterung hingeben, die einem in Wirklichkeit fernliegt.

Ein solches Preisgeben des gesunden Sinnes, des vernünftigen Denkens, des besonnenen Urteils, des natürlichen Empfindens bei unsern modernen Kunstverständigen zugunsten der neuzeitlichen Unkunst ist eine so seltsame Erscheinung, daß die soeben versuchte Erklärung durch den Ehrgeiz allein nicht ausreicht. Dies psychologische Rätsel bedarf noch einer weiteren Erklärung. Man muß es auf eine Modekrankheit zurückführen, die wie eine Epidemie die Geister ergriffen hat.

Der komische Anstrich, den die Sache hat, wird erst recht verstärkt, wenn man beachtet, auf welche Weise dieser Bazillus in die Welt gekommen ist. Camille Mauclair hat es schon 1912 in verblüffender Weise klargestellt, daß es schlaue Geschäftsmache der Kunsthändler gewesen ist, die mit Hülfe einer dienstbaren literarischen Reklame die Schein- und Unkunst hochgebracht hat!

Für weniges Geld konnte man hinterlassene Arbeiten eines im Elend zugrunde gegangenen Genies in seinen Besitz bringen. Nun kam es darauf an, in geschickter Weise das Interesse der Mitwelt auf diese verkannte Größe hinzulenken. Wie edel, wie uneigennützig, sich dieses Märtyrers der Kunst wenigstens noch nach dessen Tode anzunehmen, ihm den verdienten Lorbeerkranz aufs Grab zu legen! Wo sind seine Werke? — Man hört, daß da und dort ein Originalgemälde von ihm entdeckt worden ist. Für eine hohe Summe ist es von einem kunstverständigen Liebhaber erworben worden. Täglich steigen die beglaubigten Werke dieses leider zu spät entdeckten unvergleichlichen Meisters im Preise. Daß es sich um Scheinkäufe handelte, durch welche die Komödie in Szene gesetzt wurde, wußte man nicht. Aber der Stein war glücklich ins Rollen gebracht. Jedes Museum, jede namhafte Privatsammlung bemüht sich ein Originalwerk dieses epochemachenden Vertreters der modernen Kunst, kein Preis ist zu hoch dafür gezahlt.

Aber auch mit noch lebenden Kunstproduzenten läßt sich ein Geschäft machen. Malereien, bei denen es weder auf Korrektheit der Zeichnung, noch auf Naturwahrheit, noch auf Technik und Durchbildung, noch auf Inhalt, noch

Digitized by Google

auf Überlegung, noch auf Studium, noch auf Vorkenntnisse ankommt, die sich nur durch nie dagewesene Unverfrorenheit auszeichnen, können massenweise in kurzer Zeit hergestellt und demgemäß wohlfeil vom Kunsthändler erstanden werden. Versteht er es nun, dem kunstliebenden Publikum die Überzeugung zu suggerieren, von dem Vorhandensein verborgener Vorzüge dieser Werke, die ihnen einen unschätzbaren Wert verleihen, ist einmal das Feuer der Kunstbegeisterung entfacht, und die kaufkräftige Kunstwelt ins Interesse gezogen, so ist die Goldquelle glücklich aufgetan.

Die literarische Reklame, der dabei eine nicht zu unterschätzende Aufgabe zufiel, hat den Grundstock gebildet zu einer neuen Kunstphilosophie, die eine Art von ästhetischem Delirium darstellt. Manche der Kunstproduzenten selbst haben darin Hervorragendes geleistet.

In der so geschaffenen geistigen Atmosphäre bewegt sich die moderne Kunstwelt. Man läßt sich von den rätselhaften Weisheitssprüchen der Kunstphilosophen berauschen, die selbst den Eingeweihten unverständlich, von den Uneingeweihten gläubig nachgebetet werden.

Es ist gelegentlich behauptet worden, die moderne Kunstphilosophie habe die neue Kunst gemacht, die Künstler hätten sich durch dieselbe auf die gewagten neuen Bahnen führen lassen. Das ist nicht richtig. Die Künstler selbst sind es, die die neuen Wege erfunden haben. Ihnen ist die Kunstwissenschaft nachgefolgt.

In dem gewaltsamen ungestümen Wühlen und Suchen nach neuen Weisen in der Kunst offenbart sich neben vielem Unvernünftigen und Verwerflichen auch manches Gute. Manchen neuen Richtungen und Grundsätzen als solchen liegt etwas Berechtigtes zugrunde. Auch in solchen Erzeugnissen, die durch ihre Roheit und Häßlichkeit abstoßend wirken, ist wenigstens etwas Gutes angestrebt, wenn auch nicht zum Austrag gekommen. Mancher Keim ist darin zu entdecken, der befruchtend werden kann für die Entwicklung der Kunst.

Das sind allerdings Dinge, die nur von jemand erkannt und verstanden werden können, der sich viel mit Kunstdingen beschäftigt und einen tieferen Einblick in ihr Schaffen und Werden getan hat. Wenn darum unsere modernen Kunstverständigen die dargebotenen Erzeugnisse der neuzeitlichen Kunst ernst nehmen, um etwas Gutes, das darin steckt, zu würdigen, so haben sie recht.

Aber jene Weisen machen ihre Weisheit dadurch zweifelhaft, daß sie um des vereinzelten und oft nur keimhaften

Digitized by Google

Guten willen zu erklärten Anwälten der neuen Kunst in ihrer Gesamtheit werden und unterschiedslos alles auf Grund vorgefaßter Meinung glauben bewundern und gutheißen zu müssen. Sie würden unseres Beifalles wert sein, wenn sie das nur rudimentär vorhandene Gute auch als solches bezeichnen und würdigen, das Verfehlte und Schlechte aber, das geradezu Unsinnige als solches verurteilen wollten.

Möge man doch auch in Kunstsachen den gesunden Menschenverstand wieder in seine Rechte eintreten lassen. Anstatt sich von den Launen der Künstler am Gängelband führen zu lassen, möge man durch einsichtige Kritik ein Gegengewicht schaffen gegen die Auswüchse der Kunst. Das geht vorzugsweise die Ausschüsse der Ausstellungen, die Museumsleiter, die privaten Käufer, die Schriftsteller, die Kunstgelehrten und Dozenten, die Herausgeber der Tagesblätter und Kunstzeitschriften an.

Rohen unfertigen Machwerken, unsittlichen anstößigen Darstellungen, Schmierereien und Torheiten muß grundsätzlich der Zugang zu den Ausstellungen versperrt werden. Hier heißt es, der Flut der modernen Unkunst einen Damm entgegenzusetzen, damit die neuzeitliche Kunst und, worauf es zunächst ankommt, die deutsche Kunst wieder in die rechten Bahnen einer gesunden und gedeihlichen Entwicklung geleitet werde. Dazu bedarf es einer **festen einmütigen Haltung** auf Seiten der intellektuellen Kunstwelt. Weder durch eine grundsätzliche Feindschaft gegen das Neue in der Kunst, noch durch willige Gefolgschaft auf ihren Irrwegen dient man dem hohen Gute, das in der Blüte der Kunst für ein Volk begründet ist, sondern in der einsichtigen Unterscheidung zwischen dem Guten, das Förderung und Pflege verdient und dem Unkraut, das dazwischen wuchert!

Digitized by Google

Verschollen!

Erzählung aus dem Volksleben von M. Buol

IV.

(Fortsetzung.)

Rauh blies der Wind über den Mendelpaß und Schnee lag auf den Almen, frischer, glitzernder Schnee, der erst vor wenig Tagen den alten Winterschnee zugedeckt hatte. Aber im Überretsch drunten blühten die Obstbäume, die Wiesen waren blau von Vergißmeinnicht, und an den Reben leuchteten goldgrüne Sprossen. Ein rechtes Frühlingsparadies war es, in das Faustino, „das Buttermandl", von seinem kalten Berge niederstieg.

Schwer bepackt stieg er zu Tale. Er hatte wieder ringsum Butter aufgekauft, um sie im Überretsch zu verkaufen, wo die Leute viel Zugvieh aber wenig Milchvieh haben. Bei seinen Einkäufen war er auch nach Sarnonico gekommen, und hatte dort gehört, daß seine Schwester gleich nachdem sie die traurige Kunde erhalten hatte, zu ihrer Tochter ins Überretsch gezogen sei.

Und nun wollte Faustino sie aufsuchen. Geduldig wanderte er unter seiner schweren Last die vielen Windungen der Mendelstraße entlang. In jungen Jahren war er wohl in lustigen Sätzen den steilen Berg hinabgesprungen, jetzt aber mußte er froh sein um die schöne, breite Straße.

Weiter unten hört das Geschlängel auf, und wie ein weißes Band zieht sich die Straße quer über die Felsenbrust des großen Berges. Gerade über Sankt Michael beginnen die Windungen aufs Neue, und hier nun schlug Faustino, um abzukürzen, einen holperigen Fußsteig ein. Nur hob er sich zuvor im Walde einen Baumast vom Boden, der ihm als Stock dienen sollte.

Nun da er unter sich das hohe Giebeldach von Englar sah und die breiten Türme von Schloß Gandeck und weiter in der Tiefe die schmucken Häuser von Sankt Michael, sank dem alten Manne fast der Mut, und je mehr er bergab kam, desto mehr bangte ihm vor dem Wiedersehen mit seiner Schwester. Männer sind so hilflos vor einem Frauenherzen, das von großem Schmerze getroffen ist. Und Fortuna war so ganz anders als er. In der Jugend hatten sie sich wohl geliebt nach Kinderart. Aber das Leben und die rauhe Arbeit hatten sie auseinandergeführt. Faustino hatte sein

Digitized by Google

Weib und seine Kinder, und auch Fortuna wurde Frau und Mutter. Und als sie nach kurzer Ehe Witwe geworden war, da verdoppelte sich für sie die Arbeit und die Sorge. Ob sie ihren Mann je geliebt hatte, das wußte Faustino nicht, vielleicht wußte sie's selber nicht; aber ihre Kinder, o ja, die liebte sie! Ihre Kinder und sonst nichts auf Erden! Ihr Herz war wie ein Schacht, dem man nicht auf den Grund sieht, ein Schacht, tief und enge, in den nur ein Mensch hinabsteigen kann. Der Eine war Lorenzo. Der Sohn war ihr immer hundertmal lieber gewesen als die Tochter. Nun blieb ihr nur mehr die Tochter, und die war fast eine Deutsche geworden, und der deutsche Schwiegersohn war ihr ein Fremder. Ihr Alles war mit Lorenzo begraben worden. Faustino, der selbst den einzigen Sohn vermißte, fühlte unsägliches Mitleid mit der Schwester; er wußte nur nicht, wie er das aussprechen solle. Fortuna würde ihm seine Rede im Munde abschneiden. Er kannte ihre seltsam verschlossene, unnahbare Art! Aber wenn er kein gutes Wort für sie fände, das würde sie doch verdrießen. Und darum überlegte er seine Anrede wie ein Prediger, der auf die Kanzel steigt.

„Arme Fortuna, Geduld! Der liebe Gott weiß, was jedem von uns frommt. Und dein Lorenzo war ein so braver Bursche; der hat gewiß einen guten, christlichen Tod gehabt. Es war ja auch ein Geistlicher bei ihm, und das ist ein großer Trost. Denke doch an Rocco, den Sohn deiner Nachbarin Carmela, der vorigen Herbst im Rausche über die Treppe gestürzt ist und gleich tot war. Solch ein Tod, ja, das ist etwas Schreckliches! Solch eine Mutter ist doch noch viel mehr zu beklagen als du. Und nun sag mir, ob du nicht in deiner Pfarrkirche einen Gottesdienst halten lassen willst. Es wäre doch sehr schön und geziemend und alle, die Lorenzo kannten, würden gerne kommen."

So ungefähr würde Faustino zur betrübten Schwester sprechen. Aber während er darüber nachdachte, wurde ihm heiß und kalt, und die Last auf seinem Rücken schien ihm noch einmal so schwer. „Es ist, wie wenn ich einen vollen Zentner schleppte!" dachte er. „Ja, und wenn's nur ein Zentner wäre!" Verkaufen konnte er seine Butter leicht, aber sie war nicht leicht zu bekommen. Und im Sommer war's mit dem Butterhandel überhaupt aus: da wurde alles von den großen Mendelhotels aufgekauft. Ach, es war hart für einen Mann von siebzig Jahren, eine Familie zu ernähren, wenn's auch nur eine Familie von drei Köpfen war! Was er verdiente, reichte ja auch bei weitem nicht aus; er hatte alljährlich von Giovannis Ersparnissen nehmen

Digitized by Google

müssen, die in der Cassa Rurale von Fondo lagen. Und auf dem kleinen Hause, das Giovanni mit so viel Liebe für sein Weib und seinen alten Vater gebaut hatte, lagen viele Schulden, fast so viel als es wert war. Faustino hatte es darum vor einem Jahre schon der alten Gina verkauft, die im Erdgeschosse wohnte, unter der Bedingung, daß der Kauf erst bei seinem Tode in Kraft treten solle, und daß Johanna, so lange sie wolle, zur Miete bleiben könne.

Oft drückten den Alten seine Sorgen, aber kaum je so schwer wie heute. Was, wenn Giovannis Geld einmal ganz aufgezehrt wäre? O dann würde Johanna den kleinen Rigo nehmen und mit ihm in ihre eigene Heimat zurückkehren, wo es keine Geistlichen und keine Messe gab und wo auch niemand zur Madonna betete!

Recht lange dünkte den alten Faustino sein Weg, lange und holperig. Er hatte ihn doch hundertmal gemacht und ihn nie so rauh gefunden. „Man wird eben nicht jünger!" seufzte er.

Nun hatte er endlich sein Ziel erreicht. Ein neues, blitzblankes Haus mit einem saubern Küchengarten ringsum, der Garten von Stacheldraht umzäunt; dahinter ein Apfelspalier, das gerade seine rosigen Knospen entfaltete. Eine junge Frau, halb städtisch gekleidet, war im Garten beschäftigt. Sie neigte sich über ein Frühbeet und sammelte Spinatblätter in ihre Schürze.

„Guten Abend, Emilia!" rief ihr der Alte durch den Stachelzaun zu.

Die Frau richtete sich auf und schob mit der freien Hand das krause, dunkle Haar zurück, das ihr während des Bückens in die Stirn gefallen war. „Ah, Zio Faustino, ihr seid's!" grüßte sie ihn. Als er dann langsam auf sie zutrat, fügte sie bei: „Wir brauchen keine Butter! Wir haben ja selber Kühe."

„Ich weiß schon, Emilia! Aber wenn du auch keine Butter brauchst, so wirst du doch den alten Onkel seinen Rückkorb etwas ablegen lassen. Ich komme heut fast nicht mehr vom Flecke. Mir scheint, seit ich vom Tode eures Lorenzo hörte, bin ich um zehn Jahre älter geworden."

Während er das sagte, stützte Faustino seinen Rückkorb auf die Mauer mit dem Stachelzaun, dort wo sich zwischen zwei Spindelbäumchen ein freier Platz bot.

„Aber Onkel, gebt doch auf die Bäumchen acht!" mahnte die junge Bäuerin.

„Gewiß, das tu ich schon", versicherte er gutmütig, während er den Korb heruntergleiten ließ. Dann streckte er sich. „Ah, das tut wohl!"

Digitized by Google

„Daß ihr so spät am Tage kommt!" verwunderte sich die Nichte. Und leichthin fügte sie bei: „Wo werdet ihr denn nächtigen?" Dem Alten tat die Frage weh. Er war doch überzeugt gewesen, daß im Hause seiner reichen Verwandten ein Plätzchen für ihn wäre. Aber er hatte Selbstgefühl genug, um seine Enttäuschung zu verbergen. Beim Weißen Rössel wolle er übernachten, sagte er. Der Wirt sei sein Kunde und möge ihn gern leiden. „Du weißt ja, daß ich gewöhnlich meinen Standort in Kaltern habe. Heute bin ich nur nach Sankt Michael gekommen, um deine arme Mutter zu sehen. Sie ist doch bei dir, Emilia?"

Die junge Frau bejahte.

„Mein Gott, wie geht's ihr denn? Was sagt sie zu Lorenzos Tode?"

Statt einer andern Antwort schob die Bäuerin die Achseln in die Höhe. Ihre Mutter sei gegenwärtig gar nicht im Hause, bemerkte sie; sie sei gegangen, die Kinder aus der Schule zu holen.

„Dann kommt sie doch bald", hoffte Faustino. Er wollte unterdessen warten, sagte er und trat ins Haus.

Das Haus war funkelneu, innen wie außen. Im Erdgeschosse wie in den beiden Stockwerken war es dieselbe nüchterne Raumverteilung: Ein schmaler Gang und zu beiden Seiten die Zimmer mit frisch gestrichenen Türen. Faustino war schon mehrmals hier gewesen und wußte gleich die Tür der Stube zu finden.

Die Stube war aber keine rechte Bauernstube, wie auch das Haus kein rechtes Bauernhaus war. Ein regelmäßiger, rechteckiger Raum mit ziemlich großen Fenstern, die Wände mit einer Blumenzeichnung im Sezessionsstile geschmückt, darauf zwei große Bilder in Farbendruck, ein Mädchen, einen Brief lesend, und eine Alpenlandschaft mit grellblauem See und zuckerhutartigen Gletschern. In der Mitte des Zimmers ein Tisch mit einem roten Teppich bedeckt und darauf ein paar Zeitungsblätter. Denn Franz Kofler, Emiliens Mann, hatte sich seit kurzem auf die Politik geworfen: er wollte nämlich bei den bevorstehenden Reichsratswahlen als Kandidat seines Wahlkreises auftreten.

Das Schönste in Frau Emiliens schöner Stube war aber unstreitig ein frisch überzogenes Sopha, rot mit großem gelbem Geblüme und glitzernden Messingbeschlägen an den Armlehnen. Als das Nonsberger „Buttermandl" zuletzt hier gewesen war, hatte er dieses Einrichtungsstück noch nicht gesehen; diese grelle, frische Pracht flößte dem Alten solchen Respekt ein, daß ihm der Gedanke, das Ding sei zum Sitzen da, gar nicht in den Kopf kam. In keinem Falle

Digitized by Google

war's ein Sitz für ein armes, bestaubtes Nonsberger Männlein. Und weil die Stühle leider dem Sopha an Schönheit nicht nachstanden, so half's dem Alten nichts: er mußte stehen bleiben.

Glücklicherweise ahnte Frau Emilie Kofler die peinliche Lage ihres Oheims. Sie folgte ihm auf dem Fuße, holte aus der Küche einen hölzernen Stuhl und lud ihn mit wohlwollender Geberde zum Sitzen ein.

„Wenn die Mutter heimkommt, möget ihr euch ein Gläslein Wein geben lassen: sie weiß den Kellerschlüssel schon. Aber ich habe einmal nicht Zeit."

Dann ging sie, ohne zu sagen, was sie denn so Eiliges zu tun habe. Und der Alte blieb allein im schönen Zimmer mit dem lesenden Mädchen und den Zuckerhutgletschern, mit den Sezessionsblumen und dem gelbgeblümten Sopha. Es tat ihm leid, daß Emilia nicht Zeit hatte, ihm ein Gläslein Wein vorzusetzen. Er fühlte sich sehr schwach, und ein guter Schluck hätte ihn zu Kräften gebracht. Ach, Emilia war sehr stolz geworden, seit sie das prachtvolle Sopha in ihrer Stube hatte und seit ihr Mann Abgeordneter werden wollte!

„Dio mio, wie ist mir so elend!" seufzte Faustino. „Der Frühling ist eine gute Zeit für die jungen Leute, aber die Alten mag er nicht leiden, darum paßt er ihnen auf wie der Vogelfänger im Roccolo. Seit der Schnee zu schmelzen beginnt, bin ich nicht mehr derselbe. Ich hätte heut früh nicht von zu Hause weggehn sollen; mir war's so kalt in allen Knochen. Ich dachte, im Tale wäre es wärmer; nun ist's im Tale noch kälter als droben. Aber nein, mich reut's doch nicht, daß ich gekommen bin! Die arme Fortuna hätte Verdruß, wenn der einzige Bruder sich gar nicht um sie bekümmerte".

Halb murmelnd, halb in Gedanken hielt der alte Mann dieses kleine Selbstgespräch. Auf seinen einsamen Wanderungen hatte er sich's angewöhnt, laut zu reden. Auf solche Weise leistete er sich selber Gesellschaft und die Zeit wurde ihm nicht so lange.

Plötzlich hielt er inne. Draußen am Gange hörte er eine bekannte Stimme. Fortuna war heimgekehrt.

Sie sprach mit ihren Enkeln, die sie von der Schule gebracht hatte. Was sie sprach, verstand er nicht, nur daß sie es war, wußte er.

Er richtete sich hoch auf. All seine Müdigkeit war für den Augenblick vergessen. Aber vergessen auch alles, was er sich unterwegs so mühsam eingelernt hatte. Jetzt war es nur mehr sein warmes Herz, was ihn trieb. Er schnellte von seinem hölzernen Stuhle auf und trat hinaus.

Digitized by Google

Da stand sie vor ihm, gebeugt, gealtert, die Haare schneeweiß, die Augen trüb, das hagere Gesicht von bräunlich gelber Farbe überzogen, wie wenn eine heimliche Krankheit an ihr zehrte. Das war nicht mehr die flinke, kleine Alte, von der alle, die sie kannten, zu sagen pflegten, daß sie ärger als zehn Junge sei. Mehr, unendlich mehr als Worte aussprechen, war über diese Elende gekommen. Und der Bruder konnte nichts tun, als seine zitternden Hände nach ihr strecken und mit erstickter Stimme murmeln: „O poveretta!"

Einen Augenblick stand Fortuna still und sah den Unerwarteten an, als sei er eine Erscheinung aus einer andern Welt. Es war ein Blick starren Entsetzens, der den warmherzigen Mann an die Stelle bannte. Und so blickten sich die beiden Geschwister in die Augen, als hätten sie einander nie gesehen.

Endlich erhob Fortuna die dürre Hand und streckte sie abwehrend gegen den Bruder aus. „Rühr mich nicht an! die Wunde tut zu weh!" das sagte diese beredete Zeichensprache.

Im nächsten Augenblicke hatte sie sich abgewendet und war hinter einer Tür verschwunden.

Faustino wagte nicht ihr zu folgen; traurig verließ er das Haus. Er hatte sich wohl nicht umsonst auf das Zusammentreffen mit der Schwester gesorgt. Aber einen so starren, abweisenden Schmerz hatte er doch nicht erwartet.

Draußen an der Gartenmauer stand sein Butterkorb. Er wollte ihn auf die Schultern nehmen, aber ihm versagte die Kraft. Zum Glücke stand Emilia gerade am Söller, die beiden Ellenbogen breit aufs Geländer gestützt. Ob sie nicht helfen solle, rief sie ihm zu, und ehe er darum bitten konnte, war sie schon drunten bei ihm, mit freundlichem Gesichte jetzt und aufgestreiften Ärmeln. Als Faustino die Nichte so hilfsbereit sah, fragte er bescheiden, ob er nicht vielleicht seine Ware hier lassen dürfe: morgen früh werde er sie abholen. Aber Emilia erklärte ihm, das Haus stehe offen, und da könne leicht etwas gestohlen werden, und in den Keller könne sie die Butter nicht bringen, weil der Keller so schlecht sei. „Ach ja, in den neuen Häusern sind die Keller meist schlecht; und wenn nun etwas verdorben würde, Onkel, das wäre euch doch nicht lieb!"

Während sie so sagte, hatte sie mit ihren starken, braunen Armen den Korb in die Höhe gehoben, und dem alten Manne blieb nichts übrig, als seinen Rücken unter die Last zu beugen.

„Grazie!" sagte er noch und „Addio!" Aber „Auf Wiedersehen!" sagte er nicht. Er ging weg mit einem un-

Digitized by Google

bestimmten und doch schmerzenden Gefühle, daß er den Bewohnern dieses Hauses nur eine Last gewesen war, und daß er sich seinen Besuch, der ihm einen weiten Umweg und viele Ermüdung gekostet hatte, leichte hätte sparen können.

Etwas anderes konnte er nicht denken. Ihm ging alles wirr durcheinander. Immer heißer brannte es in seinem Hirn, immer lauter und heftiger hämmterte es. Und zwischen all den schmerzenden Hammerschlägen bewegten sich Fortuna und Lorenzo und sein Giovanni, einen geisterhaften Reigen gleich, in seinem Kopfe herum.

Als er nachts todmüde in der Scheune des gastfreundlichen Rösselwirts lag, kam das heiße Träumen noch heftiger über ihn. Ja, Lorenzo war freilich gestorben, aber Giovanni nicht. Niemand hatte ihn sterben sehen, niemand über seinen Tod berichtet. Wie hatte er, der Vater, nur je glauben können, daß Giovanni tot sei? Nein, jetzt glaubte er es nicht mehr! Und auch Fortuna glaubte es nicht; ihr hatte es weh getan, ihn zu sehen, weil er noch einen Sohn hatte und weil sie keinen mehr hatte. O gleich am nächsten Morgen muße er nach Hause die arme Giovanna trösten. Sie war ja ein gutes, treues, liebendes Weib! Sie würde gewiß weinen vor Freude, wenn er ihr sagen konnte: „Giovanna, denke doch: unser Giovanni lebt!"

Aber am nächsten Morgen hatte Faustino gar keine Eile, sein Lager auf dem weichen Heu zu verlassen. Und als der Knecht des Rösselwirts in die Scheune kam, fand er den Alten fiebernd und bewußtlos.

V.

Rings um die Seehäuser war der Boden schneefrei und grün. Denn sie stehen auf einem sonnigen, herrlichen Hange, wo der Bergfrühling aufwacht, lange, ehe im Walde das junge Laub sich regt. Sonnig schön lag die Ferne da mit ihren blauen und silbernen Bergen. Das war ein Tag, der ins Freie lockt. Und Klein Rigo hatte sich locken lassen. Drunten im sumpfigen Tälchen saß er, und patschte im Seebecken herum, daß es eine Freude war. Zur Sommerszeit ist das Becken trocken; jetzt aber während der ersten Schneeschmelze war es hübsch voll von schlammigem Wasser, und ein kleiner Mann wie Rigo hätte drin auch ganz gut sterben und verderben können.

Glücklicherweise war der Flüchtling von seiner Mutter erspäht worden. Und nun hatte sie ihn und riß ihn an sich und schalt und liebkoste ihn, alles in einem, während er mit den Füßchen strampelte und mit den schlammigen Händchen um sich schlug.

Digitized by Google

Gerade am Seebecken vorbei führt vom Mendelpasse gegen Ruffrè ein Fußweg, den die Leute lieber benützen als die Heerstraße. Und während Johanna mit ihrem Kleinen lachte und zankte, hatte sie gar nicht bemerkt, daß ein altes Weib gerade auf sie zugetrippelt kam.

Als die Alte unvermutet vor ihr stand, fuhr Johanna zusammen.

Ein arger Schrecken war's gerade nicht, aber doch ein kleines Unbehagen, wie es uns ergreift wenn uns etwas Lästiges begegnet. Das Weib war die taubstumme Teresa, die von Zeit zu Zeit eine Bettelreise ins deutsche Land machte und dann mit ihrer bescheidenen Beute zurückkehrte. Sie war ein harmloses Ding; nur ihre Begierde, mit dem Nebenmenschen einen Gedankenaustausch zu suchen, machte sie lästig. Immer führte sie eine Scherbe samt Griffel bei sich, und ihre Landsleute verstanden ihr Geschriebenes. Aber Johanna verstand es nicht. Und doch mußte sie dergleichen tun, denn wehe, wenn Teresa merkte, daß man ihren Hieroglyphen fremd gegenüberstehe! Da ließ sie einen nicht mehr los, faßte einen am Kleide und schrieb und löschte aus und schrieb wieder, bis man ihr durch Zeichen ein richtiges Verständnis bewiesen hatte.

Teresa war gleich auf Johanna zugeeilt und hielt sie nun fest. Dabei machte sie mit der freien Hand wunderliche Bewegungen, als habe sie Wichtiges mitzuteilen. Johanna zeigte lächelnd ihren schlammbedeckten Sprößling und das sollte heißen: Mach schnell; ich habe anderes zu tun! Aber Teresa achtete nicht darauf. Sie hatte schon zu schreiben begonnen. Im Nu war die ganze Scherbe voll. Nun sollte Johanna lesen.

Die tat nur einen flüchtigen Blick auf das Geschriebene und nickte lächelnd. Aber mit solcher Abfertigung war die Taubstumme nicht zufrieden. Sie machte ein bitterböses Gesicht, schüttelte den Kopf, leckte an ihrem Zeigefinger und löschte alles rasch wieder aus.

Dann schrieb sie aufs neue. Und diesmal nur wenige Worte. Und sie deutete auf ein Wort, das ihr besonders wichtig schien und das sie größer und deutlicher geschrieben hatte, als die übrigen.

Johanna las. Das Wort hieß „ammalato" (krank).

Nun erschrack Johanna, entriß der Taubstummen die Scherbe und schrieb selber Frage um Frage. Ob Vater Faustino krank sei? Ob schwerkrank? Ob in Sankt Michael wohin er vor zwei Tagen gegangen sei?

Digitized by Google

Teresa nickte heftig zu all den Fragen. Ohne Zweifel hatte man sie im Tale drunten beauftragt, den Angehörigen des Kranken Nachricht zu bringen.

Für Johanna gab's kein Zögern mehr. Giovanni selber hatte ihr ja scheidend den greisen Vater empfohlen, Und hätte er das auch nicht getan, Johanna wußte immer, was ihre Pflicht sei.

Sie eilte nach Hause, erzählte ihrer Hausgenossin von der Erkrankung des armen Nonno, sagte, sie müsse nun gleich nach Sankt Michael, bat sie, unterdessen den für Kleinen zu sorgen. Und noch eine andere Bitte wagte sie. Gina hatte immer Bargeld in der Lade. Das mußte sie ihr leihen. Sie würde es bald zurückerhalten, denn in der Cassa Rurale von Fondo seien noch etwa hundert Kronen auf Giovanni Larchers Namen angelegt.

„Ich geb's euch herzlich gerne", sagte Gina. „Aber wozu braucht ihr so viel Geld? Der Nonno ist sicher bei der reichen Nichte; die wird ihn schon verpflegen."

Johanna hoffte das auch. Aber das Geld wollte sie doch haben. Man konnte nicht wissen. Ein Kranker hat immer Wünsche. „Und ich möchte ihm jeden Wunsch erfüllen", sagte sie mit bebender Stimme.

Ach, nun erst wurde es ihr schmerzlich klar, wie lieb sie den alten Vater trotz allem gehabt hatte, wie gut er gewesen war, wie verwaist sie sich fühlen würde, wenn sie ihn wirklich verlieren müßte! Sie hatten ja doch beide dieselbe Liebe, dieselben Wünsche, dieselben Sorgen! Sie hatten zusammen um Giovanni gebangt und für Rigo gehofft. Und wenn Faustino einmal nicht mehr wäre, dann wäre ihr auch die Heimat verloren. Denn sie wußte wohl, daß das Haus schon verkauft sei, und daß der Kauf sogleich nach des alten Mannes Tode in Kraft trete.

Die Sonne war im Sinken, als Johanna Sankt Michael erreichte. Ihr erster Gang war zum Koflerhause. Sie war schon einmal dort gewesen und kannte Emilia flüchtig. „Wie geht's dem alten Faustino? ist er schwer krank?" fragte sie einen Buben, der eben das Vieh aus dem Stalle zur Tränke führte.

Aber der Bube wußte nichts von einem Schwerkranken Da eilte Johanna ins Haus und rief nach der Base Emilia.

Emilia kam, erkannte Johanna erriet wohl auch, warum sie gekommen sei, Sie wurde verlegen, wartete keine Frage ab, sagte in wehmütigem Tone, sie habe die Mutter zu Bette und für zwei Kranke könne sie nicht sorgen; auch habe Zio Faustino durchaus ins „Rössel" gehn wollen, und da habe sie ihn nicht aufgehalten.

Digitized by Google

Sie hoffe, daß ihm nicht viel fehle, aber besser wäre es, wenn er bei seinem Alter nicht mehr so weite Wege mache.

In einem seltsamen Gemisch von Wälsch und Deutsch sprudelte Emilia das alles hervor. „Es ist gut, Base", sagte Johanna mit einer Stimme, die vor verhaltener Entrüstung zitterte. Dann kehrte sie ihr den Rücken und ging.

Beim „Rössel" gab man ihr die traurige Auskunft. Das „Buttermandl" sei ernstlich krank: man habe es nach Sankt Paul ins Gemeindespital gebracht.

Also noch eine halbe Stunde Wegs auf der harten, staubigen Heerstraße mit bitterer Angst im Herzen!

Nun steht Johanna an der Tür des Paulsner Spitals. Es ist ihr schmerzlich, den Vater Giovannis hier zu wissen. Aber wenigstens soll er sehen, daß sie ihn nicht vergißt. Sie will tun für ihn, was sie kann. Sie will bitten hier bleiben und ihn pflegen zu dürfen.

Sie läutet. Man öffnet ihr. „Ist Faustino Larcher hier?" fragt sie in ihrer feinen sächsischen Mundart.

Die Magd, eine vierschrötige Fünfzigerin, sieht sie groß an. Es ist ja auch seltsam, wenn eine Reichsdeutsche nach einem alten Nonsberger Männlein fragt!

„Meinen Sie etwa das Buttermandl, Frau?" Und als Johanna bejaht: „Ah mein! der liegt ja schon leichweis!"

Sie führt die Weinende in das Kämmerlein, wo man die Toten des Spitals aufbahrt. Und dann versucht sie, Johanna zu trösten. Der Alte sei gewiß gut gestorben. Er sei bewußtlos ins Spital gebracht worden, und habe zuerst allerlei verwirrtes Zeug geredet. Dann aber sei er mit einemmale wieder zu Verstand gekommen und bei vollem Bewußtsein verseben worden. „Eine schöne Gnade hat er gehabt!" versichert sie.

Johanna hört kaum, was sie sagt. Da liegt er vor ihr, der liebe Alte, über den sie sich wohl oft geärgert hat und den sie nun so gern ins Leben zurückrufen möchte. Ein einfaches Kreuz und zwei brennende Kerzen stehn ihm zu Häupten, ein Weihwasserbecken zu seinen Füßen. Seine wachsweißen Hände sind auf der Brust gefaltet, über sein Gesicht liegt ein weißes Tuch gebreitet. Ach, wie öde und traurig sieht das alles aus!

Leise trat Johanna zum Toten und zog das Tuch von seinem Gesichte. Wie lieb war doch dieses Gesicht! Viel jünger und schöner als sie es je im Leben gesehen hatte!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die große Zeit

Kriegslieder von Leo Tepe van Heemstede*)

Die große Zeit

Heil uns, die wir in großer Zeit
Des Heldengeistes Erben
Geworden sind, in Männlichkeit
Zu leben und zu sterben!

Wie sah'n wir hoch seit Jahr und Tag
Alldeutschlands Banner fliegen,
Von Elb' und Rhein, von Wien und Prag
Die stolzen Heere siegen!

„Dem Reich zur Wehr! Mit Gott voran!"
So klangs in hehren Weisen —
Der kecke Milchbart ward zum Mann
Und holt sein Kreuz von Eisen.

Wie wiegen leicht nun Müh und Not,
Gefahren, Schmerz und Wunden!
Statt blassen Jammers hat der Tod
Glutwarme Lust gefunden.

Und sie, die treu der Liebe Pfand
Am Mutterherzen hegten,
Auf den Altar dem Vaterland
Ihr Opfer weinend legten.

O große Zeit, das schwerste Leid
Du nimmst es auf die Flügel
Und trägst es zu den Sternen weit
Hin über dunkle Hügel.

Doch wehe dem, der was sie lehrt
Noch immer nicht verstanden!
Den deutschen Namen, hoch und wert
Macht dies Gezücht zuschanden!

*) Auch der nun 73jährige Leo Tepe van Heemstede, der lange Jahre in seinen „Dichterstimmen" edelste katholische Literaturarbeit leistete, will in der Not der Zeit seinem Volke ein Lied der Kraft und Treue sagen. Lauschen wir ihm stolz und froh. Gral-Redaktion.

Digitized by Google

Kriegspsalmen.

1. Des Kaisers Gebet. (Ps. 3.)

Von allen Seiten stürmen Feinde her,
Die mich verderben und vernichten wollen;
Es höhnen mich die tollen, frevelvollen:
„Sein Gott ist hin und rettet ihn nicht mehr!"

Doch Du, von dessen gnadenreicher Hand
Dein Knecht zur höchsten Würde ward erhoben,
Du bist mein Schutz und Schirm, Dich will ich loben,
Dein Ruhm ist meiner Hoffnung Unterpfand.

Mit lauter Stimme rief ich in der Nacht —
Vom heilgen Berge schautest Du hernieder.
Es schlossen sich im Schlummer meine Lider
Und neugekräftigt bin ich aufgewacht.

Die Hunderttausende, die mich bedrohn,
Mich und mein Volk zu sah'n in ihren Schlingen,
Nicht fürcht ich sie, Du wirst mir Rettung bringen;
Erhoben hast Du Deine Rechte schon.

Die über meine Herden ohne Grund,
Den wilden Tieren gleich, sind hergefallen,
Mit Deinem Zepter schlugst Du ihre Krallen,
Zertrümmertest die Zähn' im Lügenmund.

Vom Herrn der Heeresscharen kommt das Heil;
Wer Ihm vertraut auf dunklen Todeswegen,
Dem spendet Er des Himmels reichsten Segen,
Dem wird der vollste Siegeskranz zuteil!

2. Des Volkes Antwort. (Ps. 19.)

Der Herr erhöre gnädig Dein Gebet
In diesen schweren, schicksalsvollen Tagen!
Der Jakobs Volk auf Händen hat getragen
Verleihe Dir, was gläubig Du erfleht!

Vorm Heiligtum, von Sions hoher Wacht
Mög Er Dich schützen und Dir Hilfe senden;
Er möge Lohn Dir für die Opfer spenden,
Die Seinem Namen Du hast dargebracht.

Digitized by Google

Nach Deines Herzens Wunsch mög zum Gedeihn
Er führen Deines hohen Geistes Streben.
Ihm werden wir den Ruhm, die Ehre geben,
Dein Heil, Dein Glück wird unsre Freude sein.

Der Herr verschmähet Deine Bitten nicht.
Der hoch im Himmel thront wird Den erhalten,
Den Er gesalbt in Seiner Gnade Walten.
In Seiner Kraft ruht Deine Zuversicht.

Die Feinde, die sich rühmten ihrer Zahl,
Mit Roß und Wagen gingen sie zugrunde.
Wer sich dem Herrn gesellt im treuen Bunde
Steht wie ein Felsen fest im Wetterstrahl.

Du großer Gott! Steh unsrem Kaiser bei!
Wir werfen uns zu Deines Thrones Stufen.
Erhöre gnädig Deines Volkes Rufen,
Daß ihm des Sieges Preis gesichert sei!

Siegeslied.

Auf! lasset hoch von Haus zu Haus
Des Sieges goldne Fahnen wehn!
Von Lüttich ging die Botschaft aus,
Und Schlag auf Schlag habt ihr gesehn,
Wie vor dem Siegfriedsschwert, dem blanken,
Die stolzen Festen niedersanken.

Heil Deutschland dir und Österreich!
Wo ist ein Volk, wo ist ein Land,
Das euch an Kraft und Ehren gleich,
Wenn ihr euch reicht die Bruderhand?!
Vereint habt ihr in kühnem Wagen
Von Feinden eine Welt geschlagen.

Zum Kampf gerüstet schrittet ihr,
Der Mörder schnöde Tat zu rächen.
Hoch überm wallenden Panier
Schwangt ihr das Schwert, um Recht zu sprechen,
Des Neids und Hasses Truggestalten
Mit scharfer Klinge zu zerspalten.

Rein habt ihr alter Treue Schild
In diesem harten Strauß bewahrt,
Euch auf dem grausen Kampfgefild
Als wahre Helden offenbart.
Dem Vaterland galt Blut und Leben,
Und Gott hat euch den Sieg gegeben.

Digitized by Google

Ihn rieft ihr an. So bleibt Ihm treu!
Das sei der letzte, höchste Sieg!
Dann erst erblüht der Frieden neu
Und herrlich nach dem heißen Krieg,
Wenn, ledig von der Torheit Male,
Ihr gläubig dient dem heilgen Grale!

• • •

Des Sieges Krone.

Und wieder ists Herbst geworden,
Der still und traurig macht,
Und weiter geht das Morden
Und heißer tobt die Schlacht.

Mit all den Braven und Guten,
Gemäht vom Schnitter Tod,
Vieltausend Herzen bluten
Und bangen in harter Not.

Wer möchte den Müttern wehren
Die Tränen, der Liebe Zoll?!
Doch schaut: auf dem Felde der Ehren
Wie leuchtet es hoffnungsvoll!

Mag über die Gräber decken
Sich wieder der Winterschnee,
Nichts wissen die tapfern Recken
Vom blutigen Todesweh.

Sie haben vielherrliche Taten
Verrichtet mit Herz und Hand —
Bald seht ihr die kostbaren Saaten
Rings keimen im deutschen Land.

Wer will um den Wald sich kränken,
Der kahl geworden ist? . . . .
Bald naht mit seinen Geschenken
Der liebe heilige Christ.

Hernieder wird Er steigen
Und segnen seine Welt,
Wenn wir uns wert erzeigen
Der Helden da draußen im Feld.

Erst wenn wir niedergezwungen
Den geilen undeutschen Geist,
Ist die Krone des Siegs errungen,
Der Frieden und Glück verheißt!

• • •

Digitized by Google

Die völkerrechtliche Stellung des Apostolischen Stuhles.

Von Prof. Dr. U. Lampert, Freiburg (Schweiz.)

(Fortsetzung.)

II.

1. Die Souveränität des Papstes als Haupt des Kirchenstaates ist durch die piemontesische Usurpation nicht beseitigt worden. Hinsichtlich dieses Besitztumes ist die italienische Regierung nicht eine rechtliche Herrschaft geworden. Das fait accompli ist an sich bloß etwas äußerlich Vollendetes, und die Anerkennung einer Tatsache, nur weil und insoweit sie vollendet ist, erscheint als die sittlich verwerfliche Erklärung, daß man auch nur in ihrer Vollendung schon ihre Rechtmäßigkeit erkenne! Damit würde jeder Gewaltakt, nachdem er mit Erfolg durchgeführt ist, gerechtfertigt sein. Der Raub des Kirchenstaates ist niemals, weder von Pius dem Neunten, noch seinen Nachfolgern, anerkannt worden; im Gegenteil wurde die in der Enzyklika Respicientes vom 1. November 1870 gegen die Räuber des Patrimonium Petri ausgesprochene Exkommunikation aufrechterhalten. Der Apostolische Stuhl hat die ihm von Italien zugedachte demütigende Stellung, wonach er dem Gutdünken einer anderen Macht unterworfen wäre, als unannehmbar erklärt und keine Gelegenheit versäumt, seine Unabhängigkeit gegenüber Italien zu wahren. Die Eroberung ist an sich nach Völkerrecht nur Gewalt, kein Rechtstitel; erst durch Anerkennungsakt im Friedensschluß kann ein solcher entstehen. Allein der Papst war bisher nie in der Lage mit der italienischen Regierung Frieden zu schließen, angesichts ihrer fortgesetzten kirchenfeindlichen Politik und ihrer Unfähigkeit volle Friedensbürgschaften zu bieten. Wer die Aussprüche der italienischen Staatsmänner über die letzten Ziele ihrer Politik genau erwägt, der wird bekennen: Wenn der Papst sich mit solchen Leuten auseinandersetzen und die durch Gewalt, Betrug und Verrat von ihnen aufgerichtete politische Schöpfung anerkennen wollte, so würde er über sich selbst das Todesurteil verhängen.

Mit der Verletzung der Rechte des Apostolischen Stuhles hatte Italien sich eine Weltschuld aufgeladen und das kirchliche Oberhaupt seiner natürlichen Machtmittel und öffentlich-rechtlichen Eigeneinkünfte beraubt. Bei dieser frevel-

Digitized by Google

haften Zertretung eines mehr als tausendjährigen Rechtes in der Person des Papstes waren alle Throne interessiert. Manche, die entschieden liberal sein wollten, sind als Verfechter der weltlichen Herrschaft aufgetreten, weil sie wußten, daß beim Rütteln an diesem ältesten Throne der Bestand eines jeden Besitzes schließlich in Frage kommt. Es ist nicht blos eine politische Tagesfrage, ob nämlich ein rechtmäßiger Souverän mehr oder weniger in der Welt existiert. Montalembert hat in jenem berühmten offenen Brief an Cavour v. 12. April 1861 vor der Wegnahme Roms gewarnt: „Ihr könnt Herren von Rom sein, wie es die Barbaren und alle Verfolger von Alarich bis Napoleon I. waren; aber Ihr werdet dort niemals Souverän und dem Papste gleich sein. Pius IX. wird vielleicht Euer Gefangener, Euer Opfer sein, nie jedoch Euer Mitschuldiger. . . . Täuschet Euch nicht! Ihr glaubt Euern Zweck zu erreichen, aber Ihr würdet niemals weiter davon entfernt sein. Ihr bringt es dazu, daß jeden Tag mehr über Euch die Aufmerksamkeit, die Betrübnis und der Unwille der katholischen Christen wächst, d. h. der zahlreichsten, bedeutendsten und zähesten Gemeinschaft, welche unter der Sonne existiert. Mit dieser und nicht mehr mit dem Papste allein müßtet Ihr Euch nun auseinandersetzen." Ebenso hatte schon früher der italienische Geschichtsschreiber Cesare Balbo in der Deputiertenkammer 1849 erklärt: „Die Bestimmung Italiens ist seit achtzehn Jahrhunderten, das Zentrum der Christenheit zu sein. . . Den Mittelpunkt der religiösen Einheit zu bilden ist eine uralte und großartige Bestimmung, deren Bedeutung von Tag zu Tag zunimmt. Entfremden wir uns die Sympathien der Brudervölker nicht, indem wir in unserer Mitte zerstören, was dieselben bei uns zunächst schätzen, was das festeste Band bildet zwischen ihnen und uns." Balbo meinte, daß die Gefahren, die durch die Vernichtung der weltlichen Herrschaft des Papstes für die Christenheit heraufbeschworen werden, für Italien religiös, wie sozial und politisch am größten seien. Es ist das Verhängnis Italiens, sich mit den Elementen des Umsturzes und der Geheimbünde für die Begründung der Einheit eingelassen zu haben. Will es seinen Bestand sichern, so muß es mit diesen Elementen brechen und mit dem Papste sich aussöhnen, der ihm eine Quelle neuen gesunden Lebens zuführen kann.

Daß die Rückerstattung Roms an den Papst der italienischen Einheit keinen Eintrag bringt, hat Professor Farabulini in seinem Werk über die römische Frage durch die denkwürdigsten Aussprüche der bedeutendsten Staatsmänner dargetan. Nie und nimmer aber wird das Rechtsbewußt-

Digitized by Google

sein der katholischen Welt sich trüben oder austilgen lassen. Gerade dieses aber fordert Rom als Eigentum des Papstes schon deshalb, weil dem letztern der Vorzug territorialer Unabhängigkeit zur freien Ausübung seines universalen Oberhirtenamtes unter den heutigen Zeitumständen unabweisbar notwendig ist.

2. Der Papst hat auch im Vatikan seine rechtliche politische Souveränität beibehalten, da der Vatikan nicht erobert worden ist. Niemals hat die italienische Regierung von ihm Besitz ergriffen. Die Eroberung geht nie weiter als die Besitzergreifung nach dem völkerrechtlichen Prinzip der Effektivität einer Okkupation; sie konnte sich also nur erstrecken auf diejenigen Gebiete, aus welchen die Feindesgewalt entfernt wurde. „Für die ital. Regierung", sagt mit Recht Regierungsrat Geigel[1]), „ist der von General Cadorna am 20. September 1870 mit dem päpstlichen General Kanzler abgeschlossene Vertrag, welcher von der Übergabe u. a. ausdrücklich den Vatikan ausnimmt, auch hinsichtlich dieses Vorbehaltes rechtsverbindlich und genehmigt worden, und der Vorbehalt oder die Ausnahme zu Gunsten des Vatikans keineswegs dadurch hinfällig geworden, daß hierüber nicht auch noch nachträglich ein förmlicher Staatsvertrag abgeschlossen ward. Wollte Italien trotz der Weigerung des Papstes, die italienische Staatshoheit auch über den Vatikan anzuerkennen, solchen gleichfalls ›erobert‹ wissen, so mußte Italien hievon, wie es hinsichtlich der leoninischen Stadt geschah, körperlichen Besitz ergreifen; den Nichtabschluß eines Vertrages ersetzt keineswegs die unterlassene Besitzergreifung." Damit hatte der Usurpator darauf verzichtet, die Okkupation auch noch auf dieses Gebiet zu erstrecken und auch dort die päpstliche Staatsgewalt auszuschließen. Auch das Annexionsdekret vom 9. Oktober 1870 spricht ausdrücklich von „territorialen Freiheiten des Papstes."

In diesen letzten niemals eroberten Gebietsteil ist nie ein Beamter Jungitaliens eingedrungen. Hier übt der Papst rechtlich fortdauernd seine eigene Staatshoheit aus, welche die Grundlage der tatsächlich geübten vatikanischen Zivil- und Strafgerichtsbarkeit ist, deren Funktionäre vom Papst im eigenen Namen eingesetzt sind. Die Aufrechterhaltung der Ordnung, die Leitung und der Gang der Verwaltung, die hierarchische Abhängigkeit und die hauptsächlichsten Akte des bürgerlichen Lebens werden unter vollem Ausschluß jeder fremden Einmischung stets von den Palastbehörden wahrgenommen. Falls im Innern gemeine Vergehen vorkamen,

[1]) Archiv f. Kirchenrecht Bd. 62, S. 202.

Digitized by Google

wurde der Prozeß bei dem vatikanischen Palasttribunal angestrengt, dem das Recht reserviert ist, den Schuldigen abzuurteilen und seine Verhaftung, seine Ausweisung oder Auslieferung, wie sie in der Strafverfolgung von Staat zu Staat üblich ist, selbständig anzuordnen[1]). Auch das Garantiegesetz hat in Art. 7 allen italienischen Gerichten, Regierungs- und sonstigen Organen innerhalb der päpstlichen Paläste die Ausübung irgendwelcher Staatsgewalt verboten.

Auf diesem Gebiete verfügt der Papst über eine eigene Streitmacht (Nobelgarde, Palastwachen, päpstliche Gendarmerie, Schweizergarde, zusammen etwas über 700 Mann). Will man diese auch als „Kriegsmacht" betrachten, so wird jedermann, der das Völkerrecht nicht auf die verwerfliche Grundlage des Machtprinzips stellt, zugeben, daß der Besitz einer bewaffneten Macht nicht die Voraussetzung der Souveränität ist. Liechtenstein und Luxemburg sind souveräne Staaten ohne Armee. Luxemburg hat 1879 von seinem ehemaligen Bataillon nur die Musik beibehalten. Niemand wird bestreiten, daß der Krieg nicht die einzige Form ist, sich völkerrechtlich geltend zu machen. Als man unlängst den Munitionsvorrat im Vatikan vergrößern wollte, bemerkte seine Heiligkeit, dies sei nicht notwendig. Nicht Pulver und Blei, sondern das sittliche Element sei die Kraft des Papsttums.

3. All die Staaten, welche beim hl. Stuhl durch Gesandte vertreten sind, erkennen die völkerrechtliche Selbständigkeit und Handlungsfreiheit des Papstes als ein *eigenes* Recht an, das demselben unabhängig von irgend einer Gewährleistung Italiens verblieben ist und fortdauernd ausgeübt wird. Daher gewähren diese Staaten dem Papste und dessen diplomatischen Vertretern unter denselben Bedingungen, wie den sonstigen „Oberhäuptern fremder Staaten" und deren Gesandten, die Exterritorialität einschließlich der Befreiung vom Gerichtszwange. Verletzung der päpstlichen Exterritorialität wird als völkerrechtliches Vergehen betrachtet, selbst von italienischen Völkerrechtslehrern. Solange die Staaten diplomatischen Verkehr mit dem Oberhaupt der Kirche unterhalten, fehlt Italien die Macht, die römische Kurie der völkerrechtlichen Exterritorialität zu entkleiden. Bei der Beratung des Garantiegesetzes hatte zwar Mancini beantragt, daß den beim Papste als dem „weltlichen Herrn des Vatikans" beglaubigten Gesandten auswärtiger Mächte der völkerrechtliche Schutz entzogen werde, damit diese Vertreter

[1]) Vgl. die Note des Cardinalstaatssekretärs Jacobini vom 11. Sept. 1882 an die Nunziaturen behufs Mitteilung an die weltlichen Regierungen.

Digitized by Google

nur für „kirchliche" Angelegenheiten bevollmächtigt würden! Allein der Antrag wurde abgelehnt.

Die Stellung des Papstes ist also keineswegs eine rein innere Frage Italiens. Dies mußte am 2. Februar 1871 der damalige Ministerpräsident Lanza in der Deputiertenkammer zugeben mit den Worten: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die auswärtigen Mächte niemals zugeben würden, solche Bedingungen festzusetzen, die den Papst vollständig den Gesetzen und der Jurisdiktion eines einzelnen Staates unterstellen . . . Das Ministerium betrachtet den Papst, das Haupt der universellen Kirche, als eine Person, auf welche in keiner Weise irgend eine Bestimmung Anwendung finden kann, die unser inneres Recht betrifft; es betrachtet ihn als ein internationales Wesen (ente internazionale), als ein Wesen, das von keinem Staate abhängen darf, das keiner Regierung untertan sein darf und das folglich keiner derartigen Jurisdiktion unterstellt sein darf[1])."

Dieselbe Sprache führte der italienische Minister des Äußeren, Visconti-Venosta, am 21. Dezember 1870 und 13. Februar 1871 in derselben Kammer: „Ich finde es unbegreiflich, wie man darüber debattieren kann, ob die römische Frage eine nationale oder internationale Frage ist. Sie ist infolge des Gegenstandes selbst und wegen der besonderen und verschiedenen Elemente, aus denen sie besteht, eine internationale Frage . . . weil man den universellen Charakter des Papsttums in der Ausübung seiner religiösen Funktionen gegenüber den Katholiken der ganzen Welt nicht leugnen und nicht bestreiten kann, daß das Interesse aller Regierungen, welche katholische Untertanen haben, die Forderung stellt, daß der hl. Stuhl nicht der besonderen Souveränität eines einzelnen Staates unterstellt und unterworfen werde."

Als gemäß Schiedsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Spanien betreffend die Frage der Karolinen-Inseln vom 17. Dezember 1885 Papst Leo der Dreizehnte als Schiedsrichter angerufen wurde auf Vorschlag Bismarcks, da ließ der Reichskanzler durch die offiziöse Presse betonen, daß der Papst „nicht als Oberhaupt der katholischen Kirche, sondern als Souverän um die Übernahme der Vermittlung ersucht worden sei."

4. Den Leugnern der völkerrechtlichen Stellung des Papstes bereiten die Konkordate, welche die Staats-

[1]) Vgl. Archiv f. Kirchenrecht Bd. 46, S. 426; Civiltà cattolica 1871 vol. I, p. 525 ss.

Digitized by Google

häupter mit dem Apostolischen Stuhle abzuschließen pflegen, die größten Verlegenheiten. Denn in diesen Verträgen kommt ebenso deutlich wie im Gesandschaftsrecht die völkerrechtliche Rechts- und Handlungsfähigkeit des Papstes zum Ausdruck. Ihr Zustandekommen erfolgt zunächst ganz in den Formen völkerrechtlicher Verträge. Aber auch der Inhalt der Konkordate nötigt denselben völkerrechtlichen Charakter zuzuerkennen. Bei denselben verhandeln der Papst und die Staatsregierungen auf dem Fuße gleichberechtigter Vertragsparteien über Gegenstände, welche die Interessen von Staat und Kirche gleichzeitig berühren. Der Umstand, daß ein Staat das auf Seite der Kirche einzig hinreichend zuständige Oberhaupt in Rom nicht als seinen Untertan behandeln kann, drängt den Staat dazu sich mit dem Papst als einer auswärtigen Macht in Beziehung zu setzen, also den Weg internationaler Verhandlung einzuschlagen und zwar vom Standpunkt seiner staatlichen Interessen. Es liegen daher bei den Konkordaten für den Staat auswärtige, öffentlich-rechtliche Beziehungen vor. Man unterscheide wohl: für die Katholiken ist der Papst in seinem kirchlichen Machtbereich mit der universalen Jurisdiktion über alle katholischen Gläubigen des Erdenrund niemals eine „auswärtige" Macht, sondern das oberste und wesentlichste Organ ihres eigenen kirchlichen Organismus, für welchen es kein Ausland gibt; für den Staat in seiner Machtsphäre ist aber dieses oberste Organ unerreichbar und ebenso kann der Staat in seinen Beziehungen zur Kirche nur die in seinem Zweck und in seiner Zuständigkeit gelegenen staatlichen — nicht kirchlichen — Interessen vertreten.[1]) Sein eigenes Interesse führt den Staat auf den Weg der Vereinbarung mit der Kirche. Pradier-Fodéré meint daher in seinem großen Völkerrechtswerk: „Solange die Einheit der römisch-katholischen Kirche besteht, solange der Papst vom Vatikan aus durch Vermittlung seiner Bischöfe und Priester das Gewissensleben der Katholiken beider Weltteile beherrscht und lenkt, so lange müssen die Regierungen, denen diese Katholiken angehören und untertan sind, mit dieser äußern geistlichen Macht rechnen." Haffter, der Altmeister deutscher Völkerrechtswissenschaft hat daher auch mit den hervor-

[1]) Diesem Standpunkt trägt auch ein Wort Bismarcks in der Reichstagssitzung vom 21. April 1887 Rechnung: „Von meinem paritätischen Standpunkt, den ich als Vertreter der Regierung innehalten muß, gebe ich zu, daß das Papsttum eine nicht blos ausländische (Institution), eine nicht blos weltallgemeine ist, sondern, weil sie eine weltallgemeine ist, auch eine deutsche Institution für die deutschen Katholiken ist." (Pol. Reden XII, 361.)

Digitized by Google

ragendsten Kirchenrechtslehrern diese Vereinbarungen als völkerrechtliche Verträge anerkannt, von denen sie sich auch weder hinsichtlich ihrer Gültigkeit noch der Dauer ihrer bindenden Kraft unterscheiden. (Schluß folgt.)

O deine Liebe . . /

Von Heinrich Zerkaulen, Bonn z. Zt. Ref. Inf. Rgt. 251 *)

I.

Heimgefunden.

Ich schlug mir rote Kerben tief
In meine Knabenwünsche ein.
Ich hielt den Weg, wo Jemand rief,
Als müsse hier die Heimat sein.

Ich tauschte Herz und Lied und Kuß,
Und wußte doch im ersten Glühn,
Daß ich schon weiterwandern muß
Eh' noch die letzten Rosen blühn. —

Bis du mir gabest Rast und Kraft:
Mein Herz ist wieder kühn und rauh. —
Ich hab die ganze Wanderschaft
In deinem Blick verloren, Frau!

II.

Mein Kamerad.

Dein Mund ist herb wie Früchte sind,
Die erst der Herbst noch reifen will.
In deinem Blick ruh ich mich aus
Von Kampf und Arbeit, stolz und still.

Dein Haar liegt schlicht dir um die Stirn,
Voll Güte, wie ein brauner Kranz.
Wo deine Hände schaffen gehn,
Da bleibt noch lang ein frommer Glanz.

Du schreitest fest voll junger Kraft,
Als sprüngen Knospen auf im Gang . . .
Mein Herz ist wie ein Sommerlied,
Das jubelt deinen Weg entlang.

*) Wir machen auf den jungen katholischen Dichter Heinrich Zerkaulen und auf seine herben und frommen Liebeslieder, die er uns aus dem Urlaube schickt, mit Freude aufmerksam.
Gral-Redaktion.

Digitized by Google

Zeichnungen

Von Richard Schaukal, Wien

Meine Kirchen

„Am Charfreitag fliegen die Glocken nach Rom." Das ist das liebliche Geheimnis meiner Osterstimmung in der Kinderzeit. Ich stand am Fenster und sah sie dahinfliegen. Mich durchschauerte Ehrfurcht vor dem Wunder der Allmacht.

Glockenläuten, so feierlich es sich vernehmen lassen mochte, mir wars doch stets melancholisch gewesen. Und wir hatten viele Glocken über der Stadt. Ich kannte alle Kirchen: die alte grell getünschte uns gegenüber „zur büßenden Magdalena", mit den zwei riesigen Heiligen in den Nischen neben dem Eingang; die Dominikanerkirche auf hochansteigendem Marktplatz, fremd, düster, abweisend, aber eines eigentümlichen Zaubers nicht entratend: sanft wiegende Wipfel hinter Klostermauern, die mir zumal den Stadtfrühling süß-schmerzlich versinnlichten; die Minoritenkirche, unheimlich, unergründlich, mit dem Schauer von dunkeln Gemälden und gewaltigen Säulen das Herz beklemmend; die St. Thomaskirche, wo manche Hochzeit still bestaunter jungfräulicher Verwandten, ein duftiges Wunder, frühlinghaft aufrauschte und verklang, mancher Sarg bei weitgeöffneten Türen stand, den man verloren anstarrte, da sein festgeschraubter Deckel eine Gestalt barg, die einem noch vor kurzem gütig die weiche Wange gestreichelt hatte; die Stadtpfarrkirche zu St. Jakob, unsere Schulkirche, in die sich jahraus-jahrein der im Plaudern verstummende Zug allmählich zu Jünglingen erwachsender Knaben schlängelte, von Pater Körbers scharfem Cäsarenhaupte beherrschend angeführt, eine schöne, aber kalte Kirche, deren prächtige Glasmalereien der zwischen den weißen schlanken Säulen zur Wolke der Orgelklänge hinaufhorchende Blick immer weihrauchverträumt zergliederte; die an hundert runden Gelenken golden aufschimmernde Jesuitenkirche; in Antlitz und Gewand gleicherweise, der helle Dom auf dem Petersberge, aus der Stadt aufragend, wo man mit seltsam gemischten Gefühlen neben langen Kerzen den Bischof umständlich den Ornat empfangen sah; die wie ein riesiges Schiff, sehr traurig, hingestreckte Augustinerkirche in der Altstadt, jenseits des noch traurigern Flüßchens, vor der an manchem dunkeln Sommersonntagabend die „Volksarena" ihre trübselig-anheimelnde Lustbarkeit entfaltete.

Ihr schweren eigentümlich duftenden Weihwasserbecken alle, Ihr starren, in mächtigen Klammern zwischen den Bänken gefangenen roten Kirchenfahnen, Ihr unzähligen blumengeschmückten Silberleuchter, Ihr steifen Altarbehänge, Ihr wuchtigen Kanzeln, Ihr schmerzhaften Heiligen und Du, magisch glühendes ewiges Licht vor breiten stillen Stufen: was für ein unendliches Gedicht habt Ihr in meiner tief in sich gekauerten Kinderseele geschaffen, Strophe auf Strophe türmend, von Litaneien bei flackernden Lichtern fröstelnd umspült, getränkt vom Balsam uralter Ahnen-Frömmigkeit, sonderbar oft beschienen vom Staub durchflimmernden Sonnenschein! In den ausgetretenen Bänken, zaghaft vorm Widerhall und dankbar für die Sicherheit gütiger Nähe, habe ich immer wieder die grandiose Gleichförmigkeit des Gottesdienstes erlebt, den namenlosen Priester im weitentrückten Meßgewand, den demütigen Ministranten mit der bedeutsamen Glocke, und ihn nicht zu vergessen,

Digitized by Google

der, als gespenstige Groteske der unaufhörlich flutenden Andacht all überall schattend, kniebeugend, klingelbeutelt auchend, hager schlurfend durch diese wunderbare Kirchenwelt wandelt, den unsterblichen Kirchendiener . . . .

Sonntagabend

Nachmittags im Jänner. Leichter Schnee liegt auf den Dächern. Man sieht vom Stuhl aus durchs Fenster nicht, daß die Straße nur naß ist. Es dunkelt. Mein Blick geht unter der Hängelampe hin zur Uhr. Die Zeiger stehen lang in einer Geraden: die sechste Stunde. Die Kinder spielen am runden Tisch mit Zinnsoldaten . . . Sonntagnachmittag im Jänner. Sechs Uhr. Ich sehe mich bei Tante Struck im alten Hause: „Numero Sieben" hieß es bei uns allen. Es stand und steht noch „am Glacis." Der Bruder meiner Mutter bewohnt es seit Jahren, Onkel Emil, der Breite, Laute, Rüstige, Großmutters täglicher Abendbesuch. Seine mir so vertraute Gebärde: mit dem Taschentuch unter dem gelüfteten Strohhut über die Stirn und den Nacken entlang . . . Seine Tochter und ihr Mann haben Tante Strucks verehrte Zimmer im ersten Stock. Wo Onkel Christian Strucks Standspiegel den Eintretenden zusammendrückte, sitzen jetzt auch blonde Kinder um einen Tisch unter der Lampe . . . Damals war ich, der Leser, abseits von den „Großen", die im Speisezimmer nach der Sonntagsjause, jede Frau mit ihrer Handarbeit beschäftigt, während die zwei, drei Männer zumeist die Faust auf dem Rücken langsam hinter ihnen einher gingen, ihr Alltägliches in behaglichem Geräusch verplauderten, damals war ich einsam in den hoch ins Unersehliche hinaufreichenden Wänden meines Knabentums, ich, der Leser, der Schüler, dem der kommende, der schon hinter der Nacht lauernde Montag von allen Seiten hereinschattete in den ach so rasch verbrauchten Sonntag, diesen Sonntag, der uns nachmittag, sobald man ans Nachhausegehen am Abend dachte, schon nicht mehr Sonntag war, sondern der Vormontag, die Leiche der Woche. Ich saß auf irgend einem alten mit dunkelrotem, fast schwarzrotem Samt bezogenen Polsterstuhle, allein und las „Götz" oder „Tasso" oder Appel-Laun „Gespensterbuch", denn ich war schon längst über das Spielen hinaus . . . Ich vergegenwärtige mir die Runde, drüben um den lang ausgezogenen Speisetisch, der mit einem schönen verzierten Tuche — bei uns halten sie alle unzählige solcher gediegen gearbeiteten Tischtücher — bedeckt war und auf dem viele Teller standen, Teller aus Porzellan und von Glas, kostbare alte und neuere, Aufsätze und flache Schüsseln, Gläser und Gläschen, diese für gewisse unschuldige rote und weiße Schnäpse; ich vergegenwärtige mir diese Runde von Gespenstern, denn alle, alle sind ja tot, und selbst die davon, die noch leben, zwei, drei alte Tanten, sind mir, so gesehen, gespenstisch: ich erlebe sie bloß in ihrer und meiner Vergangenheit, nicht, wie sie noch dort in der alten Stadt und bei ihren unverrückbar aufgestellten Geräten leben. Denn ihr Leben von heute hat mir keinen Sinn mehr, es hat dort nur Zusammenhang mit mir, wo ich von einst bin, das Kind, der Knabe, schon kaum noch der Jüngling, der nur an losen Fäden mit dem schon zu Verlassenden zusammenhing, der sich zum Sprung, ungeduldig zusammengebückt, anschickte, zum Sprung ins Freie, ins Leere, in die Enttäuschung.

Da ist Großmutter, in ihrer milden Traurigkeit, trotz ihrer breiten Fülle so schlicht, so in sich gesammelt, warm von Güte, aber still, scheu; da ist Tante Struck, die einzige von vieren noch überlebende Schwester, kränkelnd, mühsam nur hinbumpelnd, aber von einer eigenen, fast majestätischen Würde, mit dem flachen feinen Häubchen über den glatten Scheiteln: beide einst blonde Frauen, alles an ihnen so an sich genommen, freundlich ablehnend; diese freilich die Gesellige im gewohnten, uns Kinder geradezu ausschließenden Kreise alter Damen, die Bezigue zu spielen pflegten; jene,

Digitized by Google

durchaus bis auf Kinder, Enkel und Nächste sich vereinsamend, die geflissentlich Vereinsamte, und die jungen Tanten dann, gutmütige, freundliche Gestalten alle, und die von uns unlösliche, von uns erfüllte, uns erfüllende, unser Segen, Heim, Schicksal, Sonne, Mond, Taghelligkeit und Nachtschein, Glück, Glanz, Stolz, Altar und Beichtstuhl, und so wir ihr Sorge, Segen, Heil und Inhalt: Mama . . .

Es ist ganz dunkel geworden draußen. Unter der Lampe nebenan um den runden Tisch spielen meine Kinder mit Zinnsoldaten Kann ich ihnen einen Hauch geben von diesem Traum aus meinem Totenreich, darin ich mehr und mehr heimisch geworden bin, das allnächtlich mich umringt, als gehörte ich ihm eigentlich schon längst, wie ich ihm ja auch längst gehöre?

Die Uhr zeigt die siebente Stunde. Da hieß es immer an jenen meinen alten Sonntagen: „Nachhause". Und man ging über das dunkle „Glacis", an Mama geschmiegt, und kam dann unter die spärlichen Laternen in die Stadt, wo alle Laden geschlossen waren, und wenn zuhause wieder die Lampe brannte, war der Sonntag noch einmal da, ganz klein und freundlich wie eine alte Tante, und man ging mit einer sonderbaren Sehnsucht zu Bett, derselben Sehnsucht, nur von der andern Seite gleichsam, mit der ich heute zu Bett gehe, neben meinen Kindern . . .

O wie mit leisem Sinnen. . . .

Von Ferdinand Mayer

O wie mit leisem Sinnen
Zieht der Tag
Verschwebend schon von hinnen
Hinterm Hag.
Kein Halm erhebt sein Haupt.
Versargt wie hinter Gläsern,
Graut fahler Staub aus Gräsern.
Der Hain entlaubt!

Hindüsternd in Gehegen
Hängt schon Eis
Und in Hollunderwegen
Haftet leis
Ein Hauch aus Reif und Ruh.
Hin sind die holden Kränze!
O Herz, noch ein paar Lenze,
Dann frierst auch Du!

Digitized by Google

An Friedrich Lienhard / Von Richard von Kralik.

Gott sei Dank! Ein Sturmgewitter
Schickt uns Gott in diesem Krieg,
Der das Schwache schmeißt zu Splitter
Und dem Echten schickt den Sieg:
Nicht den Sieg der Roheit mein' ich,
Nicht um Tod und Wunden grein' ich,
Doch im hohen Sinn verein' ich
Mich dem Geist, der aufwärts flieg'.

Ob auch mancher Tapf're falle,
Nimmer fällt der deutsche Geist,
Der zur hohen Himmelshalle,
Hin zu höher'm Leben weist,
Wo die ew'gen Mächte sitzen,
Die des Weltalls Runen ritzen,
Wo die Jugendquellen blitzen,
Wo der Lebensbecher kreist.

Von der Wartburg, von der Gralburg,
Dort von Weimar, hier von Wien,
Hin zur Himmelssternenstrahlburg
Laßt uns neue Wege zieh'n,
Hier die Schuld des Lebens zahlen,
Und aus trüben Tränentalen
Nach den gleichen Idealen
Über Welt und Wolken flieh'n.

Fliehn? Nicht ganz! Auch hier auf Erden,
Dort und hier im deutschen Land
Soll dem Geist ein Tempel werden,
Einer höher'n Bildung Pfand,
Fluch und Schande dem Geschmeiße,
Das solch Streben nichtig heiße!
Ob es auch die Luft zerreiße,
Unser Tun hat doch Bestand.

Und so biet' ich dir die Rechte,
Wack'rer Kämpfer ohne Ruh,
Ehrenvoll im Volksgefechte,
Ohne Tadel immerzu!
Jeder, der wie du so wacker
Hat bestellt der Heimat Acker,
Ohne Flunkern und Geflacker,
Sei mein Freund auf Du und Du!

Digitized by Google

Die Mystik des Islam

Von Dr. Wilhelm Oehl, Freiburg

(Fortsetzung.)

Die Mystik der Perser ist der Form nach überwiegend poetisch, und zwar in ihrer Hauptform lyrisch-didaktisch. Auch die erbauliche Literatur von der Gattung des Gulistân Saadîs ist halb in Prosa, halb in Versen geschrieben. Vieles, sehr Vieles aus der mystischen Poesie der Perser, besonders ihrer Lyrik gehört mit zum Wunderbarsten, was die Weltliteratur kennt. Von dieser Seite hat Europa die muhammedanische Mystik auch zuerst kennen gelernt, durch die deutschen, lateinischen und französischen Übersetzungen des Gulistân um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Durch die eifrige Tätigkeit vieler geschickter oder selbst künstlerischer Übersetzer ist dann im 19. Jahrhundert ein guter Teil der mystischen Poesie Persiens bei uns bekannt geworden. Es seien da nur genannt Tholuck, Hammer-Purgstall, Platen, Rückert, Rosenzweig, Nesselmann, Schock, Bodenstedt, Rosen, Wolff, Graf. Auch Franzosen und Engländer haben viel beigetragen zur Verbreitung der Kenntnis mystischer Dichter Persiens, so de Sacy, Tassy, Whinfield, Nicholson.

Es ist sicher, diese mystische Poesie kann bei ihrem unvergänglichen Werte kaum überschätzt werden. Aber so viel Bewunderung die Perser auch verdienen, wir dürfen deshalb die mystische Dichtung der Abendländer durchaus nicht unterschätzen. Leider wird es nur wenig oder gar nicht beachtet, was Griechen und Italiener, Spanier, Deutsche und Engländer in mystischer Lyrik geleistet haben. Und es ist doch ganz bedeutend. Von Hierotheos, dem Lehrer des Dionysius, und seinen „Liebeshymnen" bis auf Symeon, den sogenannten jüngeren Theologen, der im 11. Jahrhundert die „Liebe der göttlichen Gesänge" dichtete, und bis auf Novalis' „Geistliche Lieder" haben die christlichen Mystiker viel Schönes gedichtet und gesungen. Erinnern wir uns nur an Franziskus, den Dichter des unsterblichen „Sonnengesanges"; ganz mit Recht hat Görres den Armen von Assisi einen Troubadour genannt. Überblicken wir das dichterische Schaffen des Franziskaners Jakopone da Todi († 1306)! Die Ausgabe seiner Gedichte von 1617, Venedig, enthält 19 Satire, 32 Cantici morali, 30 Ode, 40 Juni penitentiali,

Digitized by Google

36 Gedichte La teorica del divina amore, 45 Cantici amatorii und 9 Lieder Secreti spirituali. Ein Kenner wie Melchior Diepenbrok sagte von Jakopones Dichtungen: „Ein wahrer Wundergarten mystischer Poesie, darin uns der Sänger von den ersten Kämpfen der Bekehrung durch alle Stufen auf dem inneren Wege der Reinigung, Erleuchtung und Vereinigung bis zum höchsten Gipfel oder vielmehr dem seligsten Abgrund geistiger Vernichtung und der Versenkung in Gott hinführt." Einzelne Lieder Jakopones sind zum lebendigen Kirchenliede geworden, so das wunderbare Stabat mater. Oder blicken wir hinüber nach Spanien, wo die hl. Theresia († 1582) für ihre Mitschwestern geistliche Lieder dichtete, die sie selbst mit der Flöte begleitete. Wir haben 43 Lieder und Gedichte erhalten, die unter ihrem Namen gehen. Davon sind sieben Gedichte sicher von ihr, fünfzehn wahrscheinlich. Das Interessanteste an Theresias Poesie ist, daß sie selbst bekennt, sie sei nicht dichterisch veranlagt. Aber ein innerster Drang trieb sie zum Dichten. Einst hörte sie 1572 zu Salamanka ein Lied auf die göttliche Liebe singen, sie geriet darüber in Verzückung und mußte wie tot in ihre Zelle getragen werden; erst nach zwei Tagen kam sie wieder zu sich und dichtete die berühmte Glosse:

Ohn' in mir zu leben leb' ich,
Da ich um solch Leben werbe,
Daß ich sterb', weil ich nicht sterbe.

Wir dürfen diesen Exkurs nicht zu weit ausdehnen. Es sei nur noch schnell auf die 70 Lieder hingewiesen, die Hildegard von Bingen († 1179) dichtete und vertonte; auf die deutschen mystischen Dichter Tersteegen, dessen „Geistliches Blumengärtlein" 1729 erschien; auf Angelus Silesius; unsterblichen „Cherubinischen Wandersmann", erschienen 1657; auf Daniel von Czepko († 1660); endlich auf die mystischen Dichter Englands, auf Richard Rolle († 1349), auf Bungan, auf Juliana von Norwich. Auch die vielfachen gereimten Bearbeitungen des Hohenliedes müssen wir noch erwähnen. Abt William von Ebersberg († 1085) dichtete es in lateinische Hexameter um; im 13. Jahrhundert machte Brun von Schonebeck daraus ein trockenes Riesengedicht von 12 000 deutschen Versen; der Kalviner Theodor de Bize bearbeitete den Stoff in eleganten, neulateinischen Versen, Voltaire machte eine Ekloge daraus und der Spanier Luis de Puente veröffentlichte El Cantar de Cantares en octava rima. — Wir sehen, es ist eine ganz beachtenswerte Anzahl mystischer, allegorischer Poesien auch in der christlichen Mystik geschaffen worden. Es wäre eine genußreiche

Digitized by Google

Arbeit, einmal das Ganze der mystischen Poesie des Morgenlandes und das Ganze der mystischen Poesie des Abendlandes gegen einander abzuwägen.

Systematische Summen der Mystik finden wir ebenso bei den Muhamedanern wie im Katholizismus. Ruschairis „Sendschreiben" (1045), das Gulschen-i-râz (1317), die Einleitung zu Dschâmîs Nafahât ul-uns (1478) und manch anderes Werk behandeln in ihrer Art die Gesamtheit mystischen Lebens. In Europa haben wir von dem Jesuiten Maximilian Sandäus (1578—1656) die Theologia mystica, Mainz, 1627; von Philippus a. M. Trinitate (1603—1671) die Summa theologiæ mysticæ; von dem heiligmäßigen Jesuiten Honoratus à St. Maria († 1729): La tradition des Pères et des Auteurs ecclésiastiques sur la contemplation, contenant le dogme et la pratique de cet exercise (1708) und: Les motifs et la pratique de l'amour de Dieu (1714), Giambatista Scaramelli (1687—1752), das Direttario mystico, Venedig, 1754; von dem Bamberger Benediktiner Dominik Schram (1722—1797) die Institutiones theologiæ mysticæ, Augsburg, 1774. Es bleibt noch zu untersuchen, ob diese im 17. und 18. Jahrhundert verfaßten Summen christlicher Mystik auch die muhamedanische Mystik, wenigstens vorübergehend, behandeln. Möglich war dies immerhin, da, wie erwähnt, Saadîs Gulistân um diese Zeit bereits in drei Übersetzungen bekannt war: eine französische von A. du Ryer, 1634, eine lateinische von Gentius unter dem Titel Cosarium politicum, 1651 und 1655, endlich die deutsche Übersetzung von Clearius, Persianisches Rosental, 1654 und 1660. Übrigens mußte durch die eifrige Missionstätigkeit, so der Jesuiten in Indien und Persien, schon früher von der morgenländischen Mystik die Kunde nach Europa gelangt sein. Die Jesuiten, die 1595 von einer Gesandschaft von Kaiser Akbar zurückkehrten, fanden in Cambaj einen Portugiesen, der Jôgin geworden war; sie bekehrten ihn wieder zum Katholizismus. Dieser Kaiser Akbar hatte schon früher mit einem Jesuitenpater ein Religionsgespräch gehalten, 1578. Von P. Rudolf Aquavivas Aufenthalt an seinem Hofe werden wir noch hören. All das und ähnliches ist in den Berichten nach Europa jedenfalls miterwähnt worden; vielleicht gibt Du Jarric in seinem Buche von 1611, worin er besonders die Jesuitenmissionen in Ostindien behandelt, derlei Nachrichten über die Mystik dieser Länder. Auch der eben genannte Philppus a. M. Trinitate war zehn Jahre in Indien und Persien als Missionär tätig.

Digitized by Google

In einer anderen Hinsicht steht die muhamedanische Mystik wieder zurück hinter der christlichen, in der Briefliteratur. Von den Mystikern in arabischer und persischer Sprache haben wir wenig Briefe oder Briefsammlungen. Von Dschâmî ist uns sein Briefwechsel Inscha erhalten. Auch Kuschairis berühmte Abhandlung ist ein Sendschreiben an die Mystiker seiner Zeit. Ibn Aralî schickte 1203 einem Freunde in Tunis ein christliches Schreiben, worin er ihm Auskunft gab über seine Seelenstimmung und seine inneren Kämpfe. Vom Arabî-Schüler Rônawî ist sein Briefwechsel mit ut-Tûsî vorhanden und von Ajûb ul-Koraschi († 1660) haben wir einen Brief an den Wezir Mustafa Pascha. Aber das ist in der Tat wenig, wenn wir die reiche Briefliteratur der christlichen Mystik betrachten. Von dem byzantinischen Mystiker Theodor von Nudion († 826) haben wir einen kulturgeschichtlich höchst wertvollen Briefwechsel mit 500 Briefen, von Nikolaus Rabasilas († 1371) haben wir 14 Briefe, von Katharina von Siena († 1380) 373 Briefe an viele hohe Adressaten, an Kardinäle und Päpste; auch Hildegard von Bingen hat uns eine hochinteressante Briefsammlung hinterlassen; sie verkehrte mit mehreren Päpsten, mit den deutschen Kaisern und vielen Fürsten, Erzbischöfen und Äbten, Äbtissinnen und einfachen Mönchen und Nonnen in fast ganz Europa, ja bis nach Jerusalem. Mehr als 200 Briefe enthält ihr Liber epistolarum. Die spanische Nonne Maria von Agreda († 1665) stand mit König Philipp IV. jahrzehntelang in täglichem geistlichen Briefwechsel. Auch die hl. Theresia und Marina von Eskobar († 1633) unterhielten einen ausgedehnten Briefwechsel. Von den zum Teil erhaltenen Briefen der heiligen Katharina von Ricci († 1590) urteilte Gino Lapponi, sie gehörte zu den wenigen wahrhaft guten Autoren der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Für uns Deutsche kommt vor allem Suso mit seinem „Briefbüchlein" und dem „Großen Briefbuch" in Betracht; jenes enthält 11, dieses 28 Briefe über das geistliche Leben, an Elsbet Nagel in Töß und verschiedene andere geistliche Töchter gerichtet. Überhaupt waren im 14. Jahrhundert die „geistlichen Minnebriefe" eine eigene Literaturgattung. Die religiöse Korrespondenz zwischen Heinrich von Nördlingen und Margareta Ebner († 1351 im Kloster Maria Medingen) ist der älteste deutsche Briefwechsel. Zuletzt seien noch Jakob Böhmes „Theosophische Briefe" erwähnt.

Auch die eigentliche Visionsliteratur scheint in der christlichen Mystik reicher geblüht zu haben als in der muhammedanischen, was jedenfalls für den Islam einen

Digitized by Google

Nachteil bedeutet, da die Visionen unserer Mystiker oft einen wesentlichen Einfluß auf die Zeitereignisse nahmen. Doch läßt sich diese Frage vorderhand nicht entscheiden, da noch so außerordentlich viel von der mystischen Literatur des Orients unveröffentlicht und unzugänglich ist.

Gemeinsam sind der östlichen und westlichen Mystik die Blumentitel vieler mystischer Bücher. Das christliche Mittelalter wie der Islam haben eine theologische Botanik, Mineralogie und Zoologie. Es gibt wenige unter den bekannteren Pflanzen, Steinen und Tieren, die nicht Träger irgend einer symbolischen Bedeutung oder einer geheimen Kraft geworden wären. Die Anfänge dieser Spiritualisierung der Naturreiche finden wir schon in der Naturgeschichte des Plinius, ja sie reichen noch weiter ins Altertum zurück. An dieser Stelle interessiert uns zunächst die Pflanzensymbolik. Zum Teil ist diese mittelalterliche Symbolik auch von der Renaissance übernommen worden und bis heute lebendig geblieben. Die Rose, die Lilie, das Veilchen sind auch uns ganz geläufige Symbole. Viele Anregungen dankt die botanische Allegorie dem hohen Liede. Die „Weingärten zu Engaddi", die Zedern, Zypressen, Palmbäume, Granatäpfelbäume, Myrrhen usw. spielen keine kleine Rolle in diesem allegorisierten Liebesliede. „Wie ein Palmbaum unter wilden Bäumen ist mein Freund", sagt Sulamith. „Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose im Tale." „Er erquickt mich mit Blumen und labt mich mit Äpfeln". „Der Feigenbaum hat Knospen bekommen, die Weinstöcke haben Augen". „Mein Freund ist hinabgegangen in seinen Garten, zu den Würzgärtlein, daß er sich weide und Rosen breche". „Ich bin hinab in den Nußgarten gegangen, zu schauen die Sträuchlein am Bach, ob der Weinstock blühe, ob die Granatäpfel grünen." „Deine Gestalt ist gleich einem Palmbaume". Und Salomo sagt von ihr: „Meine Schwester, du bist ein verschlossener Garten". — Diese Stellen wurden oft und oft allegorisiert und drangen als Bilder, als Gleichnisse in die Literaturen aller christlichen Völker. Noch heute lesen wir die letzte Stelle in Loch-Reischls Bibelübersetzung also gedeutet: „Gottes Pflanzung, im Paradies auf Erden ist die Kirche. Verschlossen ist dieser Garten mit seinem Reichtum an Gnade, mit seinem Frieden Allen, welche nicht Christus in dies sein ausschließliches Heiligtum führt". — Ein wichtiges Gleichnis ist auch das evangelische von dem mystischen Rebstock (Christus), an dem wir als Rebelein hangen: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben". — Die Schriften unserer Mystiker sind überreich und unerschöpflich in den Bildern dieses Gedankenkreises.

Digitized by Google

Die heilige Gertrud schildert das Herz Jesu als Wundergarten. Dies Herz ist für die Heiligen ein Paradies, ein lieblicher Garten, lachend von Blumen der Freude und geistigen Ergötzung; der Rasen grünt vom heiligen Hauche der Menschheit Christi, duftige Blumen blühen hier — Rosen, Lilien, Veilchen sind die Gedanken Seines Herzens, wo die Tugenden gedeihen wie ein fruchtbarer Weingarten — der Weinberg von Enggadi mit seinen köstlichen Trauben. Die Bäume mit ihrem verschlungenen Geäst und Gezweig bilden kühlende Lauben, wohin sich die Seele zurückzieht. — Im siebenten Stücke ihrer Exercitia spiritualia ladet Gertrud die Seelen ein, „in den Garten des heiligen Herzens einzutreten". — Wie hier die Tugenden der Heiligen und die Reichtümer des göttlichen Herzens mit Blumen verglichen werden, so betrachtet im 19. Jahrhundert Fechner mit ganz anderer Allegorie in seiner kosmischen Mystik die Himmelskörper als Blumen im Riesenbeet des Universums. „Die Erde ist eine höhere Pflanze, eingepflanzt in das lichte Ätherbeet des Himmels. Er gibt aber in dem großen Garten des Himmels nicht bloß die Eine, sondern tausend und abertausend solche höhere Pflanzen, deren jede nach ihrem Standpunkte so gut wächst und blüht als die Pflanzen auf der Erde. Das sind die verschiedenen Gestirne Und Gott ist der Baum des Lebens, aus dem alle gewachsen sind und an dem alle hangen". (Zendavesta I. 34 f.) In reziproker Analogie untersucht derselbe Mystiker des Weltalls in seinem Buche „Nanna" das „Seelenleben der Pflanzen". — Auch der Mensch selbst wird mit der Rose verglichen. Dante sieht im Paradiese (XXX. ff.) alle Himmelsbewohner zu einer unermeßlichen Rose vereinigt, von Blatt zu Blatt dieser weltweiten Himmelsrose sind nach ihrer Würde die Heiligen geordnet. Angelus Silesius vergleicht den Menschen mit der Rose:

Die Rose weiß es nicht, wie schön und hold sie blüht;
Ihr gleicht die Unschuld, die nicht fragt, ob man sie sieht.
Wer frisch und unverwelkt in Leiden, Schmerz und Pein
Wie eine Rose blüht — wie selig muß der sein!

Angelus Silesius benützt in seinem „Wandersmann" die Blumen- und Pflanzensymbolik überhaupt viel, wir finden viele Bilder vom Weinstock, von Lilien und Narzissen, von Bäumen und Wiesenblumen; das Herz ist ein Blumental, der Christ soll aufblühen usw. Die Rosensymbolik hat besonders Suso gepflegt.

Es ist nach all dem gar nicht verwunderlich, daß die Bücher der Mystiker oft allegorische Blumentitel haben. Aus dem 19. Jahrhundert ist Hermann von Fritzlars

Digitized by Google

„Blume der Schauung" verloren gegangen; dafür ist uns die liebliche Legendensammlung, der „Blütenkranz des heiligen Franziskus", die berühmten Fioretti di San Francesco, erhalten. Bruder Konrad von Weißenburg verfaßte zwei Traktate „Der Baumgarten" und „Vom Baume göttlicher Liebe und Tugend". Von Thomas v. Kempis († 1471) haben wir einen Hortulus rosarum, „Rosengärtlein" und eine Vallis liliorum, „Veilchental". Martin von Kochem veröffentlichte einen „Großen Baumgarten", einen „Liliengarten" (1699) und einen „Wohlriechenden Myrrhengarten" (1693). Gerhard Terſteegen († 1769) ist der Verfasser des vielgelesenen „Geistlichen Blumengärtlein". Die Titel der modernen Gebetbücher sind diesen und ähnlichen Blumentiteln vielfach nachgebildet. Auch Albert der Große überschrieb sein „Buch von den Tugenden" mit dem Obertitel Paradisus animæ, „Seelenparadies". — Ganz so praktisch sind die Werke persischer Mystiker betitelt. Von Senâî († um 1150) haben wir das Haqîkat ul-hakike, „Ziergarten der Wahrheit", von Saadî († 1291) den Bûstân, „Baumgarten" (1257) und den Gulistân, „Rosengarten" (1258). Das von uns mehrfach zitierte Gulschen-i-râz des Mahmud Schubisteri heißt auf gut Deutsch „Rosenbeet des Geheimnisses". Dschâmî († 1492) schrieb einen Behâristân, „Frühlingsgarten", der nicht in acht Bücher, sondern in acht „Gärten", Raudas, eingeteilt ist; der erste Teil hat den vollen Titel „Erster Garten, voll duftiger Kräuter, gesammelt aus den Gärten der Fernschauer im Wege der Führung Gottes und der Vorsitzer im Hofe der Gottesnähe". Eine Bûstân-Nachahmung von Hairatî († 1554) heißt Gulzâr, „Rosenflor". Eine Gulistân-Nachahmung von Maulânâ Madschd ist benannt Raud ul-chuld, „Paradiesesaue". Chwâdschû Kirmânî vollendete im Jahre 1342 seinen Raudat ul-anwâr, „Garten der Lichter". Râtibî († um 1435) verfaßte „Gulschen-i-abrâr, „Rosengarten der Frommen". Einen „Blumenstrauß", Guldaste, dichtete Ismaîl Bînisch († vor 1689). Und noch manche Andere ähnlich. Auch sonst, in der nichtmystischen Poesie der Perser finden sich diese Blumentitel, die ja der bunteren Phantasie des Orientalen besonders zusagen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Der Weltkrieg bringt es an den Tag,

wie es mit der Kultur der reinen Menschlichkeit ohne Gott im Grunde bestellt ist. Wir brauchen zu diesem Zwecke nur nach Frankreich zu blicken, dem Lande, in welchem diese Kultur unstreitig am weitesten vorgeschritten und am tiefsten ins Volk eingedrungen ist. Wir haben bisher in Deutschland nur die schöne, glatte, glänzende Außenseite dieser Kultur gesehen. Nun hat der Krieg mit rohen Fäusten die schöne Hülle weggekratzt, und was uns darunter entgegengrinst, ist nicht mehr „reine Humanität", sondern nackte Bestialität. Was unsere Krieger, die dieses Bild täglich in der Nähe sehen, von dieser gepriesenen französischen Kultur jetzt halten, faßt der „Türmer" (Heft 22, S. 671) in den Worten zusammen:

> „In Ruhe könnt ihr uns lassen mit eurem Gerede von französischer Kultur. Dieser Schmutz in Haus und Hof, diese Schlampigkeit, dieser Dreck an den Menschen, diese Verwahrlosung allenthalben, diese gemeinen Formen des Umgangs, der üble Zustand des ihnen so reich beschiedenen Kunstgutes, die gemeine Gesinnung, die niedrige, würdelose Art des Umgangs!"

Das sind aber nur die äußeren Umrisse des Bildes; was diesen Zügen die ekle Farbe innerer Fäulnis verleiht, das ist der Geist, der aus der Presse und Literatur Frankreichs, aus den Kundgebungen seiner „erlesenen Geister" spricht. Wir dürfen Äußerungen dieser Gattung, die in ihrer wahnsinnigen Selbstüberhebung, der abgrundtiefen Roheit der Gesinnung und in der Art, wie sie das Freisein von aller Menschlichkeit und das Waten in Bestialität als patriotische Tugend zur Schau tragen, bei allen unseren Lesern als bekannt voraussetzen und uns daher die traurige Pflicht ersparen, diese Seiten mit würdeloser Gemeinheit zu beschmutzen. Daß eine derartige Gesinnung nicht blos in Worten, sondern auch in Taten ihren Ausdruck findet, ist längst kein Geheimnis mehr, obgleich bisher das Allerschlimmste noch nicht veröffentlicht wurde. Denn die schlimmsten Schandtaten französischer Kriegführung sind so grauenvoll, daß die deutsche Heeresleitung aus guten Gründen bisher noch nicht gewagt hat, die in ihren Händen befindlichen Zeugnisse zu veröffentlichen, weil sie einfach unglaublich sind und ihr bei den Neutralen, die französische Kultur noch

Digitized by Google

nicht in der Nähe kennen gelernt haben, den Vorwurf schändlicher Lüge eintragen würden. Aber die Zeit wird kommen, die das heute noch Unglaubliche glaubwürdig macht. Wir brauchen aber nicht darauf zu warten. Was wir heute schon wissen, genügt zu dem Urteile, daß die moderne französische Kultur der Sinne und der reinen Menschlichkeit ohne Gott eine Afterkultur, ja noch mehr, das Gegenteil und Widerspiel wahrer Kultur ist. Das mögen Jene beherzigen, die in Deutschland vor dem Kriege an der Arbeit waren, eine auf ähnlichen Grundlagen aufgebaute trügerische Scheinkultur reinmenschlichen Ursprungs an die Stelle der wahren, christlichen Kultur zu setzen.

Die neue Kunst

Eine Menge von Leuten zerbrechen sich jetzt gewaltsam die Köpfe über die Frage, ob und welche Änderungen der Krieg in unserem Kunstleben hervorbringen, ob er uns die ersehnte neue Kunst bringen werde usw. Und doch liegt die Sache für denjenigen, der sie vom gläubig-katholischen Gesichtspunkte aus beurteilt, sehr einfach: Wenn der Krieg die Menschen, beziehungsweise die Mehrheit unseres Volkes, anders und besser macht, als sie bisher waren, dann werden wir unfehlbar sicher eine neue, bessere Kunst bekommen; bleiben aber die Menschen die alten, dann ist auch jede Hoffnung auf einen Aufschwung unseres Kunstlebens durch den Krieg vergeblich.

Daß diese Überzeugung keineswegs auf den Gralkreis beschränkt ist, ersehen wir aus einer Betrachtung über den „Krieg und die deutsche bildende Kunst", die K. Storck im „Türmer" (Heft 22, S. 706) veröffentlicht. Nachdem er die Tatsache, daß man die bereits sehr umfangreiche Literatur über das Verhältnis von Krieg und Kunst sämtlich unter den Begriff von Anklage- und Verteidigungsschriften fassen kann, als überzeugenden Beweis dafür angeführt hat, daß in der Stellung der bildenden Kunst zum Volke bisher etwas nicht gestimmt haben muß, fährt er fort:

„Es ist uns nichts Neues, und der Türmer (ebenso der Gral!) hat das ja seit Jahren gesagt und für eine Besserung gekämpft, daß unser gesamtes Kunstleben in solchem Maße unvolkstümlich geworden war, daß hier jedenfalls eine Änderung not täte, selbst wenn es sich um eine an und für sich genommen wertvolle Kunst handeln würde. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die von außer uns liegenden Ereignissen, und seien sie noch so gewaltig und tief eingreifend, eine wirkliche Veränderung solcher im innersten Dasein verankerter Lebenswerte,

Digitized by Google

wie sie die Kunst darstellt, erwarten. Das kann nur auf dem Umwege geschehen, daß wir selbst anders, wie wir hoffen, besser werden. Also nur dadurch, daß Erlebnisse auf des einzelnen und des Volkes Art so einwirken, daß die guten und gesunden Eigenschaften gekräftigt werden, und zwar zu bewußtem Tun und damit entschlossen zur eigenen Betätigung und zur Bekämpfung des Unwerten, wird ein Wandel erzeugt. Im rein Künstlerischen dagegen wird gerade für das Kunstleben ein Krieg mehr als Unterbrechung wirken, und wir haben nachher mit denselben Strömungen zu rechnen, die vorher da waren. Um so wichtiger ist es, die Gunst der Stunde für innere Einkehr, für ein Aufrufen aller guten Kräfte zu nutzen und die Waffen für den künftigen unausbleiblichen Kampf zu schärfen."

Das wollen auch wir tun und wie bisher unser Wirken in der Kriegszeit auf das Ziel einstellen, Gottes Kriegssaat in den Herzen zu reifen — dann wird die neue Kunst von selbst kommen.

Auri sacra fames . . . .

Im „Balkanhefte" der „Süddeutschen Monatshefte" (September 1915) entwirft M. J. Minckwitz ein nicht gerade übermäßig ansprechendes Bild des geistigen Lebens in Rumänien und schreibt u. a. über den gegenwärtigen Stand der rumänischen Literatur folgende Sätze nieder, die teilweise auch außerhalb Rumäniens Grenzen beherzigt werden dürften:

„In der Gegenwart herrscht Tiefstand und die Convorbini Literare, Rumäniens Revue des deux Mondes, haben schon öfters nach den Gründen der bedauerlichen Ebbe Umschau gehalten. Der verdienstvolle Staatsmann, Philosoph und Kritiker Tätu Majorescu wird am Lebensabend dieselbe Betrachtung anstellen, wie so viele echte Kunstverehrer Westeuropas: Die Sucht rasch reich zu werden und eine Rolle zu spielen, knickt die schönsten Halme in der Blüte. In Rumänien wird der Kampf ums Dasein mit anderen scharfen Mitteln geführt wie im Okzident. Auch der größte Schriftsteller, wenn ihm nicht reichlich Gold in die Wiege gelegt wurde, wird dort nach einem brotbringenden Amte greifen müssen, wenn er nicht verhungern will. Rumänische Leserkreise kaufen zehnmal eher ein französisches als ein rumänisches Buch."

Mit diesen Worten, die, wie gesagt, nicht nur für Rumänien gelten, ist in der Tat einer der hauptsächlichsten Gründe des künstlerischen Versiechens zahlreicher vielverheißender Talente, und damit auch des künstlerischen Verfalls unserer Literatur angedeutet. Wir haben schon lange die Absicht, einmal ein offenes Wort über die Korrumpierung unseres Kunstlebens durch schrankenlose Erwerbsgier zu sprechen. Das ist umso nötiger, je ängstlicher viele Hände bestrebt sind, den Schleier des Geheimnisses über diesen dunklen Punkt zu breiten. Heute beschränken wir uns darauf, unseren Lesern die obenzitierten Sätze zum Nachdenken und zur sachgemäßen Anwendung auf unser deutsches Kunstleben zu

Digitized by Google

unterbreiten. Ein nicht minder zum Nachdenken anregendes Bild würde sich auch ergeben, wenn man im Schlußsatze die Worte „rumänische Leserkreise" und „rumänisches Buch" durch „katholische Leserkreise" und „katholisches Buch" ersetzen würde. Man brauchte ja nicht zu fürchten, daß man damit der Wahrheit Gewalt antäte, besonders wenn man noch sinngemäß das bevorzugte „französische Buch" durch ein „modernes" ersetzt!

• • •

‚Die Zigarre hat mir doch nischt getan!'

Ein eigenes Kapitel der durch den Krieg angeregten Gewissenserforschung über die deutsche Nationalsünde der Ausländerei ist die Frage, wie wir uns künftig zu den Werken jener ausländischen Künstler verhalten sollen, die ihrem Hasse gegen deutsches Wesen vernehmlich Ausdruck gegeben haben. Ricarda Huch hat, wie Peter Paul Schmitt in der „Täglichen Rundschau" bemerkt, gegen die Befürworter einer Achterklärung dieser Werke das Wort in die Wagschale geworfen: „Mögen gegnerische oder neutrale Künstler uns hassen oder beleidigen, ihre Werke haben uns nichts zuleide getan, und wer sie liebt, sollte das Recht haben, sie weiter zu lieben." Das klingt scheinbar ganz gut; aber das ändert sich, wenn man das von Schmitt zur besseren Beleuchtung dieses Ausspruches hergesetzte Geschichtlein von zwei in Rußland gefangenen Deutschen liest, die vom Polizeibüttel täglich ins Gesicht eine Ladung jenes menschlichen Verdauungssaftes erhielten, der schon von den Juden so freigebig als Mißfallensbezeugung gespendet wurde. Eines Tages war aber der Büttel gut aufgelegt und spendete jedem der zwei Gefangenen statt des Speichels eine Zigarre. Der eine nahm sie, der andere wies sie zurück und fragte seinen Leidensgenossen entrüstet: „Wie kannst du von diesem Kerl, der dir so oft ins Gesicht gespuckt hat, eine Zigarre annehmen?" — Worauf der andere seelenruhig antwortete: „Nun, warum nicht, die Zigarre hat mir doch nischt getan!"

Man muß Herrn Schmitt Recht geben, wenn er sagt, daß er sich um die Moral von dieser Geschichte nicht mehr bringen lassen und fortan zu jenen aufrechten Männern gehören will, die ganz genau wissen, mit wem sie es zu halten haben. Dieser Entschluß mag umsoleichter fallen, als unter den uns Deutschen vor und nach dem Anspucken geschenkten Zigarren gewiß keine „Prima Qualität", umsomehr aber schön aufgeputzter Posel, mehr Vignette als Zigarre ist.

Digitized by Google

Kritische Warte

Gesamtausgaben

Geibel, Emanuel, Gedichte. Ausgewählt von Dr. Franz Drexl. 334 S. Regensburg, J. Habbel. Gbd. Mk. 2.—

Geibel, Emanuel, Dramen. Ausgewählt von Dr. Franz Drexl. 331 S. Regensburg, J. Habbel. Gbd. Mk. 2.—

Es ist vielleicht einer der stärksten Beweise für die verhängnisvolle Macht der durch Presse und Literatur ausgeübten Suggestion, daß es der neueren, ganz auf die „moderne Entwicklung" eingeschworenen Kritik gelungen ist, den Dichter Geibel aus dem Herzen und dem Gedächtnisse des deutschen Volkes fast gänzlich zu verdrängen. Man wird überhaupt in späteren Tagen über die an Armseligkeit grenzende, in falsche Ideen gänzlich verbohrte Einseitigkeit des literarischen Urteils jener Kreise staunen, die in den letzten Jahren bei uns die öffentliche Meinung in Kunst und Literatursachen gemacht haben. Unter dem Einflusse eines blindfanatischen Köhlerglaubens an die alleinseligmachenden Grundsätze, bezw. Irrtümer der „Moderne" und der ebenso hochmütigen, als dummen Verachtung des ererbten Kunstgutes wie der darauf fortbauenden Kunstrichtungen, hatte sich in den letzten Jahren eine Beschränktheit und Verarmung des künstlerischen Urteils herausgebildet, die nichts mehr gelten ließ, was sie nicht in den engen, vielfach noch künstlich verengten Raum des modernen Kunstbegriffes einschachteln konnte. Es wird darüber noch manches zu sagen sein. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß unter diesen Umständen jeder Dichter, der andere Wege ging, von den modernen Kunstaposteln in Acht und Bann getan wurde, und daß Geibel dieses Los teilte, ist leicht zu erklären Seine Lyrik war ja in den Hauptstücken so ziemlich das Gegenteil dessen, was man an der „modernen" besonders rühmte. Sie war leichtflüssig, verständlich, volkstümlich, einfach, klar, gesund, sangbar — lauter unverzeihliche Fehler in den Augen eines Bewunderes der bis zum Irrsinn subjektiven und unverständlichen, zerhackten, kranken und komplizierten modernen Lyrik. Noch mehr: Geibel war in seiner Art erfüllt von religiösen, sittlichen Idealen, fühlte sich als Priester der Schönheit, als Erbe eines national gefärbten Klassizismus — für die Zerstörer aller ererbten Ideale ebensoviel Gründe, ihn durch Bemängelung und Verachtung seiner dichterischen Qualitäten in den Salon der Zurückgewiesenen hinauszudrängen. Dieses Unrecht sollte und könnte jetzt gut gemacht werden. Die Macht jener Bändiger und Verfälscher der Volksmeinung liegt jetzt teilweise zerbrochen, und die alten Ideale, die als Sterne über Geibels Dichtung strahlten, sind jetzt wieder weithin leuchtend am Himmel erschienen. Einer gerechten Würdigung Geibels, die seine Fehler und seine Schwächen nicht verkennt, aber auch seine Vorzüge nicht einer engen und beschränkten Kunstrichtung zuliebe leugnet, wäre darum die Zeit günstig, wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß Geibel nicht zu den starken, führenden Geistern gehört und daß seine vielfach an Sentimentalität grenzende Weichheit der deutschen Seele andere Wege weist, als die sie heute zu Kampf und Sieg einschlagen muß. — Leider hat sich der Herausgeber die Einführung, die zum richtigen Verständnisse der Zeit und des Dichters viel beitragen könnte, gar zu leicht gemacht.

Digitized by Google

Drama

Brinken, Helmar: Weltwende. Ein Weltkriegsschauspiel in einem Aufzuge. Preis Mk. 0.50. Petrus-Verlag, Trier, 1915.

Unter diesem Titel ist im Verlage des „Gral" ein einaktisches Schauspiel von Helmar Brinken erschienen, das sich nichts Geringeres zum Ziel gesetzt hat, als die gewaltige Welttragödie, die sich seit dem Attentat von Sarajewo bis zum Eintritt Italiens in das blutige Völkerringen abspielte, in dramatische Form zu gießen. Beim Lesen des Buches erinnerte ich mich unwillkürlich einer Äußerung, der ich kürzlich in einer Bühnenzeitschrift begegnet war. Dort wurde ausgeführt, daß noch kein Politiker den tiefsten Sinn des gegenwärtigen Weltkrieges entschleiert habe; diese Deutung bleibe wohl einem Dichter vorbehalten. Der Ausspruch hat durch das vorliegende Werk überraschend schnell seine Bestätigung gefunden. Helmar Brinken ist es in meisterhafter Weise gelungen, die bewegenden Triebkräfte, die Veranlassung der erschütternden Katastrophe wurden, in der „Weltwende" dichterisch zu erfassen und in lebendiger, fesselnder Darstellung zu veranschaulichen.

Als ich das Personenverzeichnis des Schauspiels überflog, fürchtete ich, eines der vielen Lesedramen kennen zu lernen, die sich infolge ihres Symbolismus in langweiliger Breite müd dahinschleppen. Doch die allegorischen Gestalten der „Weltwende" sind Wesen von Fleisch und Blut; verkörperte Ideen zwar, aber nicht blutleere Abstraktionen, von des Gedankens Blässe angekränkelt. Heiß weht der Atem des Dramas. Es ist auch kein Festspiel im landläufigen Sinne, sondern der Widerschein der grandiosen geschichtlichen Ereignisse unserer Tage. Der Verfasser hat nicht, wie dies sonst bei Stücken ähnlicher Tendenz üblich ist, Bild an Bild ohne inneren Zusammenhang gereiht, sondern die Pragmatik des gegenwärtigen Weltgeschehens zur Seele der dramatischen Handlung gemacht.

Die Sprache ist edel und von ungewöhnlicher Kraft. Der Regisseur findet reichlich Gelegenheit, sein Können zu entfalten.

Wenn wir aufrichtig sind, müssen wir gestehen, daß die Darbietungen unserer Bühne leider nur ganz selten etwas von dem gewaltigen Pulsschlag spüren lassen, der heute in den Adern der Geschichte hämmert. Die Gründe für diese keineswegs erhebende Erscheinung zu erörtern, ist hier nicht der Ort. Umso freudiger war ich überrascht, in der „Weltwende" einem Schauspiel zu begegnen, das, aus hoher vaterländischer Begeisterung und tiefer religiöser Überzeugung geboren, geeignet ist, auch die Schaubühne in den Dienst der geistigen Wiedergeburt unseres Volkes zu stellen. Dem Drama ist darum nicht nur ein möglichst weiter Leserkreis zu wünschen, sondern ich hege auch die zuversichtliche Hoffnung, daß die Theater nicht achtlos an der bedeutsamen Neuerscheinung vorübergehen werden. Ich kenne kein modernes Bühnenwerk, das ihnen — weil aus der großen Zeit für diese geschrieben — eine aktuellere und würdigere Aufgabe böte als die Aufführung der „Weltwende". J. J.

Lyrik

Zerkaulen, Heinrich: Blühende Kränze. Neue Verse und Märchen. Mit einem Geleitwort von Max Geißler. 99 S. Wiesbaden, Hermann Rauch.

Heinrich Zerkaulens lyrischer Erstling „Weiße Ostern" wurden wohl so ziemlich ganz übersehen. aber seine soziale Geschichte „Hans Heiners Fahrt ins Leben" fand schon viele Freunde. Und nun beweist er mit seiner dritten Buchveröffentlichung, daß er keine falschen Hoffnungen erweckte, sondern tatsächlich einer der Tüchtigsten in der Schar der jüngsten

Digitized by Google

katholischen Dichter ist. Im einzelnen sind seine Verse und Märchen natürlich unterschiedlich im Wert, aber der Dichter hat seine Reife auch in der Selbstzucht erwiesen, mit der er nur beste Kunst in das Buch aufnahm. Jugend, Sonnenschein und Blumenduft lebt in den Versen: Es ist ein Buch voll Lebensbejahung. Pessimismus kennt der Dichter nicht. Ebenso fern liegt dem jungen Rheinländer bloße prunkende Wortkunst. Ob er wohl bei uns die ihm gebührende Anerkennung finden wird? Auf der „anderen Seite" hat man schon lange seinen Wert erkannt: im „Daheim" und in „Westermanns Monatsheften", im „Literarischen Echo" und in der „Frankfurter Zeitung" drucken sie seine Verse ab und fördern ihn. Sollen, dürfen wir da nachstehen? — H. H. Bormann.

Romane, Novellen, Erzählungen

Benson, R. H., Ein Durchschnittsmensch. Aut. Übersetzung von H. M. von Lama. 551 S. Regensburg, Friedr. Pustet. Mk. 3 50, gbd. Mk. 4.50.

Der jüngst verstorbene englische Konvertit, der mit seinen historischen Romanen schöne Erfolge geerntet und mit seinen beiden Zukunftsromanen einen lebhaften Streit der Meinungen entfesselt hat, tritt uns hier als Schilderer des Gegenwartslebens entgegen. Leider hat er einen Stoff gewählt, der weit entfernt zu ergreifen und zu packen, eher jene Unbefriedigung auslöst, die sich namentlich bei zielstrebigen Naturen immer bei Betrachtung menschlicher Schwäche und Jämmerlichkeit einstellt. Der „Held" der vorl. Erzählung ist nämlich eine jener Dutzend-Jammernaturen, die zwar leicht zu entzünden und zu begeistern sind, aber keine Widerstandskraft und Ausdauer haben, sondern, wie es im Evangelium heißt, zur Zeit der Versuchung abfallen. Es ist wahr, daß Benson bei der Schilderung des traurigen Prozesses, der eine bereits begonnene Konversion durch eine unerwartete Erbschaft und den Einfluß des Wohllebens, unterstützt durch eine weltlich gesinnte Umgebung, erstickt, viel Seelenkenntnis und eine große Begabung für Charakterschilderung zeigt — der Schlußeindruck ist doch kein befriedigender, wenigstens für einen Leser, der auch im Roman seelische Erhöhung sucht.

Le Plastrier, Constance M., Der Erbe in der Verbannung. Deutsch von H. M. von Lama. 360 S. Regensburg, Friedr. Pustet. Mk. 2.50, gbd. Mk. 3.50.

Wir lernen hier das Erstlingswerk einer in Australien lebenden Verfasserin in guter flüssiger Übersetzung kennen, das sich unter den Katholiken Australiens einen weiten Leserkreis erworben haben soll. Es ist schon aus dem Grunde ein interessantes Buch, weil es inhaltlich zu einer Kategorie gehört, die unter dem Einflusse der naturalistischen Richtung bei uns längst verpönt ist und nur noch in der Kalenderliteratur ihr Leben fristet. Es ist nämlich der grundsätzlich idealisierende Roman im Gegensatze zum Wirklichkeitsroman mit seinen Vorzügen und Schwächen und — sagen wir es frei heraus — wir halten es für gut, daß diese Richtung in einem übrigens von gutem Talent zeugenden Werke auch bei uns wieder einmal zum Worte kommt. An moderne Romane gewöhnte Leser berührt es zwar eigentümlich, die ans Wunderbare grenzenden Schicksale dieses aus lauter Licht und Tugend und Erfolg gewobenen Helden zu verfolgen, aber man fühlt doch, daß eine derart idealisierte, stark aus der Wirklichkeit hinausgehobene Darstellung, was man auch dagegen sagen möge, immer noch mehr befriedigt als das Hinabtauchen oder vielmehr Hinabkriechen der Dichtung in die tiefsten und dunkelsten Abgründe der leider so wahren und verbreiteten

Digitized by Google

Wirklichkeit des Lasters. Besonders, wenn die Darstellung, wie in vorliegender Erzählung, so spannend und geschickt ist, daß der weniger kritische Leser oft unvermerkt über allzugroße Unwahrscheinlichkeiten hinweggleitet. Und schließlich nimmt doch jeder Leser etwas mit von einer sittlichen Erhebung — und daß das mehr wert ist wie ein vergängliches ästhetisches Wohlgefallen, darüber sollte doch unter Christen keine Frage mehr sein.

Hesse, Hermann: Knulp. Drei Geschichten aus dem Leben Knulps. 146 S. (Fischers Romanbibliothek) Berlin, S. Fischer Verlag. Gbd. Mk. 1.—.

Man braucht in diesem Büchlein nur einige Seiten zu lesen — man verliert dabei keinen Zusammenhang, denn das sind keine wirklichen „Geschichten", sondern nur Ausschnitte, Schilderungen — um die alles durchdringende und durchleuchtende lebendige Kraft eines echten Dichterherzens zu fühlen. Das sind keine der Wirklichkeit abgeguckten, blos durch die scharf zeichnende Linse einer zusammenfassenden Seelenkraft wiedergegebenen, sondern im dichterischen Erleben empfangene und wiedererlebte, also wirklich dichterisch geschaffene Bilder und Gestalten. Aber es sind doch nur Gestalten und Bilder, nichts Ganzes, Zusammengefügtes, im besten Fall Striche und Bausteine, Skizzen und Studien zu einem Bilde oder Werke — echt moderne Impression.

Und noch eine gewichtige Einschränkung! Man ist gewöhnt, die Werke von H. Hesse auch von katholischen Kritikern vorbehaltlos empfehlen zu hören. Daß ein solches uneingeschränktes Lob keineswegs von katholischem Verantwortlichkeitsgefühl zeugt, dafür ist das vorliegende Buch ein lebendiges Zeugnis. Gewiß, Hesse ist ein Stiller, Maßvoller, kein himmelstürmender Titan; aber er lebt ganz in einer Welt, die für den gläubigen Christen eine fremde und gefährliche ist, weil sie ihn seine Heimat vergessen lehrt. Schon die der christlichen Anschauungsweise durchaus fremde Art, wie erotische Dinge hier behandelt werden, sollte darüber keinen Zweifel aufkommen lassen.

Bodmann, Emanuel von: Das hohe Seil. Novellen. 284 S. Leipzig, L. Staackmann. Mk. 3.50. Gbd. Mk. 4.50.

Die buchhändlerische Anpreisung des Buches lautet: „für Liebhaber einer innigen und beschaulichen Erzählungskunst von höchstem künstlerischen Wert (!!! also Über-Goethe); ein Brevier wahrer Lebensweisheit und wahrer Menschenliebe." Man ist gewöhnt, der Reklame viel zu verzeihen; aber das geht über die Hutschnur, denn von allem ist das Gegenteil wahr. Doch über den Geschmack ist nicht zu streiten; mancher mag ja auch das Tierchen, das auf dem Miste brütet, „innig und beschaulich" finden. Wir haben hier den Standpunkt des gläubigchristlichen Beurteilers zu wahren und müssen darum dieses Buch als die Offenbarung einer Weltanschauug ablehnen, für die das christliche Sittengesetz nicht mehr existiert und deren oberster sittlicher Grundsatz lautet: Erlaubt ist, was gefällt. Demgemäß unterscheidet es sich in der Behandlung erotischer Stoffe, die fast ausschließlich gewählt sind, von einem Erzeugnisse der Pornographie nur durch die Absicht und den Ton. Der Pornograph will die Sinnlichkeit reizen; das mag hier nicht gewollt sein, aber die Selbstverständlichkeit, mit der diese Menschen sündigen, widerstrebt der christlichen Moral nicht minder. Damit ist unser Urteil fertig, denn ästhetischen Wert können wir einem Werke nicht zubilligen, das in fundamentalem Widerspruch mit jener Sittlichkeit steht, die mit dem Schönen und Wahren eins ist.

Digitized by Google

Reisebücher

Mayrhofer, Johannes: 1. Durch Länder und Meere, Reisebilder. Mit 2-farbigen Einschaltbildern und 18 Illustrationen im Text, 124 Seiten; broschiert Mk. 1.80; im Originaleinband Mk. 3.—. 2. Zauber des Südens, Reisebilder. Mit 27 Illustrationen, 120 Seiten; broschiert Mk. 1.40; in Originaleinband Mk. 2.40. 3 Nordische Wanderfahrt, Reisebilder. Mit 55 Illustrationen. 250 Seiten; broschiert Mk. 2.40; in Originaleinband 3.60. 4. Was die Alster rauscht und andere Skizzen, Studien und Novelletten. 2. Auflage, 100 Seiten; broschiert Mk 1.40; in Originaleinband Mk. 2.40. Alle bei Friedrich Pustet, Regensburg und Rom.

Es sollte über diese vier Bücher Mayrhofers eine kleine Studie hier geschrieben werden. Die Erscheinung Mayrhofers als katholischer Reiseschriftsteller rechtfertigte einmal eine kritische Auseinandersetzung mit ihm auch an dieser Stelle. Schade, daß Raumverhältnisse überall nur Andeutungen zulassen! — Die vier Bücher, die wir hier anzeigen, halten sich sämtlich auf derselben schönen Höhe. Reisebücher von einer Art, wie sie das katholische Schrifttum leider nur sehr wenig kennt. Denkt man an Baumberger, so erinnert man sich, daß dort im Allgemeinen eine weichere, innerliche Note lebendiger pulst, daß vielleicht auch Bilder von strafferen Zusammhängen uns dort vermittelt werden; erkennt aber auch, daß Mayrhofer sicherer, überlegen ist in der scharfen Skizze, in dem mit lächelndem Sarkasmus hingeworfenen Momentbild. Man liest sich aus allen diesen Büchern geradezu den Wunsch heraus, es möchte Mayrhofer noch ausgeprägter als es bisher geschah, dem impressionistischen Feuilleton sich zuwenden; seine ganze etwas realistische, fest zupackende und lächelnd-überlegene Art drängt zu weiteren Entwicklungen nach dieser Seite. In jedem der Bücher stecken ein paar Köstlichkeiten an kurzen, teilweise erzählenden Skizzen, die man mit einer tiefen, erquickten Genießerfreude durchlebt. Lächelnd und gehoben! Steht man gerade beim Baumberger-vergleich, so ist noch zu sagen, daß dieser wie jener freilich sich vor ein paar typischen und unschönen Journalistenallüren in Stil und Ausdruck zu hüten hätte, die sich aus dem Tageblatt nicht in sonst so bedeutende Bücher hinüberstehlen sollten. — Starke Bereicherungen der Mayrhofer'schen Bücher sind die literarischen Notizen und Porträts, wie sie z. B. hervorragend das Buch: „Nordische Wanderfahrt" bringt. Man liest da kurze Kapitelchen: „Von Dichtern und Studenten", „Johannes Jörgensen", „Björnsterne Björnson", „Selma Lagerhöf" usw., die ganz im Vorübergehen flüchtig entworfen scheinen und die doch kleine entzückende Radierungen sind, aus denen groß und seelenhaft Dichteraugen schauen. Die kritischen Qualitäten Mayrhofers stehen außer Frage, das deutet hier gewichtig sich an und es brauchte das umfangreiche Buch über Ibsen kaum mehr, das er im Petrus-Verlag erscheinen ließ und auf das wir, ohne mit jeder Zeile einverstanden zu sein, doch ebenfalls sehr ernst hinweisen. — Die frohe katholische Note, die überall ohne je einmal auch nur im kleinsten aufdringlich zu wirken als starker, schöner und klingender Strom durch die Bücher geht und mit ruhigem Rauschen alle Wege, Wälder, Städte und Berge füllt, — machen die Bücher zu einer Lektüre, die künstlerischer und seelischer Gewinn ist. Otto Walter.

Verschiedenes.

A. von Droste-Hülshoff, Westfälische Skizzen und Landschaften. Aus dem „Malerischen und romantischen Westfalen"

Digitized by Google

literarisch nachgewiesen und zum ersten Mal herausgegeben von Eduard Arens. Münster 1912, Aschendorff. Geh. 2 M., geb. 2,80 M. 166 Seiten.

Die Schrift des bekannten westfälischen Droste-Forschers ist eine mühsame literarwissenschaftliche Arbeit philologischer Natur, die gewiß alle Anerkennung verdient, deren Interessentenkreis sich aber doch wohl auf die engere Heimat der Dichterin beschränken wird. Der Verfasser hat sich in dem Büchlein die Aufgabe gestellt, die Entstehungsgeschichte des von Freiligrath und Lev. Schücking unter der stillen Mitarbeit der Droste 1841 herausgegebenen Werkes „Das malerische und romantische Westfalen" darzustellen, die Stileigenheiten der drei Mitarbeiter nachzuweisen und vor allem, aus dem Werke „einige westfälische Landschaftschilderungen der Droste fein säuberlich loszulösen, die unsere Kenntnis von ihrer Prosa erweitern werden" An den sehr genau und gewissenhaft ausgeführten 1. Teil schließt sich im 2. Teile die Zusammenstellung der von A. von Droste gelieferten Beiträge nebst interessanten Anmerkungen und sprachlichen Erläuterungen des Herausgebers, Lesarten und ein Register an. In unserer Zeit, die ja erfreulicherweise oft viel Sinn für eine bodenständige Heimatskunst hat, wird dieser wertvolle Beitrag zur Kenntnis der westfälischen Dichterin gewiß die verdiente Beachtung finden. Karl Jakubczyk.

Schrönghamer-Heimdal, Franz: Kriegssaat und Friedensernte. Gesammelte Kriegsaufsätze eines Mitkämpfers. 99 Seiten. Preis kart. Mk. 1.20. Herdersche Verlagsbuchhandlung 1915.

Ein vorzügliches Büchlein! Das nur in zwei, drei Partien ein klein wenig zu journalistisch lose gemacht ist, als daß es auch künstlerisch restlos befriedigen könnte. Nach der nationalpädagogischen Seite tuts das in reichstem Maße. Bücher wie dieses sollten nun in eines jeden Deutschen Hand sein. Otto Walter.

Achtermann, Bernhard: Flammenzeichen. Zeitgemäße Görres-Worte. Mit einem Geleitwort 8°, VIII und 136 Seiten. Geheftet Mk. 1.—, gebunden Mk. 1.50. Josef Kösel'sche Buchhandlung, Kempten und München 1915.

Wie ist das doch ein Trost! Vor etwas mehr als zehn Jahren, da Franz Schultz seine kleine, detailreiche Monographie schrieb über „Görres als Herausgeber, Literarhistoriker und Kritiker", hätte man die, denen Josef von Görres mehr als ein Name war, in Winkeln suchen müssen. Und als Maximilian Harden nicht viel später — Schellberg hatte eben die zwei Görresbände bei Kösel veröffentlicht — den Aufsatz des Koblenzers über die „Teutsche Verfassung" in der „Zukunft" brachte, da gab's welche, auch „Intellektuelle", die im Kürschner eifrig nach dem gescheiten Autoren suchten — und schimpften, weil der seit 50 Jahren Tote darin nicht mit Haus- und Straßennummer verzeichnet stand. Ich hab's erlebt, mit schmerzlichem Lachen mitangesehen! Das ist nun, Gott sei's gedankt, anders. Die neue Görresforschung — soviel sie gesündigt! — ist im Bibliothekenstaub nicht stecken geblieben. Sie hat nicht nur vergessene Formen und Bücher eifrig zusammengesucht, sie ist selbst von jenes Toten aufbrechender Glut erfaßt worden und hat den Lebendigen seinem Volk gebracht. Nun lebt Görres wieder unter uns, lodernder als Schelling, greifbarer als Fichte. So sehr ist die Übermacht seines Geistes lebendig geworden, daß in dieser Stunde, da das deutsche Volk sehnsüchtig nach seinen Sternen und Führern Ausschau hält, sein Blick staunend, getröstet, liebevoll und zuerst auch auf den Titanen fällt, der mit Freiherrn von Stein schon des Reiches Kämpfer war, da Deutschland — so schluchzte grimmig der Napoleonhasser — noch nicht mehr galt als ein „Schafskäs, von den

Digitized by Google

Maden halbzerfressen und auf das Bajonett eines Franzosen aufgespießt"! —

Nicht weniger als B. Ibringer, der für G. Müller in München eine Reihe der besten Merkurauffätze „Reden wider Napoleon" sammelte, will Bernhard Achtermann mit vorliegender kleinen Sammlung Görres als ethischen und politischen Wortführer des deutschen Reiches und Volkes sprechen lassen. Zu jener Stunde, da das deutsche Reich, nachdem es dem glühendsten Traume Görres' — der nach politischen Einheit — in Versailles Form gegeben, Schulter an Schulter mit Österreich um seine letzte Vollendung und Erfüllung ringt. Und lest dies Buch! Und staunt, wie donnergewaltig und frisch dieser Geist heute noch redet, mit welch seherischem Bewußtsein er die Ereignisse, die uns heute durchbeben, vorausahnte, wie wuchtig und treffend heute noch das Urteil dieses einst von Deutschland Verbannten in unsere „Donnerwetterzeit" — Arndt prägte das Wort — fällt, da wir betäubt nach Stützpunkten und Orientierungen tasten! Nicht nur Werturteile über Rußland, Frankreich, die Türkei und England sind da zu lesen, die heute noch Zeile für Zeile und Hieb für Hieb gelten und die wie ein Blitz die innere gegensätzliche Stellung der heutigen Vierverbandsmächte zu Deutschland-Österreich charakterisieren. Mehr! Alle jene deutschen Staats- und Volksnotwendigkeiten, die den Zentralstaaten erst so recht eigentlich den europäischen Sieg garantieren, werden hier anno 1814—1815 dem visionär geschauten, kommenden deutsch-österreichischen Reiche gepredigt: das Sichbesinnen und das Vertrauen auf eigene deutsche Kraft, die Reinhaltung des gesamten deutschen Kulturlebens von mürben, welschen Einflüssen und falscher und feiger Ausländerei, das Festhalten an der starken politischen Einheit und Einigkeit des gesamten deutschen Volkes, das lebendige Bewußtsein von der realen Kraft starker christlicher ethischer Grundsätze in Politik und Kultur, der unbedingte granitne Glaube an das Walten Gottes in der Geschichte aller Völker und Staaten und das demütige Beugen vor dem Weltplan des Weltenschöpfers: „Herrlicher ist auf Erden nichts, als wenn ein ganzes Volk in dieser Weise in der Blüte mutiger Begeisterung steht, in eines Jeden Herzen eine Flamme brennt, die durchscheinend alles Körperhafte im Menschen, der sonst nur Staub und Asche ist und Sinnentrieb, ihn mit dem Schimmer einer höheren Natur umleuchtet. Solches ist ein Zeichen, daß Gott mit diesem Volke ist, denn er ist immer bei dem Rechte und von ihm kommt die Begeisterung." (Rh. Merkur, Nr. 9 vom 7. Februar 1814)

Wir haben an der Auswahl keine Wünschlein zu äußern. Man traf das richtige und der deutliche, über Marie Görres' Sammelausgabe von ihres Vaters Schriften hinausgehende Quellennachweis ist vorzüglich.

Otto Walter.

Pichler Alois: C. Ss. R Religion und Poesie in ihrer innigen Verbindung dargestellt durch eine Blütenlese. Freiburg, Herder, 1912. XV. und 227 S. Geh. Mk. 2,80, gebd. Mk. 3 40.

Pater Pichlers Gedanke, die Wahrheit der Kirchenlehre durch die Schönheit der Poesie zu beleuchten und zu bekräftigen, ist ausgezeichnet und sowohl vom pädagogischen als vom ästhetischen Standtpunkt sehr zu begrüßen. Für den Pädagogen vor allem ist dieses Buch bestimmt, und Lehrer, Katecheten, Prediger werden es mit Genuß und Nutzen benützen. Eine Fülle von Zitaten — teils einzelne Verse und Strophen, teils seitenlange Stellen aus größeren Dichtungen — ist mit großem Wissen, Fleiß und Geschick aufgeboten, um die Grundwahrheiten der

Digitized by Google

Glaubens- und Sittenlehre, des Sakraments- und Gebetslebens durch Dichtermund verherrlichen zu lassen. Selbstverständlich kommen dabei vor allem die katholischen Dichter der deutschen und der Weltliteratur, lebende und tote, zu Worte; und hierfür verdient Pichler besonderen Dank, denn wer unsere katholischen Dichter ins rechte Licht stellt, leistet doppelte, dreifache Kulturarbeit. Aber der Verfasser ist durchaus nicht „engherzig": er hat auch eine Menge nichtkatholischer, protestantischer, heidnischer Dichter als Zeugen der katholischen Wahrheit angeführt: Den Perser Firdusi; die Russen Tolstoi und Dostojewski; die Anglikaner Shakespeare, Longfellow, Tennyson, Kipling; die deutschen Protestanten oder Freidenker Goethe, Schiller, Rückert, Geibel, G. Keller, Freiligrath, Paul Gerhardt, Kleist, Klopstok, Novalis, Schenkendorf, Spitta, etc. Zwei Verzeichnisse (der benutzten Werke und der zitierten Dichter) erleichtern die Verwendung des praktischen Buches, das auch über den oben erwähnten Interessenten-Kreis hinaus jeden gebildeten Katholiken interessieren wird. Für eine Neuauflage, die hoffentlich bald nötig wird, bitte ich den Verfasser, irgendwo (etwa beim 5. Gebot) auch ein paar Worte und Verse über Tierquälerei, bezw Tierschutz einzufügen. Auf diesem Gebiete wird von unserer Seite noch lange nicht so viel getan als nötig wäre. Dr. Wilh. Oehl.

Zu Friedrich Lienhard's 50. Geburtstag

bringt der Gral heute des Künstlers Bild und ein programmatisches Festgedicht von Richard von Kralik.

Eine umfangreiche Würdigung „Lienhard's des Gralsuchers" ist in Vorbereitung und wird in einem nächsten Heft erscheinen. Es rechtfertigt sich, der Gralgemeinde das Wesensbild eines Künstlers eingehend zu vermitteln, der wie Friedrich Lienhard einer der edelsten und hochgemutesten Führer des deutschen Volkes ist und der auf den Wegen nach Weimar erschauernd und sinnend auch die Glocken des heiligen Graltempels schlagen hörte. Ohne starke Unterschiede, die von ihm uns trennen, zu verkennen, dürfen wir vom Gral dem hohen ritterlichen Geist dieses Dichters huldigen, der — wie oft verkannt und vereinsamt! — für eine reine deutsche Kunst stritt und der das Elisabethwort zu dem seinigen gemacht:

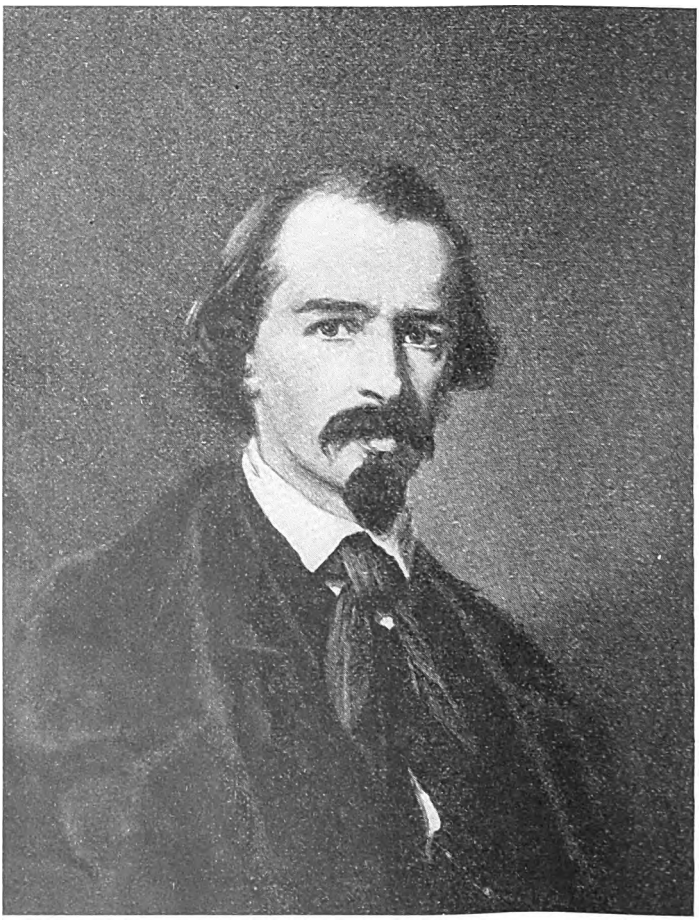
„Drum triebs mich, euch zu zeigen, daß ihr nicht
Der Schwere dieser Welt gehorchen dürft — — —"

Auf das Lienhard-Sonderheft, das Wilhelm Kiefers Monatsschrift: „Bühne und Welt" im Oktober herausgab, machen wir nachdrücklich aufmerksam. Neben Beiträgen von Professor Karl Muth und Dr. Arthur Dinter finden wir darin auch das Kralik'sche Festgedicht. Gral-Redaktion.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz). — Verlag: Petrus Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Digitized by Google



Verlag F. Bruckmann A. G. München.

Emanuel Geibel.

Nach einem Gemälde von W. von Kaulbach.

(Nachdruck verboten.)

Digitized by Google

Gottesgericht.

Von Dr. Richard v. Kralik, Wien

Ein erfreuliches Büchlein für uns ist: „Der deutsch-englische Krieg im Urteil eines Amerikaners. Briefe an den amerikanischen Staatssekretär (Bryan), von Robert J. Thompson, ehemals amerikanischer Konsul in Aachen" (Verlag K. Curtius, Berlin). Darin heißt es auf Seite 105: „Frankreich entzog dem Herrgott vor ein paar Jahren die Kirchen und reihte sie in die Listen des Staatseigentums ein." Sehr richtig; aber nun kommt ein Satz, der mir nicht gefällt, obwohl man ihn oft in ähnlicher Weise ausgesprochen hört: „Jedenfalls scheint sich Gott um den jetzigen Krieg nicht sehr zu kümmern, denn die guten Belgier, Franzosen, Engländer, Russen, Deutschen und Österreicher, und ich zweifle nicht daran, auch die Serben und Türken, flehen ihn zu gleicher Zeit um Erfolg im Töten ihrer christlichen Nachbarn an." Das ist für einen religiösen Menschen, welcher Religion er auch angehören mag, eine ganz gottlose Anschauung, aber sie ist auch verkehrt im Munde eines logisch denkenden Mannes. Wenn im Gegenteil irgend etwas die Menschen vom Dasein und vom Walten eines gerechten Gottes überzeugen kann, so ist es dieser Weltkrieg. Wenn das unerforschliche Wirken Gottes in allen Weltendingen sonst vielleicht mehr oder weniger verborgen scheinen mag: hier in den Geschicken, in den Führungen des Weltkriegs ist es augenscheinlich, offenbar, einleuchtend. Jemand hat ihn eine Generalprobe des Weltgerichts genannt, andere eine Götterdämmerung, oder Götzendämmerung. Ich für meine Person gestehe, daß ich die Nähe, die Gegenwart Gottes nie so unmittelbar gefühlt habe, wie während dieses ganzen Krieges. Ich glaube den Finger der Rechten Gottes in allem, seit der Mordtat von Sarajewo zu sehen, die schreibende Hand, die dem Frevel das „Gezählt, Gewogen, Geteilt" schreibt, die Stimme des Herrn, der einst zum Gericht über den ersten Sündenfall rief, ich glaube die Heerscharen

Digitized by Google

seiner Engel, ihre blitzenden Schwerter zu sehen, ihre Posaunen zu hören. Wie sollte sich denn Gottes Macht, sein Zorn, seine Strafe anders zeigen? Was verlangt man denn noch mehr? Wer Gott hier und jetzt nicht anerkennt, der wird ihn auch nicht erkennen, wenn er sich ihm in jeder andern Gestalt zeigte. Die Rauchsäule, der brennende Dornbusch, ist das nicht hier? Die Strafgerichte der Bibel alten und neuen Testamentes, sind sie nicht hier? Ist uns das nicht alles prophezeit, angedroht, verheißen?

Ist Gott jemals inniger von der ganzen Menschheit angerufen worden? Haben sich ihm wohl jemals mehr stolze und demütige Herzen gebeugt? Haben jemals mehr Zweifler und Kleingläubige sein Dasein bezeugt, gefordert, empfunden? Dieser Krieg als Weltkrieg ist und bleibt vielleicht eine der größten, allgemeinsten Offenbarungen göttlicher Wirksamkeit gegenüber der Ohnmacht der Menschen, wenn wir vom jüngsten Tag, vom Ende aller Zeitlichkeit absehen. Man nennt den Krieg den Weltkrieg; man kann ihn auch den Gotteskrieg nennen, denn er ist über die Welt gekommen wie etwas Übermenschliches und Überweltliches.

Calderon schildert in einem Fronleichnamsspiel die Schöpfung als großes Welttheater Gottes, von Gott gedichtet und geleitet. Ist nicht dieser Krieg eine göttliche Tragödie von Schuld und Strafe, von Verbrechen und Heldentum, vom Eingreifen des Göttlichen und Teuflischen? Gibt es eine großartigere Exposition als die Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand? Ist nicht die Veranlassung jedes anderen Krieges der Weltgeschichte kleinlich, unbedeutend, niedrig, unwürdig neben diesem Auftritt, der sofort als Thema der ganzen Tragödie die Erörterung von Schuld und Sühne mit deutlicher Geberde ankündigt?

Ich habe von jeher den unerschütterlichen Glauben gehabt, daß alles, alles, was geschieht, nur durch Gottes Zulassung und Fügung geschieht, daß alles, alles, auch das Paradoxeste der göttlichen Gerechtigkeit unfehlbar gemäß ist. Ich bin mir dessen in jedem Augenblick meines Tuns sicher. Ich habe diese Überzeugung einst meinem System einer Ethik zugrunde gelegt, der ich deshalb den Titel „Welt-

Digitized by Google

gerechtigkeit" gab. Aber heute ist mir, als ob ich vor diesem Weltkrieg nur eine leise Ahnung dessen gehabt hätte, was ich nun greife und schaue.

Es ist jetzt noch nicht die Zeit, das unfehlbare Walten Gottes in diesem Weltkrieg nach allen Seiten darzulegen, z. B. nach der Seite der Verschiedenheit der Religionen und Konfessionen; das wird erst nach Beendigung des Krieges möglich und erlaubt sein; man kann vorläufig die Fügungen Gottes auch darin nur ahnen; aber ich glaube, gerade hier wird uns volle Erkenntnis, auch Selbsterkenntnis, Selbstvertrauen erwachsen.

Es wäre eine rohe Vorstellung, wenn wir erwarteten, Gott müßte sich in den Entscheidungen des Weltkriegs auf eine Seite mit unbedingter Entschiedenheit stellen. Ja, fragen wir uns doch, sind wir, die wir unsere Religion für die wahre halten, auch würdig und wert, vor allen andern ganz allein mit Ausschließlichkeit begnadet zu werden? Sind wir ohne Schuld? Ist unsere Verantwortlichkeit nicht gerade eine unvergleichlich größere? Verdienen unsere Fehler nicht Gottes größeren Zorn? Haben wir denn wirklich unsere Gaben besser verwertet und verwaltet? Haben wir nicht selber gegen uns mehr verbrochen, als wir von unsern Feinden erleiden konnten? Halten wir uns doch nicht pharisäisch für vollkommen! Welche Gnaden, welche Schätze, welche Grundlagen höchster Kultur, höchster Menschlichkeit im Wahren, Guten und Schönen hat die göttliche Dreifaltigkeit uns anvertraut! Was haben wir daraus gemacht, daß wir dafür Lohn, Rettung, Sieg verdienen? Nach der alten symbolischen Sage hat Gott einst den heiligen Gral durch seine Engel einem auserwählten Geschlecht zur Hut anvertraut, damit von ihm aus ein geistiges Reich der Reinheit und Heiligkeit ausgehe. Als sich aber die Begnadeten dessen nicht würdig zeigten, ließ Gott durch seine Engel wieder den Gral in den fernen Orient zum Paradies schaffen. Dort ist er als verborgenes Ziel neuen Suchenden aufgestellt. Werden sie würdiger sein? Eben scheint sich ja der Orient mit seinem Paradieseslicht neu zu eröffnen. Wird es uns den Weg zu höheren, verdienteren Preisen zeigen, nach furchtbarster Prüfung?

Digitized by Google

Deutsche Träume.

Von Richard v. Kralik, Wien.

Längst geträumte deutsche Träume
Sind durch diesen Krieg geweckt,
Bis an fernster Welten Säume
Sind die Ziele aufgesteckt.

Einig so wie nie vor Zeiten
Wird das deutsche Volk erst jetzt;
Was in Kriegen und in Streiten
Uns getrennt, ist ausgewetzt.

Und zwei deutsche Kaiserthrone
Stehn in Erdenmitte fest,
Zwiefach glänzt die deutsche Krone
Über Nord, Süd, Ost und West.

Wie zwei Adler stehn in vollern
Würden sich an Ehre gleich
Habsburg nun und Hohenzollern:
Ein Deutsch-Öster-Ungarreich.

Es erfüllen sich die Träume
Einer schönen Kreuzzugszeit,
Und des Ostens goldne Räume
Stehn der Sehnsucht schon bereit.

Und Byzanz ruft deutsche Geister
Und die Sphinx harrt schon am Nil
Auf den rätselkund'gen Meister:
Pyramiden sind das Ziel.

Digitized by Google

Und bald wird ſich auch enthüllen
Dort zu Sais das Rätſelbild;
Deutſcher Geiſt wird das erfüllen,
Was als höchſtes Streben gilt.

Bald ſo wie zu Gottfrieds Tagen
Iſt Jeruſalem uns nah;
Heller ſehn das Kreuz wir ragen
Zum Triumph auf Golgatha.

Weiter, weiter lockt zum Ruhme
Ein Geheimnis ſtill und ſchlicht:
Heilger Sehnſucht blaue Blume,
Goldenes Vergißmeinnicht.

Denn in fernen Indiens Klüften
Harrt auf uns ſchon Parzifal
Er enthüllt in freiern Lüften
Den ſolang verborgnen Gral.

Und den Heldenmut zu lohnen
Winkt ein Walhall-Paradies
Ob des Himalaya Kronen,
Wie die Sehnſucht es verhieß.

Brüder, ſein wir dieſer Zeiten,
Dieſer großen Zukunft wert!
Laßt den deutſchen Geiſt uns leiten,
Deutſche Pflicht und deutſches Schwert!

Digitized by Google

Zu Emanuel Geibel's 100. Geburtstag.*) Gedanken zu einem Gedenkblatt

Von P. Maurus Carnot, Disentis, Schweiz.

Die erste Begegnung mit Geibel: ein weitgewanderter Vetter sang zur Laute das Lied: „Fern im Süd das schöne Spanien" — und mußte es mir zulieb immer und immer singen, weil das Lied die im Dörfchen sich öffnende Knabenseele ganz ausfüllen wollte. Nach Jahren kam das andere Lied dazu und übte seinen Zauber auf mich aus:

„O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust,
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!"

Das waren also die beiden ersten Blätter von Emanuel Geibel, die wohl der Sehnsucht nach dessen sämtlichen Werken wert waren, selbst nach Zeitungsausschnitten und zerstreuten Blättern. Während einiger Dezennien schwankte dann natürlich auch das persönliche Urteil hin und her, schwankte zwischen dem „Backfischdichter" und dem „bedeutendsten Vertreter des Münchener Dichterkreises." Nach und nach glaubte ich die richtige Mitte zwischen den boshaften Bemerkungen Heinrich Heine's und dem in gewissen Punkten überschwenglichen Lob Karl Barthel's gewonnen zu haben. Als aber Geibel's hundertstes Wiegenfest nahte, überkam es mich wie eine erste Liebe: der ganze Geibel wollte gelesen sein, das an ihm Erlebte wollte nachgeprüft werden. Ob nun der eine oder andere Gedanke zu diesem schlichten Gedenkblatt auch in keiner Literaturgeschichte steht, verschlägt wenig.

Die biographischen Notizen sind bekannt. Geboren zu Lübeck am 17. Oktober 1815, Sohn des angesehenen Predigers, wollte er zu Bonn Theologie studieren, wurde aber zu den Alten und zur Dichtkunst hingezogen, wie es

*) Das Geibelblatt des Gral kommt etwas verspätet Verschiedene technische Schwierigkeiten tragen daran Schuld. Mit umso größerer Freude machen wir heute auf die ausgezeichnete, nach jeder Seite ruhig abwägende und doch mit herzlicher Anteilnahme geschriebene Würdigung aufmerksam, die der hervorragende Geibelkenner P. Maurus Carnot, der Dekan des Stiftes Disentis, für die Gralgemeinde geschrieben.
Gral-Redaktion.

Digitized by Google

stereotyp auch von andern Dichtern heißt, als seien das zwei streng geschiedene Gebiete. Daß er 1836 in Berlin die Bekanntschaft Chamisso's machte, das zu bemerken, ist nicht belanglos. Dann beginnt aber Geibel's eigentlich ganz unverschämtes Dichterglück: er darf sorglos nach Hellas und Italien, darf mit Ernst Curtius sich an Übertragungen aus dem Griechischen erproben, erziehen, erfreuen! Alsdann darf er mit Paul Heyse und Friedrich von Schack in der spanischen und portugiesischen Literatur lustwandeln, darf auf Malsburg's Gastfreundlichkeit hin dort weilen, wo die beiden Grimm für das romantische Deutschtum unsterbliche Werke schufen, darf wieder viele Reisen machen, um dann im München eines Königs Ludwig und eines Königs Max als Professor der Ästhetik und Literatur sich auf dem Thron jenes Kreises zu setzen und zu sonnen, der so geachtet und beliebt war. Gewiß viel Sonne! Dazu noch die Sturmjahre, dann die Jahre 59, 66 und 70 — was dürfte ein deutscher Dichter denn mehr verlangen! Einzelne Werke von Geibel erlebten über 80 Auflagen. Als er am 6. April 1884 in seiner Heimat starb, war es freilich schon vorher um ihn stiller geworden.

Lübeck! Man ist schnell zur Hand, Geibel als scharf ausgeprägten Norddeutschen zu stempeln, besonders weil er gelegentlich Luther, dann den schwarzen Adler vom Nordstrand und Lübecks Weinkeller erwähnt. Dagegen ist aber einzuwenden, daß all das nicht seine Seele füllte, wo sie am tiefsten war. Das ließe sich aus zahllosen Stellen beweisen, wenn es nötig wäre, bewiesen zu werden, da er doch selbst singt:

„Denn kam ich auch am Ostseestrand
Das Licht der Welt zu suchen:
Mein Stammhaus steht im Frankenland
Im Dorf zu Wachenbuchen."

Damit ist ein wenig bei Geibel's Dichtungen zu rechnen! Hat seine Vaterstadt es sich zur Ehre angerechnet, den ersten deutschen Dichter seiner Zeit, wie er genannt wurde, an seinem Lebensabend bei sich zu haben, so darf nicht vergessen werden, daß die Wanderungen durch Griechenland und Italien ihm die Dichterweihe gegeben und daß München und die wärmende und glänzende Umgebung auf Geibel vorteilhaft eingewirkt haben. Es ist nur zu bedauern, für den Dichter selbst zu bedauern, daß er dadurch nicht aus ethischen und ästhetischen Gründen abgehalten wurde, seine Bücher mit etlichen Stellen zu verunzieren, die sowohl gegen den guten Geschmack als gegen die christliche Liebe verstoßen. Mag eine bekannte Literaturgeschichte sein Gedicht „Regen-

Digitized by Google

zeit" ergötzlich finden, so zeigen Strophen aus demselben, wie der Christ und Dichter verloren gehen, wenn blinder und blödder Haß waltet:

„Zwischen Dorn und Hagebutte
Truppweis' an des Pfades Rand
Steh'n sie, hier in weißer Kutte,
Dort im braunen Mönchsgewand.
Andre blähn gleich Kardinälen
Sich im flachen Scharlachhut,
Ach und vollends nicht zu zählen
Ist die schwarzgefleckte Brut.
Dicht geschart und immer dichter
Durchs Revier von Ort zu Ort
Wälzt das schwämmige Gelichter
Seine Propaganda fort." Usw. usw.

Solcher Banalitäten, die vielleicht den Dichter da und dort nur um so volkstümlicher machten, finden sich indes nicht allzu viele bei Geibel, immerhin mehr als genug. Man wird aber keinen einzigen katholischen Dichter, der diesen Namen verdient, finden, der etwas Ähnliches wie Geibel's „Regenzeit" gegen Andersgläubige verbrechen könnte.

Wer soviel von der Liebe Lust und Leid singt, wie Geibel, konnte es sich nicht versagen, die „junge Nonne" herzzerreißend anzuleiern, weil sie um ihren Liebeslenz gekommen sei. Einmal hat der gute Uhland das auch getan, aber feiner als Geibel. Doch wie dichterisch, wie kraftvoll und wahr steht Max von Schenkendorf, der edle, ruhig denkende Protestant und Freiheitssänger, solch sentimentalen Seufzern gegenüber mit seinem erhabenen Gesang: Auf den Tod einer jungen Nonne! — Das sind, möchte man sagen, Kleinigkeiten, wenn Geibel seine Liebeslieder auf eine Nonne ausdehnt und findet, daß etwas nicht stimmt. Kleinigkeiten; aber in ihnen liegt, wenn es nicht Leichtsinn ist, eine Tendenz gegen die alte Kirche, die schon zu des heiligen Ambrosius und Hieronymus Zeiten „junge Nonnen" kannte und ehrte. Welche Poesie liegt auf den Scheiteln der Marzellina, Schwester des heiligen Ambrosius, und jener letzten Scipionentöchter, die in Bethlehem unter der Leitung des heiligen Hieronymus lebten! Wer wirklich christlich sein will, kann nur aus leichtsinnigem Herzen solche „Junge Nonnen"-Lieder hervorholen. Zum wenigsten muß gegen solches Antupfen der zartesten Blumen der alten christlichen Kirche protestiert werden.

Geibel ist nun einmal Liebesliedersänger und verträgt noch die eine odere andere Randglosse, die mehr subjektiv ist, während die vorhergehende Bemerkung eine starkbetonte sein will und sein muß, wenn man bei Liebesliedern

Digitized by Google

nicht alles billigen will. Es ist wahr, Geibel's Liebeslieder sind im ganzen keusch und gesund; und das will bei der Überfülle derselben viel heißen. Aber nicht alle sind dichterisch ein Etwas, sind manchmal singbare Reimerei von Scheiden und Leiden, ohne poetischen Gehalt. Selbst „Ada", der seiner früh gestorbenen Gattin gewidmete Cyclus, ist weit mehr ein Werk der Pietät als wahrer Dichtkunst. Freilich, an einer Stelle dieses Cyclus zeigt sich Geibel als echten Dichter, dort, wo er dem Tod der Gattin, also zwischen Liebesfrühling und Herbstklage, die eine kurze Strophe widmet, die mehr ergreift als alles andere vorher und nachher:

„Wachst du noch einmal auf zum Schmerz
Aus dumpfem Schlaf, gedrücktes Herz?
Was schlägst du noch! O Gott, sie haben
Mein Weib und all mein Glück begraben." —

Die Kürze, die Unmittelbarkeit ist sonst nicht Geibel's Gepflogenheit. Viele Liebeslieder hangen zu fest an schönen Worten, nicht am Konkreten. Da macht aber ein Liebeslied eine so herrliche Ausnahme, daß es fast verdient, das einzige Liebeslied Geibel's genannt zu werden:

„Mein Roß geht langsam durch die Nacht,
In Blumen steht die Haide,
Am Monde ziehn die Wolken sacht,
Wie Lämmer über die Weide.

Da kommt ein selig Stillesein
In mein bewegt Gemüte;
Mir ist es, jetzt gedenkst du mein,
Du Herz von reiner Güte.

Es ist dein Gruß, was mir so lind
Im Windeshauch begegnet;
O fühl auch du den Gruß, mein Kind,
Der tausendmal dich segnet!"

Geibel war aber nicht derjenige, der seine ganze Liederkunst an ein Mädchenhaar hängt; er hat das politische Lied stark geliebt und besser gepflegt als die meisten andern; es ist kein Zweifel, daß die Zeit von 1847—1870 ihn dichterisch gehoben hat. Da muß es ihm vor allem zum Verdienste angerechnet werden, daß er Mannesmut genug besaß, seinem Freunde und Mitgesellen in Apoll, Freiligrath, im revolutionären Lied nicht Gefolgschaft zu leisten und Herwegh wegen seiner catilinarischen Tendenzen vor den Richterstuhl der Musen zu fordern. Geibel selbst, der Dichter, wehrt sich immer dagegen, Parteimann zu werden.

„Ich hör' es wohl, es rufen die Partei'n:
Komm her und woll' uns endlich angehören!
Der rüst'ge Harfner sei zu unsern Chören
Und schling' als Kranz dein Lied um unsern Wein."

Digitized by Google

Er will ein ruhiges, ewiges Nein antworten:

„Dem Wandrer bin ich gleich am Felsenhang,
Dem schroff die Wand sich türmt zur rechten Seite,
Zur Linken braust der See mit dumpfem Klang,
Doch rühr' ich fromm die Saiten, wie ich schreite,
Und oftmals will's mir dünken beim Gesang,
Daß mich wie Kaiser Max ein Engel leite."

Die Revolution machte er als Dichter nicht mit; denn mehr als alle Despoten haßte er den Pöbel, der mit zerfetztem Königsmantel angetan die Freiheit verletzte, die der Bürger der freien Hansastadt stets im Sinne trug. Er hat wenige so kräftige und dichterische Zeilen mehr geschrieben wie im Sonett:

„Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter wohlgereimt Geplänkel
Vom Sand der Nordsee bis zum waldgen Brenner!
Ein Mann ist Not, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den tollgeword'nen Renner
Mit ehrner Faust beherrsch' und ehrnem Schenkel."

Im Jahre 1847 schrieb Geibel der jungen Zeit seinen Glückwunsch, der Zeit von Erz; aber er sah sie versenkt in „Stoff und Wucht" und sein Herz ward von der Furcht befallen:

„Du möchtest einst im Rauche deiner Essen,
Im Trotze deines Riesenwerks vergessen,
Daß droben Einer sitzt auf ew'gem Thron,
So lang vergessen, bis er in Gewittern
Herabsteigt, was du bautest zu zersplittern,
Wie jenen Turm von Babylon."

Nach den Revolutionsjahren schaute Geibel immer wieder nach der Kaiserkrone aus; ihr hat er viel rhetorische Poesie gewidmet, aber mitunter auch echte Dichtung, so in den bösen Träumen des Jahres 1850:

„Ich ließ mein Rößlein grasen
Im Wald an Baches Rand
Und lag auf kühlem Rasen
Und dacht' ans Vaterland."

Dann träumt er von drei Dingen, vom königinnenlosen Immenvolk, von den Stäben ohne Band und vom Karfunkel, der am Wegrand liegt, statt die schönste Krone zu schmücken:

„Da wacht' ich auf beklommen
Und stieg zu Roß in Hast;
Die Sonne war verglommen,
Das Spätrot war verblaßt.
Im kühlen Abendschauer
Von dannen ritt ich stumm;
Mein Herz verging in Trauer
Und wußte wohl, warum."

Digitized by Google

So sang er weiter, wohl im unklaren, was da kommen sollte; nur daß er vorübergehend Feinde sah, wo keine waren, wenigstens nicht Feinde des großen Deutschland, das Minister von Stein in den napoleonischen Zeiten kannte und wünschte. Die Kriege von 59 und 66, zu denen der Dichter nachher Stellung nahm, lagen in ihrer diplomatischen Tendenz und in ihrem politischen Plane kaum klar vor seinen Geistesaugen. Jedenfalls aber war der römische Stuhl nicht mit den „Launen am Seinestrom" und mit dem „Koloß im Norden" in der Verschwörung, „Deutschlands Beruf" zugrunde zu richten, und es hätte des Zweizeilers nicht bedurft:

„Dann vergeblich seine Netze
Wirft der Fischer aus in Rom."

Am Vorabend des Bruderkriegsjahres 66 fühlte Geibel noch einmal — man fühlt es den warmen Strophen nach — den Schmerz oder er fühlte es vielleicht zum ersten und zum letzten Male, daß eine „eiserne Zeit" die beiden Reiche auseinanderreißen sollte.

„Sühnung hofft' ich manches Jahr
Und getrost zu neuen Siegen
Sah ich schon den Doppelaar
Mit dem Aar der Zollern fliegen."

Was Geibel damals hoffte und was später keine Politik der Diplomaten vermocht hätte, die nach Jeremias eher zum Ausreißen als zum Pflanzen in der ganzen Weltgeschichte geeignet ist, das ist durch den Weltkrieg 1915, am 100. Wiegenfeste Geibel's, Tatsache geworden: die elementare Volksseele beider Reiche hat den Doppelaar der Habsburger und den Aar der Zollern zum blutigen Siegesflug und wohl auch zur „Sühnung" zusammengeführt. Hätte Geibel das ahnen können, dann hätte er seine schöne, ehrliche Strophe anders singen müssen:

„Dort ein Kaisertum im Ost,
Hier ein Reich vom Fels zum Meere,
Eins des andern Schirm und Trost,
Beide gleich an Macht und Ehre —
Schöner Traum, wie liegst du weit!
Eisern, eisern ist die Zeit."

Es liegt ein Schmerz in dieser Strophe, der Geibel ehrt. Einen Kommentar zu diesem Schmerz findet man in den Schriften Ketteler's aus jener Zeit; für den Dichter selbst bedurfte es keines Kommentars; denn lieber stellte er doch seine Harfe in den Dienst und Glanz des Siegers!

„Wo an Böhmens waldigen Borden
Siebenmal die Schlacht getobt,

Digitized by Google

Hat der schwarze Aar vom Norden
Seiner Schwingen Kraft erprobt;
In den Staub von ihr getrümmert
Sank die Fessel, die so lang
Jeden Hoffnungstraum verkümmert,
Der aus deutscher Seele sprang."

Der Diplomat durfte so rasch und hart mit dem ehrwürdigen Alten brechen, der Dichter durfte das nicht tun. Er sollte nun aus dem Reich der Ewigkeit einen Sühnegang machen müssen, gerade in seinem 100. Geburtsjahr, um der alten Kraft und alten Treue, der Nibelungentreue der Donaumonarchie ein volles Lied zu singen. Er würde es ohne Zweifel tun und seinen „Heroldsrufen" wohl den ergreifendsten Ruf beifügen.

Es würde einen tausendstimmigen Widerspruch wachrufen, wollte man die Behauptung wagen: in den „Heroldsrufen" steckt mehr Poesie als in den zahllosen Liebesliedern und andern Gedichten Geibel's. Bei dieser Behauptung müßte man allerdings etwa fünf Liebeslieder, vier andere Lieder und drei Balladen ausnehmen, unter letzteren: „Des Deutschritters Ave", „der Tod des Tiberius" und „die Türkenkugel." —

Nicht alle Votivtafeln, die von den Literarhistorikern aufgehängt worden, sind auch unverrückbar! So wird der Dramatiker Geibel in den Büchern mit wenigen Zeilen abgetan oder eine längere Kritik läßt wenig Gutes von ihm übrig. Das Lustspiel „Meister Andrea" läßt man noch gelten, „König Roderich" und „Brunnhild" und fast noch mehr „Sophonisbe" werden abgelehnt. Und dann bleibt es dabei. Ist eine Opposition erlaubt? Die Tragödie „Sophonisbe" könnte sie ausgezeichnet begründen. Nicht nur ist die Sprache prächtig und die Trägerin vieler geistreichen Aussprüche; es ist der Aufbau des Ganzen klar, die Charakterentwickelung und Szenenentfaltung sind meisterhaft. Wie „Sophonisbe" im Widerstreit zwischen menschlicher Liebe und politischem Haß einem Scipio gegenübersteht, bis sie untergeht, ist höchst dramatisch dargestellt. Warum soll diese Tragödie kalt lassen? weil sie schon öfters behandelt wurde? weil sie dem Stoffe nach zu weit abliegt? oder gar weil Geibel nun einmal der Sänger der Liebe und der Herold ist und weil Sophonisbe nicht in sein Bild hineinzupassen scheint? So paradox es klingen mag: Sophonisbe ist eine der gewaltigsten und schönsten Tragödien, welche die deutsche Literatur besitzt! Der alte Geibel möchte mir lächelnd die Hand reichen: „Das darf man nicht so laut ausrufen. Das Urteil derjenigen, die die dicken Literatur-

Digitized by Google

geschichten schreiben und die Bühnen besorgen, ist nun einmal anders gefallen. Ich habe zwar auch still gedacht wie du. Aber der Dichter muß sich bescheiden können, und ich habe ja an Kränzen mein redlich Teil bekommen." — —

Eine alte Liebe zu Emanuel Geibel konnte beim Schreiber dieser Glossen selbst durch zwei Vorkommnisse nicht ausgelöscht werden; sie seien hier erwähnt, weil sie zeigen, wie ein Dichter allzusehr für sich selber eingenommen sein kann und wie äußere wuchtige Ereignisse sein Urteil trüben und seine Stimmung irreleiten können, nicht weil sie an sich bedeutungsvoll sind.

Voreingenommen für sich selbst und den eigenen Dichterruhm war Geibel, als er einem wahren und echten Lyriker, der dem Gefeierten einige Lieder zur Probe vorgelegt hatte, nach langer Zeit den harten Bescheid gab: er solle vergessen, daß er überhaupt jemals zu dichten versucht habe! Der so Verurteilte vergaß aber seinen Dichterberuf trotz alledem nicht, und wir haben einen Martin Greif! Geibel und Greif sind allerdings in einem Punkte verschieden: was jener in oft überschwänglicher Fülle sagt, läßt dieser aus seinen kurzen Liedern mitahnen und nachfühlen. Da hatte sich Geibel gründlich getäuscht, während Mörike sogleich den wahren Dichter erkannte. Zur „Sühnung" vielleicht ist's geschehen, daß auch Geibel durch boshaften Spott verkannt wurde und am Ende noch mehr durch übertriebenes, von Tendenzkritikern für ihren Parteizweck ausgebeutetes Lob.

Wuchtige Ereignisse haben sodann dem Dichter den klaren Blick und Adel der Gesinnung getrübt, bedauerlich getrübt. Als er den Traum von der Kaiserkrone verwirklicht sah, aber bemerkte, wie die alte, in ihren Grundfesten unwandelbare Kirche durch das vatikanische Konzil und gerade durch die sich erhebenden Stürme neuen Glanz auf den alten Grund sammelte: da vergaß der Dichter, daß er als Jüngling und Mann über den „Partei'n" stehen wollte und er zog als Greis mit seiner Harfe in das Lager der „Kulturkämpfer". Da fand man in Zeitungen Gedichte, die eines Geibel unwürdig waren. Legen wir sie beiseite — die Zeit trägt die Hälfte der Schuld und die andere Hälfte hat Geibel, seinem Dichtergenius folgend, zum voraus getilgt.

Wir wollen nicht vergessen, daß Geibel, wie soviele vor und nach ihm, dem unvertilgbaren, leuchtenden Worte der Schrift und dem kirchlich fühlenden Herzen folgend, der Mutter des Heilandes den Tribut der Poesie nicht verweigert hat. Schon im Ave des Deutschritters, aber auch anderswo ganz ureigen und motu proprio hat er es getan.

Digitized by Google

Wie der größte Dichter des rätoromanischen Engadins, der protestantische Gian Fadri Cadéras, Italien nicht verlassen konnte, ohne sein Ave Maria gesungen zu haben, so war Geibel ehrlicher Gralritter genug, der Königin aller Frauen zu huldigen in seinem Lied:

Das Ave Maria in Venedig.

Ave Maria! Meer und Himmel ruh'n,
Von allen Türmen hallt der Glocken Ton.
Ave Maria! Laßt vom ird'schen Tun,
Zur Jungfrau flehet, zu der Jungfrau Sohn!
Des Himmels Scharen selber knien nun
Mit Lilienstäben vor des Vaters Thron
Und durch die Rosenwolken weh'n die Lieder
Der sel'gen Geister feierlich hernieder.

O heil'ge Andacht, welche jedes Herz
Mit leisen Schauern wunderbar durchdringt!
O sel'ger Glaube, der sich himmelwärts
Auf des Gebetes weißem Fittich schwingt!
In milden Tränen löst sich da der Schmerz,
Indes der Freude Jubel sanfter klingt.
Ave Maria! Wenn die Glocke tönet,
So lächeln Erd und Himmel mild versöhnet.

Wilhelm Kaulbach hat uns ein Bild Geibel's gezeichnet, das uns vielsagend anblickt, besonders wenn man nach fast einem halben Jahrhundert seit der ersten Begegnung die ganze dichterische Erbschaft wieder prüft. Die hohe Stirn ist nicht eitel, sondern natürlich von Locken umrahmt; die Augen schauen sinnend, nicht bohrend ins Leben; um die Lippen spielt kein Trotz und man möchte sagen: was weniger Wahres und weniger Edles über diese Lippen kam, stieg nicht vom Herzen herauf, sondern von außen her auf diese Lippen. Um die Schultern liegt etwas wie ein warmer, weiter, mit Pose getragener Mantel, als habe Süddeutschland denselben dem Sohne des Nordstrandes in Liebe und gemütvoller Treue umgehängt. Unter dem Bilde steht von Geibel's Hand zierlich geschrieben: „Werde ganz, so wirst du stark. Emanuel Geibel."

Konnte er sein Wort erfüllen? Er hat darnach gestrebt. Irren ist menschlich. Das Gute und Große dankbar anzunehmen, das Schiefe und Kleine männlich abzulehnen, ist unsere Pflicht. Unvollständig, nur andeutend haben diese Zeilen Beides zu tun versucht, beides in aufrichtiger Schweizerliebe zum heimgegangenen Dichter Emanuel Geibel.

Digitized by Google

Die Stunde der Einkehr.

Erzählt von M. Herbert, Regensburg.

Die verwitwete Fürstin Steinalp-Hohenberg war in gewissem Sinne mit dem kürzlich verstorbenen schwedischen Dichter und Dramatiker August Strindberg geistesverwandt. Wie Strindberg in seinen Schriften mit aller Inbrunst des Widerwillens die Frauen zeichnete, so haßte die Fürstin die Männer; sie war darin blind wie alle großen Hasser und alle großen Liebenden.

Ihre kurze unbefriedigte Ehe hatte der Fürstin Erfahrungen gebracht, die sie nach der Art leidenschaftlicher Ichmenschen verallgemeinerte. Impulsiv und rasch schloß sie kurzerhand aus ihrem Schicksal auf das Schicksal aller Frauen. Es kam ihr bis jetzt nie der Gedanke, daß unglückliche Ehen immer durch das Verschulden zweier Menschen entstehen. Sie gehörte nicht zu denen, die tief in das eigene Gewissen hineinleuchten und täglich ihr Confiteor beten. Ihrer robusten, gesunden Lebensfreudigkeit lag viel Selbstgerechtigkeit zugrunde. Der Gemahl der Fürstin war ein durch die Schuld von Generationen und wohl auch durch eigenes Tun vorzeitig ermüdeter, untätiger und entkräfteter Mensch gewesen. Er besaß in seiner Mischung nichts von der lebenssprühenden Tüchtigkeit und Tatkraft seiner Gemahlin. Er schrieb feine, kleine, lyrische Gedichte, sammelte hauchzartes, altes japanisches Porzellan und haßte jedes laute Wort. Der neueste erotische Roman bedeutete ein Ereignis in seinen Tagen. Dabei besaß er eine lustige feminine Liebenswürdigkeit — er knüpfte bunte Bänder an seine Laute und schwelgte in gesuchten Farbeneffekten. Er verträumte die Sommer seines Lebens an einem Seestrand mit einer Zigarette zwischen den Lippen, dann erschienen ihm im Dunste des Meeres, der zum Lichte aufstieg, köstliche Traumbilder, die er zu erzählen liebte. Wenn er seine Geberlaune hatte, machte er dem Nächstenbesten kostbare Geschenke. Es gab Frauen, die seine anmutige Faulheit, seine vornehme Gleichgiltigkeit, seine blasierte Großmut, sein hochmütiges Fernstehen von allen Dingen und Fragen des Tages bezaubernd fanden. Seine ästhetische Weltfremdheit entzückte sie. Sie waren dekadent und von verfeinertem Luxus entnervt wie er. Die Fürstin aber empörte sich gegen dieses halbe Leben einer Dämmerseele. Sie war vollblütig, rastlos tätig. Sie entsetzte sich an diesem Manne, der sich parfümierte und stimulierte, der zuletzt nur einige Nachtstunden lang ein nervöses Scheindasein führte. Die ganze unverbrauchte Gesundheit ihres Wesens stand gegen den gebrechlichen Gefährten auf und sie machte aus der Verächtlichkeit, die sie empfand, kein Hehl. Gütig war sie nicht mit ihm umgegangen, wahrhaftig nicht, und die Schale ihres Spottes war oft genug über sein Haupt ausgegossen worden.

Als er starb, heuchelte sie keine Trauer. Es war ihr nicht viel anders zumute, als ob sie ein welkes Blatt im trägen Gleitflug vom Lebensbaum wehen sähe. Kaum daß ein flüchtiger Selbstvorwurf ihre Seele trübte. Es war nicht ihre Art, Kritik an den eigenen Handlungen zu üben. Sie kannte die Menschen, ohne sich selbst zu kennen. Alle Fragen des öffentlichen Lebens — politische, soziale — beschäftigten den regen Geist der Fürstin. Aufgepeitscht durch die einschlägige Lektüre und die Vorträge von Wanderrednerinnen ward sie eine fanatische Frauenrechtlerin, nicht

Digitized by Google

so fanatisch, daß sie, wie manche Damen der äußersten Richtung, berühmten Gattenmörderinnen Rosensträuße in das Gefängnis gesandt hätte, aber immerhin steckte die Fürstin randvoll von Vorurteil und Voreingenommenheit. Sie nahm bald im Frauenintereſſenverein der Großstadt, in der sie lebte, eine führende Stellung ein: sie liebte es, das Rednerpodium zu besteigen.

Dort erzielte ihre stattliche elegante Erscheinung und ihr festes, entschiedenes Auftreten großen Eindruck. Mit kurzen, derben, abgehackten Sätzen und im Brustton der Überzeugung pflegte sie zu erklären, daß die Männer geborene Rohlinge, verabscheuungswürdige Egoisten, entnervte Schwächlinge oder eine Rotte von Zwickern und Wüstlingen seien. „Et cetero censeo: Alles Unheil der Welt kommt einzig von den Männern" — so schloß sie jeden ihrer mit stürmischem Beifall aufgenommenen Vorträge. Damals war die hohe Zeit der Ehescheidungen. Männer und Frauen liefen in Scharen auseinander, die Welt schien voll von Ungeduldigen und Unverträglichen. Eine Flut von Frauenbriefen brach da über die Fürstin herein. Sie, die Wortkämpferin, wurde von ihren schwächeren und haltloseren Schwestern ausersehen, das ganze Elend ihres Daseins mittragen zu helfen. In diesen Episteln schwollen die Anklagen gegen den Mann zu einem breitgehenden Strom an. Die Welt mußte voll sein von brutalisierten, vernachlässigten, in den Boden getretenen Gattinnen, voll von Betrogenen und Verlassenen. Es fiel der Fürstin in ihrer halben Wahnidee nicht auf, daß alle Anschuldigungen einseitig waren und daß es ein Zeichen schweren Niedergangs ist, wenn die Klagelaute eines menschlichen Geschöpfes so überlaut an die Ohren Fremder gellen.

Die Fürstin war eine überaus aktive Natur. Sie wollte für ihre Überzeugung mit allem Gewicht ihrer Persönlichkeit eintreten. Sie verachtete das vornehme Dilettantentum so mancher ihrer Standesgenossen. Sie lachte über die Prinzessin Anastasia, die sich einbildete, eine bedeutende Malerin zu sein, da doch ein berühmter Professor ihren Farbensudeleien zu Form und Colorit verhalf, sie gab keine bei anderen entlehnte Gedichtsammlung heraus und veröffentlichte keine Memoiren, denn es widerstrebte ihr, neugierige Augen in das Elend ihrer Ehe einzuweihen. So tief sank sie nie herab.

Die Fürstin widmete sich der Landwirtschaft — der Pflege der heimischen Scholle. Sie brauchte eine Arbeit, deren deutliche Erfolge man vor Augen sah. Damit trat sie in die Fußstapfen einer fernen Ahnfrau ihres Geschlechtes, deren gewichtige Stalllaterne noch im Familienmuseum aufbewahrt wurde.

Die Fürstin betrieb große Viehzucht; sie besaß Gestüte und Ställe voll schöner Rinder, Schafherden und Schweineherden. Die Erzeugnisse ihrer Obstkulturen besaßen weitklingenden Ruf. Ihre Gesundheit war vorzüglich, ihre Energie ungebrochen; sie dehnte ihren Tag aus vom Hahnenkrähen bis zum Fledermausflug und spürte keine Ermüdung. Sie revidierte selber die Bücher der Verwalter und erwarb sich eine tüchtige Kenntnis der Gesetze, welche das Grundeigentum betreffen. Was sie tat, hatte großen Zug. Ihre Hauptschöpfung war eine landwirtschaftliche Schule für Frauen; dieser Anstalt widmete sie ihre beste Kraft. Sie erlebte dabei viel gutes, aber schwere Enttäuschungen blieben auch nicht aus. Die Töchter höherer Stände blieben der Schule beharrlich fern. Sie hielten es für unfein, wirklich zu arbeiten. Es waren meistens die Töchter kleiner Gutsbesitzer, welche Tüchtiges leisteten.

Immerhin war es schwer in dieser weiblichen Schule, das Gefühl für die Gerechtigkeit und Notwendigkeit strengster Disziplin zu erwecken. Das Schwunghafte, Unstete — die lebhaftere Phantastie der Mädchen

Digitized by Google

wollte sich nicht an Regeln binden. Das brachte die Fürstin auf ihre alte Lieblingsidee — das weibliche Dienstjahr, die Erziehung zu fragloser Unterordnung, fraglosem Gehorsam. Sie war überzeugt, daß bei einer strammen unnachsichtigen Erziehung die Leistungen des weiblichen Geschlechtes binnen eines Jahrhunderts die der Männerwelt ums zehnfache übersteigen würden, denn das weibliche Geschlecht habe, einige entsetzliche, durch die Großstadt gezüchtete Ausnahmen abgerechnet, noch guten Kern. Es war nicht entkräftet durch Alkohol und Ausschweifung, nicht herabgebracht durch geistige Überarbeitung, noch nicht allgemein entnervt durch das fressende Gift der Negation.

* * *

Mitten hinein in diese sozialen frauenrechtlerischen Bestrebungen der Fürstin brach der Völkerkrieg, brach diese übermächtige, erschütternde Umwertung aller Werte, die mit starkem Griff den Menschen ihre alten, trübflammenden Kerzlein aus den Händen riß, um hellohende Flammenscheite neuer Erkenntnis aufzupflanzen und selbst in die starrsten und härtesten Augen neue Erleuchtung zu bringen. Auch die Theorien der Fürstin Steinalp-Hohenberg konnten da nicht Widerstand leisten.

Ein wirbelnder Sturm flog in die Vorurteile ihrer Seele und zerblies sie wie Spreu. Sie ließen sich nicht halten gegenüber diesen schier endlosen Scharen todesmutiger Männer, die mit Gesang und jubelnder Begeisterung dem Kampf und der Gefahr entgegenzogen, als ginge es zu Spiel und Tanz. Sie wurde klein vor dieser riesenhaften Wirklichkeit. Die Fürstin sah breitschulterige Hünengestalten und blutjunge, schlanke Schößlinge der Nation hinausstürmen in das Feld der Ehre, leuchtenden Auges, strammen Schritts, umflossen vom Glanze der Vaterlandstreue und des Heldentums.

Eine solche wundervolle, einmütige Erhebung der männlichen Volkskraft mußte sie erschauen, eine so großartige Selbstverständlichkeit, daß ihre Einseitigkeit der Pflichterfüllung ihr klar ward, daß ihr Stolz und ihre Überlegenheit Züchtigungen und Lektionen empfingen, vor deren Wahrheit sie sich beugen mußte. Ja, es gab in der Welt doch nichts herrlicheres als ein ganzer, vollkommener Mann, der seine Schuldigkeit gegen Land und Volk bis ins tiefste Blut erfüllt. Die Fürstin erhob sich mit der großen Zeit zu neuer Größe. Sie begriff die Aufgaben der Stunde. Sie stellte die weiten, luftigen Räume ihres Schlosses für Lazarettzwecke zur Verfügung. Sie setzte ihre Kraft und ihren Reichtum ein, auch hier etwas Vollkommenes zu schaffen. Nirgends konnte ein Wunder und Müder, ein von dem Entsetzen der Schlachten bis zur äußersten Erschöpfung Abgehetzter besser aufgehoben sein, als in dem Lazarett der Fürstin Hohenberg. Die besten Ärzte, die tüchtigsten Schwestern, die tadellosesten Einrichtungen, die ungebrochene Stille eines schattigen alten Parkes: das alles bot wundervolle Erholung nach den grausigen Bildern von Mord und Tod draußen im Feld. Es waren keineswegs nur gesellschaftlich bevorzugte Verwundete, welche die Fürstin aufnahm. Arme Bauernburschen und Landwehrmänner waren ihr so lieb wie Offiziere und Akademiker.

Da wurde die berühmte Männerfeindin gewahr, daß sie ihre Ansichten aus den selbstisch gefärbten Berichten enttäuschter und überempfindlicher Frauen geschöpft hatte, und daß der breite, wogende und flutenreiche Strom tatsächlichen Lebens ganz andere Tränke der Erkenntnis bot als ein nur halb erfaßtes, persönliches Schicksal, das nur die Schwere eigener Lasten wiegt.

Sie lernte jetzt tausend Dinge nach. Sie fing an zu begreifen, daß nur breitestes Studium des Lebens und seiner tausendfach wechselnden

Digitized by Google

Verhältnisse das Gleichgewicht gerechten Urteils schafft und leise, aber unabweisbar kam ein Gefühl der Beschämung ob ihrer Einseitigkeit über sie. Sie hatte nun Gelegenheit, manchen Blick in glückliche Ehen zu tun. Sie sah Frauen an das Bett ihrer Männer treten, die in Liebe und Sorge zitterten. Sie las Frauenbriefe vor, aus denen heiße Angst um das höchste Glück des Lebens lohte.

Sie erlebte Szenen der Versöhnung und Reue an Sterbebetten. Da kamen ihre Stunden der Einkehr und die Zeit des an die Brust-schlagens. Das Wesen der Ehe, welche sie so lange eine unwürdige Sklaverei des Weibes gescholten, erschien ihr in ganz anderem Licht. Sie wußte nun, daß nirgends soviel Raum sein sollte für die hl. Charitas, für das Ertragen und Verstehen eines anderen, als in der Ehe, dieser innerlichsten und vielleicht wichtigsten aller menschlichen Beziehungen. Sie erinnerte sich, daß sie wie die meisten in die Ehe gegangen war mit dem blinden, selbstischen Wunsche nach Glück. Und sie hatte erstaunt und zerstreut aufgehorcht, als ihr der Priester bei der Trauung sagte, daß gerade vor jeder Ehe das Wort des Thomas à Kempis stehe: Mache dich mehr auf Geduld als auf Tröstung gefaßt. — —

Sicherlich hatte sie in ihrer Ehe keinen guten Kampf gekämpft und sie fühlte, daß sie der schönsten Krone des Lebens verlustig gegangen war. Alles, alles gewann ein neues Gesicht.

Nun lernte die Fürstin Männer aus dem Volke und der Mittelklasse kennen, die in Stunden schwerster Schmerzen die Bilder ihrer jungen Kinder an die fieberschwarzen Lippen preßten, als würde dadurch alles leichter und besser. Sie stand neben Sterbenden, die nicht an sich, sondern an das verlassene Weib und die unversorgte alte Mutter dachten. Sie schrieb mit bebenden Fingern Briefe nach ungelenkem und stotterndem Diktat, aus denen die gestaute Liebesfähigkeit eines nach außen Rauhen und Herben mit wundersamer Gewalt herausdrängte. Sie sah den Mann jetzt nicht als Mann, sondern als den tief in sich hinein Verscheuchten, im Grunde kindlichen, in seiner Gefühlsäußerung so heftigen, starken und oft ungestümen Menschen, und zum erstenmale packte die Idee sie, daß die Begriffe Mann und Weib nur zwei durch die Verhältnisse verschieden geartete Repräsentanten der Menschheit sind, jedes mit allen Menschenmöglichkeiten ausgestattet. Je nach den Verhältnissen trug ein Geschlecht dem anderen die Palme des Guten oder den Feuerbrand des Bösen voran. In dieser gewaltigen Zeit waren ohne Frage die Männer die großen Sieger, die ihr Leben für Weib und Kind in die Schanze schlugen.

Aber war es wirklich so hoch anzurechnen? Gingen nicht auch die Frauen bei jeder Geburt ihrer großen Tat für die Erhaltung der Nation durch das Tal des Todes?

So argumentierte die Fürstin mit sich selbst und gab sich die Antwort: Gewiß, sie taten es, aber ihr Opfer war doch passiver — ohne eigene Willensaufraffung von der Vorsehung über sie verhängt.

Dieser Heldenmut aber, der sich singend und lachend selbst mit Blumen schmückt, ehe er in den feindlichen Kugelregen hineingeht, ist etwas Größeres, Übermenschlicheres, die heiligste Tat der Tapferkeit.

Die Fürstin mußte täglich mehr umlernen und sie tat es mit einer neuen Demut im Herzen. Ihr Irrtum stand gegen sie auf und brannte ihr in die Seele. Sie tat manchen zagen, staunenden Blick in die vor ihr ausgebreitete, durch die Gewalt der Zeit aufgedeckte Mannesseele, in der das heilige Element des Lebens noch seine Kraft und Reinheit bewahrte.

Die Fürstin, welche in ihrer schlichten Schwesterntracht den Verwundeten ihres Lazaretts keinerlei Scheu einflößte, stand heute am Schmerzenslager eines armen Bauern. In den heißen Kämpfen um

Digitized by Google

Arras war ihm ein Arm und ein Bein weggeschossen worden. Er hatte schwere Blutverluste erlitten und erst seit einigen Tagen kamen für den Entkräfteten fieberfreie Stunden und Augenblicke klaren Bewußtseins. Die Fürstin empfand besondere Zuneigung für diesen armen Menschen mit dem durch furchtbares Leiden gezeichneten, von Grund auf einfachem und redlichen Gesicht, das der ursprünglichen Natur vornehm nahe kam. Das Kind im Manne, dem die hohe Frau in diesen erfahrungsreichen Wochen so oft begegnete, lebte in diesem armen Bauern besonders stark. Eine grenzenlose Vertrauensseligkeit, eine erschütternde Wehrlosigkeit gegenüber menschlicher Schlauheit und Bosheit war in seinem unbewußten Blick und eine rührende, natürliche Dankbarkeit für alles Liebe, das für ihn getan ward.

Der Mann hielt heute in der einen Hand, die ihm geblieben war, ein zerknittertes und geknülltes Fetzchen beschriebenen Papiers, über seine Wangen aber strömten unaufhaltsam in kristallenen Bächen silberhelle Tränen, wie Kinder sie vergießen. Sein Weinen schien aus unergründlichem Quell des Leidens aufzusteigen, trostlos und unstillbar. Die Fürstin hatte immer eine tiefe Verachtung gehegt für Männer, die weinten. Sie selber erinnerte sich nicht, daß ihrem Stolz je eine Träne abzuringen gewesen wäre. Und nun gar Tränen in Männeraugen! Was waren sie anders als Zeichen elender Nervenschwäche, mangelnder Beherrschung! Aber vor *diesen* Männertränen machte sie erschüttert halt. Sie fühlte, daß sie einem grausamen Schicksal, einer entsetzlichen Ungerechtigkeit, einer zerschmetternden Nachricht gelten mußten. Fast hätte sie *mit* dem Manne geweint.

Der Verwundete war von seinem Schmerz so überwältigt, daß er auf die gütige Ansprache der Dame keine Antwort fand. Da nahm sie ihm den schmutzigen Zettel aus der Hand und las einen groben, unorthographisch geschriebenen Brief:

„Liber Karl,

Da du wirklich keinen Griffling und keinen Trittling mer hast, muß aus sein mit uns. I hob ein kurates (grades) Mannsbild geheuratet und will keinen Kribbel nich zu Tod füttern, der mir keine Arbeit mehr verrichten kan. Deine Kinder kannst auch widder abholen. — — —"

Die Fürstin hatte gräßliche Verwundungen und Blutungen ohne Wimperzucken geschaut, aber dieses Dokument weiblicher Härte und Grausamkeit trieb ihr das Blut aus den Wangen. Ein noch nie gekanntes Gefühl der Beschämung über ihr Geschlecht einem Manne gegenüber packte ihre Seele an. Ihr ganzes Wesen strömte über von Mitleid mit dem verlassenen Menschen da vor ihm. Sie kniete neben seinem Bette nieder, faßte seine Hand und sagte: „Niemand hat ein größeres Recht zu weinen als Sie! Sie ließen für Weib und Haus Blut und Leben, um rohen Undank zu ernten. Ich aber werde alles gut machen. Ich will wie eine Mutter für Sie sorgen lebenslang! Und Ihre Kinder sollen bei Ihnen sein. Mit Gottes Hilfe werden wir tüchtige Menschen daraus machen."

Der Mann sah durch seine rinnenden Tränen in das Gesicht der Fürstin, er sah nicht das Gesicht eines Weibes, sondern das eines gütigen Menschen, hinter dessen Versprechungen ein starker Wille steht, und aus der Tiefe seines Elends, der Nacht seines Grams kam ein leise gestammeltes „Vergelts Gott!"

Digitized by Google

Die völkerrechtliche Stellung des Apostolischen Stuhles.

Von Prof. Dr. U. Lampert, Freiburg (Schweiz.)

(Schluß.)

5. Der Besitz eines unabhängigen Gebietes ist für den Papst wohl eine Bürgschaft seiner völligen Handlungsfreiheit, aber nicht die ausschließliche Grundlage seiner völkerrechtlichen Stellung. Es kommt auf die rechtliche Art des Gebietens, nicht auf den Schauplatz desselben an. Souverän ist, wer im Besitze eines niemanden unterworfenen, obersten Regierungsrechtes sich befindet. Ob diese Machtfülle weltlicher oder geistlicher Natur sei, bleibt sich für den Souveränetätsbegriff gleich. Der Papst hat daher eine doppelte Souveränetät, begründet einerseits durch seine auf göttlicher Mission und apostolischem Amt beruhende geistliche Jurisdiktion über die Universalkirche, deren Gebiet der ganze von Katholiken bewohnte Erdkreis ist und anderseits durch seine nie rechtlich aufgehobene weltliche Herrschaft über das römische Gebiet.

Der völkerrechtliche Einfluß des Papstes war von jeher ein großer, nicht wegen seines Besitzes von italienischem Gebiet. Der Papst war im christlichen Mittelalter als das Haupt der christlichen Völkerfamilie anerkannt. Bei ihm wurde daher die Aufnahme in die christliche Staatengemeinschaft nachgesucht; Länder, deren Völker sich selbständig gemacht hatten, erhob er auf ihr Gesuch nach Erwägung der Umstände zu Königreichen. Er vertrat die geistige Macht des göttlichen Gesetzes; er hatte die anerkannte Kompetenz, den Mißbrauch der Fürstengewalt in den christlichen Staaten zum Seelenheil der Gläubigen in die Schranken zurückzuweisen, und nach diesem Grundsatz wurde seine Hülfe öfters angerufen. Prinzipiell hatte Innocenz III. in der Decretale Novit (1204) in der Streitsache zwischen dem englischen und französischen König, die vor das päpstliche Forum kam, die Berechtigung dargetan, über Verletzung des christlichen Sittengesetzes auch im Verkehr der Fürsten unter einander zu entscheiden. Wir haben daher auch Beispiele, wo ein Fürst beim Papste anfragte, inwiefern er einen Krieg ohne sein Gewissen zu beschweren, unternehmen dürfe. Auf dem 3. Laterankonzil 1179 proklamierte der große Papst Alexander III. die Verpflichtung, im Kriege die friedlichen

Digitized by Google

Einwohner des feindlichen Landes und ihr Gut zu achten.[1]) Berühmt ist die Vermittlung Alexanders VI., der mit der Bulle Inter caetera vom 4. Mai 1493 im Streit zwischen Portugal und Spanien hinsichtlich der neuentdeckten Länder nach den kühnen Fahrten des Kolumbus die Interessensphäre beider Staaten abgrenzte. Es war nichts Seltenes, daß Fürsten sich und ihr Land unter den besondern Schutz des apostolischen Stuhles und des hl. Petrus stellten. Häufig wurde für besonders wichtige Akte des Völkerlebens die Bekräftigung des Papstes nachgesucht. Beim Papste fanden die Völker in Ermangelung anderer Mittel einen Stützpunkt für geordnete Beziehungen. Gerade das erhabene Amt der Päpste als Vermittler in den völkerrechtlichen Streitigkeiten wird von Leibnitz hervorgehoben und noch 1869 hat der berühmte englische Publizist David Urquhart die Errichtung eines völkerrechtlichen Tribunals unter dem Vorsitz des Papstes in einer besonderen Schrift empfohlen. Unsere Zeit muß sich ohne solche sittliche Faktoren im heutigen Völkerverkehr zu helfen wissen mit dem künstlichen politischen Gleichgewicht: „Aber solange nur die Gerechtigkeit des Neides und der Eifersucht die schützende Macht der Ruhe ist, solange nur mechanisch Gewicht und Gegengewicht berechnet wird, damit jeder wisse, es sei auf der andern Seite soviel Kraft zum Widerstand als auf der seinen zum Angriff, solange das Gleichgewicht nicht auf einem sittlichen Schwerpunkt ruht, solange kann jeder Staat, dessen Kraft wächst oder der die Gewichte anders zu verteilen weiß, das Gleichgewicht verrücken und solange ist in letzter Linie jeder Staat zur Wahrung seiner Rechte auf seine Macht gestellt." (Trendelenburg.) Ja, unsere moderne Zeit hat es mit ihrer Politik ohne Moral bis zur gegenwärtigen Weltkatastrophe gebracht! Sie hat keine Ursache, hoffärtig auf die Verhältnisse des christlichen Mittelalters herabzusehen.

6. „Würdig und natürlich für den Oberhirten einer allgemeinen Kirche erscheint ein schiedsrichterliches Amt, wenn es um den Frieden zu erhalten, von den Parteien angerufen wird." Dieser Gedanke des protestantischen Völkerrechtslehrers Heffter hatte sich im Jahre 1885 bei dem oben erwähnten Streitfalle wegen der Karolineninseln zwischen Deutschland und Spanien verwirklicht. Im Jahre 1895 wurde wieder Leo XIII. wegen einer Grenzstreitigkeit zwischen Haiti und St. Domingo als Schiedsrichter gewählt. Im folgenden Jahre verwendete sich der Papst beim Negus Menelik von Abessinien, dem Besieger Italiens, für die

[1]) Cap. 2 X, 1, 33 de treuga et pace.

Digitized by Google

Freilassung der italienischen Gefangenen. Die päpstliche Vermittlung im Streit zwischen Spanien und der nordamerikanischen Union betreffend Cuba vom 2. April 1898 scheiterte — trotz Unterstützung von Seite Deutschlands, Österreichs, Frankreichs, Rußlands und Englands — schließlich an der rein imperialistischen, auf das Machtprinzip gestützten Haltung der Union.[1]) Angeregt durch die päpstliche Enzyklika vom 2. Mai 1888 unternahm Kardinal Lavigerie seinen rührigen Feldzug gegen die Sklaverei und den Negerhandel. Diese Initiative führte zur völkerrechtlich bedeutsamen Generalakte der Brüsseler Konferenz (16. Nov. 1889 — 2. Juli 1890). Die erste Haager Friedenskonferenz vom Jahre 1899 verdanken wir der Anregung Leo's XIII., der durch seinen Internuntius in Haag, Msgr. Tarnassi den russischen Kaiser zur Einberufung der Konferenz bestimmte.[2]) Der Zar selbst drängte darauf, daß der Papst auf diesem internationalen Kongresse vertreten sei. Allein er hatte nicht gerechnet mit der Eifersucht Italiens. Dieses befürchtete, daß der Apostolische Stuhl bei diesem Anlaß die römische Frage aufrollen würde; aus diesem politischen Motive drohte Italien mit Nichtbeteiligung für den Fall der Einladung des Papstes. Wegen der Abrüstungsfrage wurde auf dieses Veto des papstfeindlichen Dreibundgenossen schließlich Rücksicht genommen. Dieser Vorfall hatte jedoch in der ganzen Welt peinliches Aufsehen erregt. Völkerrechtsschriftsteller vom Range eines Olivart, ferner Lapradelle Despagnet, Chrétien ꝛc. haben diese Nichteinladung des Papstes lebhaft kritisiert als einen Fehler vom Standpunkt des Rechts und der Politik und bedauert für den Erfolg der Konferenz,[3]) denn die Geschichte des Papsttums, sein gegenwärtiger Charakter und sein ganzer Daseinsgrund beweist, daß das moralische Interesse des Apostolischen Stuhles an der friedlichen Ausgleichung der völkerrechtlichen Streitigkeiten viel bedeutender ist als dasjenige aller weltlichen Mächte. Deshalb hat denn auch die Königin von Holland, um den schlechten Eindruck des peinlichen Vorfalles abzuschwächen, am 7. Mai 1899 in einem sehr sympathischen Schreiben den Papst um seine moralische Unterstützung der Konferenz in ihrer Residenzstadt ersucht, worauf Leo XIII. am 29. Mai in seiner Antwort den hervorragenden sittlichen Zweck des Konferenzunternehmens belobte. „Für solche Unternehmungen, führte

[1]) Vgl. Revue gén. de droit intern. publ. V, 645 ss.
[2]) Vgl. American monthly Review of Reviews, Sept. 1899, p. 336.
[3]) Vgl. Revue gén. de droit intern. publ. VI, 103. 281 ss, 840, 858, 864 ss.

Digitized by Google

der Papst aus, glauben wir, daß es ganz besonders in unsere Aufgabe falle, nicht nur eine moralische Unterstützung zu leisten, sondern wirksam daran mitzuwirken, weil es sich handelt um einen überaus edlen Gegenstand, der seiner Natur nach innig verbunden ist mit unserem hehren Amt, das durch den göttlichen Stifter der Kirche und infolge der Überlieferung vieler Jahrhunderte eine Art hoher Investitur als Friedensvermittler besitzt."[1])

Gerade der heutige Tiefstand der Völkermoral bringt den Staatsmännern aller Mächte zum Bewußtsein, daß im Papsttum ein mächtiger Faktor in der Ordnung der internationalen Beziehungen gegeben ist. Daher der Eifer der kriegführenden Mächte, sich jetzt des Einflusses beim Papste zu versichern. Noch während des Weltkrieges ist von England und von Holland eine Gesandtschaft beim hl. Stuhle errichtet worden. Der holländische Ministerpräsident führte in einer prächtigen staatsmännischen Rede aus: „Die Gesandtschaft knüpft kein Band zwischen dem Staat und der katholischen Kirche; die Natur der Gesandtschaft wird allein dadurch bestimmt, daß man im Papste eine bedeutende internationale politische Macht erblickt. Das ist die Wirklichkeit. Man kann das bedauern, aber an dieser Tatsache ist nichts zu ändern. Es gibt kein gewichtigeres politisches Zentrum, das im Interesse des Friedens Einfluß ausüben kann, als gerade der Vatikan. Wir müssen damit zusammenarbeiten, und deshalb ist die Gesandtschaft nötig. Wir besitzen unter den Mächten bloß einen bescheidenen Platz, aber der Papst gehört zu den Großmächten." (Kammerverhandlungen vom 10. Juni 1915.)

Bei dieser Sachlage haben die Staaten mit ganz oder teilweise katholischer Bevölkerung ein eigenes Interesse, daß der Papst nicht als der Untertan eines Staates erscheine[2]), damit er auch nicht entfernt in Ausübung seines erhabenen Amtes als das politische Werkzeug einer bestimmten Macht erblickt oder verdächtigt werden könnte, welches irgendwie infolge einer Abhängigkeit dem Drucke einer Regierung nachzugeben Gefahr laufen würde. Der Papst muß bei allen Staaten als unbeeinflußt gelten, damit seine Akte mit unbefangener Gesinnung aufgenommen werden können.

7. Dieses internationale Interesse wird nicht befriedigt durch das italienische Garantiegesetz. Denn die Unabhängig-

[1]) Beide Schreiben wurden in der Schlußsitzung der Konferenz am 29. Juli 1899 verlesen und dem Protokoll einverleibt

[2]) In diesem Sinne ausdrücklich Bonfils, Droit intern. publ. 7 éd. Paris 1914. n. 375.

Digitized by Google

keit und völlige Aktionsfreiheit des apostolischen Stuhles darf nicht erscheinen als eine von Italien gewährte Konzession. Deshalb hat der Kardinalstaatssekretär Antonelli am 8. November 1870 in der Zirkularnote an die Nuntiaturen schon die Unhaltbarkeit der italienischen Garantien dargelegt: „Eine Autorität, die nur inkraft einer Konzession lebt und wirkt und folglich vom guten Willen oder von der Laune des Konzessionärs abhängt, eine solche Autorität lebt nicht durch eigenes Leben und kann ihren Einfluß nicht üben hinaus über die ihr gezogenen Grenzen, die ihr von ihren inneren oder äußeren Verhältnissen bestimmt werden." Dieser Standpunkt ist auch von Pius IX. in dem Apostolischen Schreiben Ecclesia Dei vom 2. März 1871 festgehalten.

Statt durch einen internationalen Akt, wie anfänglich in Aussicht gestellt worden war, verbürgte man diese „Garantien" durch ein einseitig von der italienischen Staatsgewalt erlassene Gesetz. Der italienische Kronjurist Scaduto gesteht übrigens in seinem Kommentar zu diesem Gesetz offen ein, daß Italien ohne die Rücksicht auf die europäischen Mächte dem Papste nicht einmal die im Garantiegesetz enthaltenen Bürgschaften gewährt hätte, sowie daß Italien, wenn für den Heiligen Stuhl von der Mehrzahl der Mächte ein größeres Maß der Unabhängigkeit nachdrücklicher beansprucht worden wäre, auch hierin sich gefügt haben würde. Welchen Wert aber die formellen Zusicherungen des italienischen Staates für den Papst haben, hat jüngst der Staatsrechtslehrer Laband [1]) sehr drastisch gezeigt.

Die italienische Regierung bekundet nicht einmal den Willen, jenen fortwährenden Beleidigungen und Schmähungen ein Ende zu machen, denen die Person des Papstes durch die Presse und die Hetzreden in Rom ausgesetzt ist. Diese Tatsache beleuchtet hinreichend die Wirksamkeit des Garantiegesetzes. Man braucht nicht etwa auf die Haltung der Regierung gegenüber den schändlichen Vorgängen am 12./13. Juli 1881 zu verweisen, wo ein entmenschter Pöbel auf dem besten Weg sich befand, die Leiche Pius IX. bei der behördlich erlaubten Ueberführung zur definitiven Grabstätte in den Tiber zu werfen und den religiösen Leichenzug auf der ganzen Strecke in unsagbar rohen Tumulten profanierte, was von ministerieller Seite als patriotische Kundgebung bezeichnet wurde, die allen wegen der Skandale Angeklagten die königliche Amnestierung zusicherte. Daraus kann man den Schluß ziehen, auf welchen Schutz des Gesetzes der

[1]) Deutsche Juristen Ztg. 1915, Nr. 13/14, 644.

Digitized by Google

lebende Papst vertrauen kann, sobald er sich außerhalb des Vatikans zeigen wollte!

Die tatsächlichen Verhältnisse, wie sie durch die außeritalienische Anerkennungspraxis der Staaten befestigt sind, erscheinen gegenwärtig wichtiger für die Unabhängigkeit der Freiheit des Papstes als „wertlose Gesetzesworte" (Laband). Wenn daher, wie Holtzendorff[1]) sagt, „die Stellung des Papsttums . . . weder blos eine kirchliche Angelegenheit, die nur die Katholiken betrifft, noch auch nur eine Angelegenheit der italienischen Staatsgesetzgebung, sondern vor allem eine völkerrechtliche Frage ersten Ranges ist, so liegt es in der Natur der Sache, daß für internationale Interessen auch Bürgschaften völkerrechtlichen Charakters bereit sein sollten. Diese Bürgschaften der Unabhängigkeit und Immunität des Papstes müssen notwendiger Weise auch dessen nur dem Apostolischen Stuhle verantwortlichen Minister umfassen, da dieselben für die in dem immunen Bereich ausgeübten Akte dem Urteil einer auswärtigen Autorität unterworfen sein können.[2])

8. Die katholische Kirche, zu der sich über 200 Millionen Seelen bekennen, ist ihrem Wesen nach international. Daher erblickt Fiore, der bedeutendste italienische Völkerrechtslehrer, in dieser Kirche ein völkerrechtliches Rechtssubjekt, weil sie auf Grund der Gewissensfreiheit sich selbständig gebildet und einen über alle Staaten hin ausgehenden universalen Organismus mit zentraler Regierung aufweist und als eigenberechtigte Persönlichkeit dasteht. Dieser Schriftsteller hätte noch hinzufügen müssen, daß der öffentlichrechtliche Charakter dieses internationalen Rechtssubjektes sich ergebe aus dem Gewicht seiner Vollmachten, die Millionen von Gewissen für sich verbindlich anerkennen, und aus der überragenden Bedeutung seines Einflusses auf das öffentliche Völkerleben.

Wie immer man aber die Stellung der Kirche zur Völkerrechts-Gemeinschaft konstruieren will, so muß die einzigartige völkerrechtliche Stellung ihres Oberhauptes zu-

[1]) In Revue de droit intern. et de législat. comparée, VIII, 23.

[2]) Baumeister Martinucci klagte beim Zivilgericht in Rom auf Zahlung eines Restbetrages für Arbeiten im Vatikan gegen den päpstlichen Kardinal-Staatssekretär nnd Majordomus. Der beklagte Teil leistete der gerichtlichen Vorladung keine Folge. Das Gericht erklärte sich merkwürdigerweise kompetent, wies aber den Kläger ab, weil seine Forderung unbegründet war. Gegen diese Einmischung der italienischen Gerichte in Sachen des Vatikans richtete sich die Zirkularnote des Kardinal-Staatssekretärs Jakobini an die bei den weltlichen Mächten beglaubigten Nuntien vom 11. September 1882. (Archiv für Kirchenrecht Bd. 49, S. 286 ff.)

Digitized by Google

gegeben werden. Diese ist auch tatsächlich in der Staatenpraxis anerkannt. Die Oberhoheit des Apostolischen Stuhles schließt nicht nur die Unterwerfung unter die Staatsgewalt einer weltlichen Macht aus, sondern sie bringt es durch die katholische Kirchenverfassung mit sich, daß der Papst in allen Staaten mit katholischen Untertanen ein Recht der Einmischung, Aufsicht, Überwachung, Disziplinargewalt und Kirchengesetzgebung hat. Dies begründet eine Souveränität, eine Unabhängigkeit in Jurisdiktionssachen, deren Gebiet sich überallhin erstreckt, wo auf dem Erdenrund Katholiken sind, die gemäß ihrem Glauben im Papste den obersten Gesetzgeber und Richter ihrer Kirche erblicken. Weltallgemein ist in diesem Sinne die Oberhoheit des Papstes zugleich in allen diesen Staaten fühlbar, ohne der Staatsgewalt erreichbar zu sein. „Wenn Rom noch einen Abglanz seiner früheren Weltherrschaft bewahrt hat — meint ein französischer Völkerrechtslehrer — wenn die Blicke des ganzen Erdkreises auf die ewige Stadt gerichtet sind, so verdankt es dies nicht den Ruinen des Forums, des Kolloseums oder der Thermen Caracallas, sondern ganz allein dem Papsttum." Die Weltmission, die Christus dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern auf dem Stuhle zu Rom übertragen hat, ist für die Katholiken eine kirchliche; für alle Völker aber ist die päpstliche Autorität durch ihre internationale Friedensarbeit eine hervorragende, segensreiche. Daher muß das Kleinod der souveränen Freiheit des Papstes durch die unausgesetzte Wacht und die stürmischen Forderungen des geeinten katholischen Volkes auf der ganzen Erde gegenüber der italienischen Politik verteidigt werden!

Digitized by Google

Die katholische Sprache.

Von Pfarr-Rektor R. Mäder-Basel.

Nicht nur jedes Volk und jede Zeit, auch jede Religion, jede Philosophie und jede Partei hat ihre Sprache. Eine Sprache, die Niemand lernen und sprechen kann als wer ihren Geist hat. Denn die Sprache ist die geheime Offenbarung der Seele. Darum wird naturgemäß innerhalb des gleichen Sprachgebietes je nach dem religiösem und politischem Credo eine weitere Differenzirung eintreten.

Wir müssen so schreiben und reden, wie Niemand sonst schreiben und reden kann, als wer mit dem gleichen Taufwasser besprengt, mit dem gleichen Chrisam gezeichnet und am gleichen Tische das Brot des Lebens ißt. Also katholisch!

Eine konfessionslose Sprache ist deswegen gerade so unmöglich wie eine konfessionslose Religion. Wäre sie dennoch möglich, so wäre sie charakterlos. Und Charakterlosigkeit ist Selbstmord. — Derartige religiös-literarische Selbstmordversuche an der katholischen Individualität scheinen allerdings so häufig werden zu wollen, daß man fast von einer Epidemie sprechen möchte. Auf jeden Fall zeigt im allgemeinen das protestantische und sozialistische Schrifttum viel mehr Rassigkeit. Darum kämen wohl zur Zeit auf den von Hansjakob gewünschten **Index langweiliger Bücher** erschrecklich viele von katholischer Herkunft. Alles Allgemeine, das von „Jedermann" geschrieben sein könnte, ist langweilig.

Wenn von katholischer Stilistik gesprochen werden dürfte, dann müßte sie vorab ein Kapitel über die Klarheit haben. Weil die Worte nicht da sind, um Gedanken zu verbergen, ist erster Zweck der Rede der, verstanden zu werden. Verstanden und geglaubt zu werden! Die Wahrheit soll in so scharfen Umrissen, so ausgeprägt dastehen, daß zwar nicht Jeder von ihrem Glanz überwältigt sie annehmen muß, aber immerhin Jeder weiß, woran er mit ihr ist.

In seinen Kartons aus dem deutschen Kirchenleben schildert Beda Weber den im Volke noch immer fortlebenden P. Roh: „Er treibt auf dem unbezwinglichen Felsen der

Digitized by Google

katholischen Dogmatik die Gemse hinaus an die äußerste Kante mit dem unerbittlichen Jagdruf: Ergib dich oder stirb! Männern, die nie weinen, tritt die stürzende Träne ins Auge bei dieser furchtbaren Konsequenz der Wahrheit, die alle Grundfesten des Lebens erschüttert."

Es handelt sich uns hier nicht um die rhetorischen Kraftmittel, welche das Jawort der Zustimmung erzwingen. Es handelt sich einfach darum, daß wir so sprechen lernen, daß man selbst bei größter stilistischer Einfachheit der Wahrheit nicht mehr ausweichen kann, ohne ihr ins Angesicht geschaut zu haben. Es kommt unendlich viel darauf an, wie etwas gesagt wird. **Worte sind mehr als Kleider. Also mehr als Modeartikel.** Es gibt Worte, auch abgesehen von den sogenannten technischen Ausdrücken, die allein das sagen, was gesagt werden muß. Sie sind hart, scharf, kantig, vielleicht sogar unverschämt, aber sie sind klar und wahr und deswegen notwendig. **Papst Pius IX. wollte, daß den Worten die richtige Bedeutung zurückgegeben werde. Eine andere zeitgemäße Forderung wäre die, daß den Ideen die richtigen Worte zurückgegeben werden.**

Soll das Abgeschliffene, Nichtssagende, Oberflächliche, nur Andeutungsweise aus unserer katholischen Sprache verschwinden, so werden wir **das Studium des göttlichen Wortes auch nach seiner sprachlichen Seite** viel zielbewußter betreiben müssen. „Gottes Sprache! Erhaben über alle Sprachen, tönende Liebe, schallende Macht und Weisheit, jedes Wort ein Gesetz, das ewig durch das All erklingt, dem ehrfurchtsvoll alle Geister im Weltall lauschen, jedes Wort ein Keim der Ewigkeit, ein Fels, den die ganze Hölle nicht umstürzen kann, ein Brot des Lebens für die staunenden anbetenden Engel." (Better) Gottes Sprache, mag sie oft noch so tief und geheimnisvoll klingen, sie ist andererseits von erschreckender und unheimlicher Deutlichkeit, wenn wir uns hinter den Bäumen des Gartens versteckt haben.

Was Christus betrifft, so kann darauf hingewiesen werden, daß er nach heutigem Strafrecht, wenn er jetzt unter uns lebte, wohl in zahllose Verbalinjurienprozesse verwickelt werden würde, weil seine Redeweise das zulässige Normalmaß von Deutlichkeit überschreite. Auch in zensurfreien Zeiten! Es ließe sich ganz leicht aus den Predigten Jesu eine Sammlung von Zitaten herstellen, die unser sogenanntes geläutertes Sprachempfinden wahrscheinlich als unevangelisch ablehnen würde! Und doch sind wir im Zeitalter des Heiligen Geistes und die Weltperiode des Heiligen Geistes soll

Digitized by Google

die der Klarheit und Wahrheit sein!! Gewiß, wir sollten mehr unsere Klassiker studieren, Christus, Isaias, Paulus, Johannes. Die katholische Sprache hätte hier mehr zu lernen als bei den Modernen, die sie deswegen, insoweit sie gesund sind, nicht zu verachten braucht.

Die katholische Sprache! Wer sie kennen will, der wird seinen Geist bei den Kirchenvätern und den großen Theologen der Vorzeit ausbilden. Katholische Redeweise muß man bei den Theologen lernen. „Je mehr unter uns Katholiken", schreibt P. Weiß in seinen »Lebens- und Gewissenfragen«, „die Abneigung überhandnimmt gegen alles, was fest und klar und greifbar ist in der Theologie und in den kirchlichen Sitten und Einrichtungen, und je mehr die Vorliebe zunimmt für die moderne form- und farblose Ausdrucksweise, desto mehr arbeiten wir an der Auflösung des kirchlichen Lebens und Denkens." Das Problem mag hier nur angedeutet werden. Wenn Owen in einem großen Bilde die Advokaten darstellt, wie sie mit ihren Federkielen die Gerechtigkeit ermorden, könnte vielleicht auch einmal später ein Maler aufstehen, der die Ermordung der katholischen Wahrheit durch die Literaten zum Gegenstand wählt, die Ermordung der Wahrheit und der Religion.

Ein anderes Problem der katholischen Sprache: Die Treffsicherheit. Beim Wiederaufbau Jerusalems werden wir in der einen Hand die Kelle, in der andern das Schwert führen müssen. Die Methode des rein positiven Vorgehens ist gewiß sehr gut gemeint. Sie bezeichnet auch das vor allem Notwendige. Aber in unserer Zeit des modernistischen Relativismus, der Teilung des Wahrheitsgutes, genügt es nicht, daß ich Recht habe; ich habe auch den Nachweis zu führen, daß der Andere nicht Recht hat.

Nun muß die Ritterlichkeit in Abwehr und Angriff als ein im allgemeinen so unbestrittener Vorzug unserer zeitgenössischen Polemik betrachtet werden, daß wir sie nicht im mindesten in Frage stellen möchten. Ritterlichkeit ist aber keine Donquichotterie. Der Ritter will auch im Kampfe Mensch und Christ sein. Er würde aber zur lächerlichen Figur, wenn er sein Menschen- und Christentum darein setzen würde, zu zielen ohne zu treffen. Die erste Schützenregel heißt: Man muß treffen. Meinetwegen rauchloses Pulver aber nicht pulverloser Rauch! Das Falsche, auch wenn es Goliath heißt, soll nach Davids Vorbild mit Stirnschuß erlegt werden. Nicht Verwundete sondern Tote! Gegen Böswillige wiederholen wir, daß wir vom rein geistigen Kampfe reden.

Digitized by Google

Tatsächlich haben wir nun das Empfinden, daß unser katholisches Schrifttum, insofern es nicht gegen eigene Leute sondern gegen Andere sich ausspricht, die scharfen Patronen nicht liebt. Die Sprache hat und zwar mit bewußtem System weder Treffsicherheit noch Durchschlagskraft. Der Kampf ist ihr mehr Manöver als Ernstfall. Sie begreift nicht, daß **in einem kontradiktorischen Verfahren immer einer von zweien als Toter auf dem Felde liegen bleiben muß. Dem Falschen gegenüber ist das Wahre zu nichts Anderem berufen als zum Vernichtungskampfe und umgekehrt.**

Jarke erinnert in seinen Schlagworten an einen Ausspruch des Grafen Vaublanc in Betreff der Verteidigungsanstalten, die man am 10. August 1792 in den Tuillerien getroffen. „In den Tuillerien", so sagt der Graf in seinen Memoiren, „war man nur mit Mitteln beschäftigt, den König zu retten, und gerade darum ist er untergegangen. Hätte man sich vielmehr mit den Mitteln beschäftigt ihn triumphieren zu machen, so wäre er nicht untergegangen." Und Jarke fügt dem bei: „So wahr ist es, daß **Jeder, der der Revolution gegenüber bloß verteidigungsweise verfahren wollte, noch zu allen Zeiten unterlag. Offenem, entschlossenem, kühnem Angriffe ist sie nicht gewachsen. Dies gilt nicht bloß von der bewaffneten Revolution. Worauf man unser Streben für die Rettung der Gesellschaft beschränken will, das ist die Rettung, welche zum sicheren Untergange führt. Und was man von diesem Streben ausschließen will, das ist der Triumph, ohne den eine Rettung nicht möglich ist.**"

Dr. J. Langbehn hat in seiner protestantischen Periode den gleichen Gedanken mehr vom national-deutschen Standpunkt aus betont: Zu jeder Sympathie gehört eine Antipathie. **Liebe und Unbarmherzigkeit sind die beiden Eigenschaften, deren ein Arzt und Reformator bedarf. Wohledel und gestrenge soll der Deutsche sein. Er soll dem Schönen dienen und das Schlechte unerbittlich bekämpfen. Für ihn gibt es von rechtswegen nur ein einzig Gesundes,** die Eisenfaust im Sammethandschuh.

Wir wollen nicht mißverstanden sein. Wir sind gegen alles Rohe, Gemeine, Gewalttätige, persönlich Beleidigende. Wir sprechen nur den Gedanken aus, daß die Sprache der Ecclesia militans zu weichlich schüchtern geworden ist. **Die Zeit, von der Christus redet, die Zeit, wo man vieles noch nicht ertragen kann, soll jetzt vorbei sein.** Wir müssen zeigen, daß wir für die dritte Weltperiode reif sind, stark für starke Speise. Und ist das Volk das

Digitized by Google

Brot noch nicht gewohnt, unsere Sache ist es, dasselbe daran zu gewöhnen.

Noch Eines! **Wir fordern für unsere Sprache mehr Proselytismus.** Wer schreibt und spricht, der schreibt und spricht, damit Andere seine Ideen zu ihrem geistigen Eigentum machen. **Jeder Schriftsteller und vorab jeder Redner gibt. Jeder Leser und Zuhörer nimmt.** Je mehr diese proselytische Kraft der Sprache zum Durchbruch kommt, desto größer ihre Triumphe. De Maistre hat vor 100 Jahren das Französische als eine Eroberersprache bezeichnet. Die Gedanken eines Franzosen hätten eher ihren Lauf durch ganz Europa vollendet als die des Schriftstellers eines andern Landes ihren Gang durch eine Provinz. „Il y a dans la langue française une force prosélytique qui passe l'imagination." Wir haben hier diese Ausführungen des geistvollen Savoyarden nicht auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Auf jeden Fall hat er selber wie Wenige es verstanden, durch seine Sprache ganz Europa zu beeinflussen. Auf der andern Seite ist es bedauerlich, wenn es immer mehr in unsern Kreisen Sitte zu werden scheint, jeden Willen zur Beeinflussung ausdrücklich oder stillschweigend abzulehnen. Als ob der Menschengeist das Recht hätte, das Wahre unter Schloß und Siegel zu setzen. Als ob wir nicht gerade deswegen die Sprache und die Schrift bekommen hätten, um der Wahrheit alle Tore zu öffnen. Als ob man die Wahrheit lieben und gleichgültig zuschauen könnte, ob Andere sie kennen und annehmen oder nicht. Hier ist Eigentum Diebstahl. Gute Ideen sollen Nationalvermögen werden. Noch besser gesagt: Welteigentum.

Am Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dies war im Anfang bei Gott. Alles ist durch dasselbe gemacht worden, und ohne dasselbe wurde nichts gemacht, was gemacht worden ist. In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen . . . Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.

So stehts. Am Anfang war das Wort! Das Wort, der ewige wesensgleiche Sohn des Vaters, das Licht vom Lichte, schuf Alles. Das Wort, das geschaffene Wort, Licht vom Lichte des Sohnes, muß auch heute wieder hineinblitzen in die Finsternis, um eine neue Welt zu schaffen. Wenn einmal die Schöpfungsgeschichte dieser neuen kommenden Zeit geschrieben werden wird, dann wird sie beginnen wie die Weihnachtsbotschaft des Adlers von Patmos: **Am Anfang war das Wort!**

Digitized by Google

Die Weide

Von Leo Sternberg, Rüdesheim.

Eine Winterweide, die knospend im Waſſer ſteht,
wo die große Wallfahrtſtraße vorübergeht . . .

Pilger und Pilgerin — wer des Weges zieht,
bricht ein paar Kätzchen vom Strauche und nimmt ſie mit.

Und jeder Bildſtock im Felde, weit und breit,
hat bald ſein ſilbernes Sträußchen — der Herr am Holze, die Heiligen in Händen,
Maria am Kleid.

Ein Stummel blieb. „Wie ſiehſt du aus,
Perlhaarige? Kamſt du aus dem Krieg nach Haus?“

Fragt der Wind, den der Abend hergebracht.
„Ich habe die Erde ſchön gemacht!“

Und von den Leidensſtationen, die ganze Straße entlang,
tönte ſilbern dazu ein klarer Geſang.

Digitized by Google

Verschollen!

Erzählung aus dem Volksleben von M. Buol

(Fortsetzung).

„Warum das Tuch? Er ist ja gar nicht entstellt!“ wandte sie sich an die Magd.

Die ließ sich nicht aus ihrer Ruhe bringen. „Im Spital tun wir alle geschwind verlucken“, bemerkte sie. Nur für kleine Kinder werde da ein Ausnahme gemacht, weil das Engel seien.

Mit dieser Erklärung ging sie hinaus. Johanna aber vertiefte sich mit schmerzlicher Liebe in den Anblick dieses edeln Greisengesichtes, in dem sie eine Ähnlichkeit mit Giovannis männlicher Schönheit fand. O Giovanni! Wo lag wohl er begraben? In welchem Winkel der neuen Welt hatte er seine letzte Ruhe gefunden, der arme Verschollene? Sie wußte es nicht, würde es wohl nie erfahren. Nie, nie würde sie den traurigen Trost haben, an seinem Grabe zu knien und es mit Blumen zu schmücken.

Und während sie so dachte, kam ihr ein Einfall. Was sie für Giovanni nicht tun konnte, das wollte sie für Giovannis Vater tun. Er sollte es schön haben nach seinem Tode, und wenn sie auch den armen Rest ihres Ersparten drangeben mußte.

Sogleich ging sie hinaus und verlangte nach der „Vorsteherin“ des Spitals.

Eine ältliche Schwester erschien, leicht gebeugt mit schlürfendem Gange. Aus dem schneeweißen Staufen (der hohen Haube, die die barmherzigen Schwestern der Tiroler Provinz tragen,) blickte ermutigend ein gutes, verhutzeltes Gesicht.

Mit leichtem schwäbischem Akzent fragte sie die fremde Frau, was sie wolle, und ob sie mit dem Verstorbenen verwandt sei.

„Seine Schwiegertochter bin ich. Ich möchte anständig für die Leiche sorgen. Könnte man nicht Blumen bekommen?“

„A paar Blumestöckle hätt mer wohl in unserer Hauskapell'“, sagte die Oberin und erklärte sich gerne bereit, sie zur Verfügung zu stellen.

„Auch einen Kranz auf die Bahre wünsche ich,“ sagte Johanna mit großer Bestimmtheit.

Die Oberin schien etwas erstaunt. „An Kranz? Wolle Sie an Kranz spendiere?“

Digitized by Google

„Es ist mein letzter Gruß an ihn," erwiderte Johanna.

„Mit Verlaub, Frau, Sie sein kei Hiesige?"

„Eine Sächsin bin ich," sagte Johanna mit einem Anflug von Selbstbewußtsein. „Bei uns zu Lande ehrt man seine Toten!" fügte sie bei.

Die gute Schwester nahm den Vorwurf, der aus diesen Worten klang, gar nicht übel. „Ja, wenn die Frau an Kranz will, bei uns im Ort kriegt sie freili keinen. Da muß sie zum ersten Frühzug auf die Bahnstation gehn und muß mit der Tragerin rede, die alle Tag' in die Stadt fahrt. Die wird's scho mache. Und wegen dem Begräbnis muß sie mit dem Pfarrmeßner all's ausmache und muß auch sage, ob die hochwürdigen Patres Kapuziner mitkomme solle, und ob's vielleicht gar sollt' a bürgerlichs Begräbnis sein".

Die feine stolze Art Johannas hatte der Oberin sichtlich Eindruck gemacht. Ganz schüchtern brachte sie noch die Einladung vor, im Spital zu übernachten. „'s is freili net vornehm bei uns!"

Johanna war herzlich froh über diese Einladung. Sie mußte ja mit jedem Kreuzer rechnen. Aber das sagte sie nicht; sie sagte nur, sie sei dankbar, unter demselben Dache bleiben zu dürfen wie ihr lieber Toter.

Sie brachte nun die Blumenstöcke, die ihr von der Oberin überlassen wurden, in die Totenkammer. Zwei Primelstöcke waren's und vier dunkle Cinerarien. Die stellte sie neben die Leiche und machte sich lange damit zu schaffen. Zuerst die Primeln zu Häupten. Dann aber schien es ihr, als wenn die fröhlichen, rosigen Blumenkinder zum fahlen Totengesichte schlecht paßten. Und so mußten sie weiter hinunter und den purpurfarbigen Cinerarien Platz machen.

Während sie in solcher Weise immer wieder an dem spärlichen Blumenschmucke etwas zu ordnen fand, kamen, einer nach dem andern, die Pfleglinge des Spitals herein, gebeugte Männer in Schlafröcken aus Zwilch, und alte Humpelweiblein; darunter ein paar verbundene Köpfe und Arme, denen ein kräftiger Jodoformgeruch entströmte. Der Frau waren die fremden Leute zuwider. Was hatten denn die hier zu suchen? Der Tote gehörte ihr ganz allein. Aber nach einer Weile fiel es ihr anders ein; es war doch schön, daß der Tote Teilnahme weckte.

Jeder, der neu eintrat, tat so ziemlich dasselbe; er bückte sich nach dem Buchszweige im Becken, sprenkte Wasser und murmelte etwas von ewiger Ruhe und ewigem Lichte.

Ihr gefielen diese Worte. Sie hatte sich über das Leben im Jenseits nie viel den Kopf zerbrochen; aber sie

Digitized by Google

glaubte fest an die Unsterblichkeit der Seele und war überzeugt, daß der alte Faustino es jetzt gut habe.

Nach einen Weilchen sagte ein altes Weib mit müder, zitternder Stimme: „Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes", und begann den Rosenkranz. Den Seelenrosenkranz, wie man ihn in Tirol bei Toten zu beten pflegt. Sie betete vor; die andern antworteten.

Johanna stand indessen mit verschlungenen Händen neben der Leiche. Ihre Stellung war die einer Betenden, aber ihr Geist sann und träumte. Träumte von dem, was Giovannis und Faustinos Traum gewesen war, von Rigos großer Zukunft. O ja, zwei Männer waren an des Knaben Wiege gestanden; die hatten ihn in ihre Arme nehmen und hinaufheben wollen, hoch, hoch, daß kein Nonsbergerkind so hoch hinaufkäme wie der kleine Rigo Larcher von den Seehäusern. Nun waren sie beide weg, und sie stand allein mit ihren schwachen Frauenarmen, aber mit einem Herzen voll mutiger Liebe. Und was die andern nur *gewollt* hatten, sie würde es vollbringen.

Tags darauf beim ersten Frührot ging sie auf die Bahn. Bald erschien das Botenweib, das jeden Morgen in die Stadt fuhr, eine stattliche Alte mit einem guten Bauerngesichte.

„Ich brauche einen Kranz für einen Verstorbenen", sagte Johanna. „Wenn Sie mit dem Mittagszuge zurückkommen, hole ich den Kranz auf der Station ab."

„Gemachte Blumen?" fragte die Alte.

„Sie meinen künstliche? Ach nein, frische natürlich!"

„Ah so? Ja, was darf er denn kosten?"

„Das kommt gar nicht in Frage. Dreißig Kronen, auch mehr noch, wenn er nur schön ist. Sie werden freilich einen fertigen Kranz nehmen müssen, weil die Zeit drängt. Aber vielleicht kann man in der Blumenhandlung noch etwas dazugeben. Flieder, Tulpen, Veilchensträuße. Auch eine einzelne Rose".

„Was nicht noch!" unterbrach die Alte, „Rosen sind keine in der ganzen Gegend nicht!"

Aber Johanna wußte es besser. In der Gegend hier freilich, da gab es noch keine, aber die Blumenhandlungen ließen sich solche Spezialitäten weither vom Süden kommen. „Kurz, lassen Sie mir den Kranz nur recht fein und schön machen".

Johanna sah recht anmutig aus in dem einfachen aber geschmackvollen Trauerkleide, das sie seit Lorenzos Tod trug.

Digitized by Google

Das Botenweib betrachtete sie aufmerksam. Die gehörte sicher zu einem der reichen Gäste, die im nahen Sanatorium „Hocheppan" ihre Genesung erhofften.

„Ist etwa die polnische Gräfin gestorben?" fragte sie unvermittelt und dachte dabei an eine Schwerkranke da drüben, die schon lange zwischen Leben und Tod schwebte.

Aber Johanna wußte dabei nichts von einer polnischen Gräfin.

„Für wen ist denn nachher der Kranz?" wollte die Alte wissen. Und sie begründete ihre Neugier. „Ich frag nur wegen der Schleife. Was sollt' denn etwa drauf stehn?"

Richtig, die Schleife! Darauf hätte Johanna fast vergessen!

„Lassen sie eine schwarze Schleife machen mit der Inschrift: »Dem teuern Toten: Johanna und Fritzchen«".

Dann drückte sie dem Botenweibe drei Zehnkronenscheine in die Hand.

Als der Zug abgefahren war, überlegte Johanna, was das Botenweib von einer Gräfin gesagt hatte. Und sie freute sich im Stillen, daß man sie nicht für ein gewöhnliches Weib aus dem Volke hielt. Wenn ihr Sohn einmal ein Herr wäre, sollte er sich seines Mütterleins nicht schämen müssen.

Zum Mittagszug kam sie wieder und nahm den großen Karton in Empfang. Das Botenweib sagte, sie habe einen besonders schönen Kranz mitgebracht, und mit der Schleife sei auch alles in Ordnung, aber die Frau schulde ihr noch fünf Kronen.

„Ist freilich viel für so etwas, was morgen schon hin ist," bemerkte sie halb für sich.

Aber Johanna zahlte gern und ging. Kaum sie in der Leichenkammer war, löste sie den Bindfaden, schlug den Deckel der Schachtel zurück, und vor ihr lag nun ein kleines Paradies von Duft und Schönheit. Zwei leichte Palmenzweige berührten sich an den Spitzen; daran reihten sich kleine Zweige von Iler, fest und zierlich zugleich. Zwischen dem Immergrün lugten Veilchen hervor, kunstreich auf verdecktem Drahtgerüste festgemacht, kleine Sträußchen zuerst, dann immer größere. Und unten, wo der Kranz sich weitete, da war's ein wahrer Blütengarten. Flieder, Hyacinthen, weiße Rosenknospen, alles so reich und so duftig, daß man sich nicht satt sehen konnte. Die Schleife war ein breites Moiréeband mit goldenen Fransen. Darauf in Goldschrift die Namen „Johanna" und „Fritzchen".

Sorgsam hebt Johanna den prächtigen Kranz aus dem Karton und legt ihn über die Leiche. Die feinen Palmwedel berühren die arbeitsmüden Hände des Nonno, und über seine groben Schuhe fallen die schweren Seidenschleifen mit den

Digitized by Google

goldenen Lettern. O wie schön ist nun Giovannis Vater geschmückt, o wie freut sich Johanna! Nun hat sie getan, was sie tun konnte! Und vielleicht sieht ihr Herzlieber vom Jenseits ihre Blumenspende. Und vielleicht weiß er auch, daß diese duftende Spende in Wahrheit nicht seinem Vater gilt sondern ihm selber!

Diesen Nachmittag hatten die Leute im Dorfe viel zu schauen und zu reden. Vom Spitalgebäude weg ging ein Armenbegräbnis. Ein einziger Priester führte den Zug, und hinter der Bahre schritten nur wenig Andächtige. Auf der Bahre aber lag ein wundervoller Kranz mit leuchtenden Blumen und flatternden Bändern. Kein Graf hätte einen schöneren haben können.

Hinter dem Sarge schritt Johanna als einzige Leidtragende, den Kopf leicht erhoben, im Hochgefühle erfüllter Kindespflicht. Sie war noch nie bei einem katholischen Begräbnisse gewesen, sie ahnte nichts von den Gnadenströmen, die die Kirche über die Bahre ihrer Kinder ausgießt. Ihr war es nur ein süßer, stolzer Trost, das Grab von Giovannis Vater zu zieren wie das Grab eines hohen Herrn. Sie hatte es den Leuten von Sankt Pauls gezeigt, wie man seine Toten ehrt.

Als das Grab sich über dem alten Faustino geschlossen hatte, stellte der Küster ein großes Kupfergefäß auf den Grabhügel und der Geistliche trat hinzu, pflanzte ein Kreuzlein aufs Grab und sprengte Wasser aus dem Gefäß. Auch die Anwesenden kamen und sprengten Wasser. Johanna tat wie die andern. Dieses Betauen des frischen Grabhügels schien ihr etwas Liebliches und Geheimnisvolles; sie hielt es für eine schöne Volkssitte.

Die Beter entfernten sich einer nach dem andern. Sie blieb allein zurück. Und ihr war, als kniee sie am Grabe Giovannis. Lange kniete sie und weinte leise und fühlte sich doch fast glücklich dabei. Und ehe sie ging, ordnete sie noch sorgfältig den lieben, schönen Kranz, daß der ganze Grabhügel davon bedeckt wurde und wie ein Garten aussah.

Als sie den Kirchhof verlies, dunkelte es. An ein Heimgehen war nicht mehr zu denken. Doch die gütige Oberin gab der einsamen Frau gern auch für diese Nacht noch Obdach.

Am folgenden Morgen, ehe sie den Berg hinaufstieg, besuchte Johanna nochmals den Kirchhof. Da waren aber die Blumen im Kranz schon welk geworden. Der Flieder besonders. Auch die Veilchen ließen ihre Köpflein wirr durcheinander hängen und gaben das Geheimnis preis, daß sie nur auf Draht stünden. Und einige Rosenknospen hatten

Digitized by Google

über Nacht eine häßliche, bräunliche Farbe bekommen. Ach, all die lieben Blumen waren vielleicht weit hergereist, und hatten sich nur mit Mühe kurze Zeit aufrecht erhalten! Nun brach ihre Frische zusammen.

Ein unbestimmtes Weh durchzog Johannas Herz. Ihr tat es leid, nochmals zum Grabe gekommen zu sein. Sie hätte lieber den schönen Eindruck von gestern in sich bewahren sollen: ein frischer Hügel und darüber ein voller, lachender Lenzeszauber.

Nun war mit den frischen Blumen auch die süße Stimmung dahin, die Stimmung wohltuender Wehmut, womit sie gestern der teuern Leiche gefolgt war. Gestern war sie froh gewesen, die einzige Leidtragende zu sein. Die Anwesenheit der stolzen Koflerbäuerin hätte sie gestern noch als eine Störung empfunden. Wäre Emilia an ihrer Seite hinter der Bahre gegangen, dann hätten die Leute wohl *sie* für die Kranzspenderin gehalten, nicht die arme, fremde Schwiegertochter des Toten.

Und noch eins war gestern gewesen. Heller Abendsonnenschein und lichtblauer Himmel und ein rosiges Schimmern auf den Bergen. Und heute war alles grau und trübe. Wer sagt doch, daß der Frühling die schönste Zeit des Jahres ist? Er ist doch nur die Zeit der wechselnden Stimmungen, die Zeit, wo sich die Sonne am liebsten verschleiert, und der Himmel sich am schnellsten umwölkt. O, wie einsam und traurig fühlte sich Johanna heute unter diesem grauen, schweren Himmel, bei diesem halbwelken Grabkranze! Sie und ihr Kind allein, mutterseelenallein in der Welt! Alle andern Menschen nur kalte Fremde!

Als Johanna aus dem Kirchhofe trat, war es ihr, als liege ein feuchter Schleier über die Landschaft gebreitet.

Aber der feuchte Schleier lag nicht über der Landschaft, er lag auf ihren Augen! (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Mystik des Islam

Von Dr. Wilhelm Oehl, Freiburg

(Schluß.)

Die biographische Literatur ist bei den muhamedanischen Mystikern reicher entwickelt als bei den christlichen. Von den fast zahllosen Sufibiographien haben wir in der Einleitung gesprochen und die bedeutendsten namentlich angeführt: die großen Sammelwerke von Ferîd ud-dîn Attâr, von Dschâmî, von Scharânî und von Menawi. Auch der sehr vielen Einzelbiographien und der Selbstbiographien wurde Erwähnung getan. Den christlichen Mystikern und Mystikerinnen dürften kaum so viele und so vielfache Lebensbeschreibungen zuteil geworden sein. So prächtiger, wenn auch legendenhafter Biographien, wie sie Perser von ihren berühmten Sufischeichs haben, können wir uns nicht rühmen, etwa für Eckehard oder Tauler. Aber immerhin haben wir genug Einzelwerke wie auch Sammelbiographien. So schrieb Elsbet Stagel vierzig Biographien der gottseligen Nonnen im Kloster Töß bei Winterthur. Die Priorin Katharina von Gebsweiler verfaßte von den Schwestern des Klosters Unterlinden in Kolmar neunundvierzig Lebensbeschreibungen. Das Leben der heiligen Marina von Escobar beschrieb ihr Geistesführer Luis de Puente, das der Marie von Bignies schrieb Jakob von Vitry. Unmittelbar nach dem Tode Hildegards schrieben die Mönche Gotfried und Dietrich ihr Leben nieder. Das merkwürdige Leben der heiligen Lutgardis schrieb Thomas von Chantimpré. Und so gibt es viele Biographien mittelalterlicher Mystiker. Auch Autobiographien gibt es, von der heiligen Theresia und dem seligen Suso. Bei den Hagiographen des Islam ist übrigens zu beachten, daß sie keine pragmatische Geschichte des Lebens bieten, sondern mehr eine lose, äußerliche Aneinanderreihung von Tatsachen, von Aussprüchen. Dagegen ist z. B. Susos Vita, wie sie Elsbet Stagel aufzeichnete und er selbst dann überarbeitete, mehr eine eingehende Schilderung seines reichen Innenlebens, keine Memoiren im modernen Sinne.

In einem andern Punkte sind die christliche und die islamitische Mystik ganz gleich: in der außerordentlich fleißigen Kommentierung gewisser Hauptwerke. Und an den Kommentaren war es nicht genug, es wurden dazu obendrein noch Subkommentare, Superglossen verfaßt. So

Digitized by Google

sind ja auch alle die vielen Kommentare zu Pseudo-Dionysius eigentlich Subkommentare, da Pseudo-Dionysius selber die Werke seines Lehrers Hierotheos erklärt, die „Elemente der Theologie" und die „Liebeshymnen". Die Zahl der Kommentare zu persischen und arabischen Dichtern ist Legion. Was wollen da die zwei Kommentare zum Hadîkat des Senâî sagen, was die drei Kommentare zu des älteren Suhrawardî Hajâkil un-nûr, was die vier Kommentare zum Gulschen-i-râz, was die zwölf Kommentare, die man zu Fârids großer Tâîje und ebenso zu Arabîs Fusûs schrieb, — wo die Erklärungen zu Dschelâl ud-dîns Methnewî, einem Hauptkanon aller Sufi, oder zu Saadîs Werken einfach zahllos sind! Ebenso wenig kann man alle Erklärungen und Paraphrasen und Homilien zum Hohenliede und zur Apokalypse, zu Dionysius' vier Werken aufzählen. Um das prachtvolle Helldunkel der Dionysianischen Mystik ganz aufzuhellen, haben in Syrien Josef von Huz, Phokas von Edessa und Johann von Dara gearbeitet, in griechischer Sprache haben ihn Johannes Skythopolitanus, Maximus Konfessor, Georg Hieromnemon, Andreas von Kreta, Psellus und Pachymeres kommentiert, bei den Lateinern Skotus Erigena, Hugo von St. Viktor, Johann von Salesbury, Robert Grosseteste, Thomas von Vercelli, Thomas von Aquin, Bonaventura, Albertus Magnus, Dionysius Karthusianus, Eck, Monilia, Dahy, Josef vom heiligen Geiste und viele Andere. Hand in Hand mit dem Kommentieren ging das Übersetzen. Die bedeutendsten Werke der arabischen Mystiker wurden ins Persische, der persischen Mystiker ins Arabische übersetzt, dann weiter ins Türkische, ins Hindustani und in andere Sprachen. Auch unser Pseudo-Dionysius wurde oft übersetzt, so ins Syrische, ins Arabische und Armenische; ins Lateinische wurden seine Schriften vom 9. bis zum 17. Jahrhundert eilfmal übersetzt: von Hilduin von Rheims, von Skotus Erigena, Johannes Sarazenus, Thomas von Vercelli, Ambrosius Traversari, Marsilius Ficinus, Faber Stapulensis, Clauserus, Perionius, Lansselius und Corderius.

Wir haben bereits von der Frauenmystik im Islam gesprochen. Wie sich in Indien Frauen an der theosophischen Spekulation beteiligten, so kennt auch der Islam eine Nonnenmystik. Doch hat hier das weibliche Element bei weitem nicht soviel Einfluß gehabt wie in der katholischen Mystik. Es hängt das mit der Stellung der Frau im Islam zusammen. Im christlichen Europa ist die Mystik vielleicht zur Hälfte Frauenmystik. Viele Klöster wurden geradezu Pflanzstätten der edelsten Gottesliebe, so in Deutschland das

Digitized by Google

berühmte Kloster Helfta bei Eisleben, die schon erwähnten Klöster Töß und Unterlinden oder Schönensteinbach im Elsaß, Ötenbach bei Zürich, Katharinental bei Diessenhofen, Engeltal bei Nürnberg. So viele wunderbare Frauengestalten wie etwa in Töß Anna von Klingenau, Jützi Schultheß, wie Beli von Liebenberg, Jutta von Schönenberg, Margareta Fink, Metzi von Klingenberg, wie Elsbet von Ungarn — solche Engel im Frauenkleide gibt es unter den Sufinonnen kaum viele, trotz Takî ud-dîn Abû Bekr's Sammelbiographie berühmter Sûfijje.

Einigemale schon berührten wir nebenbei die Wechselbeziehungen zwischen indischer Theosophie und sufischer Mystik. Daß einzelne Lehren und Übungen von Indien nach Persien und von da weiter nach dem westlichen Islam gelangten, ist von vorne herein wahrscheinlich und wird auch allgemein angenommen. Vielfach aber ist man irrigerweise geneigt, die indischen Einflüsse zu überschätzen und den Sufismus ohne weiters als Ableger der pantheistischen Vedântaphilosophie und der asketischen Jôgapraxis zu betrachten. So behauptet Winternitz im 1. Band seiner „Geschichte der indischen Literatur": „Von den mystischen Lehren der Upanischads zieht sich ein Gedankenstrom zur Mystik des persischen Sufismus, zur mystisch theosophischen Logoslehre der Neuplatoniker und der alexandrinischen Christen bis zu den Lehren der christlichen Mystiker Eckehard und Tauler und endlich zur Philosophie des großen deutschen Mystikers des 19. Jahrhunderts — Schopenhauers." Gewiß, Schopenhauer steht direkt unter indischen Einwirkungen; aber daß die Logoslehre, dieses echt griechische Geistesprodukt, indischen Ursprunges oder doch Gehaltes sei, ist absolut unerwiesen. Ganz ähnlich behauptet Garbe im „Grundriß der indoarischen Philologie" von der Sâmkhyaphilosophie und dem Jôga: „In die ersten Jahrhunderte nach Christus fällt die eigentliche Blütezeit des Sâmkhyasystems und der Einfluß, den es vermittelst der damaligen regen Beziehungen zwischen Indien und Alexandrien auf die Gestaltung der gnostischen und neuplatonischen Lehren geübt hat." „In unverkennbarer Weise haben nicht nur Sâmkhyaideen, sondern auch die speziellen Jôgalehren auf den Neuplatonismus eingewirkt. Insbesondere zeigt sich dies in der asketischen Moral Plotins und in seiner Lehre von der Konzentration des Denkens, die nach ihm zu einem plötzlichen, ekstatischen Erschauen Gottes führt . . . . Ferner gehören hierher die phantastischen und abergläubischen Vorstellungen des späteren Neuplatonikers Abammon . . . . Auch in die Lehren des Sufismus scheinen Anschauungen

Digitized by Google

des Jôgasystems übergegangen zu sein. Die Kontemplation, die mystische Ekstase und das Streben nach der Vereinigung mit Gott bei den Sufisten weisen wohl auf eine Beeinflussung von Seiten der jüngeren Jôgalehren hin. Doch bedarf die Frage noch einer genaueren Untersuchung." — Das Letzere ist allerdings der Fall, und die bedingte Aussageform ist sehr am Platze. Wenn auch wahrscheinlich der Gnostizismus und sicher das Sufitum von Indien her beeinflußt sind, so trifft dies für den Neuplatonismus kaum zu. Es muß mit allem Nachdruck betont werden, daß der Neuplatonismus voll und ganz und gar aus der älteren griechischen Philosophie erklärt und abgeleitet werden kann. Die uralten Elemente des Pythagoräismus, des Platonismus, des Aristotelimus und der Stoa reichten vollständig hin, um das mystische Pantheon der neuplatonischen Spekulation zu erbauen. Wenn überhaupt merkliche Einflüsse asiatischen Denkens anzunehmen sind, so kann das nur gelten von der Spätzeit, dieser letzten Stufe griechischer Philosophie. Der griechische Ursprung des Neuplatonismus steht seit Zellers „Geschichte der griechischen Philosophie" fest. Wie die Sufimystik mittelbar und unmittelbar aus dem Neuplatonismus entstanden ist, haben wir früher ausführlicher dargelegt. Die indischen Einflüsse sind durchaus sekundär und haben nur eine bereits vorhandene mystische Spekulation und Praxis etwas modifiziert und einzelne Momente dazugetragen.

Jedenfalls reichen die Einwirkungen der Upanischaden, des Sâmkhya und des Jôga ziemlich weit in die ältere Zeit des Sufismus zurück. Wann und in welchem Grade dies geschah, ist noch unerforscht, entzieht sich vielleicht auch für immer einer datenmäßigen Untersuchung. Manche halten bereits Hallâdsch für einen Vermittler indischer Mystik. Nun vielleicht, — es berichtet ja Attâr in seiner Heiligenbiographie, daß Hallâdsch in Indien und China Missionsreisen unternahm — ist das richtig. Möglicherweise haben da die Inder einen solchen muhamedanischen Missionär selber missioniert. Vielen Engländern und Amerikanern ist es in den letzten Jahrzehnten ja auch so ergangen: jetzt blüht in diesen Ländern christlich-europäischer Kultur ein Neubuddhismus auf. — Zu den jedenfalls indischen Einwirkungen im Sufismus gehören die schon ums Jahr 1000 auftretende Fanâ-Lehre, ein Seitenstück zum Nirwana, und einzelne Momente in der asketischen Praxis der Sufimönche, so der erwähnte Gebrauch narkotischer Mittel. Auch die Vorstellungen von der gottgleichen Macht des Sufi tragen unverkennbar Jôgagepräge. In der Vorrede des Nafahât ul-uns zitiert Dschâmî aus

Digitized by Google

einem unbekannten arabischen Schriftsteller folgende Stelle: „Es gibt viele verschiedene Arten außerordentlicher Dinge wie: Hervorbringen, was nicht vorhanden ist, und Vernichten, was vorhanden ist; Sichtbarmachen des Verborgenen und Verbergen des Sichtbaren; ein Gebet wirksam machen; einen weiten Raum in kurzer Zeit durcheilen; Dinge sehen und beschreiben, die den Sinnen unzugänglich sind; zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten anwesend sein; Tote zum Leben bringen und Lebende töten; die Sprache der Tiere verstehen und die Sprache der Pflanzen und toten Körper; ohne äußere Hilfe Nahrungsmittel hervorbringen je nach Bedarf; endlich eine Menge anderer naturwidriger Dinge, wie über dem Wasser wandeln, in der Luft schwimmen, wilde Tiere seinem Willen unterwerfen, außerordentliche Körperkräfte haben, an eine Mauer mit der Hand schlagen, so daß sie sich spaltet . . ." Ganz derartig sind auch die Wunderkräfte des Jôgin: er kann sich unendlich klein oder unsichtbar machen, kann sich ins Grenzenlose vergrößern, kann den Mond mit der Hand berühren, den Lauf der Natur ändern, sich überall hin versetzen, kurz, er ist allmächtig. — Freilich, auch die Wunder unserer Heiligenlegenden gleichen diesen Sufi- und Jôginkräften in vielen Punkten.

Ein direktes Zeugnis, wie indische Mystik nach Persien gelangte, haben wir in der Nachricht des Dabistân, daß die persische Sekte der Saḫâsiyân die gesamte Theorie und Praxis des Jôga übernommen habe. Das Dabistân ist eine Beschreibung aller Religionen Asiens, verfaßt von dem Perser Mohsin Fahmi im 17. Jahrhundert. — Wahrscheinlich ist auch die Seelenwanderungslehre Dschelâl ud-dîns in letzter Linie auf indische Quellen zurückzuführen.

Die literarischen, kommerziellen und religiösen Wechselbeziehungen zwischen Indien und Vorderasien dauerten jederzeit fort. Die Sprache, Kultur und Religion der Araber drang ja bis zum malaiischen Archipel vor. Als Typus dieser wechselseitigen Einflüsse können wir den Geographen Bêrunî und den uns schon bekannten Arabî betrachten. Wie Arabî die arabische Uebersetzung einer persischen Übersetzung der indischen Amṛtakunda mit Hilfe eines Jôgin überarbeitete, haben wir oben gehört. Literarische Beziehungen dieser Art sind ganz zweifellos häufig eingetreten. Es wäre doch höchst auffällig, wenn in der ganzen kulturgeschichtlichen Entwicklung des Islam nur der eine und einzige Fall vorgekommen wäre, daß ein Perser ein indisches Buch übersetzt, dann zufällig Rukn ud-dîn dies ins Arabische übersetzt und noch zufälliger Arabî seine Arbeit mit einem indischen Mystiker durchkorrigierte! Der Fall ist vielmehr typisch für

Digitized by Google

viele. Viele andere literarische Übertragungen dieser Art sind uns unbekannt — dieser eine Fall ist uns zufälligerweise genau bekannt. Was für Schlüsse daraus folgen, ist klar. — Etwas verschieden ist der Fall mit Bêrunî; er war Astronom, Geograph, Mathematiker und Historiker, einer der größten Gelehrten des Islam († 1048). Als reicher Mann ging Bêrunî nach Indien und lebte hier längere Zeit, lehrend und lernend. Einerseits studierte er bei indischen Lehrern deren Philosophie, anderseits trat er selbst als Lehrer griechischer Wissenschaft auf. Die Summe seiner Beobachtungen in Indien legte er in seinem berühmten Werke „Indien" nieder, der bedeutendsten geographischen Leistung des Islam. In diesem Buche gibt er seinen arabischen Landsleuten eingehende und auch ziemlich genaue Nachrichten über Sâmkhya und Jôga. Außerdem erzählte er selbst in der Einleitung, er habe ein Sanskritwerk ins Arabische übersetzt, das von der Befreiung der Seele aus den Fesseln des Leibes handle, also irgend ein Lehrbuch des Sâmkhya-Jôga. Bêrunî ist uns überdies noch deshalb interessant, weil er, wohl als erster, ausdrücklich auf die innere Ähnlichkeit des Neuplatonismus, des Sufismus und des indischen Mystizismus hinweist. Wenn wir bedenken, daß Bêrunî im Anfang des 11. Jahrhunderts lebte und schrieb, so eröffnet sich uns eine beiläufige Perspektive, erstens was sein „Indien" in der Folgezeit für Anregungen gegeben haben mag, und zweitens wieviele Araber und Perser sich wie er in Indien und unter seinen Gymnosophisten umgesehen haben mögen.

Mit der fortschreitenden Zeit wurde der religiöse, literarische Verkehr zwischen Indien und Persien immer lebhafter, und endlich kam das 16. Jahrhundert, in dem Kaiser Akbar den Islam und die Hindureligionen verschmelzen wollte, kam das 17. Jahrhundert, in dessen erster Hälfte der edle Prinz Dara auf eine Vereinigung des Sufismus mit der Alleinslehre des Vedântasystems hinarbeitete. Doch wollen wir uns dieses Kapitel bis zum Schluß aufheben.

In der letzten Nummer sind wiederum die Korrekturen zu spät gekommen und daher mehrere Druckfehler, zumal die Eigennamen, stehen geblieben. Es sind auch das „Kriegsfolgen", die wir gütigst zu entschuldigen bitten. Der Verf.

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Vom Versagen unserer Schaubühne.

Eine der ernstesten Fragen unserer Zeit ist es, an die wir immer wieder rühren müssen: Ernst, furchtbar ernst nicht allein darum, weil es sich tatsächlich um die Frage handelt, ob unserer gegenwärtigen Schaubühne überhaupt noch zu helfen ist, nachdem die Gewaltkur des Weltkrieges scheinbar spurlos an ihr vorübergeht; noch viel ernster aber, weil sich in der Unfähigkeit unserer Bühne, ihren Aufgaben in der großen Zeit gerecht zu werden, zugleich die Vergeblichkeit aller Hoffnungen auf eine Erhöhung der Kultur und der allgemeinen sittlich-religiösen Lebensführung nach dem Kriege auszuprägen scheint, wenigstens soweit diese Hoffnungen unser Theaterpublikum, also die sogenannte „gute Gesellschaft" betreffen. Denn es wäre eine gefährliche Täuschung, für den unsagbar jämmerlichen, geradezu schandbaren Bankerott unserer Bühne in dieser Probe- und Richtzeit nur die Theaterdirektoren und die Bühnenschriftsteller verantwortlich zu machen. Die Hauptschuld trägt vielmehr das Publikum, weil es sich Stücke, die im Lichte dieser Zeit klar als Schandstücke erscheinen, nicht nur ohne Widerspruch vorsetzen läßt, sondern sie umsomehr beklatscht und bewiehert, in je schreienderem Widerspruch sie zu allem stehen, was diese Zeit schwer, ernst und groß erscheinen läßt.

Wir glauben unserer Aufgabe, zunächst die Tatsache dieses Bankerotts unserer Schaubühne wirksam zu illustrieren, am besten zu genügen, wenn wir einige Urteile ernster, ihrer Verantwortung sich bewußter Männer über die Leistungen unserer Theater in der Kriegszeit wiedergeben.

Hören wir zunächst den bekannten Literatur- und Musikkritiker des „Türmer", Karl Storck, der im allgemeinen den Kriegsbankerott des deutschen Theaters feststellt, besonders das Versagen auf der ganzen Linie mit neuen Werken:

„Von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, hat man es nicht einmal versucht, die aufs Volkstümliche im höchsten Sinne eingestellte Stimmung auszunutzen für jene zahlreichen Werke in Musikdrama und Schauspiel, die in den letzten Jahrzehnten immer mehr unter der Ungunst des allen bewußt deutschen gleichgültig ja geradezu feindlich gegenüberstehenden Theaters zu leiden hatten. Man hat es gar nicht versucht, das Drama großen Stils oder das historische Drama, um das sich auch in den letzten Jahrzehnten trotz aller Ungunst der Bühnenverhältnisse zahlreiche deutsche Talente gemüht haben, jetzt unter den unzweifelhaft günstigen äußeren Verhältnissen zur Aufführung zu bringen. Dabei

Digitized by Google

müssen auch die Gegner dieser literarischen Richtung die Gesamtbedeutung der hier wirkenden Persönlichkeiten so hoch einschätzen, daß es einfach eine sittliche Pflicht des Theaters gegen das Volk ist, ihre Schöpfungen wenigstens zur Kenntnis zu bringen, zumal jetzt der Entscheidungsgrund fehlt, daß etwas derartiges keine pekuniären Erfolge verspreche. Ein Theater, das derartige elementare Aufgaben nicht erfüllt, erklärt damit seinen eigenen Bankerott. Die gesteigerte Zahl der Klassikeraufführungen ändert an der Tatsache nichts. Die Zeit verlangt nach der Stimme der Zeitgenossen und hat einen Anspruch darauf. Und wenn unser Theater nicht einfach als ein Warenhaus angesehen werden will, das die Literatur der Vergangenheit bloß führt, weil sie ihm sicheren Absatz verspricht, so hat es die Pflicht, die jener Vergangenheitsliteratur entsprechenden Erzeugnisse der Gegenwart dem Volke anzubieten und mit allen Kräften auf Lager zu halten."

Nicht minder versagt, wie Storck dann nachweist, unsere Bühne auf dem Gebiete jener dramatischen Kunst, die ihre Gesetze von der Zeit, vom Publikum erhält, die dem Theater die Aufgaben der Volkstribüne in der Behandlung von Zeitproblemen zuweist.

Aber unsere Bühne ist nicht nur unfähig, die ihr von der Zeit gestellten Aufgaben zu erfüllen, sie erweist sich vielmehr geradezu als schädlich, verderblich, durch den Zug zum Gemeinen, Niedrigen, Tierischen, dem Zuge zum Edlen, Hohen, Göttlichen entgegenarbeitend. Das lehrt ein Blick auf die Bühnenstücke, die derzeit auf unseren „Elite"- und Hofbühnen den Ton angeben.

Vernehmen wir einige Urteile!

Das Zugstück der Oper-, auch der Hofoperbühnen ist derzeit Max Schillings „Mona Lisa", ein Stück, dem die „Stuttgarter Süddeutsche Zeitung" folgende bezeichnende Verse widmete:

In Tod und Wahnsinn endet
Die neue Bühnenfrucht,
Die Menge Salven spendet,
Der Teufel schmunzelnd bucht:
„Ein Tag nach meinem Herzen! —
An Mona Lisens Brunst,
Entzündet ihre Kerzen
Die hohe deutsche Kunst,
Und schwingt die Räucherpfannen
Daheim am deutschen Herd,
Derweil die deutschen Mannen
Ihn schirmen mit dem Schwert."

Und die „Augsburger Postzeitung" fügt hinzu:

„Diese Worte sind der Mehrheit unseres Volkes gewiß aus der Seele geschrieben und es ist erfreulich, daß jemand den Mut gefunden hat, sie auszusprechen, auch auf die Gefahr hin, nicht bloß von den Feinden, sondern von eigenen Landsleuten ein »Barbar« genannt zu werden. Da eifert man gegen jedes französische Wörtchen und bezeichnet jenen beinahe schon für einen Vaterlandsfeind, dem noch ein Adieu entschlüpft, man beeilt sich, im Theater die bisherigen französischen Sitzbezeichnungen zu verdeutschen, man hütet sich peinlich vor jedem äußerlichen Sympathisieren mit Frankreich, aber der französische frivole Geist wird ruhig und behaglich weiter kultiviert und man scheut sich jetzt so wenig wie vor dem Krieg, die echt französische entnervende Kunst nachzuahmen und in ihr zu schwelgen. Während unsere Soldaten draußen mit harter, fester Männerhand die schwerste Arbeit tun und fast Übermensch-

Digitized by Google

liches tragen, lassen in der durch das Blut unserer Soldaten von Kriegsgreueln verschonten Heimat gewisse Kreise unter dem Titel »Kunst« sich Stücke vorsetzen, die in ihrer hysterischen Brunst und verweichlichten Sinnlichkeit die französischen überbieten und ein Hohn sind auf deutsche Art und wahre deutsche Kunst. Und wenn jene Kreise die Urteile des Volkes über sie hören würden, jenes Volkes, dessen sittlich und körperlich gesunde Söhne unsere tapferen Helden bilden, des Volkes, in dem jetzt unzählige Herzen bluten, trauern und sorgen und tausend Hände sich Tag und Nacht regen, um die Wunden des Krieges zu lindern, dann könnten sogar sie nachdenklich werden.«

Über ein anderes „Zugstück" unserer Bühnen, über K. Schönherrs „Weibsteufel" fällt der protestantische Kritiker A. Röder folgendes Urteil:

Was ist der Inhalt des Stückes? Eine einzige dramatische Roheit auf der Grundlage ausschweifender ferueller Brunst. Die Frau eines alten Schmugglers im Gebirg beginnt mit einem forschen Grenzjäger — erst geschoben, dann schiebend — ein Verhältnis, in dessen Verlauf die teuflische Natur des Weibes unter den Peitschenschlägen der Brunst sich herausbildet und den Grenzjäger dahinbringt, daß er den alten Ehemann und Filz ermordet. Durch 5 Akte hindurch wird dieses ekle Thema der Geilheit und Grausamkeit, natürlich in feinster psychologischer Verpackung, zwischen drei Menschen abgewandelt. Und Publikum und Kritik sind enthusiasmiert und bis ins kleinste Käseblatt der Provinz wird der „sensationelle Erfolg" ausposaunt. Das ist die Kunst, an der sich unser Großstadtpublikum in dieser ernsten und schweren Zeit des Krieges unterhält — eine Kunst, die sich in der Photographie alles Untermenschlichen gütlich tut, die mit schnalzendem Behagen der Welt verkündet, daß tierisches Begehren die Seele im Menschen meistert. Das österreichische Reich kämpft um seine Existenz. Der „liabe Weaner" merkt das nicht, ihn geht das nichts an. Er höhnt wohl noch über den „Klerikalen", der es nicht vermag, die Brücke zu finden, die von dieser „Kunst" zu dem ungeheuren Ernst der heutigen Zeit führt. Freiheit und Selbständigkeit Deutschlands und Österreichs kann nur durch eine ungeheure Kraftanstrengung, in der gestählter Wille und unangefressene Sittlichkeit die bedeutendsten Faktoren sind, erhalten werden und die Wiener und Berliner „Gebildeten" delektieren sich an den Brunstorgien eines entfesselten „Weibsteufels". Das ist der Ernst, mit dem die „führende Bildungsschicht" von heute die ungeheure Tragik der Zeit quittiert. Ob sie sich geändert haben? Ob sie wohl anders werden? Kaum — wenn des gewaltigen Schicksals Wehen nicht noch schärfer in die „dürren Äste" des modernen Ästhetenbaums fährt, den eine gottentfremdete Wissenschaft und Kunst hochmütig und skrupellos gepflanzt hat und sorgsam weiterpflegt allen gewaltigen Warnungen zum Trotz.

Und über den Dichter selbst:

Man kennt Schönherr: ein sehr begabter Photograph des täglichen Lebens in Tirol. Seine grob-naturalistischen Platten „retouchiert" er mit dem gängigen Unglauben des philosophisch ungebildeten Mediziners. Konnte man in „Glaube und Heimat" der Hoffnung leben, daß der Schriftsteller Schönherr sich doch noch aus den Niederungen der literarischen Photographietätigkeit auf die Höhen poetischen Schaffens erheben werde, so hat er durch seine späteren Werke alle enttäuscht. Er ist auf den Standpunkt seiner „Erde" wieder zurückgekommen, in der er die „Scholle" freilich glänzend schildert, aber doch nur dort, wo die an ihr haften-

Digitized by Google

den Staubgeborenen mit einem derben, ungefügen Animalismus in Brunst und Dunst sich wildgebärden. Der führende Geist in seiner „Erde" ist der philosophisch ungebildete Arzt des Stücks, der mit einem schmutzig-hoffnungslosen Pessimismus über die Bretter klettert, derweilen die Bauern des Stücks, die Schollenleute, sich in einem animalisch aufgemachten Gehege wild austoben! Kein Wunder, daß dieser Schönherr der Mann des Liberalismus war. Die „frohe Kunde" der Häckel, Ostwald und Genossen, daß der Mensch auch in der zur Höhe entwickelten Form des Tieres seinem tierhaften Charakter treu bleibt und der Egoismus der brünstigen Sinnlichkeit den alles beherrschenden Zug des Seelenlebens bilde —, verstand Schönherr in gleißnerischen dramatischen Bildern der Großstadt zu bestätigen. Sein Glück war gemacht.

Vom Dichter Schönherr, der äußerlich Katholik, zu Arthur Schnitzler, der äußerlich und innerlich Jude ist, braucht man keinen weiten Schritt — in ihrer „Weltanschauung" sind sie seelenverwandt. Und über Schnitzlers neueste „Komödie der Worte" weiß Hans Brecka in der Wiener „Reichspost" folgendes zu sagen:

„Wir wollen dieser Komödie der ohnedies allzuvielen Worte nicht viele Worte der Kritik widmen. Der Raum ist kostbar in diesen Tagen großer Ereignisse. Kurz und glatt: Dummes, widerliches Geschwätz. Geschwätz von anrüchigen Weiberaffären, von verluderten Frauen, von betrügerischen Freunden des Ehemannes, Verfall der Sitte, Verseuchung aller Reinheit, Verneinung aller Tugend, Betrug an jedem Glauben, Bruch an jeder Treue, ein Faustschlag in das Antlitz aller Wahrheiten. Und all dies unter dem Deckmantel einer melancholisch-weltmännischen Geste der Noblesse, unter dem schwärmerischen Augenaufschlag besonderer Kultiviertheit. Zugegeben: Diese Sprache klingt wohlgefeilt, schön, glänzt und sprüht von scheinbarem Geist. Aber so wenig gepflegte Fingernägel einen seelisch verluderten Menschen rein machen können, ebensowenig macht diese rein äußerliche Kultur einen Dichter. Wir sind nun einmal so altmodisch gründlich, allen Dingen auf den Kern zu gehen und uns durch keinen komödiantischen Schein betören zu lassen. Der Kern fast aller Schnitzlerschen Dichtungen aber ist: Tiefernste Wurmstichigkeit. Wollen wir wirklich an deutschem Wesen genesen, so werden wir diesen angeblich deutschen Dichter mundtot machen müssen. Unseren herrlichen deutschen Frauen, deren Herzblut in diesem Kriege schmerzlicher, qualvoller verrinnt, als das Blut sterbender Helden, unseren großen deutschen Müttern, Frauen, Schwestern, Töchtern, die leidend ihren Tribut opfern auf den Altären des Vaterlandes, ihnen weihen wir diesen feierlichen Schwur: Daß wir nicht ruhen wollen, ehe diese Schmach, die ihnen hier ein Dichter antut, ausgelöscht ist, getilgt ist aus dem Spiegel der Welt, der da heißt: Deutsches Theater. Als eine hohe Lebensaufgabe wollen wir es betrachten, der deutschen Bühne die Wege zu weisen, die sie zurückführen aus Schmutz und Schmach zu den reinen Quellen ihrer Bestimmung. Unermüdlich, immer und immer wieder wollen wir dem deutschen Volke die Worte Friedrich Lienhards zurufen:

„Entscheidet euch, wo wollt ihr künftig wohnen?
Entscheidet euch, ob Gottheit, ob Dämonen!
Entscheidet euch, ob Tempel oder Stall!"

Was wir diesen Urteilen noch beizufügen haben, sei einer späteren Gelegenheit vorbehalten.

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Die großen Bildungsströme.

Es wird nur Wenigen voll zum Bewußtsein kommen, daß jetzt im Weltkriege nicht nur die Waffen, sondern im letzten Grunde die Literaturen der Völker sich messen, denn sie sind es ja zum großen Teile, die den Nationen ihre seelische Ausrüstung geben, und die ist jetzt noch viel wichtiger, als die Waffenrüstung. Richard von Kralik schrieb darüber ein klares Wort im „Allgemeinen Literaturblatt“:

> „Es stehen ja einander nicht nur Waffen und Truppen gegenüber, sondern auch Ideen, Gedanken, Seelen, Weltanschauungen, und jene Partei wird siegen, die nicht nur für die beste militärische, sondern auch für die beste seelische Ausrüstung gesorgt hat. Die Intelligenz ist es, die die Massen führt, die Kräfte der Seele sind es, die die Waffen gebrauchen. In jedem einzelnen Fall und Augenblick des Krieges hängt der Gesamterfolg von unzähligen Teilerfolgen ab, von dem Mut, der Entschlossenheit, dem Selbstvertrauen, dem Glauben, der Hoffnung, von der Macht, die jeder einzelne Mann und Offizier über sich selbst hat. Es ist aber unzweifelhaft, daß jeder einzelne die Schulung dazu von der Literatur im allgemeinen Sinn erhalten hat, von der Volksschule, von der Kirche, von der Zeitung, von den Reden in den Versammlungen und Vereinen. Wenn man die Quellen all dieser Einflüsse untersucht, so gehen sie auf zwei große Bildungsströme zurück: auf die im Volk durch Generationen gepflegte Sitte und auf das, was in den Universitäten in allen vier oder fünf Fakultäten gelehrt wird und von da auf die Mittelschulen, die Volksschulen, die Zeitungen, das Tagesgespräch durchsickert. Schließlich ist auch der große Strom der Volkssitte von der Literatur der höheren Bildung abhängig, ein durch Jahrhunderte gebildeter Niederschlag jener höheren Bildung . . .“

Wenn das überall bedacht würde, dann dürften die Philister nicht mehr mit Achselzucken auf Literaturblätter herabsehen, die sichs zur Aufgabe gemacht haben, den weltumgestaltenden Strom der Literatur in jenes Bett zu lenken, wo er nicht zerstört, sondern das Land ringsum befruchtet.

Auf Umwegen

kommt nun die ernst zu nehmende Kritik dazu, Lissauers „Haßgesang“ und alle Poeme ähnlichen Schlages grundsätzlich abzulehnen. Wir sagen „auf Umwegen“, weil der gerade Weg nach unserer Überzeugung jener ist, von dem ausgehend der „Gral“ schon damals zur entschiedenen Ablehnung dieser Art von Poesie gelangt ist, als dieser Sang

Digitized by Google

den Weg durch fast alle deutschen Zeitungen machte und — leider — auch jene Katholiken, die „überall dabei sein müssen", in einen unbegreiflichen Begeisterungsrausch versetzte. Wir gingen einfach von der, wie man denken sollte, jedem katholischen Schulkinde geläufigen Erkenntnis aus, daß der Geist, der aus diesem alttestamentarischen Haßgesang spricht (der Name Lissauer scheint auf einen solchen Atavismus hinzudeuten), das gerade Gegenteil vom Geiste des Evangeliums, vom Geiste Christi, vom Geiste der katholischen Kirche ist. Das wollte man damals unbegreiflicherweise nicht einsehen — endlich ist die Ernüchterung gekommen. Nun hält der „Kunstwart" (1. Oktoberheft 1915), nachdem er das gänzliche „Aus der Mode-kommen" des Lissauerschen Haßgesangs festgestellt hat, seinen Verbreitern folgende Predigt:

„Aber ihr, meine Herren Verbreiter des ‚Haßgesanges' als deutschen Volksgesanges, ihr hättet das haben können, was der Stimmungsmensch, der Dichter, nicht zu haben braucht. (Dazu machen wir ein großes Fragezeichen. D R.) Ihr hättet besonnen bleiben müssen, wenn ihr wirklich das Recht zur Führung des deutschen Volkes hättet, mit andern Worten: ihr hättet Leute sein müssen, die voraussahen, wie sich die Dinge später bei kälterem Blut zeigen würden. Ihr hättet damals, als es brannte, kühlen müssen durch den höchst einfachen Gedanken: daß Haß blind macht und daß es doch schwerlich im Kampfe stärken kann, sich blind zu machen."

Wieder einmal ein Beweis, daß wir Katholiken gar nicht fehlen können, wenn wir alles, auch literarische Fragen, im Lichte unseres Glaubens betrachten und warten, und daß wir uns stets blamieren, wenn wir diese unsere herrliche Stärke preisgeben, um mit der Welt ihre krummen Holzwege abzurennen.

• • •

Hohlkultur und Vollkultur.

In einer Betrachtung über die „internationale Gemeinschaft der Geister" von R. Nötzel (Türmer XVII, 21) finden wir folgende Bemerkung:

„Da jammern zunächst gewisse Nurästheten immer wieder: die wahre Kultur werde mit Frankreich zugrunde gehen. In der Befangenheit ihrer hysterischen Selbstanbetung erweisen sie sich blind gegen die wahre Kultur, die sich heute dicht neben ihnen offenbart: in der Opferfreudigkeit und Todesbereitschaft ihres eigenen wundervollen Volkes. Nie haben unsere Nurästheten deutlicher zu erkennen gegeben, wie fern sie eigentlich ihrem Volke stehen, wie unnütz sie ihm sind und was für ein kindisches Spielzeug ihr sogenannter Ästhetismus ist: über den Dingen, mit denen sie einen Fetischismus treiben (freilich um in den Beziehungen zu ihnen ihre eigene, persönliche Einzigartigkeit zu erweisen), übersehen sie die lebendige Menschenseele dicht neben sich, der doch alle diese Dinge höchstens Gleichnisse sein können für das, was sie erfüllt und bewegt."

Digitized by Google

Eigentlich brauchen wir Katholiken solche Betrachtungen nicht, um wirksam zwischen Hohl- und Vollkultur zu unterscheiden, aber es ist doch gut zu wissen, daß andere Leute auf anderem Wege zu demselben Ergebnisse kommen.

Anregungen zur Kriegskunstpflege.

Die Ausschaltung des Kunstgeschäftes, des Krämergeistes aus dem Kunstleben fordert F. Schrönghammer-Heimdal in der „Allg. Rundschau" Nr. 34 S. 598 als Vorbedingung für die Schaffung würdiger Weltkriegsdenkmäler. Diese Denkmäler wünscht er in Hainen, an Waldbächen, unter dem freien Himmel zu sehen, wo Wald und Luft und Quellenklang Feierstimmung besorgen; einfach, würdig, deutsch und dauernd — das sollen die Grundgedanken bei ihrer Schöpfung sein. Daneben wünscht er in jedem Haus ein einfaches Mal, im Garten, unter dem Baume, an der Ruhebank. Und als drittes Heldentafeln in den Kirchen zur Vererbung des Gottgeistes der Entsagung und des Heldenwillens, der uns nie mehr verloren gehen dürfe.

Eine nie wiederkehrende Gelegenheit, sich vom schlechten Kunstgewerbe bezw. dessen Erzeugnissen zu befreien, erblicken bayrische Kunstvereine in der Kriegsmetallsammlung. In einem gemeinsamen Aufruf treten sie dafür ein, daß bei der Beschlagnahme der Gegenstände aus Kupfer, Messing, Nickel 2c. alle Familien sich von aufdringlichen, kunstlosen Metallsachen, meist billige Geschenkartikel 2c. befreien, ja daß einsichtsvolle Behörden nach Anhörung von Künstlern als Beiräten mißlungene Denkmäler, ja sogar Grabmäler auswählen und dem Vaterlande opfern, damit sie durch bessere ersetzt werden können.

Eine sehr beherzigenswerte Anregung, die Volkskunst durch Kriegsinvalide zu fördern, gibt E. Wibiral im „Kunstwart" (XXVIII, 23). Er meint, man solle die Gelegenheit zur Wiederbelebung mancher alten Hausindustrie benützen, indem man versucht, in manchen Invaliden schlummernde Anlagen zu wecken, indem man ihnen während der oft langen Zeit der Heilung Gelegenheit zu leichten Handarbeiten, wie Schnitzen, Modellieren von Tongefäßen, Malereien an Möbeln, Metall-Treibarbeiten 2c. nach guten aus dem Volke stammenden Vorlagen bietet. Wenn sich der Betreffende dazu eignet, könne dann später tüchtiger Unterricht mit gründlicher Übung einsetzen. Dadurch könnte nicht nur eine würdige Versorgung der Invaliden, sondern auch die Hebung der Volkskunst herbeigeführt werden.

Digitized by Google

Kritische Warte

Klassikerausgaben

Dantes Göttliche Komödie. Übersetzt von Otto Gildemeister. Taschenausgabe. 564 S. 1—3 Tauf. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nchf. In Leinen gbd. Mk. 4.—.

Dante! Nur kleine Geister können in ihm heute den Feind, den Bürger des Verräterlandes sehen. Nein, Dante ist Weltbürger. Und soweit er Italiener ist, ist sein Land das alte Italien, an dem stets das deutsche Herz hing. Am wenigsten können ihn die um D'Annunzio als den Ihren feiern. Er hat diese Banden in seine tiefste Hülle gesteckt. Und wie aktuell ist heute sein Weltgedicht im Weltkrieg! Wie viel Anklänge, wie viel Seherblicke auf unsere Zeit. In der vorl. Taschenausgabe mag des Dichters unsterbliches Wort auch in den Schützengraben wandern. Über Gildemeisters Verdeutschung ist nur zu sagen, daß sie auch von neueren Übertragungen in dem von R. Meyer anerkannten Vorzuge kaum übertroffen wurde, treu und selbstständig zugleich zu sein.

Biographisches

Gierke, E. W.: Friedrich Lienhard und wir. 94 S. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.

In dieser Schrift, die der Herausgeber dem Dichter Lienhard zum 50. Geburtstage widmet, vereinigen sich über 60 deutsche Männer der Feder und der Tat, um mit mehr oder weniger Worten auszudrücken, was ihnen der Dichter bedeutet, was sie über ihn denken und warum sie ihn schätzen. Es kommt dadurch selbstverständlich kein einheitliches Bild des Dichters zustande, sondern aus der Summe von Eindrücken, die hier gesammelt sind, müßte ein solches erst gestaltet werden. Aber man sieht: der Dichter Lienhard hat eine warmfühlende, große Gemeinde um sich gesammelt, und es sind Namen von bestem Klang darunter. Auch einige Katholiken (Kralik, Muth, Kiesgen) haben Urteile beigesteuert, was nur gerecht ist, denn trotz allem, was uns trennt, steht uns Lienhard zehnmal näher als die Moderblüten einer verfaulten Dekadenz, die man vor dem Kriege uns als Götzen aufdrängen wollte, die wir anzubeten hätten. Darum soll auch im Gral über Lienhard, den Gralsucher, demnächst ein Wort gesagt werden.

Kosch, Wilhelm: P. Martin von Cochem, der Apostel Deutschlands im Zeitalter der großen Kriege. (A d. Sammlung „Führer des Volkes"). 40 S. M.-Gladbach, Weltvereinsverlag. 60 Pf.

Es gab wohl kaum eine geeignetere Zeit, als jetzt, um den deutschen Katholiken den großen Künder des innerlichen Lebens, den Erneuerer der Seelen und erfolgreichen Volksschriftsteller des 17. Jahrhunderts in seinem Leben und Wirken vor Augen zu stellen. Darum sei das mit Liebe und Verständnis geschriebene Büchlein, das den unsern Vätern so vertrauten Schriftsteller auch unserer Zeit wieder näher bringt, wärmstens empfohlen.

Digitized by Google

Pesendorfer, Friedrich: Bischof Rudolph von Linz. 136 S. Linz. Kath. Preßverein. Mk. 0.80.

Das Leben und Wirken des Bischofs Rudolph Hittmair von Linz, der am 5. März d. J. als Märtyrer der christlichen Charitas am Fleckthyphus, den er sich durch seine unermüdlichen Besuche in den Gefangenenlagern zugezogen hatte, starb, wird in diesem Büchlein durch eine Menge kleiner Züge und Streiflichter, die der Verfasser liebevoll gesammelt hat, erhellt und uns menschlich nahe gebracht. Weil das Büchlein gleich nach dem Tode des Bischofs erschien, soll es offenbar keine einheitlich ausgearbeitete Biographie, sondern mehr eine Materialiensammlung zu einer solchen darstellen. Gerade dadurch, weil es so unmittelbar aus dem nackten Leben geschöpft ist, erfüllt es aber seinen Zweck, ein immergrünes Erinnerungsblatt auf das Grab des Seligen zu legen.

Scherndl, B.: Frenz Josef Rudigier, Bischof von Linz. 2. Aufl. 416 S. Mit 15 Einschaltbildern. Regensburg, Fr. Pustet. Ungb. Mk. 4.80, Gbd. Mk. 6.40.

Im Gegensatze zum eben besprochenen Büchlein haben wir hier eine sorgfältig und übersichtlich durchgearbeite Biographie des großen Bekennerbischofs, den das Volk vielfach wie einen Heiligen verehrt, vor uns. Bischof Rudigier war in der Tat nicht nur menschlich, sondern mehr noch im christlichen Sinne eine so markante, weit über seine Zeitgenossen hervorragende Persönlichkeit, daß der Verfasser mit Recht bemerkt, sein Bild müsse dem kath. Volke lebendig erhalten, dürfe nicht vergessen werden. Dazu wird nun freilich die hoffentlich bald bevorstehende Seligsprechung am meisten beitragen, die zugleich dem Verfasser eine Fülle neuen, wertvollen Materials für die Neuauflage geliefert hat. So ist ein Werk entstanden, das die wissenschaftliche Akribie eines Quellenwerkes mit jener edlen Volkstümlichkeit vereinigt, auf die der ganze Lebenslauf des Seligen den Bearbeiter seiner Biographie hinweist. Ein großer Vorzug des Werkes ist, daß der große Bischof in Rede und Schrift ausgiebig selbst zum Worte kommt, was mehr als lange Schilderungen dazu beiträgt, daß das Bild des Seligen im Leser lebendig wird.

Religiöse Literatur

Bernhard, Dr. Joseph: Der Gottesfreund. Sprüche. 30 S. München, Jos. Müller. Eleg. Gesch. Band Mk. 2.

Gebete großer Seelen. Tasch. Form. 192 S. München, Jos. Müller. Geh. Mk. 2.—, gbd. Mk. 2.75.

Diese beiden Bücher gehören zu jenen Erbauungsbüchern vornehmen Stils, die hauptsächlich darauf berechnet sind, den Ansprüchen der Gebildeten inbezug auf künstlerische Ausstattung, wie auf den ausgewählten Inhalt gerecht zu werden. Die sorgfältig ausgewählten Sprüche bilden sozusagen einen Blütengarten deutscher Mystik, aus dem man im Vorüberwandeln die schönsten Blumen abstreift. Die „Gebete großer Seelen" sind nur aus Gebeten der Heiligen, sondern auch anderer großer Männer und Frauen gesammelt und zeigen in leuchtenden Strahlen, wie sich die göttliche Sonne in großen Seelen verschieden bricht. In der Hand eines „Modernen" könnte ein solches Verfahren leicht bedenklich werden, aber glücklicherweise ist hier, soweit wir sehen konnten, die dogmatische Ordnung gewahrt.

Digitized by Google

Klug, Dr. J.: Ein Sonntagsbuch. 674 S. Paderborn, Ferd. Schöningh. Mk. 3.—.

In Lesungen auf jeden Sonntag des Kirchenjahres bietet der Verf. in edler, gewählter Sprache viele neue, schöne, originelle Gedanken, die dadurch, daß sie in fesselnder Ferne vorgebracht werden, sich umso tiefer in die Seelen eingraben. Ein Buch, zur Sonntagsnachmittagslesung in christlichen Familien wie geschaffen.

Requiem. Meßbüchlein zum Gebrauch bei Seelenmessen und Begräbnissen. Von B. Hennen, Trier, Paulinusdruckerei. Gbd. 70 Pfg.

In der Zeit des großen Sterbens bietet die kirchliche Liturgie in den Gebeten für Verstorbene soviel Trost und Erhebung, daß es wirklich eine höchst zeitgemäße Tat war, diesen Trostschatz durch eine volkstümliche Ausgabe in die Seelen aller Gläubigen zu legen. Ein besonderer Vorzug dieser Ausgabe ist ihre Vollständigkeit und die Widergabe der Gesänge in den Notenzeichen der Editio Vaticana — trotz der Billigkeit!

Breitmaier, Josef S. I. Unsere Kirche. 176 neue religiöse Lieder für Kirche, Schule und Haus. Mit Orgel- und Harmoniumbegleitung. 193 S. Regensburg, Jos. Habbel. Gbd. Mk. 1.50 (Orgelpartitur 7 Mk).

Der Name des Herausgebers bürgt dafür, daß hier einer der bemerkenswertesten Versuche vorliegt, den Kirchen- und Volksgesang bezw. das religiöse Lied, das vielfach zum Aschenbrödel geworden ist, aus dem lebendigen Quell aller Liedkunst zu erneuern und den Bedürfnissen der Zeit anzupassen. Dies nur zur Voranzeige, da sich über die musikalische Seite ein berufener Beurteiler äußern wird.

Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

Notiz. Wir bitten die so späte Herausgabe dieses Heftes, veranlaßt durch technische Schwierigkeiten infolge des Kriegsbetriebes, gütigst zu entschuldigen.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz). — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft. G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag F. Bruckmann A. G. München.

Peter Rosegger.

(Nachdruck verboten.)

Digitized by Google

Föderalismus und Imperialismus.

Von Dr. Richard von Kralik, Wien.

Immer deutlicher stellt der Weltkrieg zwei einander entgegengesetzte Kulturprinzipien ins Licht: den von den Zentralmächten vertretenen kulturvollen und freiheitlichen Föderalismus und den von den exzentrischen Mächten vertretenen kulturwidrigen und freiheitfeindlichen Imperialismus. Es sind zugleich die Prinzipien der Zukunft und der Vergangenheit der Kultur. England und Rußland, in weiterem Abstand auch dessen Freunde, stehen auf dem rückständigen Standpunkt eines assyrischen Eroberungsdespotismus, denn sogar das kleine Serbien und das noch kleinere Montenegro wollten ein Großreich durch Eroberung gründen wie Dschingiskhan. Daher schließen sich diese Imperialismen gegenseitig aus, widersprechen einander und müssen sich an diesem Widerspruch paralysieren. Die Zentralmächte aber vertreten den Kulturstandpunkt der Zukunft, des Fortschritts der Menschheit zu höheren politischen Bildungen, die im weiteren Fortgang die ganze Erde umfassen und so dem Frieden entgegenführen können.

Ich habe in meiner „Geschichte der Neuesten Zeit" und sonst nachzuweisen gesucht, daß auf eine Periode der Weltmonarchien die Periode des politischen Gleichgewichts unabhängiger und eifersüchtiger Staaten gefolgt sei und daß sich darauf die allerneueste Zeit als die Periode der höheren Staatssysteme, der Bündnisse, der Kongresse ankündige. Diese neue Periode setzt deutlich mit der Stiftung der Heiligen Allianz und der europäischen Pentarchie der Großmächte ein (1815). Das ganze 19. Jahrhundert baute diesen Gedanken systematisch aus, freilich mit starken Hemmungen, Retardationen, Irrgängen, Episoden, Gegensätzen. Eine solche Irrung war z. B. die doktrinäre abstrakte Friedenspropaganda, die Abrüstungsbewegung und dergleichen mehr negative Mittel.

Digitized by Google

Unmittelbar vor dem Weltkrieg hat man geglaubt im Doppelsystem des Dreibunds und des Trippelverbands eine sich gegenseitig die Wage haltende Gewähr eines Weltfriedens zu haben. Man hat sich darin gründlich getäuscht. Daher zu Beginn des Weltkrieges die Verzweiflung an allen Verträgen und internationalen Rechtsordnungen, ja am Walten des Rechtes selbst. Erst im Verlauf der Kriegsmonate hat sich eine klarere Übersicht über das Tatsächliche und das Geschwindelte, über die Wahrheit und den Wahn herausgestellt. Wir erkennen jetzt erst die Unnatur des Verbandes, die Urnatur des Bundes; wir erkennen auf der einen Seite das Absterben des Abgetanen, auf der andern, auf unserer Seite das Aufdämmern einer erhebenden Zukunft.

Ist es nicht höchst merkwürdig, daß das deutsche Reich, ebenso wie dessen Vorgänger, der deutsche Bund und das römisch-deutsche Reich, Staatenbünde oder Bundesstaaten waren, Föderationen, höchst mannigfaltige Organismen, wie jeder Organismus mannigfaltig ist! Ist es nicht merkwürdig, daß gerade diesem föderativen Organismus die höchst gesteigerte Organisationsfähigkeit zukommt, die von den Feinden fälschlich Militarismus genannt wird! Noch föderativer ist Österreich-Ungarn organisiert, geschichtlich aus dem gleichen Mutterboden des römisch-deutschen Reiches hervorgegangen. Es ist zweifellos, daß sich der Zufalls- und Haßbund der exzentrischen Mächte über kurz oder lang auflösen wird, sei es vor oder nach dem Friedensschluß, den England imperialistisch unter seine Kontrolle stellt. Es ist aber ebenso zweifellos, daß der Zentralbund naturgemäß weiter werbend wirken wird, sei es noch vor dem Friedensschluß oder nachher. Denn er hat in der Tat eine prästabilierte zentrale Notwendigkeit. Bereits verbindet er wie das Rückgrat der Welt in organischster Weise Europa mit Asien, von Ostende an bis über Bulgarien, die Türkei, bis hin nach Mesopotamien. Eine natürliche Interessenlinie geht von da über Persien und Afghanistan bis nach China. Damit will ich nicht Zukunftsgebilde bauen oder auch nur planen, sondern ganz einfach nur das Wehen des Geistes über die Erde beobachten und aufmerksam protokollieren.

Digitized by Google

Die Kultur der Menschheit ist einheitlicher als man meint. Schon einmal ging der Hauptweg abendländischer Kultur in hellenistischer Zeit über das „Dach der Welt", die Hochebene von Pamir nach China. Was einst auf Karawanenwegen geschah, wird in Zukunft auf Eisenbahnen geschehen. Unser Zentralbund wird als Parole der Zukunft die Föderation der imperialistischen Eroberung entgegensetzen und so, wenn es überhaupt auf Erden möglich ist, einen Friedenszustand, einen Zustand der Gerechtigkeit und des Rechtes inaugurieren.

Das Prinzip der Föderation wird sich so auch auf allen Gebieten der Kultur zukunftreich zu entwickeln haben. Was insbesondere unsere Literatur betrifft, so kann sie nicht blühen durch einzeln hervorragende Männer, sondern nur durch Organisation, Pflege, Schulung, durch das sich gegenseitige Ergänzen der Funktionen. Freilich auch die Organisation für sich allein tut es nicht. Das Geheimnis jeder großen Kulturperiode liegt in der glücklichen Wechselwirkung der schaffenden Geister und des Publikums. Ich erinnere an das augustische Zeitalter, an die Romantik, an die Nazarener, an die von Richard Wagner und Franz Liszt ausgehende und durch die ganze Nation (trotz einer Gegenströmung) unterstützte Bewegung. In ähnlichem Sinn hat der Gralbund eine auf den sichersten Grundlagen der Ästhetik, der Kunstgeschichte und der Tatsachen der Kultur begründete katholische Literaturbewegung in die Wege zu leiten gesucht. Die Spur einer solchen organischen Gemeinsamkeitsidee kann für die Nation, für die Kulturmenschheit nicht gänzlich untergehen. Diese Bewegung kennt heute, ich wiederhole es, keine Feindschaft, nur die feste Entschließung, allen zu nützen, alle zu vereinigen, die dieser Weltkrieg geläutert hat.

Digitized by Google

Kultur-Aphorismen *)

Eine Generation allein kann keine Kultur machen. Kralik R. v.: Kulturarbeiten.

Kultur und Religion hob und senkte sich immer zu gleicher Zeit. Kralik R. v.: Kulturstudien.

Die höchste Kultur kann nur eine religiöse sein. Kralik R. v.: Neue Kulturstudien.

Sämtliche Errungenschaften der Technik, der Naturkunde usw. geben, ohne die richtige Orientierung gegenüber dem Glaubensgebiete, ganz und gar keine menschenwürdige Kultur ab. Kralik R. v.: Neue Kulturstudien.

*) Aus dem in Vorbereitung befindlichen Zitatenlexikon von Dr. F. Walter. Petrus-Verlag. Trier.

Digitized by Google

Mit bekränzten Helmen —

Neue Kriegslieder katholischer Dichter*)

Von Elli Bilecki, Martha Große, Hanns Heinrich Bormann, P. Heinrich Neumann O. S. C., F. Schrönghamer-Heimdal, Hans Sturm.

Kommende Zeit.

Und einmal wird es wieder Friede werden.
Noch zuckt die Welt in Glut und Bränden auf
Und zeigt des Grauens schreckliche Geberden
Und Heldenleiber türmen sich zuhauf.

Und doch wird wieder eine Stunde schlagen,
Die kein Granatenbersten mehr zerreißt,
Und über Stürmen wird die Stille tagen,
Darin des Friedens schöne Sonne gleißt.

Noch will das Herz den Wundertraum nicht fassen,
Was eine schöne Zukunft uns verspricht.
Schon singen Kinder selig durch die Gassen
Und pilgern gläubig in das große Licht.

Und Frauen lächeln wundersam durch Tränen,
Die eben noch ihr Trauern jäh vergoß,
Was Bräute sinnen und was Mütter sehnen
Wird wieder wahr: sie kommen, Mann und Roß.

Und wieder fügt die Faust sich fromm zum Pfluge,
Die Hand zum Hammer und das Herz zum Herd.
Und Kameraden finden sich beim Kruge,
Den nach dem Schwert ihr Siegersinn begehrt.

Da geht die Rede von den Brüdern allen,
Die ausgezogen in den heißen Strauß:
Der ist vermißt, und jener ist gefallen...
Weht nicht ihr Geist im heiligen Heimathaus?

In weißen Wolken wandern ihre Seelen
Zur Heimat her und segnen sie mit Licht,

*) P. Heinrich Neumann O. S. C, Hanns Heinrich Bormann und Hans Sturm gehören zu den jüngsten katholischen Lyrikern — zur Zeit stehen alle im Feld. Gral-Redaktion.

Digitized by Google

Als wollten sie sich ewig ihr vermählen,
Daß nie ein Trug mehr seinen Zauber bricht.

Die Weiten blüh'n, die Dörfer stehn in Sonne
Und Kinder spielen frühlingsfroh im Hag.
In allen Augen leuchtet hohe Wonne,
Als wär' die Welt am ersten Schöpfungstag.

F. Schrönghamer-Heimdal.

D' Muatta.

D'Muatta arbat', was s' grad' ko',
Eggt und ackert wie a Mo'
Und oft woant s' verstohlen,
D'Kinder helfen, wo s' nur könna,
D'Muatta müeßt' si' sonst derrenna:
Vater kämpft in Polen.

Oft tuat d'Muatta Söckl stricka',
D'Söckl tuat s' an' Vatern schicka',
Aan' strickt s' um den andern.
Und auf d'Nacht sagt s': Kinder, beten!
's Beten muaß an' Vatern retten,
Vater kämpft in Flandern.

D'Muatta schafft die ganze Arbat,
Aus wär 's, wenn d'Famili' darbat'.
Steuern, Zinsen, Spesen
San zum Zahl'n; da hoaßts fei' hauf'n,
Denn der Vater steht ja drauß'n
In den Hochvogesen.

„In Gott'snam'!" und „Liebe Frau!"
Wird scho' wieder recht warm; schau,
Wie d'Kartoffel g'raten!
Aber Feind' hat's mehr als viel',
Vater nimmt grad' oan' auf's Ziel
Drin' in den Karpathen.

Sepperl kann scho' Heu einfahr'n,
Is a Büberl mit acht Jahr'n,
Und wie flink is d'Liesl!
D'Muatta hat a rechte Freud'
Und dazua a Herzeleid:
Vater vor Przemysl.

Digitized by Google

Auf amal packt's d'Muatta her,
D'Arbat war halt z'viel und z'schwer,
Drum tuan s' d'Engerl holen.
Kampf um's Brot und mit der Not —
Du, is dös koa' Heldentod?
Vater kämpft in Polen.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Der tote Leutnant.

Heiß hab ich das Bild getrunken:
Den Degen vorgestreckt,
Halb in die Knie gesunken
Und halb emporgereckt — — —

Dreimal die Stirn getroffen —
Augen — Ersehntem nah —
Siegjubelnde Lippen offen:
Vorwärts! Viktoria!

P. Heinr. Neumann O. S. C.

Der deutschen Beter Sturmangriff.

Wir riefen, Herr, an Deinen Toren:
O Liebe, zeige Deine Macht!
Doch unser Rufen schien verloren
In Schlachtenzorn und Wetternacht.

Nun aber gilt's! Wir wollen stürmen,
Umringen schon Dein starkes Haus.
Wir fordern Dich vor Deinen Türmen:
Du ew'ge Güte, tritt heraus!

Wir müssen im Gebete ringen
Um Deine Gnade, Deine Kraft,
Dein göttliches Erbarmen zwingen,
Daß es uns Sieg und Frieden schafft.

Wir wollen nicht wie feile Schranzen
Nur Knechte unsres Leibes sein.
Bald brechen wir mit Liebeslanzen
In Deine gold'nen Burgen ein.

Dann stürzen Deines Zornes Mauern,
Verschloß'ne Tore öffnen sich.
Mit des Gebetes Flammenschauern
Zieht deutscher Glaube wider Dich.

Digitized by Google

Wohin, mein Gott, willst Du Dich retten?
Wo suchst Du Dir den sichern Port?
Wir binden Dich mit Liebesketten
Und führen Dich gefangen fort!

Mit heil'ger Beute reich beladen
Begrüßen wir des Glückes Schein.
Dann mußt Du ewig, Herr der Gnaden,
Gefangner unsrer Liebe sein.

Elli Bilecki.

Heimkehr.

Und als er kam, das Hoftor stöhnte leise,
Ein müdes Lichtlein brannte auf der Diele —
Hier war das Ende aller seiner Ziele. . .

Die enge Stiege, morsch und wurmzerfressen,
Erschrak und ächzte unter seinem Tritte.
Doch seine Augen, noch voll Grauen, suchten
Zum Giebelstübchen, seine letzte Bitte.

Und wie er in die Kammer still getreten,
Da stützte er die Stirn in beide Hände,
Und starrte auf die leeren, grauen Wände,
Wo seiner Jugend Tag und Traum gewohnt,
Die nun im Wirbelsturm der Zeit verwehten —
Ihn überkam ein tiefes, reines Beten. . .
Schräg durch die Scheiben fiel der volle Mond —

Hans Sturm.

Den Verwundeten!

Ihr Bleichen, in den weißen Betten,
Und ihr, die Binde um den Arm,
Und ihr — in unsrer Straßen Ketten
Am Stock hinwandernd durch den Schwarm,

Ihr schaut mit seltsam fernen Blicken
Weit übers bunte Stadtgewühl,
Ihr kamt so weit auf schwanken Brücken
Vom Todeslande grau und kühl.

Ihr kamt von weiten, wilden Straßen,
Daran das Grauen webt und wohnt,
Ihr saht ins Aug' dem großen Hassen
Und habt's mit großem Haß gelohnt.

Digitized by Google

Da ward in eure jungen Blicke
So dunkelgroßer Ernst gelegt,
Von allen Leichtsinns Tändelglücke
Ward jede Spur hinweggeweht.

Wie Heil'ge seit ihr, wie Propheten
Von einer neugewalt'gen Zeit,
Ihr habt die Grenze scheu betreten,
Mit eurem Blute sie geweiht.

Wir aber folgen euren Schritten,
Ein neu Geschlecht voll ernstem Mut,
Dank euch, die groß vorangeritten,
Dank euren Wunden, — eurem Blut.

Martha Große.

Todesbräute.

Dunkel weht dein schwarzer Schleier, Tod
Über Frauenstirnen, die sich neigen
Unter deinem herben Leitgebot,
Schwer von Tränen ist ihr Witwenschweigen.

Und es gleitet ihrer Augen Qual
Oftmals hin zu hellen Mädchenblicken,
Und sie sehen still ein Todesmal
Über ihnen wie ein Schwerterzücken.

Und sie sehn viel holder Träume Glanz
Jenen sterben, die es noch nicht wissen,
Und sie sehen mancher Liebe Kranz
Eh' er blühte, schon vom Tod zerrissen.

Und sie weinen, wenn ein Mädchen singt,
Als ob fern ein Sterbeglöcklein läute,
Wehes Witwengrüßen euch umklingt,
Ungelebter Liebe Todesbräute.

Martha Große.

Große Zeit.

Hinter den Höhn, wo die Wälder flammen,
Hinter den Bergen, weit, weit im Westen
Wütet die Schlacht.
Wir gehn hier im Frieden, plaudern zusammen,
Unsere Lippen scherzen, das Auge lacht,
Und draußen verbluten die Besten.

Digitized by Google

Vom Kirchturm, der über Giebel und Dächer schaut,
Kündet uns Glockenschlag den Lauf der Stunden.
Bei jedem weithallenden Stundenschlag
Blicken wir auf zum Himmel, der wolkenlos blaut,
Und gedenken des Bruders, des Freundes, der jetzt mit [Wunden
In Frankreich irgendwo liegen mag.

Frauen in schwarzen Kleidern, die Augen verweint,
Sieht man über die Straßen gehen.
Wenn die Heere heimkehren, die Sonne des Friedens wieder [scheint,
Werden sie hinter verhangenen Fenstern stehen
Und umsonst nach dem Gatten, dem Liebsten spähen.

An den Ecken kann man die Menschen sich drängen sehen.
Sie lesen Depeschen und nicken und plaudern zusammen.
Ihre Lippen flüstern ein Gottseidank, und das Auge, so [blank, ganz heimlich lacht.
Und hinter den Höhen, wo die Wälder flammen,
Weit, weit im Westen wütet die Schlacht,
Verbluten die Besten.

Hanns Heinrich Bormann.

Das Schwert.

Es war ein Schwert aus Meisterhand.
Auf seiner blanken Klinge stand:
„Räche immer, doch nimmer vergib!"
Und getreu dem Spruch die Klinge hieb.

Der Ritter, dem es zu eigen war,
Führte das Schwert gar manches Jahr,
Führte es stets mit eiserner Faust.
Gar vielen hat vor dem Schwert gegraust.

Getreu dem Spruche, rächte es gut
Und tauchte oft in rotes Blut.
Ließ Wunden hell wie Rosen blühn,
Ließ alle tiefen Narben glühn.

Viel hundert Siege der Ritter erstritt.
„Mein Schwert" — so sprach er — „zerbricht mir nit!"
Und doch zerbrach's. Und was verblieb?
Der Knauf und ein Rest. Drauf stand: . . . „vergib!"

Hanns Heinrich Bormann.

Digitized by Google

Romantik u. nationaler Sang

Von Dr. August Volpers, Köln a. Rhein.

Nun geht unser Volk durch den zweiten Kriegswinter. Dem Soldaten im Felde ist dieser garstige Geselle ein neuer Feind, den er fürchtet, mehr fürchtet als den Feind im Graben. Inniger wieder ist das Gedenken und Sich-Sehnen, hinüber und herüber, daheim und im Felde. Wohl manchem hämmert's ins Gehirn mit neuer Wucht: „Ein furchtbar wütend Schrecknis ist der Krieg!" Und doch — wer dem Volke lauscht, jetzt im zweiten Winter, der mag es merkwürdig finden, daß alles Leid und alle Opfer ihm nicht das Lied von den Lippen nehmen können. Wie heute, wenn auch nicht mehr mit dem Reiz der Neuheit, doch im wesentlichen noch wie in jenen unvergeßlichen Augusttagen alle Eindrücke schwinden vor dem einen großen Reiz des Krieges, so hat sich auch das Kriegslied frisch erhalten überall, wo das Gefühl für das Volk eigenen Wünschen vorangeht. Wo aber diese Selbsthingabe restlos ist, beim deutschen Soldaten, da ist es zu Hause. Truppen ziehen blumengeschmückt ins Feld; graubärt'ge Männer sind's, die Weib und Kind verlassen und nun dem Schicksal in die Arme ziehen. Und doch singen sie, singen von den „Vöglein im Walde", als wär's mitten im Frieden.

Ein Volk, das singend und dichtend mit Blut und Eisen den Kampf durchhält, ist nicht besiegt, ist auch nicht verängstigt. Denn was es singt, entspringt derselben Kraft, die uns heute unsern Feinden so furchtbar erscheinen läßt. Sein Lied ist der Ausfluß derselben Lebensmacht, die das Schicksal bannt, das heute immer dringlicher an die Tore unserer Nachbarreiche pocht. Es ist der äußere Ausdruck deutscher Innerlichkeit, Ruhe und Zuversicht, mit der der deutsche Mann, im Waffenschmuck und Bürgerrock, seine Pflicht tut, gerade heute in unsern chaotischen Tagen. Und das ist stets so gewesen: Zog der deutsche Mann ins Feld, hat er auch gesungen. Wir hören von Kriegsliedern, solange es deutsche Krieger gibt und deutsche Schlachten. Aber hat nicht jedes Volk seine Kriegslieder? Es verdiente als Merkwürdigkeit vermerkt zu werden, würde sich ein Volk finden, das Gefühlen so elementarer Art, wie sie der Krieg auslöst, nicht im Liede Ausdruck verliehe. Und doch gibt es hier

Digitized by Google

Unterschiede. Das bekannte Wort, daß der Araber sein Pferd, der Zigeuner seine Fiedel, der deutsche Soldat sein Lied hat, will dies besagen. Wie das Schwert, mit dem er kämpft, gehört auch das Lied zum deutschen Soldaten.

Von der Frühzeit des deutschen Kulturlebens bis in die Zeit des späten Mittelalters hinein stand das deutsche Kriegslied im Zeichen des christlichen Ideals. Notkers „media vita in morte sumus", das heute noch im Volke lebt, ist ein solches geistliches Lied, das in der Schlacht gegen die Hunnen gesungen und gebetet wurde. Ein geistliches Kriegslied in der Form des Wechselgesanges ist uns überliefert in dem Ludwigsliede, dem Preisliede auf die Normannenschlacht bei Saucourt. Vom Könige angestimmt, sang das Heer den Refrain „Kyrie eleyson". Und bezeichnend für den Wert dieses Liedes heißt es: Sang unas gisungan, Uniu unas bigunnan. Den geistlichen Einschlag zeigt auch das Heldengedicht, dem wir schon früh begegnen. Vom König Ottokar von Böhmen wird gesungen: „er was ein schilt in sinen tagen über alle cristenheit". Auch das weltliche Lied, das das rein geistliche ablöste, zeigt diesen Einschlag. In dem Liede von der Schlacht bei Paris heißt es: „Im Blut mußten wir gan, Im Blut mußten wir gan, Bis über, bis über die Schuh: Barmherziger Gott, erkenne die Not! Barmherziger Gott, erkenne die Not! Wir müßten sonst verderben also."

Als Kriegslieder im heutigen Sinn kann man diese Schlachtgesänge kaum ansprechen, da das Volkstum mehr oder weniger im Kirchentum aufging. Allgemein zeigt die Entwickelung zum nationalen Liede nur das spezifisch deutsche Lied des ganzen Mittelalters: Walthers „Ihr sult sprechen willekomen." Der Gedanke an das Volk als Ganzes, den wir in diesem Liede an einzelnen Stellen überraschend schön finden, ist im nationalen Liede der folgenden Jahrhunderte fast völlig verloren gegangen. Was wir an Poesie dieser Zeit besitzen, zählt zu den Ständeliedern. Die Landsknechtspoesie, als deren Kind das eigentliche Kriegslied gewöhnlich angesehen wird, hat ebenfalls durchweg keine Beziehung zu Volk und völkischen Werten. Die Güte dieser Dichtungen richtet sich nach der Auffassung, die der Soldat von seinem Beruf hat. Die Söldnerscharen, deren Geist die Lieder atmen, waren aus aller Herren Länder zusammengewürfelt, ohne Liebe zur heimatlichen Scholle, oft auch ohne Liebe zu Kaiser und Reich. „Beute," sagt Gustav Freytag, „war der unsichere Gewinn, für den der Soldat sein Leben einsetzte, auf sie zu hoffen, die traurige Poesie, die ihn in verzweifelter Lage aufrecht hielt." Immerhin lebt noch heute

Digitized by Google

einiges aus der Poesie der Landsknechte fort, so das prächtige Lied vom Fähnrich und das stimmungsvolle Liedchen: „Kein sel'grer Tod ist in der Welt, Als wer vor'm Feind erschlagen, Auf grüner Heid im freien Feld darf nicht hör'n Wehklagen; Im engen Bett, da ein'r allein Muß an den Todesreihen, Hier aber find't er Gesellschaft fein, Fall'n mit wie Kräuter im Maien."

So ging die Entwicklung der nationalen Poesie insgesamt bis ins 18. Jahrhundert hinein langsam vor sich, und zwar deshalb, weil die erste Bedingung, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit des Volkes als eines Ganzen, fehlte. Was an nationaler Dichtung aus den sogenannten schlesischen Dichterschulen hervorging, die nationale Lyrik des Hainbundes, der Stürmer und Dränger, alles das galt einem Vaterlande, das nur literarisch geschaut wurde. Daß Goethes Stellung hierbei nichts geändert hat, wissen wir, ohne daß die alte Streitfrage hier näher erörtert werden soll. Das Fragment „Deutschlands Größe" kennzeichnet am besten Schillers Auffassung von der geistigen Weltherrschaft des deutschen Volkes. Erst die Entwicklung des Staatsgedankens zum Volksgedanken führt uns der nationalen Poesie im heutigen Sinne näher, insofern sie sich vornehmlich anschließt an die treibenden Kräfte geistiger Art, wie sie in Aufklärung und Romantik bestimmend gewesen sind für die geistigen und sozialen Strömungen bis auf unsere Tage. So fern es scheinbar liegt: Der Kampf dieser Anschauungen an der Schwelle der Neuzeit, wie wir ihn in dieser oder jener Form, auf diesem oder jenem Gebiete heute noch finden, bedeutet zugleich den Ausgangspunkt unserer heutigen Kriegslyrik, der nationalen Lyrik überhaupt.

Der Staatsgedanke der Aufklärung ist individualistisch gerichtet. Für ihn bedeutet der Staat nur ein Aggregat von Individuen, für deren Glück und Wohl er sorgen will. Sein Ideal ist ein beglücktes und beglückendes Menschentum, das in seiner Bildung und in Vergeistigung der Persönlichkeit zum Ausdruck kommt: Alles für das Volk, nichts durch das Volk. Diese Trennung von Menschentum und Volkstum charakterisiert die Zeit des großen Friedrich. Die Bedeutung seiner glorreichen Kriege für die Literatur hat keiner besser gewürdigt als Goethe. Der nationalen Poesie bot schon die Person dieses großen Menschen Stoff zu vielen Dichtungen. Und diese Heldengedichte sind nicht nur ein Kind seiner Zeit. Willibald Alexis' „Fridericus Rex, unser König und Herr" ist 100 Jahre später entstanden. Um dieselbe Zeit hat Fontane seine großen Heerführer Ziethen

Digitized by Google

und Seydlitz gefeiert. Das alles hindert nicht, daß die nationale Poesie der Aufklärungszeit zum größten Teil Buchpoesie war und geblieben ist. Chr. Ewald v. Kleist ist mit seiner „Ode an die preußische Armee" nicht ins Volk gedrungen, so künstlerisch wahr und lebendig sie auch ist. Selbst Gleims „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers" ist es nicht viel besser ergangen. Es sind Heldengedichte, die sich der nationalen Poesie der Romantik nähern, ohne deren eigentlichen Gehalt in sich aufzunehmen.

Das wurde anders, als die Romantik erkannte, daß Menschentum und Volkstum zusammengehören. Wie die Aufklärer wollten auch die Romantiker der Menschheit dienen, aber dieses Menschentum erblickten sie unmittelbar im eigenen Volkstum. Diese Einsicht war ihnen „das natürliche Folgeergebnis der romantischen Geistesverfassung überhaupt, deren innigstes Wesen gerade darin besteht, daß sie vom Subjektiven zum Objektiven hinüberzuschreiten versucht und den Uebergang bildet." Mit der tief sittlichen Bedeutung, die der Staatsgedanke statt des Nützlichkeitsgedankens annahm, erschien den Romantikern der Staat als ein lebendiger, geistiger Organismus, und wohl lautete die Devise wieder: Alles für das Volk, aber weiterhin jetzt auch: alles durch das Volk. Der Königsgedanke der Aufklärung wurde nun zum Volksgedanken. Und es war das Gute, daß in der schweren Zeit unseres Volkes der romantische Staatsgedanke sich vermischen mußte mit dem nationalen Gedanken, daß die Form Inhalt bekam. Denn wenn das Menschentum sich unmittelbar im Volkstum offenbart, dann bedeutet Leben und Tod für das Volk auch Leben und Tod für die Menschheit. Goethes mystische Wort: „Und so lang Du das nicht hast, dieses Stirb und Werde . . . !" hat damals seine schönste Erfüllung gefunden in einer der schwersten Zeiten, die das deutsche Volk durchgemacht hat. Es soll dabei keineswegs geleugnet werden, daß auch die Aufklärung an der Befreiung großen Anteil hat. Kants Pflichtbegriff war zur rechten Zeit gekommen. Sein kategorischer Imperativ gab dem Volke Eisen ins Blut. Und auch Schillers Verdienst soll gedacht werden, der mit seinem Idealismus unser Volk begeisterungsfähig gemacht hat für alles Große und Erhabene. Doch der Weckruf aller Kräfte im Volke — der war romantisch. Seine sittliche Weihe aber erhielt er dadurch, daß der Kampf für das Volkstum nicht nur den Kampf für reines Menschentum bedeutete, sondern zugleich für die höchsten sittlichen Güter, für den Gottesgedanken. Dem Vaterlande dienen heißt Gott dienen. Das ist der Grund der religiösen Erneuerung, an der Schleiermachers Anteil nicht

Digitized by Google

vergessen werden soll. Unter diesem Gesichtspunkte muß die Forderung Fichtes nach einer nationalen Erziehung gewürdigt werden. Und um einen Schulpädagogen zu nennen: Pestalozzi — er hat nichts anderes gewollt. Auch das Lied fand jetzt zum erstenmal volkstümliche Pflege. Schon in der Aufklärungszeit hatten Gluck und Mozart, auch Haydn Melodien gebracht, die dem Volke lagen. Doch sind Schuberts Lieder erst das eigentliche Erzeugnis der Romantik, und das Jahr 1814 ist zugleich Schuberts liederreichstes Jahr. Jetzt auch wurde die Kunstpoesie Volkspoesie im wahren Sinne des Wortes.

Die Romantiker sind es gewesen, die den Wert der nationalen Lyrik richtig eingeschätzt haben und damit auch den Wert des Kriegsliedes. 1806, zwei Jahre später, als Friedrich Schlegel seine bitteren Enttäuschungen an Napoleon und den Franzosen erleben mußte, drei Jahre nach Herausgabe seiner eigenen „Vorlesungen über Encyclopädie", in denen er zuerst seine politischen Ansichten niederlegte, forderte August Wilhelm Schlegel eine „wache, unmittelbare, energische und patriotische Poesie." Und der Freund des unglücklichen Dichters und Leutnants Heinrich v. Kleist, der große Staatstheoretiker Adam Müller, nennt die Kriegspoesie geradezu eine kriegführende Macht.

Das sind nur zwei Stimmen, die sich über den Wert der patriotischen Dichtung aussprechen, und das geht aus ihnen hervor: Die nationale Lyrik trug nicht mehr den Charakter von etwas Zufälligem wie früher, sondern von etwas Notwendigem. Die Romantiker selbst haben danach gehandelt. Friedrich Schlegel und sein Bruder gehören zu den Dichtern der Befreiungskriege. Achim von Arnim sammelte 1806 Kriegslieder, die er den in den Kampf ausziehenden Soldaten darbot. Und bezeichnend ist, welche Lieder er zusammenstellte. Es waren alte Kriegs- und Volkslieder. In diesem Sinne kann man auch „Des Knaben Wunderhorn", das uns das Liederarchiv der deutschen Vergangenheit erschloß, zugleich als eine Sammlung patriotischer Lieder ansprechen. Wieder gehört hierher, was über Schubert und das deutsche Lied gesagt ist. Und die Wahrheit ist, daß das Volk, wie es sich durch das Schwert von welscher Knechtschaft freigeschlagen, so in den Liedern freigesungen hat, daß es auch, solange es sich nach dem deutschen Reich der Gegenwart gesehnt, aus tausend und abertausend Kehlen dieses Reich zusammengesungen hat.

Auf den Pfaden der Romantik wandelten die Sänger der Befreiungskriege: Arndt, Körner, Schenkendorf. Was die Seele des Volkes bewegte, das findet be-

Digitized by Google

sonders in diesen Gedichten beredten Widerhall: Trauer um die Schmach der Knechtschaft, Sehnsucht nach Befreiung, Haß gegen welsche Tyrannei und endlich der Wille, das fremde Joch abzuschütteln. Und als das Geschick dem großen Korsen auf Rußlands Feldern entgegentrat und ihn zum erstenmal in die Knie zwang, da fand des Fichtewort: „Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist" in den Liedern dieser Dichter ein kräftiges Echo. „Freiheit!" „Entfesselung des Individuums!" das war das Grundmotiv in den Gesängen dieser Helden. Fürwahr, das war ja auch der Kerngedanke der Romantik gewesen, das war der Grund, weshalb die Frühromantiker mit den revolutionären Franzosen und ihrem Kaiser geliebäugelt hatten, bis ihnen die Augen aufgingen und der Bankrott des Frankenreiches sie an die Not des eigenen Volkes verwies.

Und wie die Sehnsucht, aus den Tiefen des Subjektivismus zum Objektiven oder, wie sie es später nannten, zum Positiven zu kommen, die Romantiker zur Religion führte und ihnen ihren wahren Wert erschloß, so atmen auch die Gedichte der Freiheitssänger diese religiöse Stimmung aus, die ausgezeichnet zur Not der Zeit paßte. Not lehrt beten! So waren die Freiheitssänger die Verkünder der Romantik. Einer unter ihnen, Schenkendorf, wurde der Kaiserherold.

Das große Thema: „Kaiser und Reich" ist seit dem Ausgange des Befreiungskrieges in der nationalen Lyrik immer von neuem variiert, bis 1870 die Erfüllung kam. Von den Freiheitssängern haben es Arndt, mehr noch Schenkendorf angeschlagen. Doch ist dieser Gedanke im Vergleich zu den erwähnten Grundmotiven mehr sekundärer Art, auch bei Schenkendorf. Immerhin hat er den Gedanken auch klar für die Zukunft ausgesprochen, sodaß wir in ihm gewissermaßen den Übergang erblicken dürfen zu der nationalen Lyrik der folgenden Jahrzehnte, wie er ja auch seiner Herkunft nach als Norddeutscher zu den eigentlichen Dichtern der Befreiungskriege zählt, andererseits sein späterer Aufenthaltsort Karlsruhe ihn mehr nach Süddeutschland verweist. Darum haben wir zu den Befreiungsdichtern nur die norddeutschen gezählt, nicht die süddeutschen Dichter, etwa Uhland. Denn für diese ist es bezeichnend, daß sie mehr die Kaiser- und Reichsfrage beschäftigt hat, nicht so sehr der Kampf um die Befreiung des Volkes.

Die nationale Poesie der Befreiungskriege ist der Ausfluß der grandiosen Gedankengebilde der deutschen Romantik, aus dem auch die Kraft

Digitized by Google

der Erhebung unseres Volkes geflossen ist. Und man kann sagen, daß für die Zukunft in dem Maße, wie sich diese Romantik behauptete, auch die nationale Lyrik ihre Blüten trieb.

Durchweg romantisch sind daher die Burschenschaftslieder der ersten Jahre nach den Freiheitskriegen. Die Sehnsucht des Volkes nach Freiheit und Einheit hat diesen jungen Leuten jene Lieder aufgezwungen. Auf romantischer Grundlage, etwa wie es Schenkendorf träumte, in christlich-germanischem Sinne, strebten sie ihren Idealen nach. Die so sangen, waren keine Revolutionäre, als welche die Regierung sie ansehen mochte. Nach heißer Schlacht hatten sie sich im Felde um das Wachtfeuer geschart und gesungen „Nun danket alle Gott". Beim großen Wartburgfest gingen sie jetzt fromm zum Abendmahl und sangen dann begeistert und begeisternd von der Freiheit und Einheit ihres Volkes. Mag man sie wegen ihrer Forderungen und nationalen Kritik Liberale nennen, sie waren an erster Stelle Romantiker, wie auch Uhland Romantiker war und liberal. Daß freilich in die Lyrik dieser Romantiker auch hier und da ein Gedanke aufgenommen wurde, der nicht romantischen Ursprungs ist, darf nicht wundernehmen. Denn das ist ja überhaupt das Charakteristische dieser Zeitepoche: es fehlt die Klarheit. Selbst in den politischen Bestrebungen zeigt sich Unklarheit und ein gutes Stück Unreife. Hier der Gegensatz zwischen dem aristokratischen Norden und dem demokratischen Süden, dort im Liberalismus selbst das Streben nach Einheit und wiederum sein kosmopolitischer Zug, besonders seine Sympathie für Frankreich. Ein solcher der Romantik fremder Gedanke, ist der Vertragsgedanke, der sich in der nationalen Lyrik Uhlands findet. Neben den Liedern „Am 16. Oktober 1815" und „Zum 18. Oktober 1816" ist vor allem jenes Gedicht bekannt, in dem sich der Dichter an die Vertreter der altwürttembergischen Partei wendet vor dem Ausgleich, der zwischen den Männern der Oppositionspartei und König Wilhelm I. zustande kam. Eine Erbitterung sondergleichen spricht aus dem Liede des wortkargen Schwaben: „Vertrag! es ging auch hierzulande Von ihm der Rechte Satzung aus, Es knüpfen seine heil'gen Bande den Volksstamm an das Fürstenhaus. Ob einer im Palast geboren, In Fürstenwiege sei gewiegt, Als Herrscher wird ihm einst geschworen, Wenn der Vertrag besiegelt liegt."

Von der Romantik entfernte sich immer mehr die Entwicklung der patriotischen Lyrik in der folgenden Zeit, der 30er und 40er Jahre. Schuld daran mochte die allgemeine politische Zerfahrenheit sein. Der Hauptgrund

Digitized by Google

immerhin war die Tatsache, daß der neue Realismus die Romantik als nutzlose Träumerei verachtete und damit das Verständnis verlor für die Kraft, die der deutsche Idealismus dem Volke gegeben hatte. Wie die Befreiungskriege, so waren auch die Unruhen von 1848 geistig, sagen wir besser literarisch vorbereitet. Und den ersten Anstoß mochte die französische Julirevolution gegeben haben. Auf jeden Fall hörten die Dichter der 30er Jahre auf, Romantiker zu sein. Durchweg liberal waren die Jungdeutschen mit Börne und Heine. In diesem Sinne gesellen sich zu Heines „Zeitgedichte" Becks „gepanzerte Gedichte", Herweghs „Gedichte eines Lebendigen" und Anastasius Grüns „Spaziergänge eines Wiener Poeten." Bemerkenswert ist, daß diese Gedichte zum Teil, so die von Anastasius Grün, aus Österreich kamen, aus dem Lande Metternichs. Es spricht aus diesen Gedichten nicht nur die hamletartige Zerrissenheit des deutschen Volkes und die persönliche Verbissenheit dieses oder jenes Dichters, sondern auch die Freude an positiver Arbeit, die der preußische Staat auf dem Gebiete des nationalen Wirtschaftslebens (Zollverein!) geleistet hat, oder die Forderung einer deutschen Kriegsflotte (Herweghs Gedicht „Die deutsche Flotte"!) oder gar die Freude an den Kriegstaten fremder Völker (die Polen- und Griechenlieder).

(Schluß folgt.)

Wege, die in Nacht verloren . . .

Von Hans Sturm

Wege, die in Nacht verloren,
Sind von Deinem Licht erhellt,
Flutend aus den Sternentoren
Deiner gnadenreichen Welt.

Sieh in Sehnsucht Dir entgegen
Ewiger, meinen Blick gewandt.
Meiner Saiten Sang und Segen
Reifen unter Deiner Hand.

Digitized by Google

Verschollen!

Erzählung aus dem Volksleben von M. Buol

(Fortsetzung).

VI.

Die Leute, die nicht mehr jung sind, denken's noch, daß auf dem Mendelpasse mitten unter ernsten Waldbäumen eine einsame Herberge stand, wo Frächter und Wanderer, Wälsche und Deutsche Einkehr hielten. Der Wirt war ein schlichter Mann in Hemdärmeln, und seine Kinder hatten die Backen rotgeküßt von der frischen Bergluft. Vom Etschlande herauf führten damals nur rauhe Bergpfade, die sich bald im Geröll, bald im Dickicht verloren und nur den Ortskundigen bekannt waren. Dann aber — es sind nun mehr als dreißig Jahre — wurde eine Straße gebaut, eine festgemauerte, in den Felsen gehauene, von Sankt Michael hinauf zum Passe. Dem Militär zu liebe wurde sie gebaut, damit Artillerie und Fußvolk hin und wieder ziehen könne über die Felsenwände der Sprachgrenze. Und doch war's nicht der Wehrstand, der zunächst seinen Vorteil aus der neuen Straße zog. Denn kaum war sie fertig, so begann ein lustiges Leben auf der Paßhöhe, und Hotels und feine Villen schossen wie Pilze aus dem Alpenboden. Lange Reihen von Zweispännern mit fremden Gästen darin zogen die blanke Straße hinan; später kamen die Automobile, und endlich die Bergbahn.

Heute ist die Mendelhöhe eine Fremdenkolonie. Unter den Waldbäumen rauchen fremde Herren ihre Zigaretten und lesen ihr Berlinerblatt. Damen in leichten Blusen sitzen unter großen roten Schutzschirmen; Kinder in feinen Spitzenkleidchen schauen mit verwunderten Augen die fremde Bergwelt an. Und wo der duftige Alpenrasen dem kahlen Rechteck des Tennisplatzes weichen mußte, da lassen junge Leutchen die Ballen fliegen und lachen und flirten dazwischen.

Auch heute noch begegnen sich Wälsch und Deutsch auf der Mendelhöhe. Nur ist's kein derb treuherziges Begegnen mehr wie zur Zeit, da die Nonsberger Maultiertreiber und die Bauern aus Überetsch in der Gaststube des Mendelwirts beisammen saßen und — die einen Morra, die andern Perlaggen — spielten. Aus allen Gauen Deutschlands kommen die Gäste und dann wieder kommen Familien aus dem „Regno" herauf mit schwarzäugigen, alt aussehenden Kindern, denen die Sonnenglut der lombardischen Ebene

Digitized by Google

alle Farbe aus den Gesichtlein getrieben hat. Daneben gibt's Engländer, Amerikaner, auch Juden natürlich, denn die Mendel ist Mode geworden und die Juden machen jede Mode mit. All das wohnt nahe beisammen in den Hotels und Pensionen und fährt in Auto und Wagen die Straße entlang. Verkaufsbuden sind da und Kaffeehäuser und ein Friseurgeschäft und ein Kino. Und nur eins ist weg: die Poesie.

Zum Glücke ist sie nicht allzu weit geflohen. Denn die sie verscheucht haben, die Reichen, die Gedankenlosen, die Geldmenschen, die da reisen, nur um zu reisen, die wollen sich die feinen Schuhe nicht verderben und rühren sich nicht weit von der Stelle. Zu beiden Seiten steigt noch ernst und hoch der Bergwald auf und grünen die Almen und klingen die Almglocken. Und im Sommer kommen die deutschen Bauern herauf und bauen sich Blockhäuser und halten hier Sommerfrische mit Weib und Kind und mit dem lieben Vieh. Auch wer der Straße folgt, die sich von der Mendelhöhe gegen das Nonstal senkt, verliert gar bald die Fremdenkolonie aus den Augen. Wohl eine Stunde lang geht's sanft abwärts fast immer durch Wald. Auf einmal lichtet sich der Wald und dem Wanderer zu Füßen liegen die Nonsberger Dörfer. Sie sind berühmt, diese Dörfer, denn nirgends vielleicht auf Gottes weiter Erde sind die Ortschaften so nahe beisammen wie hier. Man weiß kaum, wo die eine aufhört und die andere beginnt. Wie Perlen zu einer endlosen Schnur gereiht, liegen sie auf dem grünen Abhang, und dahinter ahnt man, ohne sie zu sehen, die tief eingeschnittene Schlucht der Novella, die das Nonstal seiner Länge nach durchschneidet.

Hier, weit weg von der Paßhöhe, steht die „Waldkönigin". Der Name ist schöner als das Ding, denn das Ding ist ein Hotel. Aber wenigstens nicht eines von den riesenhaften und protzigen. Und wenn es selber auch nicht zur Verschönerung der Landschaft beiträgt, so liegt es doch wunderbar zwischen Wald und Fruchtland und läßt seine Bewohner weit hineinschauen in die Täler und hoch hinauf auf Berge und Firnen.

Den Winter über war die „Waldkönigin" verlassen gestanden. Aber kaum hatte der Bergfrühling die Alpenwiesen mit blauem Enzian und die Alpensümpfe mit gelben Ranunkeln übersät, so wurde es im öden Hause lebendig. Zuerst kam Don Bortolo, der Geistliche vom nächsten Dorfe, der die Schlüssel in Verwahrung hatte. Und kaum hatte Don Bortolo aufgesperrt, so erschienen Maler und Maurer und Schreiner und Glaser und besserten, was der lange,

Digitized by Google

feuchte Winter verdorben hatte. Und als sie fertig waren, kamen aus dem Dorfe herauf Spülweiber und gingen ans Reinemachen.

Während das vor sich ging und die großen Fenster des Hotels weit offen standen, der lieben Maiensonne zu Ehren, rückte auch allmählich die Dienerschaft ein, Zimmermädchen und Küchenfeen und Hausdiener. Die Wäscheschränke wurden aufgeschlossen und die Wäsche an die Sonne gehängt. Küchengeräte und Bestecke wurden geputzt, Vorhänge wurden an den Fenstern befestigt, Teppiche über die Fußböden gebreitet, Küche und Speisesaal eiligst in Ordnung gebracht und die nötigen Vorräte eingestellt. Denn bei dem schönen Wetter war man keinen Augenblick vor Mittagsgästen sicher. Die Logiergäste freilich, die würden erst viel später kommen.

Unter allen, die sich in der „Waldkönigin" zu schaffen machten, war auch eine schlanke blasse Frau in schwarzem Kleide, das schöne Blondhaar schlicht gescheitelt. Sie machte keinen Lärm wie die andern; sie sprach wenig und lachte selten. Aber sie war stets tätig und arbeitete für Zwei. Als Herr Ringler, der Besitzer, von Meran ankam, wo er den Winter über eine Pension führte, da war er von so viel stillem Fleiß nicht wenig erbaut; und gleich nach den ersten Tagen stellte er ihr die Frage: „Wollen Sie auch für den kommenden Winter bleiben, Frau Larcher?"

Mit Freuden nahm Johanna an. Der Lohn, den man ihr gab, war ansehnlich, und inzwischen konnte sie ihre Zimmerchen im Larcherhause an eine bescheidene bürgerliche Familie zur Sommerfrische vermieten.

Ihren Knaben hatte sie bei Gina zurückgelassen. Gina war seit Faustinos Tode die Besitzerin des Hauses. Doch die gute Seele ließ es nicht fühlen, daß die Rollen getauscht seien. Für den Kleinen sorgte sie zärtlich und freute sich, daß er sie Zia Gina nannte. An schönen Tagen führte sie ihn oft hinab zur „Waldkönigin" und ließ ihn im Walde ober dem Hotel spielen. Dann benützte Johanna jeden freien Augenblick, um bei ihrem Liebling zu sein.

„Sieht er nicht gut und kräftig aus?" fragte Gina zuweilen mit Stolz. „Ist er nicht gewachsen und stark geworden? Ich glaube, der arme Nonno würde ihn kaum mehr erkennen. Seid guten Mutes, Giovanna, er wird bald ein Mann werden und für seine Mutter sorgen!"

Ach, Gina hatte leicht reden! Sie meinte, einfältig, wie sie war, daß man den Knaben, kaum der Schule entwachsen, in einen Bauerndienst oder in eine Werkstätte

Digitized by Google

stecken würde. Sie ahnte nichts von den Plänen, die Johanna in ihrem stolzen Mutterherzen nährte.

Im Frühsommer war der Dienst bei der „Waldkönigin" nicht allzu hart gewesen, aber bei zunehmender Sommerhitze mehrten sich die Gäste. Dann kamen öfters Bauernweiber von Renzone und Sarnonico herauf und halfen beim Waschen und Scheuren. Von ihnen erfuhr Johanna, daß Fortuna längst von Sankt Michael zurückgekehrt sei. Sie habe viele Geschäfte beim Gerichte in Fondo, denn Lorenzo habe Geld in Amerika angelegt, und das wollten die Amerikaner nicht herausgeben. Es werde wohl einige Zeit vergehn, bis Fortuna es bekomme. Lorenzo müsse sehr viel erworben haben, und das sei bei seiner Tüchtigkeit auch nicht zu verwundern. Auch scheine er immer Glück gehabt zu haben. Mit dem Auswandern sei es eben so eine Sache. Man müsse nur Glück haben, gerade so wie beim Spielen.

Das alles und manches andere hörte Johanna, ohne daß sie erst darum fragen mußte. Die Weiber wußten eben, daß sie durch ihren Mann mit Fortuna nahe verwandt sei; deshalb fingen sie immer wieder von Fortuna an. Zuweilen fragten sie auch: „Geht ihr denn nie hinab nach Sarnonico, Giovanna? Ihr solltet die Zia doch besuchen!" Sie meinten wohl, daß man sich um eine reiche Verwandte mehr bemühen solle.

Johanna versicherte dann, daß sie Fortuna nächstens besuchen werde. Es sei ja kaum eine halbe Stunde hinab, und dazu werde sie schon Zeit finden, denn die arme Zia dauere sie unsäglich.

Es war ihr ernst mit dieser Versicherung. Dann aber verging Tag um Tag, die Arbeit drängte, und Johanna fand keine Zeit, nach Sarnonico zu gehn.

„Grüßt mir Zia Fortuna," sagte sie wohl zuweilen, wenn Jemand von dort an der „Waldkönigin" vorbeikam. Und dabei blieb es. Und wenn sie sich's recht gestand, dann wars nicht allein die tägliche Arbeit, was sie abhielt. Es war etwas zwischen sie und Fortuna gekommen; sie hätte nicht sagen können, was.

Als ihr Schwiegervater noch lebte, hatte Johanna seine Schwester lieber gehabt als ihn. Fortuna ließ jedem seine Meinung und nahm es mit Gleichmut hin, daß ihres Bruders Sohn eine Andersgläubige heimgebracht hatte. Wenn Faustino klagte, daß seine Schwiegertochter nicht einmal das Ave Maria beten könne, erwiderte Fortuna achselzuckend, das Paternoster könne sie sicher, und das sei auch etwas. Meist aber trumpfte sie den Alten mit einem kurzen, barschen „Va là!" (Geh doch!) ab. Das hatte ihr

Digitized by Google

Johanna gedankt, hatte Fortuna immer für geistig höherstehend geachtet als Faustino. Doch seit Faustinos Tode war es anders. Nun war der ehrwürdige alte Mann für sie mit einem Glorienscheine umgeben. Nun glaubte sie ihn drüben bei ihrem Giovanni in einem stillen, geheimnisvollen Lande, das sie sich nicht vorstellen konnte, von dem sie aber sicher hoffte, daß es ein Land des Friedens und des Glückes sei, ein Land, wo man Gottes Gegenwart besser fühle als auf dieser Welt. Und seither hegte sie für Faustino eine ehrwürdige Zärtlichkeit wie für ihren leiblichen Vater.

Das stolze, liebloſe Benehmen der Koflerbäuerin, die es nicht einmal der Mühe wert gefunden hatte, Faustinos Leiche zu Grabe zu geleiten, hatte Johanna aufs Tiefste verletzt; sie konnte das nie mehr vergessen. Und Fortuna? Ach, Fortuna war damals krank gewesen; so wenigstens hatte Emilia versichert, und Johanna wollte es nicht bezweifeln. Sie wollte überhaupt der Mutter die Lieblosigkeit ihrer Tochter nicht zur Last legen. Aber es gibt Dinge, die man nicht nennen und nicht beschreiben kann und die sich doch wie ein Keil zwischen Menschen drängen, die sich vorher gern leiden mochten. Wenn Johanna nur Fortunas Namen hörte, dann war's ihr immer, als ziehe ein kalter Lufthauch durch ihre Seele.

Wohl stieg zuweilen, wenn sie an Rigos Zukunft dachte, blitzartig in ihr der Gedanke auf, wie leicht Zia Fortuna mit all ihrem Gelde dem Enkel ihres Bruders helfen könnte. Aber dann hätte sie lachen und sich zugleich ärgern mögen über einen so närrischen Einfall. Das war gerade so, wie wenn sie auf eine Waldfee rechnen wollte oder auf einen vergrabenen Schatz. Zia Fortuna? Nein, selbst wenn sie eine Millionärin gewesen wäre, hätte sie kein Kronenstück übrig gehabt für jemand, der nicht ihr Nächster, ihr Allernächster, der nicht Fleisch von ihrem Fleische und Blut von ihrem Blute war! So lange Lorenzo lebte, war er alles für seine Mutter gewesen; jetzt war es Emilia mit ihren Kindern. Nein, nein, von Fortuna hatte Rigo nichts zu erwarten: Und Johanna hätte auch gar nichts annehmen mögen. Nicht der reichen Base, sondern seiner armen, treuen Mutter sollte das Kind sein Lebensglück verdanken!

* * *

Der Hochsommer kam mit heißen, wolkenlosen Tagen. In den großen Häusern am Passe war alles überfüllt; da verlangten sie schweres Geld für das kleinste Zimmerchen.

Digitized by Google

Aber auch in der „Waldkönigin" wimmelte es von Gästen. Jeder Raum war besetzt; selbst die Badezimmer nahm man zu Hilfe. Die weibliche Dienerschaft hatte keinen andern Schlafraum mehr als den Dachboden: dort ruhte man so recht und schlecht auf Wollenkotzen und Strohsäcken von des Tages Mühen aus. Und auch diese Raſtzeit war karg bemessen. Lange nach Mitternacht blieben die Herrschaften im Speisesaal beisammen. Die ältern Leute spielten Whist oder Skat; die jüngeren plauderten, sangen, musizierten. Zuweilen auch schob man die Speisetische bei Seite und tanzte. Dazwischen wurden Erfrischungen angeboten. Da mußte man denn immer gewärtig sein. Hatten sich aber die Gäste endlich in ihre Schlafzimmer zurückgezogen, dann klingelte es bald da bald dort, und die totmüden Mädchen mußten von einer Tür zur andern springen und nach dem Befehle der „Herrschaft" fragen und dabei noch ein freundlich unterwürfiges Gesicht und eine süße Stimme machen, als geschehe ihnen selber der größte Gefallen. Unter dessen waren aber einige Touristen mit den Hühnern schlafen gegangen: die hatten Auftrag gegeben, daß man sie um drei oder vier Uhr früh wecke. Und auch ein reichliches Frühstück mußten sie vor dem Abmarsche haben, das verstand sich von selbst. So ging's wohl Nacht für Nacht.

Schrilles Klingeln um zwei Uhr früh! Galt es dem Hausdiener, galt es dem Zimmermädchen? Niemand mochte es auf sich beziehen, niemand rührte sich.

Ganz still wars nun einige Zeit. Dann kam das Klingeln wieder. Aber schwächer als das erstemal. Johanna, die sich erst eine Stunde vorher angekleidet auf ihren Strohsack geworfen hatte, fuhr jetzt empor, und strich mit der Hand über die müden, brennenden Augen, die ihr immer wieder zufallen wollten.

Schließlich ging der Zimmerdienst doch auch sie an, und nachts war es besser, wenn *sie* auf den Beinen war, als die jungen Mädchen.

Langsam, halb schlaftrunken schwankte sie die Treppe hinunter. Nun stand sie im Gange des zweiten Stockwerks. Auf Nummer 11 hatte es geklingelt. Gestern abend erst war der Herr gekommen.

Ihr wars ein wenig bange. Sie trat an die Tür und fragte in gedämpfter Stimme nach seinem Befehle.

Von drinnen keine Antwort. Doch schien's ihr, als höre sie leises Stöhnen.

Da öffnete sie und drehte das Licht auf. Und beim hellen Scheine der elektrischen Lampe sah sie auf den Kissen

Digitized by Google

ein verzerrtes Gesicht mit angstvollen Augen und bläulichen Lippen. Und sie wußte nun, daß einer hier sei, der Frauensorge, Mutterſorge brauche. Im Augenblick war sie an seiner Seite.

„Ist dem Herrn nicht wohl? Soll ich vielleicht um den Arzt schicken?"

Er wehrte ab und sah sie einige Augenblicke wortlos an. Endlich flüsterte er: „Eis, Eis! Auf Brust und Kopf! Schnell, schnell!"

Sie flog in den Eiskeller, füllte Eis in zwei Tücher und eilte zum Kranken zurück. Als er das Eis fühlte, flüsterte er: „Danke!" Sie setzte sich neben ihn und wartete.

Nach einiger Zeit wurde er ruhiger, das Stöhnen leiser. Später bat er, man möge das Eis erneuern und ihm etwas Cognac reichen: er fühle sich schwach. Johanna tat alles, was er wünschte, sprach kein Wort, behielt ihn nur immer im Auge. Sein Gesicht war jetzt sehr blaß, aber der Ausdruck ruhig wie der eines Schlafenden.

Durchs Fenster fiel der erste bleiche Dämmerschein. Draußen am Gange polterten die Nagelschuhe eines Touristen. Leise erhob sich Johanna, trat an die Zimmertür, öffnete, bat den frühen Wanderer, etwas vorsichtig aufzutreten: es sei ein Schwerkranker hier. Dann kehrte sie zu ihrem Pflegling zurück.

„Nein, Fräulein, schwer krank bin ich gerade nicht," sagte der, „das Schlimmste ist schon wieder vorüber". Er lächelte matt.

„So geht's dem Herrn besser? Das ist schön!" erwiderte Johanna freundlich.

Er lag einige Zeit still. Dann sagte er: „Ich kriege wohl zuweilen solche Herzkrämpfe. Es liegt nicht viel daran. Nach ein paar Stunden ist alles wieder gut. Kann freilich auch geschehen, daß ich einmal daran sterbe. Besonders wenn mir kein rettender Engel zur Seite steht."

Er sah sie an, ruhig und dankbar wie ein krankes Kind. Ihr gefiel sein Blick. Ach, sie hatte ganz andere Blicke ertragen müssen, seit sie Hoteldienste tat!

Und auch seine Sprache gefiel ihr. Das war ja Sächsisch, das reinste, gemütlichste Sächsisch!

„Bitte nehmen Sie mir jetzt die Eiskompressen ab, Fräulein," bat der Kranke. „Mir ist so viel besser! Ich glaube, ich könnte noch ein bischen schlummern."

Johanna stand auf, schloß die Fensterläden, drehte das Licht aus. Dann ging sie an ihr hartes Tagewerk, müde aber zufrieden.

Digitized by Google

Diesen ganzen Tag war sie froher Stimmung. Man müßte kein Weib sein, um sich solch einer rettenden Tat nicht zu freuen. Als sie später nach ihrem Kranken sehen wollte, war das Fenster offen, das Zimmer leer. Nachmittags sagten ihr die Mädchen, die im Speisesaal bedienten, der Herr sei zur Mittagstafel gekommen und sei dabei ganz munter gewesen. Danach sei er in den Wald gegangen.

Gegen abend, als Johanna auf Nummer 11 Wasser brachte, kam der Herr heim. Sie vermied es sonst, mit einem männlichen Gast allein zu bleiben, vor ihm aber fühlte sie keine Scheu. Sie grüßte lächelnd und fragte, wie es ihm gehe.

„Gar nicht übel, Fräulein, danke! Ich war lange im Freien und hoffe, eine gute Nacht zu haben. Und das wünsch' ich auch Ihnen! Mir tat es so leid, Sie zu stören!"

„O das hab' ich ja gern getan", erwiderte sie einfach.

Sie faßte die Wasserkanne und wollte gehn.

„Adieu, Fräulein," rief er ihr noch nach.

Da wandte sie sich um, leicht errötend, und sagte ruhig: „Bitte, ich bin kein Fräulein, Herr, ich bin Witwe."

Am folgenden Tage hatte der Sachse schon ihren Namen erfahren. Bald redete er sie nun als „Frau Larcher" an, bald als „Frau Johanna". Er nannte ihr auch seinen eigenen Namen, Albert Schütter aus Dresden, ganz so wie wenn sie eine Dame wäre, der man sich vorstellt. Auch sonst war er sehr höflich gegen sie, und wenn er auf Treppen und Gängen mit ihr zusammentraf, trat er zur Seite und grüßte. Sie fragte ihn zuweilen nach seinem Befinden und erhielt befriedigende Antwort. Der Aufenthalt hier sei gerade, was er brauche. Ein Meraner Arzt habe ihm die „Waldkönigin" empfohlen. Allzu scharfe Höhenluft müsse er meiden, aber Waldluft sei ihm zuträglich.

Am Sonntag kam Gina mit Rigo an der Hand. Eine schmerzliche Freude war's für Johanna, das Kind zu sehen. Ach, sie konnte ja doch nicht bei ihm bleiben! Im Hotel kannte man keinen Sonntag! Gerade heute waren eine Menge Ausflügler gekommen; da gab's Arbeit in Fülle. Und als nun der Kleine sich an ihre weiße Schürze klammerte und „Mamma!" rief und gar nicht von ihr lassen wollte, da führte sie ihn in den Wald hinauf, reichte ihm ein Stück Kuchen und während er sich's schmecken ließ, winkte sie der alten Gina mit den Augen, sie möge ihre Flucht decken, damit das Kind nichts merke. Dann eilte sie ins Hotel zurück.

Auf einer Bank am Waldessaume saß Schütter. Johanna wollte mit flüchtigem Gruße an ihm vorüber, er aber hielt sie an.

Digitized by Google

„Entschuldigen Sie, Frau Larcher, ist das Ihr Kleiner?"

Sie bejahte mit frohem Erröten. „Hat mich der Herr denn gesehen?"

„Natürlich. Ich sitze ja schon seit einer Stunde hier."

„Wirklich? Ich hatte den Herrn vorhin gar nicht bemerkt."

Er lachte. „Glaub' es gern! Ein reizender Junge, Frau Johanna! Aber ich will Sie nicht aufhalten!"

Sie war froh, daß er das sagte, denn sie hatte alle Hände voll Arbeit. O hätte sie sich ein freies Viertelstündchen gönnen dürfen, sie wäre wohl droben im Walde geblieben bei ihrem Kinde!

Die Tage vergingen. Sie brachten neue Gäste und führten alte weg. Nur Schütter blieb. Er hatte es ja auch von Anfang an gesagt, daß er den ganzen Sommer bleiben würde. Er schonte sich, mied zu starke Bewegung und lebte sehr regelmäßig. Sein Herzleiden spielte ihm keinen bösen Streich mehr wie in der ersten Nacht nach seiner Ankunft. Gegen Johanna war er immer gleich höflich und zuvorkommend. Es freute Johanna auch, daß er so dankbar war; nicht jeder Gast wäre so gewesen. Aber zuweilen, wenn die Arbeit drängte, wich sie ihm aus, um nicht angehalten zu werden. Immerhin als einige Wochen um waren, wußte Schütter sehr viel über Johanna und Johanna über ihn. Er war ein Geschäftsmann aus Dresden, nicht gerade reich, aber wohlhabend. Sein Geschäft, eine solide Schnittwarenhandlung, hatte er seinem Sohne überlassen. Seine Tochter, die seit dem Tode seiner Frau hausmütterlich für ihn gesorgt hatte, war glücklich unter die Haube gebracht, und so hielt ihn nichts mehr in der Heimat zurück; er konnte seiner Ruhe und seiner Gesundheit leben.

Mitte August war vorbei. Am achtzehnten feierte man mit viel Jubel den Geburtstag des Kaisers. Von den Dörfern nah und fern kam Glockenton; da und dort hörte man auch Böllerknall. In der „Waldkönigin" gab's Festtafel und die Kapelle von Fondo besorgte die Tafelmusik. Abends hielt man im Speisesaale einen kleinen Ball ab. Alles war in heiterster Stimmung. Aber danach ging's ans Abschiednehmen. Rasch nacheinander zerstoben die Sommergäste. Bald standen viele Zimmer leer und die Table d'hôte schmolz zusammen.

Jetzt aber wurde es erst gemütlich. Die langen Abende luden zu traulicher Geselligkeit ein, und die Gäste kamen sich näher. Auch die geplagte Dienerschaft konnte aufatmen.

Johanna hatte einen freien Nachmittag benützt, um zu den Seehäusern zu gehen. Eine herrliche Stunde brachte sie

Digitized by Google

bei ihrem Kinde zu; danach begleiteten sie Rigo und Gina den Fußsteig hinauf zur Heerstraße. Hier mußte man Abschied nehmen; es war spät geworden.

„Lebwohl, Fritzchen! Addio, Gina!" Von Zeit zu Zeit wandte sich Johanna um und rief diesen Gruß. Und die Alte und das Kind standen am Wege, winkend und lachend.

Doch als sie sich an der letzten Biegung zum letztenmale zurückwandte, standen die beiden nicht mehr da. Und ihren Gruß und ihr Lächeln fing ein anderer auf. Denn eben kam Schütter bedächtig die Fahrstraße herab.

Johanna errötete und setzte ihren Weg eilig fort, als habe sie Schütter gar nicht erkannt. Doch als die erste unangenehmen Regung vorbei war, schien es ihr lächerlich, vor dem guten alten Herrn so die Flucht zu ergreifen. Sie begann, langsamer zu gehn und ließ sich einholen.

„Guten Abend, Frau Johanna! Sie haben Ihren Kleinen besucht?" Er trat an ihre Seite. „Ja, Herr Schütter, und er hat mich mit seiner Wärterin ein Stück Weges begleitet, bis herauf zur Straße."

Schütter nickte schmunzelnd. „Ich habe die Beiden schon gesehen. Hab's auch verstanden, daß Ihr Gruß und Ihr Lächeln dem herzigen Jungen galt, nicht mir altem Manne."

Sie lachte verlegen. Und doch war's ihr recht, daß er's verstanden hatte. Sie war immer sehr ernst und vorsichtig gewesen im Verkehr mit Gästen. Die leichte Art der andern Bedienerinnen, ihr herausforderndes Benehmen war ihr zum Ekel. Sie fühlte sich so erhaben über diese Geschöpfe in ihrer stillen, unnahbaren Reinheit.

Doch griff sie Schütters Wort freundlich auf und bemerkte, der Herr dürfte sich wohl nicht zu den Alten zählen, wenn er solche Spaziergänge unternehme. Sie sei erstaunt, ihn so weit weg vom Hause zu finden.

Er erwiderte, er habe sich erholt, daß er sich schon etwas mehr Freiheit gestatten dürfe. In letzter Zeit habe er manchen größern Ausflug gemacht, sei auch nicht immer zur Mittagstafel nach Hause gekommen. Dann zählte er ihr ganz stolz seine Spaziergänge auf. „Sie haben mich freilich dabei noch nicht ertappt, Frau Johanna. Sie waren immer festgehalten durch Arbeit."

„Es war eine geschäftige Zeit," sagte sie.

„Der Hoteldienst ist hart."

„Härter noch als ich mir's gedacht hatte!" Leise fügte sie bei: „Besonders für eine Witwe."

„Sind Sie denn wirklich Witwe?" fragte er.

Digitized by Google

„Was sonst? Was sollte ich sonst sein? Etwa ein Weib, dessen ihr Mann überdrüssig geworden ist? Wäre das besser? O und Sie wissen nicht, wie lieb, wie herzensgut mein Mann war! Nie, nie könnte ich an seiner Treue zweifeln!"

„Sie waren also sehr glücklich mit ihm?"

„Unbeschreiblich glücklich! Meine Verwandten und die seinen fanden, wir hätten eine große Torheit begangen. Und eine Torheit wäre unsere Ehe ja auch gewesen, wenn wir uns nicht so sehr geliebt hätten. Es war ja nichts gemeinsam zwischen uns, weder Vaterland noch Sprache noch Glauben."

„Dacht' ich's doch, Sie sind Protestantin," sagte Schütter. Er schien von dieser Entdeckung angenehm berührt.

„Gewiß, Herr Schütter, und ich will es bleiben. Ich will bleiben, was meine Eltern waren."

„Und Ihr Kleiner?"

„Er ist katholisch getauft. Es war der Wunsch meines Mannes. Nun hat das arme Kind keinen Vater mehr. Wenn er einmal erwachsen ist, mag er selber wählen."

Schütter fand das gerecht und verständig. Dann fragte er nach Johannas Mann, fragte, wann er weg sei und wohin, und wann sie zuletzt von ihm gehört habe, und welche Schritte geschehen seien, um seinen Aufenthalt zu finden.

Sie erzählte ihm alles klar und offen, erzählte ihm auch vom Tode ihres Schwiegervaters, und wie seither die ganze Sorge für das Kind auf ihr allein liege. Und wie es ihres Mannes Wunsch gewesen sei, daß das Kind einmal studiere, und wie heilig ihr dieser Wunsch sei, und wie sie kein Opfer scheue, um ihn zu erfüllen.

Schütter hatte ihr aufmerksam zugehört. „Sie sind ein starkes Herz, Frau Johanna," sagte er bewundernd. „Aber Sie sind immerhin nur eine Frau, und ich fürchte, Sie überschätzen Ihre Kräfte. Also studieren soll Ihr Büblein? Was soll er denn eigentlich studieren?"

„Das wozu er am meisten Lust hat," erwiderte sie ohne sich zu besinnen.

„Ich verstehe. Also jedenfalls höhere Studien?"

„Selbstverständlich. Am liebsten wäre mir's, wenn er Architekt würde. Das wäre seines Vaters Beruf gewesen, wenn er sich hätte ausbilden können. Aber ich werde den Knaben zu nichts drängen. Wenn ihn ein anderer Beruf mehr lockt, dann soll er eben den ergreifen."

„Schön, schön," bemerkte Schütter bedächtig. „Nun, durch die Volks- und Mittelschule werden Sie den Jungen schon bringen, Frau Johanna, aber weiter nicht."

„Fritz ist sehr begabt," erwiderte sie, leicht gereizt.

Digitized by Google

„O daran zweifle ich nicht im mindesten. Aber mit dem allein ist's nicht getan. Verstehn Sie mich recht! Ohne Vermögen, ohne Pension, nur mit dem, was Ihre schwachen Frauenhände verdienen, werden Sie den Sohn auf der Hochschule nicht erhalten können. Und bis er's so weit bringt, vergeht auch noch manches Jahr. Und Sie sind dann nicht mehr jung .... Verzeihen Sie, daß ich das sage ...."

Sie schwieg einen Augenblick betroffen. Dann erwiderte sie, ohne aufzuschauen: „Ich will einstweilen mein Möglichstes tun, Jahr für Jahr, Tag für Tag. Es ist ja das einzige Liebe, das ich meinem Giovanni noch erweisen kann. Daß sein Sohn sich ausbilde, war der Wunsch seines Lebens. Ich will, ich muß diesen Wunsch erfüllen, und sollte ich selber darüber umkommen!"

Schütter wollte widersprechen, aber schon waren sie am Ziele. Vor ihnen lichtete sich der Wald, und die erhellten Fenster der „Waldkönigin" schimmerten durch die dunkeln Zweige. „Ich fürchte ich habe mich verspätet", sagte Johanna, „entschuldigen Sie, Herr Schütter!'

Und sie eilte voran und verschwand in der Eingangstür des Hotels. (Forts. folgt.)

Reiterlied / Von Lorenz Krapp (im Feld)

Als wir heut vorübersprengten —
Unser Roß ging müden Trab —
Sah'n auf Wiesen, blutgetränkten,
Wir manch' stumm hinabgesenkten
Treuen Kameraden Grab.

Fern noch Lärm und Schlachtengrollen,
Jählings packte uns ein Weh.
Aus dem Auge spürten rollen
Wir ein Tränlein auf die Schollen.
Guter Kamerad, ade!

Doch dann ritten frisch wir weiter,
Mahnend stieg der Schlachtenschein.
Ruft auch Gott noch manchen Reiter,
Dennoch woll'n wir wackre Streiter
Unsers tapfern Kaisers sein!

Digitized by Google

Von Gralſuchern

Peter Roſeggers religiöſe Entwicklung.

Von Franz Zach, Klagenfurt.*)

Ueber Roſeggers Dichterſchaffen zu ſchreiben, iſt heute eine ziemlich überflüſſige Sache, denn das literariſche Urteil über den ſteiriſchen Waldpoeten iſt ſo gut wie abgeſchloſſen, er gehört bereits der Literaturgeſchichte an. Auch eine Beeinfluſſung des Leſepublikums iſt ſchlechthin ausſichtslos. Roſegger iſt der Liebling des deutſchen Volkes ſeit vielen Jahren, und ſeine Popularität nimmt beſonders im Norden unſeres Sprachgebietes eher zu als ab. Roſegger iſt bekannt faſt in der geſamten Kulturwelt, er iſt geleſen wie wenige neuzeitliche Schriftſteller, wie vielleicht keiner der dichtenden Zeitgenoſſen.

Roſeggers *Dichterwerk* iſt abgeſchloſſen — mag er auch noch Bände ſchreiben, ſein Profil wird ſich kaum mehr ändern. Nicht abgeſchloſſen aber iſt Roſeggers *religiöſe Entwicklung*. Darüber zu ſchreiben, iſt eine heikle Sache. Und doch iſt dieſer markante, eigenartige Dichter ohne Kenntnis ſeines religiöſen Entwicklungsganges einfach unverſtändlich.

Roſegger hat ſich zeitlebens intenſiv mit religiöſen Fragen beſchäftigt und ſie mit leidenſchaftlich ſubjektiver Stellungnahme in ſeinen Werken behandelt, und ſein Einfluß auf die weiteſten Kreiſe, vor allem der bürgerlichen Schicht, in religiöſer Hinſicht iſt ſo groß, daß er heute noch gar nicht abgeſchätzt werden kann. Um nun die unleugbar ſchädliche Wirkung der Roſegger Bücher auf religiös nicht gefeſtigte Leſer zu paralyſieren, iſt Klarheit über Roſeggers Stellung zur Religion unbedingt notwendig.

Aber ich erkläre gleich im vorhinein, daß ich *nicht polemiſieren* will mit dem Dichter über ſeine religiöſen Anſchauungen. Ich will bloß *den Weg nachgehen*, den Roſeggers religiöſe Entwicklung gegangen, um den Dichter verſtehen zu lernen. Bei aller Schärfe der Beurteilung will ich *gerecht* zu bleiben trachten. Denn Ungerechtigkeit verbittert und durch Übertreibung und einſeitiges Heraus-

*) Wir machen auf dieſe Skizze aufmerkſam. Es iſt dieſelbe ein erſter Verſuch und wird der Anfang zu einer weiteren eingehenden Studie ſein, die wir ſ. Z. zu publizieren hoffen. Gral-Redaktion.

Digitized by Google

stellen gewisser Irrtümer und Schwächen ist ohnehin gegen Rosegger gesündigt worden.

Rosegger ist eine tief religiös veranlagte Natur. Mit gläubigem Gemüt und aufrichtigem Willen sucht er seinen Gott. Aber sein Denken ist äußerst stark beeinflußt von protestantischem Subjektivismus und so stößt er sich fortwährend am Dogmengebäude der katholischen Kirche wund.

Gottesliebe und Menschenliebe sind die beiden Hauptwurzeln des Christentums. Die eine Wurzel, die Menschenliebe, ist bei Rosegger frisch und voll Saft. Die werktätige, echte Menschenliebe predigt er mit Begeisterung in seinen Schriften. Aber die andere Hauptwurzel, die Gottesliebe d. h. die Betätigung der Gottesliebe in der von Christus gewollten Weise, in seiner Kirche, ist bei Rosegger krank. Die Religion ist ihm etwas „rein Persönliches", lediglich eine Sache des Gefühles. Es steht ihm im vorhinein fest, „daß man in religiösen Dingen die Vernunft vergeblich verschwendet." Rosegger teilt den modernen Irrtum, daß Religion lediglich Gemütssache sei und darum meint er, jeder solle sich seinen Weg zu Gott suchen. Er verkennt die Sendung, die Christus seiner Kirche gegeben hat und läßt jeden nach seiner Façon selig werden. Und so hat auch er sich seinen Wildpfad zu Gott gebahnt und diesen geht er in der sicheren Hoffnung, daß auch dieser Weg zum gemeinsamen Endziel führe. Rosegger hat den von Christus selbst markierten Weg, den die katholische Kirche durch fast zwei Jahrtausende gegangen ist, verlassen und haut sich nun mühsam einen eigenen Wildpfad durch das Gestrüpp der modernen Irrtümer.

In seinem Türmer-Artikel „Mein Wildpfad zu Gott" sagt Rosegger: „Ich bin manchmal befragt worden, wie es denn zugegangen, daß meine religiöse Empfindung und Anschauung anders geworden sei als die meiner Verwandten, meiner Landsleute, meiner Zeitgenossen überhaupt. Wie es denn möglich sei, daß ich trotz meiner sonstigen Altständigkeit mich in vielem Kirchlichen so leicht loszulösen vermochte von den Grundsätzen meiner Vorfahren und meiner Mitlebenden, daß ich mir dreist eine Welt- und Gottesanschauung baute, wie sie meiner Person und meinen Aufgaben vielleicht am ersprießlichsten sein mochte, ohne zu fragen, ob es mit anderem stimme." Warum er so geworden, vermag Rosegger nicht zu sagen, wohl aber, wie es dabei zuging.

Und so will ich denn mit dem Dichter zurückwandern durch sein vergangenes Leben — zurück bis in die Kindheit

Digitized by Google

und forschen nach der Abzweigung seines Fußsteigleins von unserer Straße.

Roseggers Wiege stand unter Menschen, denen die Religion Weihe und Verklärung ihres Daseins war; er wuchs auf in einer Gegend, wo der katholische Kult tief im Bewußtsein des Volkes wurzelt, umspielt und getragen von volkstümlichen Sitten. Das Evangelium Jesu begleitet das ganze Leben des Älplers von der Geburt bis zum Grabe — Volkstum und Kirche haben hier einen innigen Bund geschlossen. Diese streng katholische Atmosphäre umgab den Waldbauernbuben Rosegger, sein Elternhaus war vom religiösen Leben beherrscht und durchdrungen. Wir wissen, welch frommes, nachdenkliches, mystisches Kind der kleine Peter war, wie er den Himmel offen sah über dem Heiligenbild an der Wand, wie er sich in die Scheune einschloß, um Predigten zu halten. Nicht genug kann ihm die Mutter beschreiben, wie es im Himmel aussieht.

Der Knabe Rosegger tritt uns in den autobiographischen Darstellungen „Waldheimat" und „Heidepeters Gabriel" als ein sehr zart organisiertes Kind von *großer religiöser Empfänglichkeit* entgegen. *Es steckte ein kleiner Pfarrer in dem Peter.* Das Buch des P. Cochem („Die Lebensbeschreibung Jesu Christi, seiner Mutter Maria und vieler Heiligen Gottes") las er an Krankenbetten und bei Sterbenden vor und erlangte dadurch eine Art von Berühmtheit. *Die Mutter hätte ihn darum auch gerne Priester werden lassen.* Sie suchte den Pfarrer auf und begründete ihren Wunsch damit, daß sie sagte, das Bürschlein sei für den Bauernberuf zu kleber, darum eigne er sich wohl besser zum Pfarrer. Darauf der geistliche Herr: „Tu die Waldbäuerin das bleiben lassen. Wenn der Bub sonst keine Anzeichen für den Priester hat, als just, daß er schwach ist, so soll er etwas anderes werden." „Aber zum Beichthören und Predigen, meint der der Bub, wollte er nicht zu kleber sein", bemerkte die Mutter. „Was weiß der junge Lapp vom Beichthören — Predigen! fürs eine gehört eine Stimme, fürs andere ein guter Magen. Er soll ein Handwerk lernen." Dem fügt der Dichter die Worte bei: „Beichthören und Predigen! Ich bin heute der Meinung, meine Natur hätte beides ausgehalten; ich bin *sogar der Meinung, daß ein wahrhaftig Pfäfflein in mir steckte*, welches ja in meinen ersten poetischen Erzeugnissen genügend Spuren hinterlassen hat, *und welches erst viel später unter meinen akademischen Studien umgebracht worden ist.*"

Digitized by Google

Etwa schon in seinem 10. Jahre begann Rosegger religiöse Schriften zu verfassen — ein Predigtbuch unter dem Titel „Weg in die Ewigkeit." Aber sein religiöses Interesse führte ihn bald zu Grübeleien und in dem phantastischen Knaben mit den exaltierten Vorstellungen erwachten nur zu bald Glaubenszweifel. Die Geschichte seines ersten Glaubenszweifels erzählt er uns selbst in „Mein Weltleben" also: „1855 war eines Sonntags Christenlehre in Alpel. Der Kaplan Gußmann von Krieglach war da und erklärte, daß alle Menschen, die nicht christlich-katholisch wären, der ewigen Seligkeit verlustig gingen. Ich mußte den Geistlichen hernach auf dem Heimwege begleiten, um die Tasche mit dem kirchlichen Gewande zu tragen. Unterwegs machte das dumme Bauernbübel den Mund auf und sagte: »Das kann doch nicht sein, daß Gott alle verdammt, die nicht getauft sind. Gott ist ja gerecht, und die Chinesen können nichts dafür, daß sie vom katholischen Glauben nichts gehört haben«."

Die ausweichende und verächtliche Antwort des Kaplans ließ das Kind verstummen, ohne mehr Licht in den Kern der Frage zu bringen. Dieser Vorfall ist ein Beispiel dafür, welch zarte Aufmerksamkeit die in einer geweckten Kindesseele aufsteigenden Zweifel vonseiten des Seelsorgers erheischen.

Rosegger erzählt uns auch, wie heftig ihn die Lektüre von „Nathan der Weise" bewegte, den er von einem jungen Seminaristen sich ausgeliehen hatte; er berichtet uns auch von dem märchenhaften Plan, eine neue Religion zu gründen, gemeinsam mit dem ihm seelisch verwandten Köhler Hansel und wie die beiden Freunde einzig und allein vor dem Gedanken zurückschreckten: sie könnten den Glauben ihrer Kindheit verlieren, ohne etwas besseres dafür einsetzen zu können.

Wir finden in Roseggers Jugend schon alle jene mystischen und freidenkerischen Elemente, die seiner späteren religiösen Anschauung den charakteristischen Stempel aufdrücken. Rosegger gibt das selber zu, wenn er sagt: „Nach meinem Erinnern waren die religiösen Grundzüge meiner Kindheit ungefähr dieselben, die sie noch heute sind." Wunderlich ist ihm nur, „daß er bei seinen sehr genauen katholischen Eltern damit nie angestoßen sei, während er jetzt mit diesen Grundsätzen an allen Ecken und Enden der Kirche und der Kirchen überhaupt anstoße." Früh schon regte sich in Rosegger neben dem Hang zur Grübelei die Neigung zur Eigenbrödelei. Trotz alledem aber war er beim Verlassen der Heimat Christ bis in die Wurzel seines Wesens und er nahm mit

Digitized by Google

ganzer Seele die väterlichen Lehren auf, die ihm sein Pfarrer mit auf den Weg nach der Stadt gab.

Der Übergang Roseggers aus der Bauernschule und Schneiderwerkstätte in das Leben der Großstadt und zum Berufe des Schriftstellers ist durch die Erzählung des Dichters in „Heidepeters Gabriel" und im Vorworte zu „Martin der Mann" allgemein bekannt. Dieser rasche, fast unvermittelte Übergang aus dem Jugendmilieu in eine völlig andere geistige Welt barg eine große Gefahr für die religiöse Entwicklung Roseggers und er ist ihr auch erlegen. Swoboda und der Kreis, in den er den jungen Naturpoeten einführte, waren von den liberalen Ideen der 50er und 60er Jahre erfüllt. Grundsätzliches Mißtrauen gegen die Kirche und ihr Lehrsystem, optimistischer Glaube an die geistbefreiende Macht der Naturwissenschaft wurden in diesem Kreise eifrig gepflegt. Eine durchgreifende Wandlung seiner bisherigen religiösen Anschauungen war bei dem kaum 20jährigen Rosegger die Folge dieses Verkehres. Und bald drang das Gerücht in die heimatlichen Waldberge: „Es wär so weit schon recht mit dem Peter, aber wie es eben geht in der Stadt, vom christlichen Glauben wird er abfallen." Diese Nachricht war ein schwerer Schlag für das fromme Mutterherz. Und die kranke Bauersfrau machte sich selbst auf den Weg, um zu sehen, wie es mit dem Glauben ihres Sohnes stehe.

In „Heidepeters Gabriel" gibt uns der Dichter ein Bild seines damaligen Geisteslebens. Die Berührung mit modern-liberaler Denkweise ließ tiefe Spuren in Rosegger zurück. Die ersten Werke nach den Lehrjahren weisen einen „stark liberalen Einschlag im Gewebe seiner Gedanken." Der Einfluß rationalistischer Lehren ist offenbar. Er begann die Kirche einer scharfen Kritik zu unterziehen und gegen einzelne Lehren der Dogmatik Einwendungen zu erheben — so gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen, gegen die Ohrenbeichte usw. Es ist schwer, die Einzelheiten seines Glaubensbekenntnisses darzulegen. Rosegger „schien gegen die Mitte seiner Laufbahn einem mystischen und menschheitsbeglückenden Christentum zuzustreben, das an einige Gedanken Renans erinnert." Er hat sich in dieser mittleren Periode seines Lebens zwar nicht vom Christentum losgesagt, es aber doch „ganz im Sinne humaner Weltverklärung und mit scharfer Tendenz gegen das offizielle Kirchentum aufgefaßt."

Digitized by Google

Besonders heftig griff Rosegger den Priester-Cölibat an und es ist vom katholischen Standpunkte aus schwer, eine Entschuldigung für diese Ausfälle zu finden. Auch der Hinweis, Rosegger sei zu diesen Angriffen durch den gegen seine Werke erhobenen Vorwurf der Sinnlichkeit gereizt worden, reicht nicht aus, um die Heftigkeit zu entschuldigen, mit der Rosegger gerade diese Einrichtung der Kirche angegriffen hat.

Die plötzliche soziale Umwälzung in den 80er und 90er Jahren leitete auch in Roseggers Entwicklung eine neue Epoche ein. Mit der Eisenbahn und mit der Industrie war ein neuer Geist in den stillen Tälern Steiermarks eingezogen, der alte Glaube und die alten Sitten begannen zu schwinden, neue Weisheit füllte die Köpfe, die über christliche Lehre leise zu lächeln anhub. Diese Wandlung der Dinge führte Rosegger zu sozialen und religiösen Studien — er erkannte, daß die Kraft der alten Bauern zum guten Teil in ihrem schlichten Glauben, in ihrer Ehrfurcht vor dem Göttlichen lag und darum trat er nun in seinen Schriften mit Wärme für die Erhaltung der Religion ein.

„Zurück zur Scholle und zurück zum Evangelium" war nun sein Programm. Als Rosegger nun „die frohe Botschaft von der ackerbautreibenden Menschheit predigte, fühlte er sich von neuem von dem religiösen Werke seiner Kindheit ergriffen." Von Tag zu Tag wuchs in seiner Seele die Überzeugung von der sittlichen und gesellschaftlichen Aufgabe der Religion, er unterzog seine religiösen Anschauungen einer gründlichen Revision. Der Ertrag dieses Ringens und Nachsinnens ist in dem Buche „Mein Himmelreich" niedergelegt. Dort wird uns erzählt, wie der Dichter in Krankheitszeiten das Evangelium gleichsam neu entdeckt hat. Die Gestalt Jesu gewann Leben in seiner Seele und so wie Jesus nun in Roseggers Seele lebte, so stellte er ihn dar in seinem Jesubuche, das viel gelesen, von kirchlicher Seite aber scharf angegriffen wurde. Mit Recht, denn es krankt wie Roseggers gesamte Theologie, am protestantischen Subjektivismus — eine individuelle, persönliche Auffassung des Heilandes darf und kann nicht geduldet werden. Wenn Rosegger meint, sein individueller Jesus habe soviel Ähnlichkeit mit dem des Evangeliums, daß er von ihm kaum zu unterscheiden sei, so ist das eben eine Selbsttäuschung. An dem guten Willen Roseggers ist nicht zu zweifeln, aber seine Abneigung gegen

Digitized by Google

die kirchliche Dogmatik trübt sein Auge und sein Subjektivismus läßt ihn irre gehen.

„Von meinem Buche J. N. R. J. hatte ich gehofft, es würde vor der Kirche meinen guten Willen, mein treu gemeintes Christentum rechtfertigen und zu einem Verständnis führen. Statt dessen scheint es berufen zu sein, die Kluft noch zu erweitern. In Gottes Namen!" schrieb mir der Dichter in den Tagen des Kampfes um sein Jesubuch. Schmerzliche Enttäuschung zittert aus diesen Worten, die einen tiefen Blick in Roseggers Inneres gewähren. Rosegger hat zwei Seelen, eine katholische und eine protestantische, beide ringen miteinander — und er leidet schwer unter diesem Zwiespalt.

In den gelehrten Kreisen des Protestantismus verfolgte man seit langem die religiöse Entwicklung Roseggers sehr genau. Und als der Ruf „Los von Rom" in Österreich laut wurde, glaubten viele, nun werde auch er den Bruch mit der angestammten Kirche, an der er oft so herbe Kritik geübt, vollziehen und Protestant werden. Rosegger tat den Schritt nicht und er wird ihn auch nicht tun, denn sein ganzes Gemüts- und Seelenleben ist zu innig verwachsen mit dem Glauben seiner Heimat und seines Volkes. Ja der aufmerksame Beobachter der religiösen Entwicklung Roseggers wird kaum daran zweifeln können, daß der Dichter seit etwa 20 Jahren einen Weg geht, der ihn zum Glauben seiner Kindheit zurückzuführen scheint — selbst Protestanten haben diese Ansicht offen ausgesprochen.

Daß dem Dichter die Heimkehr nicht leicht wird, begreift jeder, der seinen Charakter kennt — Rosegger ist ein unabhängiger Geist, dem das eigene innere „Erlebnis" einzige Norm ist, er ist ein schwärmerischer Dichter und vorwiegend Gefühlsmensch, den eine Orthodoxie jedweder Art in Erregung bringt, sobald er „den Ruck ihrer Zügel" fühlt.

Christ ist Rosegger stets gewesen. „Mein Stern war das Christentum." „Zu dem bin ich erzogen worden, nach dem hat meine Seele sich gebildet, aus ihm hat sie Mut und Kraft gesogen, an ihm hat sie Halt gefunden", bekennt er selbst am Schlusse seiner biographischen Beichte „Mein Weltleben". Ein kirchengläubiger Katholik zu sein, hinderte ihn sein ausgeprägter Subjektivismus.

Ein angesehener protestantischer Theologe Dr. C. Frommel sagt, daß Roseggers religiöse Entwicklung ihn „von dem

Digitized by Google

naiven Volkschristentum seiner katholischen Heimat durch den religiösen Liberalismus der Aufklärung zu einem geschichtlichen, wenn auch poetisch-subjectiven Verständnis des Evangeliums geführt hat."

Rosegger selbst charakterisiert seine religiöse Anschauung also: „Mit dem Fuße und dem Herzen steht sie auf der Gottesempfindung und dem Gottvertrauen meiner Kindheit, mit dem Kopfe berührt sie den Geist der Zeit, aus dem wir alle unsere Nahrung empfangen."

Roseggers Fehler sind die der meisten Autodidakten — bedauerlich ist nur, daß sie sich jedoch in einer Richtung äußern, wo es keine Konzessionen gibt.

Rosegger geht wie ein eigensinniger Tourist eigene Wege — nicht die, welche die katholischen Dogmen markiert haben. Er träumt von einer Erneuerung der katholischen Kirche im modernen Sinne — ein Irrtum, der seiner protestantisch-subjektiven Denkweise entspringt. Wahre Religion ist ein Schatz von Wahrheiten, die unveränderlich sind und sein müssen. Und unsere Dogmen sind nur Formeln für diese unveränderlichen Wahrheiten. Das Wort von „starren Dogmenglauben" ist nichts anders als eine Phrase, die über eine innerliche Unklarheit vom Wesen der Religion hinwegtäuschen soll.

Die Wahrheit darf auch der Dichter nicht modeln — er darf nur die Schönheiten und Tiefen zeigen, die sein Dichterauge geschaut. Gegen diesen Grundsatz hat Rosegger viel gefehlt und darum sind seine Schriften, von religiösem Standpunkte aus gesehen, vielfach Irrlichtern gleich, die in den Sumpf des Irrtumes führen. Für glaubensschwache, flache Katholiken ist die Lektüre des Rosegger'schen Phantasmagorien ein Verderben — sie verwässert ihre religiösen Anschauungen noch mehr. Es muß offen herausgesagt werden, daß Roseggers Schriften in dieser Hinsicht unberechenbaren Schaden angerichtet haben und noch anrichten. Andererseits darf aber auch nicht übersehen werden, daß Rosegger für weite Kreise der Indifferenten und Glaubenslosen geradezu ein Apostel geworden ist, weil er ihnen wieder

Digitized by Google

zum Bewußtsein bringt, daß die Religion noch lange kein überwundener Standpunkt ist. Rosegger ist unter den modernen Schriftstellern einer von den wenigen, die trotz aller Irrtümer im einzelnen, doch mit warmer Überzeugung für das positive Christentum eintreten und mit Mannesmut den Gottesglauben verkünden und religiöses Empfinden wieder wecken. Wer den atheistischen Charakter der modernen schönen Literatur kennt, wird dankbar diese Tatsache buchen.

Rosegger ist ein klassischer Beweis für die Unausrottbarkeit einer religiösen Jugenderziehung. Die Religion der Jugendzeit läßt sich nie ganz austilgen. Und so klingt auch bei Rosegger überall das Heimweh nach der kirchengläubigen Kinderzeit durch. Daß er den Rückweg zu ihr so schwer findet, ist auf das Konto seiner Lebensschicksale zu setzen. Man darf nicht vergessen, daß Rosegger von liberalen Männern entdeckt und aufwärts geführt wurde, daß er seit Dezennien liberale Luft geatmet. Wer dies in Anschlag bringt, wird geneigt sein, den Dichter Rosegger weniger scharf zu beurteilen, als viele seiner Werke es verdienen. Ja, er wird darüber erstaunt sein, daß Rosegger unter diesen ungünstigen Verhältnissen noch einen beträchtlichen Teil — freilich nur einen Teil — seines Kinderglaubens herübergerettet hat.

Rosegger gesteht selbst: die Erinnerung an der Väter Glauben, sowie die zeitweilige Vertiefung ins Evangelium habe das verglimmende Flämmchen seines Glaubens allemal wieder angezündet. Möge diese Erinnerung so mächtig werden, daß der greise Dichter von ihrer Macht getrieben, wieder ganz zurückwandert in jene Tage, da sich sein Fußsteiglein vom Glaubenswege seiner Mutter trennte — daheim bei der Mutter wird ihm sicherlich am wohlsten sein.

Digitized by Google

Passionszeit.

Von Ilse Franke.

Das Büblein wollte nicht bei uns bleiben.
Gott weiß, warum es sein Nestlein verließ,
Sein kleines, blauweißes Paradies.
Gott weiß es: feurige Zeichen schreiben
Seine ehernen Finger. Ein Lied vom Tod
Brennt in Elternseelen, von Jammer durchbebt.
Und ein heiliges Wort die Nacht durchloht:
„Sucht nicht bei den Toten. Das Büblein lebt."
Noch ist es nicht Ostern, noch schattet das Leid
Der Kreuzwegmühsal im Antlitz der Zeit.
Die Bäume stehn schwarz und frierend und kahl,
Wie ein Kranker lächelt der Sonnenstrahl.
Mitten im Leiden, vom Tode umfangen,
Ist er zum Leben der Liebe gegangen,
Unser armer Bruder und großer Gott.
Wer bekennt seinen Namen? Wem ist er kein Spott?
Tröstend ist er den Weg geschritten:
Sieg und Leben wird blutend erlitten.
Jedes Herz hat sein Golgatha,
Und dann sein Ostern. Alleluja!
Herr, unser Büblein .... wir wollen dich loben!
Irgendwo hast dus wohl aufgehoben.
Irgendwo, nach dem Passionsweg der Zeit,
Winkt ihm ein Ostern voll Herrlichkeit,
Winkt ihm ein Land voll Ähren und Trauben ...
Herr, wir glauben!

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Nicht „Gegen", sondern „Für"!

Einen Gedanken, den wir so recht als Eck- und Kerngedanken unserer langjährigen, auf eine Erneuerung und Wiedergeburt deutscher Kunst gerichteten Bestrebungen in Anspruch nehmen können, bringt Karl Storck in einem Türmer-Aufsatze „Vom Notstand der deutschen Kunst" nachdrücklich zur Geltung. Die traurige Erfahrung, daß hervorragende Bühnen jetzt im zweiten Kriegsjahr Stücke wie Schillings „Mona Lisa" und andere aufführen, die sie ein Jahr vorher als bedenklich zurückgestellt hatten, preßt ihm die ehrliche Klage aus:

„Es scheint Leute zu geben, die dieser Erscheinung eine gute Seite abzugewinnen vermögen. Für mein Gefühl ist sie die traurigste Erfahrung, die wir für die Stellung der Kunst in unserm Leben machen konnten. Denn es hieße an unserm Volke, an der Menschheit verzweifeln, wollte man zugeben, daß unser Empfinden so schwächlich und nichtig geworden ist, daß dieser ungeheure Krieg ohne Einwirkung auf jene bleibt, die nicht unmittelbar darunter zu leiden haben. Gewiß, es gibt überhaupt nur wenige Menschen, die eines starken Erlebens fähig sind. (Wir würden lieber sagen: die eines starken Erlebens fähig *geblieben* sind, denn die meisten haben diese Fähigkeit im Schlamme erstickt. D. R.) Spatzengehirne, Putengefühle, Hamstergeist und kaninchenhafte Hecktätigkeit umgrenzen für Millionen ihre Welt. Man kann schlechterdings nicht erwarten, daß sie ein noch so ungeheures Geschehen anders aufzufassen vermögen, als wie es sich vom Horizont eben dieser Welt abhebt. Aber wir wollen, wir dürfen nicht glauben, daß dieser geistige und seelische Pöbel der ausschlaggebende Volksteil für unser Kunstleben ist."

Und doch ist es so. Denn für diesen Pöbel sind fast ausschließlich unsere Bühnen, voran die Hofbühnen da, ihm zu Liebe richten sie ihren Spielplan ein.

Storck meint, es sei schwer, sich des Ekels zu erwehren, nicht mit einem Gemisch aus Ingrimm und Widerwillen diesem Kampfplatz den Rücken zu kehren, auf dem es keinen ehrlichen Kampf gibt, weil der wagemutigste Ansturm auf eine unüberwindliche schleimige Masse aus stumpfer Gewohnheit, sumpfiger Gemeinheit oder knochenloser Lebensfremdheit stößt. Trotzdem dürfe man nicht nachlassen, aber der Kampf werde eine andere Richtung einschlagen müssen, den Giftpfuhl beiseite lassen und an anderer Stelle reinere Quellen erschließen. „Es wird nur immer klarer, daß mit

Digitized by Google

allen ‚Anti'-Bewegungen nichts zu machen ist. Nicht das ‚Gegen' bringt uns wirklich vorwärts, sondern das ‚für'." Man gehe zur bejahenden Tat über, gründe einen deutschen Theaterverein, sammle die Kräfte, die ein deutsches Theater mit deutscher Kunst wollen.

Was Storck vorschlägt, ist mutatis mutandis nichts anderes, als was wir mit unserem katholischen Literaturprogramm bezwecken. Auch wir haben schon vor Jahren eingesehen, daß allein mit Protesten gegen die Kunstverderbnis nichts auszurichten ist, man muß auch eine Kunst schaffen oder wenigstens anstreben, die durch ihr bloßes reines und königliches Dasein wirksamer als alle Proteste der Afterkunst auf den schmutzigen Leib rückt. Nicht deshalb, weil wir in der katholischen Gegenwartskunst, wie Unverstand und Bosheit schwatzten, schon die vollendete Blüte sahen, neben der die andere keine Erwähnung verdiene, sondern weil wir in ihr wenigstens die Keime und die Grundbedingungen der künftigen gesunden Entwicklung: Glaubenskraft, sittliche Reinheit und die Harmonie des Ein- und Dreiklangs im Schönen, Wahren und Guten sahen, wollten wir sie aus dem Aschenbrödelwinkel ans Licht des Tages ziehen. Aber die in erster Linie berufen gewesen wären, diese für unser ganzes Kunstleben rettende Tat zu vollbringen, drückten das arme Aschenbrödel mit dem Inferioritätsjammer noch tiefer in den Winkel hinein und machten dadurch auch im katholischen Publikum die Bahn frei für eine fast zügellose Anbetung moderner Literaturgötzen. Nun muß ein Wortführer dieser Richtung, Karl Muth (vergl. Hochland, Oktoberheft, „Die Literatur am Scheideweg") zur Einsicht kommen, daß eigentlich auch jene Götzen in den Winkel gehörten und daß der Krieg uns „inmitten eines — sagen wir es offen — beklagenswerten und geradezu beschämenden Tiefstandes unserer schönen Literatur" überraschte. „Man muß es erlebt haben," fährt er fort, „wie nichtig und unwert des großen Augenblicks uns fast alles vorkam, was unsere Dichter seit den Tagen unserer klassischen Dichtkunst und ihrer noch zeugungskräftigen Ausläufer hervorgebracht haben. Wie ratlos sah man sich nach einem neueren Werke um, dessen Ton und Geist zusammenklang mit den wiederum wahr, natürlich und einfach gewordenen Gefühlen und Lebensansichten .... Man denke sich einmal die Bücher unserer jüngsten Dichtung lebendig geworden! Welch ein markloses, schielendes, an Leib und Seele verkrüppeltes Geschlecht hätte sich vor die ungeheure Aufgabe dieses Krieges gestellt gesehen! Es ist gar nicht auszudenken, was das, was wir die Dichtung unserer letzten 20 Jahre nennen, für

Digitized by Google

die Schwächung unserer Volkskraft bedeutet hätte, wäre ihr wirklicher Einfluß auf das Volk beschieden gewesen. Selbst ein Dichter, den wir noch als einen unserer gesünderen ansehen durften .... Liliencron, was konnte er uns im Grunde geben? Wo sind da tatzeugende Ideen, befeuernder Geist, wirklicher Inhalt?"

Das klingt freilich ganz anders als was wir bisher von dieser Seite zu hören gewöhnt waren. Also eine Bekehrung? Wenn ja, dann ist sie nur eine halbe. In der Hauptsache, in der fast völligen und wie man annehmen muß, planmäßigen Ignorierung des Großteils der katholischen Literatur ist der Altmeister unserer Literaturfortschrittler sich treu geblieben. Das brennt mit Fackeln aus den eben zitierten Zeilen heraus. Denn das ist doch klar: Nicht von einer ästhetischen, sondern von einer ethischen Kanzel wird hier der Literatur der letzten 20 Jahre das Urteil gesprochen. Dann erforderte es aber die Pflicht der Gerechtigkeit, die katholische Literatur von diesem Urteile ausdrücklich auszunehmen, denn das darf doch niemand, auch Karl Muth nicht, behaupten, daß man in ihr keine Werke finde, deren Ton und Geist mit den wieder wahr, natürlich und einfach gewordenen Gefühlen und Lebensansichten zusammenklingen, oder daß lebendig gewordene Bücher katholischer Dichter sich als ein markloses, schielendes, an Leib und Seele verkrüppeltes Geschlecht vor die ungeheure Aufgabe des Krieges gestellt gesehen hätten. Im Gegenteil: auch Jene, die noch heute die katholische Literatur im Vergleich mit der modernen als die ästhetisch minderwertige ansehen, dürfen und können nicht leugnen, daß der herrliche Geist des religiösen und sittlichen Aufschwungs unseres Volksgeistes im Kriege schon lange in den besten Werken der katholischen Literatur lebte. Aber Karl Muth sieht überhaupt keine katholische Literatur, er bleibt sich getreu und macht noch immer die Augen zu. Doch halt: „Einige ehrliche Idealisten" sieht er, die nicht zu Worte gekommen sind; aber er nennt nur einen, Friedrich Lienhard. Vielleicht verbirgt sich unter den andern, Ungenannten, auch ein Katholik. Dann aber, so meinen wir, sollte eine katholische Revue damit nicht hinter dem Berge halten.

Doch verlangen wir nicht zuviel und seien wir zufrieden, daß wenigstens ein entschiedener Protest gegen die Vergiftung der Volksseele durch die moderne Literatur auch von dieser Seite her erschallt. Es ist zwar nur ein „Gegen", mit dem nach der Meinung Karl Storcks, die allerdings nicht ganz unsere Meinung ist, „nichts zu machen" ist — aber

Digitized by Google

vielleicht wird auch das „für", die entschiedene Betonung des katholischen Literaturprogramms, noch kommen. Dann wird die traurige literarische Spaltung unter den deutschen Katholiken ein überwundener Standpunkt sein. E.

Stimmen der Zeit

„Stephana Schwertner" in protestantischem Urteil.

In Nr. 39/40 der „Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung" hat Herr Lehrer Ernst Linde in Gotha über die Handel-Mazzetti'sche Trilogie eine Studie veröffentlicht, die jedenfalls — vom Einzelnen abgesehen — in ihrer Gesamtheit eine vornehme, wohltuende und sehr hochstehende kritische Auseinandersetzung mit den tiefsten Problemen des Romanes ist. Wir registrieren dieselbe dankbar, nachdem man ein derartiges Verständnis für katholische Kunst von dieser Seite längst zu erhoffen aufgegeben hatte. Auf die nachstehenden Sätze sei im Besondern hingewiesen. Linde schreibt u. a.:

„Die alte Frage, ob die Dichterin nicht in ihrem Herzen dem Protestantismus nahestände, kann angesichts dieses Werkes nicht mehr erhoben werden. E. v. Handel-Mazzetti erweist sich vielmehr als solch gute, überzeugte Katholikin, daß ausgesprochen protestantische Leser sogar Mühe haben werden, dem Roman gegenüber die rein ästhetische Einstellung zu wahren — — — Auch behält der Katholizismus in dem Werke so ausgesprochen das letzte Wort — im eigentlichen wie im uneigentlichen Sinne —, daß es uns zuweilen scheinen möchte, als hätten wir einen Tendenzroman vor uns, geschrieben ad majorem ecclesiae gloriam. — — —

Ausschlaggebend dürfte nur die Frage sein: Ist eine solche Stephana Schwertner psychologisch möglich, hält sich diese Gestalt noch ganz innerhalb des Allgemein-Menschlichen, das allen verständlich, nacherlebbar ist, oder streift sie schon hinüber in das, was die Frommen das „Heilige", wir Modernen aber das „Religiös-Pathologische" nennen?*) Nun, wenn wir alle Bedingungen ins Auge fassen, aus denen dieser Charakter entsprungen ist, so müssen wir die Frage entschieden im günstigen Sinne bejahen: Eine solche Stephana ist wohl möglich, und sie mußte unter den obwaltenden Umständen so werden, wie sie geworden ist. — — — —

*) Diesen Satz müssen wir dem Protestanten zugute halten. Er weiß nicht, daß unsere kath. Heiligen weder Übermenschen noch pathologische Probleme, sondern einfach ganze, vollkommene Menschen sind.

Digitized by Google

Wie aber steht's mit der Bekehrung des jungen Händel auf dem Totenbette? Im allgemeinen sind ja solche Bekehrungen wohlfeil und unkünstlerisch. Hier aber hat feinste Kunst das Banale vornehm gemacht und das Seltene glaubhaft. Dieser junge Kriegsmann, der aus Zorn über ihre vermeintliche sittliche Selbstzerstörung die Geliebte ermordet hat, mußte auf dem Totenbette ihren Glauben annehmen, dies war die einzig mögliche tragische Versöhnung. In der Einheit des Glaubens, in der Erfüllung von Stephanas liebstem, sehnlichstem Wunsche — einer Erfüllung, die sie selbst nicht für unmöglich gehalten hat, wohl aber ihr Beichtiger, der Mönch Albert — gelangte der Sterbende zur geistigen, geistlichen Vereinigung mit der süßen Geliebten, der einzigen, zu der sie selber die Hand gereicht haben würde. Freilich der Abscheu des Vaters vor allem Katholischen, wie die Pietät gegen die verstorbene Mutter — eine Tochter Calvins! — waren marternde Hemmungen dieses Glaubenswechsels; aber sie werden überwunden, und sie konnten überwunden werden, weil der Sohn niemals ein Hasser des katholischen Wesens war wie der Vater, ja weil er in dem Verkehr mit Stephana bereits eine geheime Zuneigung zu deren Glauben gewonnen hatte. Das alles ist so folgerecht entwickelt, daß wir, so leid es uns als Protestanten auch tut, folgen müssen, und wir bewundern die Künstlerhand, die mit solch nie abirrender Sicherheit zu Ende zeichnet, das sie von Anfang an geplant hat . . .“

W.

Das „unerwünschte“ Theater.

Ehre, wem Ehre gebührt! René Doumic, einer von Galliens ernstesten Kritikern, scheut sich nicht, gerade jetzt nach einer Gesundung und Reinigung des französischen Theaters zu rufen. Das ist immerhin eine Tat, in Frankreich vielleicht eine heldenhafte! Als die Herren Guillot de Saix und Bernard Secache an eine Anzahl bekanntester Geister Frankreichs kürzlich die Umfrage stellten: „Was wird unser Theater nach dem Kriege sein,“ kam allseits die müde, lächelnde Antwort, daß die Nation auf ihren „Tingeltangel“ nie verzichten werde, nie! Nur René Doumic wetterte, geriet in Flamme, schrieb mit einer wuchtigsten Gebärde die schönsten Sätze, die wir seit Jahren über Galliens Bühne lasen, die auch bei uns weitum gehört und beherzigt werden sollten. Aus der „Neuen Züricher Zeitung“ Nr. 162/2, die freilich über das Pathos Doumic's witzeln zu müssen meint, schneiden wir die folgenden Kernsätze des Franzosen, die das „Théâtre indésirable“ der Vorkriegszeit verdonnern:

„Wir haben nun endlich genug von den kleinen Streichen des Ehebruchs, ruft Doumic aus. Wir sind übersättigt von den unaufhörlich sich wiederholenden „ménages à trois.“ Leider beurteilen uns viele Leute nach unserm Theater. Die Bilder müssen stimmen, sagen sich die Ausländer, denn die Franzosen haben sich ja selbst gemalt. Wenn wir den Stücken Beifall klatschen, in denen die

Digitized by Google

Männer keine andere Sorge kennen, als ihre Frauen zu betrügen, und umgekehrt, muß der Ausländer nicht glauben, daß die Franzosen ein anständiges Familienleben nicht kennen, und daß es in Frankreich überhaupt keine ehrbaren Frauen gibt? Nach unserm Theater zu urteilen, würde diese Ansicht allerdings die richtige sein. Mein Haß geht aber auch gegen das krankhafte, pathologische und brutale Theater (Théâtre morbide et violent). In den letzten Jahren kannte die französische Bühne kein größeres Vergnügen, als dem Publikum anormale, erblich belastete, perverse Gestalten vorzuführen, oder die Helden taten sich durch besondere Gemeinheit und Brutalität in Handlung und Wort hervor. Betrüger, Diebe, Mörder mit der Sprache von Henkersknechten! Es ist nicht durchaus notwendig, daß die Helden jeweilen sympathisch gezeichnet werden; aber daß sie ausnahmslos unsern Ekel erregen, sollte wirklich nicht als Bühnenbedürfnis betrachtet werden! Die Bühnengestalten von Scribe bis Augier sind gewiß auch keine einwandfreien Charaktere, aber sie haben doch wenigstens einen Zug, der sie vorteilhaft auszeichnet, und wenn es auch nur die Gutherzigkeit wäre. Und dann war den Dichtern doch auch noch an der Eleganz und Vornehmheit der Sprache gelegen. Wird der Dialog dadurch natürlicher, daß er sich zur Trivialität erniedrigt? Ausgerechnet die Sprache des niedrigsten Pöbels auf die Bühne zu bringen, und zwar für die gute Gesellschaft des Theaterpublikums, ist zweifellos unkünstlerisch und erhöht zudem keineswegs die Natürlichkeit."

Für das Aufkommen des „Théâtre rosse", des Theaters der Brutalität — das Wörtlein wiegt Gold! — macht Doumic nicht den Einfluß des deutschen Naturalismus etwa durch J. Hauptmann verantwortlich, sondern das „Amüsement" des kosmopolitischen Publikums, das in Paris den — Schmutz suche. Diese Pointe nun ist freilich ein klein wenig eine Ungeschicktheit aus — Patriotismus!

W.

• • •

Das Verhängnis der katholischen Revuen.

Anno domini 1862 haben Franz Hülskamp und Hermann Rump bei Theissing in Münster die erste Nummer des „Literarischen Handweisers zunächst für das katholische Deutschland" herausgegeben. P. Ansgar Pöllmann O. S. B. hat in seiner knappen, zornigen Hülskamp-Monographie seiner Zeit — schon vor Jahren ging's um die Existenz der Revue! — gezeigt, was die deutsche katholische Literatur des letzten Halbjahrhunderts der genialen, mit tausend persönlichen Opfern und Lasten aufwärts gerissenen Schöpfung des Prälaten Hülskamp verdankt. Allerreichsten, wirklich lebendigen Segen! Nun kommt eine schmerzvolle, fast etwas müde Anzeige, der

Digitized by Google

Verleger könne das Unternehmen, nachdem er Tausende geopfert, nur dann fortsetzen, — in verkleinertem Umfange — wenn die deutschen Katholiken endlich das Interesse und die Unterstützung aufbrächten, die eine für die Gesamtentwicklung des katholischen deutschen Schrifttums hochwichtige, bestimmende Sache erheische. Ist's nicht zum schamrot werden? Daß zum so und sovielten, ach zum zwanzigsten Male wieder das einer Gewaltanstrengung Allerbester besinnungslos das Genick bricht, was seit je aller lodernden Aufopferung von Einzelnen zum Trotz das katholische literarische Leben in verheißungsvollsten Stunden zernagte, zerschlug — die katholische Interesselosigkeit an der Entwicklung eigener Kultur! Die Feder möchte Worte des Groll's, des Zornes schreiben, da wir dessen gedenken! Man hofft leise, aber heiß, um der Ehre des deutschen katholischen Volkes willen, es werde das Erbe Hülskamp's, eines der gradesten deutschen Männer, aufblühend auch den Enkeln erhalten bleiben! W.

• • •

Der Nobelpreis für Literatur.

Auf Beschluß der schwedischen Akademie in Stockholm, die über den literarischen Nobelpreis verfügt, kommt der Preis für 1914 nicht zur Verteilung, sondern wird in Übereinstimmung mit den Satzungen der Nobelstiftung für andere Zwecke verwendet. Der Literaturpreis für 1915 wird — vor allem aus politischen Erwägungen heraus! — vorläufig zurückgestellt. Als Anwärter darauf standen Romain Rolland, Spitteler, Verhaeren und Werner von Heidenstam in Frage. — Diese Beschlüsse sind, so dünkt uns, für die Herrschaften in Schweden ein Zeichen lächerlichster, geistiger Hilflosigkeit. Man ist so klein in Deutschland nicht, daß man die Verteilung des Nobelpreises, mochte er fallen wie immer, anders als nach sachlichen Gesichtspunkten beurteilt hätte. Das wäre zu wissen gewesen! — W.

• • •

Deutlich!

Der Vorstand des „Goethebundes" in Bremen protestiert beim stellvertretenden Generalkommando des 9. Armeekorps in Altona gegen das Verbot von Karl Schönherr's Drama: „Weibsteufel". Nach der „Rheinischen Zeitung", Nr. 295, begründet der Goethebund seine Eingabe u. a. durch die nachstehenden Ausführungen:

Digitized by Google

„Das Verbot wecke Widerspruch in kulturell und moralisch hochentwickelten Kreisen der Nation, die der Ansicht sind, daß die sittliche und kulturelle Veredelung des Volkes nur durch erweiterte Kenntnis der im Charakter der Menschen wirkenden leidenschaftlichen Triebe und Irrungen gefordert werden kann, nicht aber durch Unterbindung von künstlerisch geformten und von ernstem idealem Wahrheitsbestreben getragenen Geisteswerken anerkannter Dichter. Der Bund betrachtet es als ein Verkennen der höhern, unbewußten Absichten der Kunst, wenn man sie mit moralischem Maßstabe mißt. Sie könne nur die Aufgabe haben, das Leben in künstlerisch konzentrierter Form, die alles Nebensächliche ausschaltet, zur Darstellung zu bringen, indem sie wahrhaftig und unbestechlich allen Regungen des menschlichen Herzens und Geistes nachspürt und sie lebendig widerspiegelt. Nur so sind Kunstwerke möglich gewesen, wie Schillers ‚Räuber' und Goethes ‚Faust'."

Das nennt sich nun „sittliche und kulturelle Renaissance des deutschen Volkes!" Was doch im Grunde nichts anderes ist als Erniedrigung der Kunst zu literarischer Photographenarbeit und Predigt aller Dekadenzforderungen der Vorkriegszeit bittern Angedenkens! W.

Kritische Warte

Von der neuen Kriegslyrik.

Von Otto Walter.

Ob sie nicht zu vorlaut sind — jene, die heute schon ein mit drei Sätzen geschriebenes Urteil über das deutsche Lied der großen Jahre 1914/15 in der Tasche tragen? Ich will ehrlich sein: ich werde mit so revolutionären Dingen — wäre das neue Lied nicht auch etwas wie eine Revolution in die lyrische Dumpfheit der letzten Jahre? — nicht also spielend leicht und fingereilig fertig! Dabei meine ich nicht einmal die Unmöglichkeit, heute schon eine Generalbilanz der neuen lyrischen Bewegung zu ziehen — dazu fehlt uns doch wahrlich noch alle Distanz. Aber es ist etwas wie Schüchternheit in mir, das frisch aufstürmende, lyrische Wesen, das von allen Seiten in neuer Weise braust, kritisch zu rubrizieren. Ich scheue mich, in blühend aufbrechenden Frühlingsgärten schon allzueilig Gärtnerdienste zu tun! Ist nicht das neue deutsche Lied erst noch ein Versprechen? Kommen nicht allüberall Menschen daher mit Lippen und Händen voller Lieder, die sonst nie eine Melodie ersonnen und deren Augen nun schimmernd leuchten wie ein Flug erlöster weißer Tauben? Kehrt nicht mancher, den wir jahrelang „Franzosling, Dandy, Snob, Poseur, Artisten" gescholten, nun aus Feld und Front zurück in neuer deutscher erzner Kraft und Reinheit wie aus einem Bade heiligen Blutes! Und sehen wir nicht manchen, der platt über alle völkischen und ethischen Werte gelächelt, nun knirschend, ringend in Weh und Schmerz durch alte Krusten zu neuer Erkenntnis brechen? Gesteht: es blüht doch eine brausende herrliche

Digitized by Google

Hoffnung ringsum auf! Da mag ich mit jenem grämlichen Pessimismus nichts gemein haben, der heute schon wieder über das gänzliche Unvermögen des neuen Liedes ach so senil jammert und die Schubfächer der Literarhistorie gegen die Kriegslyrik von 1914/15 mobil macht! —

Vielleicht — wenn man nun doch einmal zu schematisieren sucht — so lassen sich vorläufig einige Züge feststellen, die ganz allgemein der Entwicklung des neuen Liedes typisch sind. Man kann diese hier rasch noch strichweise andeuten. Ein erstes wäre die Tatsache, daß wohl noch keine Epoche deutscher Geschichte einen so allgemeinen, so vulkanischen Ausbruch der Volksstimmung und Volksbegeisterung im Liede erlebte wie die verflossenen anderthalb Jahre. Die Größe der politischen Geschehnisse läßt das begreifen. Aus diesem Ausbruche resultiert die ins Märchenhafte gewachsene Masse der gedruckten und verbreiteten Kriegslieder, die alle den ungeheuren Herzschlag einer um ihre Existenz ringenden Nation zitternd erahnen lassen, oft aber in ererbten gutgemeinten Formen dichterisch ersticken oder zum kleinen Schimpf-, Spott- und Haßlied herabsinken — was aber wiederum nicht blos heutige Kultur- und Literaturerscheinung ist! Ein zweites wäre das nach einer Sündflut verschraubter Artistenklingeleien wie ein Wunder frisch aufgehende, frisch aufblühende Volkslied, das — wer weiß woher! — auf einmal aus Soldatenreihen bricht oder das die Kunst eines bis heute in Wortzierart schwelgenden aus dem Blutregen und der Not der neuen Zeit erbettelt oder erbetet — denkt an das ganz seltsam schöne: „Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!" von Heinrich Lersch oder an das „Österreichische Reiterlied" des junggefallenen Hugo Zuckermann, das unsterbliche! Ein drittes wäre dann wohl noch die Tatsache, daß für das neue Kriegslied und -Gedicht die Epoche des Impressionismus und der lyrischen Wortkunst, auf deren Höhepunkten wir wohl standen, nicht umsonst gelebt hat, daß dasselbe vielmehr in reichem und gutem Maße von derselben profitierte und ganz im allgemeinen mit manchen glücklichen neuen Elementen und viel konkretern Bildern aus derselben hervorgegangen ist, als sich etwa vor hundert Jahren der pathetische nationale Sang der Romantik gab! Es treten da Neuentwicklungen ein, auf die wir stolz sein dürfen, unbedingt!

Auf weitere Allgemeinbemerkungen sei nun verzichtet. Das Gesagte erleichtert und verkürzt die summarische Betrachtung über eine überreiche Zahl von lyrischen Neueingängen.

* * *

Wenn wir in erster Linie jene Verlagsunternehmen übersehen, die es sich angelegen sein lassen, in billigen Heften gute alte und neue Kriegslieder unter die Truppen zu bringen und auf die wir hier schon öfters hingewiesen haben, dann hat man vor allen andern der Arbeit des Sekretariats sozialer Studentenarbeit in M.-Gladbach zu gedenken. In dessen Sammlung von 15 Pfennig-Liederheften legt Heinrich Lersch, der selber an der Front steht, vier Stücke auf einmal vor: „Die heilige Not", Gedichte aus der Kriegszeit; „Mit Herz und Hand fürs Vaterland", Gedichte eines Soldaten; „Champagneschlacht", Gedichte aus dem Kriege; „Die toten Soldaten", Gedichte von den Gefallenen. Ich bin der Meinung, daß auch eine spätere kritische Sichtung die Gedichte Heinrich Lersch's zu den Besten rechnen wird, die uns die großen deutschen Jahre schenkten. In den vier Heften wäre eines nur wirklich zu streichen, das „Hört ihr die Soldaten beten". Im Übrigen bricht sich in diesem Poeten — der als Kesselschmied begann! — eine dermaßen elementare lyrische Kraft Bahn, die über

Digitized by Google

Nacht neben mächtigen impressionistischen Stücken nicht mehr zu vergessende Volkslieder erfindet, daß man Zeile für Zeile neu staunen soll:

„Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen,
Denn wir gehn das Vaterland zu schützen.
Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn.
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!"

In der letzten Sammlung gibt Hans Steiger ein neues Büchelchen: „Geharnischte Zeit" als Pendant zu seinem „Waffenhandwerk" heraus und wirft ganze Haufen neuer, fast erschreckender Bilder umher, muß aber nun allgemach ganz dringend sich hüten, daß die Formlosigkeit ihn nicht überwirft. Sein „Doktor Heiland", der als dreizehnte Nummer der ebenfalls vom Gladbacher Sekretariat herausgegebenen „Kriegsnovellen" erscheint, verrät stärkste Entwicklungsmöglichkeiten und glühende Phantasien gleich E. Th. A. Hoffmann, kann aber nicht als durchkomponiert und stilistisch nicht als fertig gelten. — Bei Martin Warneck's Verlag in Berlin sammelt Gustav Schüler in Taschenformat-Heftchen neben eigenen eine starke Anzahl der besten neuen Lieder in sehr sorgfältiger Weise; ein Wünschlein möchte nur die künstlerisch doch wertlosen Spottliedlein wie „Fürst Albert von Monako", „Kriegslied" von H. Nolden usw. ausgemerzt wissen. — Weniger Wert haben dagegen die Soldatenheftchen des Verlages Hugo Willisch in Chemnitz: „Deutsche Kriegslieder", von denen uns vier Nummern vorliegen, die aber durchaus unkritisch und wahllos neben ein paar besten Stücken sehr viel — fürs Witzblatt bringen! — Eine Freude ist, daß ein wahrhaftiger Poet wie Gustav Falke sich die Mühe nicht scheuen läßt, für Volk und Krieger aus der besten neuen Kriegslyrik so in jeder Richtung ausgezeichnete Breviarien zu schaffen, wie es seine 20 Pfennighefte: „Hoch Kaiser und Reich!" und „Wir und Österreich" sind, die die Hanseatische Druck und Verlagsanstalt verlegt. — An Stelle der Kulturzeitschrift „Die Tat" hat der Verlag Eugen Diederichs die sogenannte „Feldpostbücherei" treten lassen, die uns heute drei Kriegsliederbüchlein zustellt: „Der Heilige Krieg", „Der Kampf" und „Die Heimat". Die Büchlein, die ausdrücklich sich als geistige Gefolgschaft Fichtes und Lagardes geben, vermitteln tatsächlich das deutlichste Bild der „geistigen Mobilmachung" Deutschlands und tragen ausnahmslos die vornehme Linie des Jenenser Verlages zur Schau, prägen aber doch sehr deutlich eine religiöse Stimmung und Richtung aus, auf der die deutsche Kultur der Zukunft nicht zu bauen ist. — Fast ausschließlich Wert nur nach der persönlichen Seite hin hat die Sammlung älterer, vielfach vergessener Gedichte, die Anna de Lagarde und Mathilde Berger unter dem Titel: „Deutsche Kriegslieder" im Kommissionsverlag von Wilhelm Heine zum Andenken ihrer Eltern herausgeben. — Dagegen hat man dem Insel-Verlag zu Leipzig nachdrücklich zu danken für die vornehm kartonierte Ausgabe der „Deutschen Vaterlandslieder" von Walther von der Vogelweide bis hinauf zu Martin Greif und Gerhard Hauptmann, eine Sammlung, die fast sämtliche beste Stücke deutscher vaterländischer Liedkunst in sorgfältigem Neudruck vereinigt und die nur einiger weniger literar-historischer Verbindungsnoten bedürfte, um besser als breite Aufsätze die Entwicklung des deutschen Heimat- und Kriegsliedes zu vermitteln.

Es rechtfertigt sich, hier dem Kriegsliede katholischer deutscher Dichter zwei, drei gesonderte Zeilen zu widmen. Wir versuchten schon im letzten Gralsjahrgang einen Hinweis auf die Stellung des katho-

Digitized by Google

lischen, heimatlichen Liedes im neuen Zeitgesang der Nation. Inzwischen hat Heinrich Lersch, dessen Veröffentlichungen wir oben nannten, volksliedmäßig ganz überraschend tief und allgemein gewirkt und sich rasch mit an die Spitze der Nation gestellt. — Nicht minder haben Richard von Kralik und Franz Eichert, deren Kriegsbuch: „Schwarzgelb und schwarzweißrot" nun schon in zweiter Auflage vorliegt, vor allem in Österreich erfaßt und sich in Seele und Herz von dessen Völkern gesungen. — Ilse Frankes „Deutsche Treue" — für mein Empfinden eines der reichsten Kriegsbücher überhaupt — kann ebenfalls zum zweiten Male, stark und gut erweitert, von Hesse und Becker in Leipzig aufgelegt werden und Anton Müller's: „Das blutige Jahr", das in überreicher Fülle lodert und nur da und dort durch einige bildliche Übertreibungen stört, darf auf eine seltene, durchgehende Anerkennung pochen. — Neu ist M. Herberts bei Bachem erschienenes: „Mein Kriegsbuch", das in etwas aufgelöster Art Skizzen und Gedichte durcheinanderwirft, aber vor allem einige religiöse Zeitdichtungen und Gebete zeigt, die geradezu prangen in feierlicher Schönheit und Vollendung und das auch in den eng gerafften novellistischen Skizzen ganz von einem wundersam starken ethischen Pathos erfüllt ist. — Künstlerisch anspruchslos, aber voll sonniger Herzlichkeit, in die freilich dann und wann ein Tränlein der Wehmut hineinperlt, ist das bei Fredebeul und Koenen erschienene und mit gutem Recht für den Tornister des Soldaten geschriebene Büchlein von Willy Freymund: „Die Zeit der großen Opfer", während das ganz bescheidene Heftchen „Almrausch", Kriegserzählungen und Kriegsgesänge von Wolfgang Mar Weismann (akad. Preßvereinsdruckerei in Linz) sich noch um eine Linie tiefer stellt und auf Bauerntischen manche heimelige Freude wecken kann. — Josef Hilgers Kriegslieder „Aus West und Ost" (Louis Schreders Verlag in Mayen) sind freilich ohne persönliche Note, sehr rhetorisch gesprochen. — Hans Eschelbach, dessen balladeske Kunst seit Kriegsbeginn schon in manchem glücklichen Stück überraschend bewies, daß sie noch neue Wege zu schreiten vermag, legt sein von Franz Wirtz glücklich vertontes und bei Alfred Koppenrath in Regensburg verlegtes Lied: „Die deutsche Arbeit" vor, das heute dreifach wuchtig wirken muß. — Der Name Richard Schaukal, dessen Kriegssonnette Josef Neumair im letzten „Gral"-Jahrgang eingehend und hoch bewertete, braucht hier nur wiederholt zu werden, um den brausenden Klang seiner ehernen Sonnette und Kriegslieder, die eines der überraschendsten Geschehnisse in den Wandlungen der Kriegsliteratur waren, wie Windrauschen auftönen zu lassen. —

Der uns naheſtehende Leo Sternberg gibt zum Andenken an seinen im Kampfe gefallenen Bruder bei Heinrich Staadt in Wiesbaden ein Flugblatt heraus, „Mit bekränzten Kanonen", nur fünf hymnenhaft reich und gewaltig einherschreitende freie Gedichte und zwei liedhafte Poesien, die von ganz originaler körniger Schönheit sind: „Heldenblut" und „Die Aussaat". — Ludwig Ganghofers Kriegsbuch: „Eiserne Zither" (Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart) ist sehr viel genannt worden, enthält auch ein paar von ehrlichem Enthusiasmus getragene, mehr erzählende Sachen, die kräftig ans Herz schlagen, ist aber doch im Großteil — das Geständnis ist schmerzlich! — eine Zusammenstellung von nicht einmal Witzblattversen, unter die ich meinen Namen nicht setzen wollte. Beweis? Lest diese Verse „Brüssel":

„Wirst du, Albert, Herr von Belgien,
Jetzt in Freudenjubel schwelgien,
Da man dir ein blaues Böhnchen
Legte auf dein leeres Thrönchen usw."

Digitized by Google

Genügt das? Da verhüllt nicht nur die Muse, sondern auch der Geist sein Haupt! — Bücher, schlicht, einfach und tief wie Walther Heymann's: „Kriegsgedichte und Feldpostbriefe" (München bei Georg Müller) sind dagegen eine feierliche seelische Entspannung. Der Dichter, jung und nicht sehr berühmt, fiel in der Nacht vom 8. zum 9. Januar 1915 bei einem Sturmangriff vor Soissons. Die Gedichte — es sind zwei Dutzend — und Briefe sandte er aus dem Feld an seine Frau. Ich betraure wehmütig auch den Menschen, weil seine Briefe einen edlen — nehmt das Wort ganz! —, reichen, auf sich ruhenden Mann bloslegen, der dabei ein großer Dichter werden sollte, ohne Zweifel. Die vierundzwanzig Gedichte sind kräftige, einfache, etwas wehmütige feierliche Stücke, die meist ein kleines Bild aus dem Felde zeichnen und pointieren: „Die Patrouille", „Grabenposten" und „Feldwache", „Wachtfeuer", „Zerschossener Baum" usw. — Kein mit fackelnder Geste vorgetragenes rollendes Pathos wie bei Ganghofer, aber alles so reich, überreich mit Anschauung gesättigt! Ja, ja die Dichter, die dabei waren ...! — „Die eiserne Faust", Marterln auf unsere Feinde von Rudolf Greinz (bei L. Staackmann) brauchte hier nicht angezeigt zu werden, wenn nicht auch das dichterisch mehr als wertlose Schimpf- und Spottgedicht von der Art der „Jugend"-beiträge leider mit ins Bild gehörte — im Übrigen bleibt nur die Bitte an den Verleger, sich auf geistige — Sauberkeit zu besinnen! — Emanuel von Bodmann's Kriegsheft: „Mein Vaterland" (Verlag der Hofbuchdruckerei Max Hahn & Co, Mannheim) kann ich nicht für so bedeutend ansehen, wie die Verlagsanzeige es möchte. Ich halte es in jeder Beziehung für zu anspruchslos, Emanuel von Bodmann galt mir sonst höher. — Ganz verwunderlich ist, wie wenig sicher im Urteil Raimund Fürlinger sein Buch „Weltbrand 1914" zusammenstellte, darin neben köstlichen gesegneten Stücken wie: „Die Österreicher" von Herdan, „Reiterlied" von Zuckermann und „Matrosenabschied" von Weill jede Banalität sich breitmacht. — Karl Rosner ist jedenfalls guter Schlag; sein Büchlein: „Wir tragen das Schwert!" — Cotta legt schon die fünfte Auflage auf! — muß beachtet werden, wenn auch fast jede Seite andere Werte zeigt. Einiges ist zu breit — ein klein wenig Leitartikel! Daneben blitzen aber selige Tautropfen auf wie das kleine, ausgeglichene „Das Erbe" und rollen spritzende Wellen an Strand wie das vielleicht unvergängliche „U 9"! — Das Richard Dehmel'sche Flugblatt „Volksstimme — Gottesstimme" (bei der Herold'schen Buchhandlung, Hamburg) hat einen blitzenden Landsknechtschritt, singt „Deutschlands Fahnenlied", darin wirkliche Größe steckt, bringt aber auch eine „Predigt ans deutsche Volk" — na, na! Nach jeder Richtung: weg damit! — Die „vaterländischen Kriegsgedichte" Alfred von Wurmbs, die „Sturms Stahl" im Verlage Paul Kneplers erscheinen, können trotz edelster Gesinnung nur als gereimte Prosa bewertet werden, ganz wie die „Vaterlands- und Soldatenlieder" Franz Müller's, die der Verlag A. H. Müller in Halle neu auflegt. — Die Lieder „Aus der Kriegszeit" von W. A. Hammer (Verlag Karl Fromme, Wien) klingen um 2 Noten runder, sind aber — drei erzählende Sachen ausgenommen — nicht bedeutend mehr als gute Rhetorik. — Von den vier Flugschriften, die Anton Wildgans bei Hugo Heller, Wien herausgibt: „Ihr Kleingläubigen", „Das große Händefalten" „Vae victis!" und „Allerseelen", trägt das letzte einen Hauch großer Stimmung, die übrigen sind — zu lang und inhaltlos. — Daß Rudolf Presber, der stets weinend-lächelnde, seine Kunst nicht in Stahl und Eisen kleiden konnte, war klar. Sie hätte sich darin Kopf und Glieder zerstoßen. In Heiterkeit und Trauer mußte sie in die blutige Zeit hineinragen. Wo

Digitized by Google

er in seinem Buch: „Neue Kriegsgedichte, Der Tag des Deutschen", zweiter Teil (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin) das hymnenhafte Schlachtlied versucht, da verschwindet er erblassend hinter gewandten, hohlen Allgemeinheiten, um in seiner ganzen spielenden, nicht eben bedeutenden Herzlichkeit wieder hervorzutreten, wo er ein wehmütig-inniges Bildchen aus dem Lazarett erzählt oder liebenswürdig-giftig und überlegen über Deutschlands Feinde spöttelt. — Auf drei kräftig auf die Höhe reißenden Bücher, die einer eingehenderen Besprechung bedürfen, sei heute noch abschließend mit Nachdruck hingewiesen: „In Waffen und Wahrheit" und „Gottes Sturmflut", Religiöse Gedichte für die Kriegszeit, beide von Gustav Schüler und „Ritter, Tod und Teufel" von Rudolf Herzog. Ohne Vollendung zu sein — man wird diesen Typus sich merken müssen.

• • •

Versdichtung

Feiten, Josef: Ein Weg der Liebe. Gedichte. 38 Seiten. Warendorf in Westfalen. Verlag der J. Schnell'schen Buchhandlung. 1915.

Das vor allem: dieses Büchlein gehört nicht in Knabenhände! Es ist, so abgetönt es sich auch gibt, ein sehnsüchtiger und oft ergreifender Schrei nach Reinheit. Das Bekenntnis einer Seele, die Kämpferin ist — einige Poesien sind wie heiße flehende Gebete aus Tränen heraus. Köstlichkeiten! Es ist sehr schade, daß dazwischen dichterische Belanglosigkeiten sich finden wie etwa „Heimweh am Morgen." Sicher ist aber, daß Joseph Feiten — wo steckt wohl der Mann? — ein bedeutendes lyrisches Talent ist, dessen Wege noch ganz in Sonne enden können.

Otto Walter.

Seidel, Ina: Gedichte. 127 Seiten. Preis geb. Mk. 2.—. Verlag von Egon Fleischel & Cie., Berlin W. 1914.

Ja, ja, da muß man staunen! Dieses Versbuch ist eine sehr große, wundersame Ueberraschung. Ina Seidel tritt als eine lyrische Künstlerin vor uns, wie die letzten Jahre deutscher Lyrik keine erlebten, — ich spreche diesen Satz mit klarem Hirn und deutlichem kritischem Verantwortlichkeitsgefühl aus. Tät's auch, wenn mir nicht so bedeutende Kronzeugen für diese Kunst vorausgegangen wären, wie Börries Freiherr von Münchhausen einer ist, der Ina Seidel der Lulu von Strauß und Torney zur Seite stellt. Es brauchte für die hier notwendige kritische Analyse und Interpretation von Ina Seidel's Kunst mehr als bloße Seiten, es müßten auch eine ganze Anzahl Gedichte herausgehoben werden, um die wirklich kraftvolle, unabhängige Eigenart und die oft völlig neue männlich-herbe Linie dieser Kunst zu vermitteln. Dazu reichen die Raumverhältnisse nicht. Gesagt aber muß noch werden, daß das Buch der Ina Seidel in manchem des Segens der Annette von Droste würdig wäre und daß — denkt man der kranken, kreischenden Frauendichtung der Moderne — eine dreifach köstliche Freude einem hier erblüht, die nämlich: aus jeder Zeile das hohe Ethos einer starken und reinen Persönlichkeit lebendig pulsend zu spüren! Laßt mich das eine vollkommene, schwerblutige Gedicht hierher setzen: „Vor der Ausfahrt" — es ist mir, als rolle mir langsam eine Perle aus der Hand:

„Ich aber bin gewaltig und sehr schön."
So sang das Schiff und sonnte seinen Rücken,
Und wiegte seine Flanken mit Gestöhn —
„Ich bändige das Meer und seine Tücken . . ."

Digitized by Google

Und es warf Rauch und Feuer aus und schrie:
„Ich fahre nachts in meinem eigenen Glanze!"
Und schnob sein Lied, hoffärtig wie noch nie:
„Ihr müßt mich sehn, ich fliege und ich tanze,
Und tausend Seelen führe ich als Fracht . . ."
Ein Seufzen strich aus unsichtbaren Kehlen,
Und Hohngelächter kam von Mitternacht,
Tod lockte hungrig, grinsend: „Seelen, Seelen . . ."
Spiegelte den eitlen Bauch, um schwer
Und selig von sich selbst berauscht zu schwanken,
Und Demut heuchelnd murmelte das Meer
Und duckte sich und leckte ihm die Flanken . . .

Ich muß es als meine Pflicht ansehen, der lyrischen Kunst dieser Frau eine Gasse mit brechen zu helfen. Otto Walter.

Antworten und Mitteilungen der Redaktion.

An Hochw. Herrn P. B. u. a. Wir bitten um etwas Geduld für eine ruhige Entwicklung. Der kritische Teil unserer Revue wird sobald als möglich auf ganz neuen Grundlagen aufgebaut, vollkommen erweitert und so umgebaut werden, daß eine restlose Registrierung und Übersicht über den ganzen katholischen Büchermarkt möglich ist. Wir hoffen, unsere Vorarbeiten machen die Verwirklichung der Pläne zum Teil noch in diesem Jahrgange möglich.

An Herrn Fachlehrer J. P. in A., Böhmen. Wir haben bei Eröffnung dieses Jahrganges auf Herausgabe eines ausführlichen Prospektes verzichtet. Es ist zurzeit wohl fast unmöglich, in Deutschland und Österreich eine große Zahl neuer Abonnenten zu gewinnen — wir sind froh, wenn unsere alte Gemeinde uns in dieser schweren Zeit treu bleibt — das sollte sie aber! Es ist hoch erfreulich, wie eine immer mehr wachsende Mitarbeiterschaft gerade jetzt den Gral nach allen Seiten auszugestalten bestrebt ist; der laufende Jahrgang wird reicher als jeder andere sein. Ihre verschiedenen Wünsche haben wir gerne vermerkt.

An Abonnent U. R. in Herzogenburg. Für die begeisterte Zustimmung zum neuen Jahrgang herzlichen Dank! 50 000 Gralabonnenten wünschen Sie uns! Täte jeder, den's angeht, seine Pflicht in Deutschland, Österreich und der Schweiz — es müßte möglich sein!

An Herrn P. S. in A. Es ist uns leider unmöglich Ihre genaue Unterschrift zu entziffern. — Das gesandte Gedicht verrät deutliches Talent, paßt uns aber noch nicht ganz.

An H. H. P. B zur Zeit Militärkrankenwärter Festungslazarett 3 Köln. Wir danken Ihnen herzlich für den schönen, lieben aufmunternden Weihnachtsbrief. Gebe Gott, daß die Menschen Ihres Schlags sich mehren! — Wie Sie sehen, haben wir weder Lienhard noch Geibel vergessen. Leider häuft der Krieg Schwierigkeit auf Schwierigkeit, da die Postverbindungen nach der Schweiz, wo ich als Soldat und Schweizer fest gebunden bin, sehr zu wünschen lassen. Es entstehen die unliebsamsten Verzögerungen. — Der kritische Teil des Gral wird, sobald wir wieder etwas normale Verhältnisse haben, vollkommen umgebaut und erweitert werden, gedulden sie sich noch etwas! Segne Gott Ihre allseitige Arbeit! O. W.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz), — Verlag: Petrus, Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft-G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Heilige Kommunion.

Von Richard von Kralik.

Unsere Zeit ist die Erfüllung des föderativen, des bündischen Prinzips, der Vergesellschaftung, der Assoziation, der Allianzen, der Bündnisse und Verbände. Das Prinzip des Altertums war das der Weltmonarchien, das der folgenden Zeit das des Gleichgewichts der Mächte; seit 1815 herrscht der Grundsatz einer heiligen Allianz vor. Nur scheinbar ist dieser Grundsatz durch den Weltkrieg aufgehoben. Der Weltkrieg ist seiner tieferen Bedeutung nach der Kampf des geistig schon überwundenen Imperialismus, Independentismus und Absolutismus gegen die neue zeitgemäße, zukunftsreiche, siegessichere Idee der Föderation, wie sie sowohl dem Organismus des deutschen Reiches wie dem der österreichisch-ungarischen Monarchie zugrunde liegt. Es ist die höchste ethische, soziale Idee, die durch den mitteleuropäischen Bund vertreten, verkündet und zum siegreichen Durchbruch geführt wird. Mit diesem deutlichen Stellungsverhältnis hängen alle anderen Standpunkte des Rechts und Unrechts, der Macht und Ohnmacht, des Erfolges und Mißerfolges zusammen.

Es ist nicht zufällig, daß die höhere föderative Idee heute durch das deutsche Wesen vertreten wird. Das deutsche Volk war seit der Völkerwanderung das eigentlich politische, das staatengründende Volk. Das Organisationswesen, dem die Welt heute staunend zusieht, ist kein neuer Trick, den etwa erst das letzte Menschenalter ausgedacht hätte (wie Naumann in seinem Buch „Mitteleuropa" zu meinen scheint), es ist der politische Geist des deutschen Volkes, der das Erbe des römischen Reiches angetreten hat und heute ebenso an der Spitze der geschichtlichen Entwicklung marschiert, wie im 5. und 6. Jahrhundert, als er die europäischen Reiche gründete. Es ist auch nicht zufällig,

Digitized by Google

daß dieser Sieg des föderativen Geistes sich in unserer Zeit auswirkt. Ich habe an anderer Stelle ausgeführt, wie der antiken Zeit von der Bronzeperiode (1800 vor Chr.) an die Idee der Schönheit vorschwebt, wie in der christlichen Zeit zuerst vor allem die Idee der Wahrheit erörtert wird (Logos, Scholastik, Aufklärung) und wie nun seit Beginn des 19. Jahrhunderts eine neue soziale Periode einsetzt, die der christlichen Idee des Guten endlich auch zur volleren Verwirklichung zu verhelfen hat.

Unsere Zeit ist augenscheinlich eine soziale, und zwar nach allen Beziehungen hin, nicht nur in der äußeren Politik, in dem allseits zunehmenden System der Verträge, der Kongresse, der Ententen, der Bündnissysteme, der Militär- und Zollkonventionen, sondern auch auf dem Gebiet innerer Sozialpolitik. Das Prinzip der Organisation, das Vereinswesen beherrscht alle Lebensgebiete, die wissenschaftlichen, die künstlerischen, die charitativen, die ökonomischen, die religiösen Gebiete. Wer sich nicht vereinigt mit seinen Genossen, ist trotz „glänzender Isolierung" verloren.

Wenn wir Literaten uns zusammenschließen, so folgen wir nur dem ethischen Gebote der Zeit. Haben sich ja doch schon früher deutsche Dichter und Freunde der Kunst zu Schulen zusammengeschlossen. Jedem Zusammenschluß entsprach immerhin auch eine Spannung, ein Gegensatz, wie er in jedem Organismus bestehen muß. Einst haben sich die Weimarer im Xenienkampf gegen die Schulen der Aufklärer zusammen geschlossen, nicht um sie zu vernichten, sondern um ihre eigenen Grnndsätze im Kampf zu klären. Ähnliches hat sich auch einst im Kampf um die ästhetischen Grundsätze des Gralbundes ereignet.

Der Weltkrieg hat uns in ganz neue Verhältnisse versetzt. Er bereitet einen Weltbund der Zentralmächte vor, der heute schon von Belgien bis über Bagdad hinaus in ununterbrochener Reihe sich ausdehnt und der sich vielleicht ganz ohne neue Eroberungen bis über Persien, Afghanistan und China hin ausdehnen kann, einzig dem föderativen Prinzip zufolge. Ich bin nicht der Meinung Naumanns, daß dieser Weltbund lediglich ein Wirtschaftsbund ist, der

Digitized by Google

nur den Händlern und Geldleuten zugute zu kommen hat. Es ist vor allem ein ethischer Bund, im Interesse des Rechtes und der Gerechtigkeit, des Weltfriedens, der Humanität. Wer sich da isoliert, sei es ein Staat oder eine Partei, der ist verloren.

In dieser Erkenntnis und Voraussicht wiederhole ich meine Aufforderung: Vereinigen wir uns! Vereinigen wir vom Gralbund uns zu stärkerem Selbstbewußtsein, zu klarerer und vollerer Auswirkung unserer Grundsätze! Die neue Stellung im Weltkrieg verlangt aber auch gebieterisch das Aufgeben jeder Spaltung, die einst zur Klärung notwendig war, jetzt aber für alle abträglich wäre. Darum sage ich auch in weiterem Sinne: Vereinigen wir uns! Das heißt, von anderen kann ichs nicht verlangen, ich aber, der ich die Notwendigkeit und die Pflichtmäßigkeit der Vereinigung einsehe, will es für meine Person tun und habe es getan, dem Gebote des Gewissens folgend.

Die soziale Richtung unserer Zeit hat sich im höchsten Sinn darin gezeigt, daß uns Papst Pius X. die öftere, die tägliche K o m m u n i o n ans Herz gelegt hat, und gewiß haben, durch die Stimme des Weltkriegs mit ergriffen, viele dieser Aufforderung gehorcht, die es sonst nicht in dieser Weise getan hätten. Auch diese fortgesetzte K o m m u n i o n mit Gott vereinigt uns unmittelbar mit Freund und Feind, mit allen, die guten Glaubens und guten Willens sind. Ich wenigstens will mir dieser Verpflichtung allzeit bewußt sein. Vereinigen wir uns also im Sinne des Wahren, Guten, Schönen und Katholischen! Es liegt ja in unserm Grundsatz, daß wir den heiligen Gral nicht bloß als dichterisches Symbol, sondern als praktische Forderung betrachten.

Digitized by Google

Aus dem Weltkrieg

Von Lorenz Krapp (im Felde)

Wir haben's nicht gewollt!

„Vor Gott und der Geschichte ist Mein Gewissen rein: Ich habe den Krieg nicht gewollt."

Botschaft Kaiser Wilhelms II. an das Deutsche Volk vom 31. Juli 1915.

Wir standen an dem Brand der Essen,
Wir schritten hinterm blanken Pflug.
In Gottesfrieden lag vergessen
Das Land, das unsre Kindheit trug.
Wir träumten gern von alten Sagen,
Wir brachen Blüten auf der Flur,
Und wenn von Schlacht und Krieg wir sprachen,
War's wie von dunklen Märchen nur.

Wir läuteten mit Sonntagsglocken
Der Wochen heil'gen Anfang ein.
Wir freuten uns auf weiße Flocken
Und auf der Weihnachtskerzen Schein.
Nur noch in Sagen lebten Stürme
Und Waffenklang und Tod und Sieg.
Da plötzlich gellten alle Türme
Und schrieen wild: „Wacht auf! Der Krieg!"

Und wie wir aufsahn, glomm's von Bränden
Schon furchtbar über Land und Meer.
Da gürteten wir hart die Lenden
Und packten zürnend das Gewehr.
Rings starrten schon der Feinde Wälle,
Die uns umstellt seit Jahr und Jahr,
Und bis zu unsrer Häuser Schwelle
Brach mordend schon des Ostens Schar.

Da aber dröhnten unsre Waffen, —
Und die noch nie ein Kind verletzt,
Die Faust, die Friedenswerk geschaffen,
Sie wurde Schwert und Hammer jetzt.

Digitized by Google

Und wenn das Blut jetzt brauſt in Bächen
Und Haupt um Haupt zerſchmettert rollt
Und eure Burgen krachend brechen:
So tragt's und ſchweigt: Ihr habt's gewollt!

Ihr zwangt in unſre Hand das Eiſen,
Die Notwehr ſchrie uns auf den Plan.
Nun gellt der Wehruf eurer Waiſen
Und klagt euch vor dem Himmel an.
Und Hände, die aus Gräbern ſtrecken
Sich blutig auf im Flammenſtrahl,
Sie werden aus dem Schlaf euch wecken
Und reißen weg vom ſatten Mahl.

Ihr ſannt Verderben unſerm Volke,
Habt ihm den heil'gen Schlaf geraubt.
Nun wuchtet Gottes Wetterwolke
Blitzflammend über euerm Haupt.
Die Meere toben . . . Feuerbrände . . .
Wehſchrei, ſoweit die Sonne rollt . . .
Wir aber heben auf die Hände:
Bei Gott! Wir haben's nicht gewollt!

• • •

Erſcheinung.

Die Nacht war wild, fern glomm der Schlachten Schein.
Da trat mein toter Freund zu mir herein.

Um ſeinen blut'gen Helm floß Geiſterlicht.
Da rief ich: „Sag, was ſchläfſt im Grab Du nicht?

Wer für die heil'ge Heimat gab ſein Blut,
Der hat ein Recht auf Schlaf in Gottes Hut!"

Er aber ſchaute ſtreng an mir vorbei
Und lauſchte auf der fernen Schlachten Schrei:

„Noch hör' ich, daß die Fahnen zornig weh'n,
Noch hör' ich, daß im Feld die Brüder ſteh'n.

Solang's nicht ‚Sieg' von allen Türmen ſpricht,
Kann ich im Grab die Ruhe finden nicht."

• • •

Digitized by Google

Was tut's?

Mit Nelken am Helm und mit Rosen,
So zogen wir aus.
Rings jauchzte des Volkes Tosen,
Der Trommeln Braus.
Und wir marschierten die Gassen
Singend, leuchtenden Muts.
Müssen wir alles auch lassen —
Deutschland lebt — was tut's?

Nun über den Häuptern seit Wochen
Dröhnt uns die Schlacht;
Gar mancher gesunken, gebrochen,
Der einst gelacht!
Es rannen in Nächten, in schweren,
Ströme heiligen Bluts.
Aber noch steh'n wir und schwören:
„Deutschland lebt — was tut's?"

Die Erde an Weichsel und Schelde
Vom Blute feucht! . . .
Trifft Du, o Sterben im Felde,
Auch uns vielleicht?
Seid einstens Wächter, ihr Erben,
Heiligen Väterguts!
Gern dann wollen wir sterben!
Deutschland lebt — was tut's?

• • •

Vaterland.

Jetzt in des Sturmgetriebes
Donner, da alles zerbarst, —
Vaterland, heiliges, liebes,
Wissen wir, was Du uns warst!
Oh — wir schliefen und schliefen
Matt in des Friedens Haus,
Weltenbürger — so riefen
Manche sich prahlend aus.

Doch jetzt von Feuerflammen
Ist unsre Seele entbrannt.
Herzen schlagen zusammen,
Die sich nie gekannt.

Digitized by Google

Unſer blühendes Leben
Werfen wir hin vor den Tod,
Alles wollen wir geben
Für Deine heilige Not!

Müßt' ich auch hungernd irren
Tauſend Meilen durchs Feld,
Frierend im Wald, dem wirren,
Wo der Schneeſturm gellt,
Müßt' ich auch tauſend Stufen
Nackten Fußes geh'n,
Dennoch würd' ich Dich rufen,
Heimat in Wipfelhöh'n!

Suchen will ich die Wälder
Und die Bilder am Rain,
Deine ſchimmernden Felder,
Deine blühenden Mai'n!
Heilig biſt Du geblieben
Mir im Lebensgebraus,
Und an den Gräbern der Lieben
Ruht meine Seele aus.

Digitized by Google

Romantik u. nationaler Sang

Von Dr. August Volpers, Köln a. Rhein.

(Schluß.)

So stand die nationale Poesie dieser Jahre im Zeichen jenes Liberalismus, der über die Grenze schaute und mit Frankreich, Polen, Griechenland sympathisierte oder reine Oppositionspartei war. Die Romantik, die auf dem Gebiete der Germanistik, der Geschichte und Rechtswissenschaft ihre ganze Arbeit in den Dienst des nationalen Interesses stellte und deshalb wohl manchem Regierungsmann nicht weniger verdächtig sein mochte als der Liberalismus, sollte uns das nationale Lied wiederbringen, als die drohende französische Kriegsgefahr von 1840 eine mächtige nationale Begeisterung auslöste. Der Unterschied von dem alten nationalen Lied der Romantik ist der, daß die neue politische Lyrik fast ausschließlich Rheinlyrik ist. Und die politische Rheinlyrik ist so recht ein Kind der Romantik. Friedrich Schlegel darf für sich in Anspruch nehmen, daß er zuerst den nationalen Akzent in die Rheinlyrik gebracht hat, wie wir ihn heute noch haben. In einem Aufsatz der „Europa" 1803 erkennt er im Rhein das „nur zu treue Bild unseres Vaterlandes, unserer Geschichte und unseres Charakters." In diesem Sinne ist die nationale Rheinlyrik wie Brentanos „Rückkehr an den Rhein" gehalten, ebenso wie Arndts Weckruf: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze." Vor allem ist Schenkendorfs Rheinlyrik zum großen Teile national erfüllt. Politisches Fühlen spielt in sein Gedicht „Der Stuhl Karls des Großen" hinein. „Frei geworden ist der Strom, Ist das Land am deutschen Rheine." Sein „Lied vom Rhein" vollends ist der beste Beweis, wie sich in der Romantik rheinische Landschaftsdichtung zu nationaler Poesie erhebt. Der Dichter macht hier den Rheinstrom geradezu zum Prediger deutscher Art und deutscher Freiheit. Darum die Schlußstrophe: „Wir huld'gen unserm Herrn, Wir trinken seinen Wein; Die Freiheit sei der Stern! Die Losung sei der Rhein! Wir wollen ihm aufs neue schwören: Wir müssen ihm, er uns gehören. Vom Felsen kommt er frei und hehr, Er fließe frei in Gottes Meer." Dieses Lied leitet die politische Rheinlyrik der Freiheitskriege über zur Dichtung der 40er und 50er Jahre. Was hier der stimmungsvolle Schenken-

Digitized by Google

dorf in weichen Tönen ausspricht, das hören wir von Schneckenburger in trotzig-kräftiger Sprache, wenn er singt: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall." In demselben Jahre 1841 singt auch der alte Arndt sein Rheinlied, das lange mit der „Wacht am Rhein" gewetteifert, heute freilich hinter ihr zurückgeblieben ist. Mit derselben Begeisterung und Kraft wie früher singt er: „Und brauset der Sturmwind des Krieges heran, Und wollen die Welschen ihn haben, So sammle, mein Deutschland, dich stark wie ein Mann Und bringe die blutigen Gaben, Und bringe den Schrecken und trage das Grauen Von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen Und klinge die Losung: Zum Rhein! übern Rhein! Alldeutschland in Frankreich hinein!" Vor allem soll des Rheinliedes von Nikolaus Becker gedacht werden, auf das Alfred de Musset mit den bekannten Worten antwortete und ein anderer sogar: „Nous l'aurons quand nous le voudrons, votre Rhin allemand!" Was Becker vom Rhein sang, das sagte ein anderer Dichter, Neuber, von der Schlei, dem Flusse Schleswigs: „Sie sollen es nicht haben, das heil'ge Land der Schlei", und um dieselbe Zeit klang noch das andere Lied vom Norden: „Schleswig-Holstein, meerumschlungen." Herwegh, der politisch unversöhnliche Lyriker, dessen „Lied vom Hasse" uns an das bekannte Gedicht von Lissauer mahnt, rührt nun auch dieselbe Saite, nur daß er, was in Beckers Rheinlied nur leise anklingt, in den Vordergrund stellt: „Wo solch ein Feuer noch gedeiht, Und solch ein Wein noch Flammen speit, da lassen wir in Ewigkeit Uns nimmermehr vertreiben. Stoßt an! Stoßt an! Und wär's nur um den Wein, Der Rhein soll deutsch verbleiben." Gehen wir den Spuren der politischen Rheinlyrik nach, so finden wir dieses alte Erbgut der Romantik noch bei andern Dichtern, so bei Uhland und Kerner. Selbst da, wo es sich um reine Landschaftsdichtung handeln soll, glauben wir den nationalen Akzent herauszuhören, wie in Dichtungen von Simrock und Wolfgang Müller aus Königswinter. Und darin ist das nationale Rheinlied mit der politischen Lyrik der Befreiungskriege zu vergleichen, daß es Gemeingut des deutschen Volkes, ja zum Teil, so die „Wacht am Rhein", zum deutschen Kriegslied geworden ist. Die politische Rheinlyrik ist so sehr Nationalgut geworden, daß die Dichtungen von Strachwitz, Scheffel und Redwitz Buchlyrik geblieben sind. Nur ein Lied ist aus dieser Zeit zu erwähnen, das fast um dieselbe Zeit wie Schneckenburgers Lied entstanden ist und ebensolche Verbreitung gefunden hat: „Deutschland,

Digitized by Google

Deutschland über alles!", das Hoffmann von Fallersleben 1841 auf der Insel Helgoland gedichtet hat, das ebenso wie jener Gesang anfangs nicht solchen Anklang fand, erst 1870 hervorgeholt wurde und heute das eigentliche „Lied der Deutschen" ist. Dieses Gedicht, das anscheinend aus dem Rahmen der politischen Rheinlyrik herausfällt, kann seine Verwandschaft mit der Romantik nicht leugnen. Es lehnt sich offenbar an das Gedicht „Österreich über Alles" von dem Romantiker Collin an. „Wenn es nur will, Ist Österreich immer über Alles. Wehrmänner, ruft nun frohen Schalles: Es will, Es will! Hoch Österreich, weil es nun will! Seyd stolz und sicher, Österreichs Bürger, Ha, was vermag der fremde Würger, Wenn Österreich will? Hoch Österreich!"

Das nationale Lied ist ein Kind der Romantik; auch in Zeiten, die der Romantik fernstehen, wie das um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Fall war. Und so ist es geblieben auch für die Folgezeit, als einige Jahrzehnte später das deutsche Volk wieder das Schwert ziehen mußte gegen seinen alten Erbfeind. Der Krieg von 1870/71 fällt in die Zeit lyrischen Epigonentums; was er uns an guter patriotischer Lyrik gebracht hat, ist der Romantik geistesverwandt. Sehen wir ab von den vielen Heldengedichten, von Liedern verschiedener Waffengattungen, sowie von solchen auf einzelne Ereignisse, so ist es vor allem die romantisch-politische Rheinlyrik von 1840, die wieder zur Geltung kam, und gerade sie wurde im letzten Feldzuge erst recht volkstümlich. Diese Lieder wurden die Sturmlieder unserer Krieger. Und noch in anderer Hinsicht zeigten sich die Spuren der Romantik: in der Kaiserfrage. Der auf dem Wiener Kongreß gegründete „Deutsche Bund" hatte sich als wenig zugkräftig erwiesen. Die Revolution von 1848 war über unser Volk dahingebraust. Im März 1849 hatte sich im Frankfurter Parlamente eine Mehrheit gefunden für die Herstellung eines erblichen deutschen Kaisertums. Der König Friedrich Wilhelm, dem das Parlament das Erbkaisertum angetragen hatte, lehnte mit der bekannten Begründung ab. Arndt, Rückert, Uhland und soviel andere klagten: „Zu den Scheinen, die nur gleißen, warf man unsern Kaiserschein", oder, wie es in der „Versunkenen Krone" heißt: „Da drunten in dem Grunde, da dämmert längst der Teich. Es liegt in ihm versunken Eine Krone stolz und reich. Sie läßt zur Nacht wohl spielen Karfunkel und Saphir; Sie liegt seit grauen Jahren, Und niemand sucht nach ihr." Einer, Emanuel Geibel, der Geistesnachfolger Schenkendorfs, gibt die

Digitized by Google

Hoffnung nicht auf. „Friedrich Rotbart" und das „Lied vom deutschen Kaiser" geben dieser Hoffnung beredten Ausdruck. Freudige Begeisterung brauste nach der Kaiserkrönung durch das Land. Der getreue Eckart des deutschen Kaisertums, der edle Geibel, singt nun froh bewegt: „Und fest gegründet steht vom Fels zum Meer das neue Reich als eine Burg des Friedens, und um die Zinnen kreist des Kaisers Adler." Ihm folgen Dahn und vor allem Redwitz mit seinem „Lied vom neuen deutschen Reich." So stehen Ausgang und Erfüllung der deutschen Hoffnung von den Freiheitskriegen bis 1870 im Zeichen der Romantik.

Von 1870 führt uns der Weg in die heutige Zeit. Was da an nationaler Lyrik sofort auffällt, das ist die ungeheure Massenproduktion, die sich schon während des letzten Krieges, wenn auch nicht in diesem Umfange, zeigte, als eine Zeitung klagte: „Gott der Herr hat uns gnädig verziehen, was wir seit Ausbruch des Krieges an Kriegsliedern und Schlachtgesängen gesündigt haben und hat uns trotz dieser poetischen Frevel den Sieg gewährt." Ähnliche Klagen sind heute schon längst laut geworden von solchen, die in diesen Massenproduktionen nichts anderes sehen als „ein Zeichen für den in deutschen Landen auch zu andern Zeiten bemerkbaren Hang zu Dilettantenübungen und einer gewissen Kritiklosigkeit dem Wesen des Künstlerischen gegenüber." Doch möchten wir diese Dichtungen, auch wenn sie nicht selten nur für den Verfasser Wert haben und oft nur glatte Verse sind mit sogenannten „verheirateten" Reimpaaren, mehr vom Gesichtspunkte unseres Volkstumes beurteilen. Und da stellen sie eine erfreuliche Konzentration des völkischen Lebens dar. Entstanden unter der Wucht eines mächtigen Entladungsdranges, sind sie ein Ausfluß derselben geistig-sittlichen Lebensmacht, die heute das gesamte deutsche Volk in die Pflicht hineinruft, das bedrohte Vaterland zu schirmen und durch Not und Tod sich den Weg zum Sieg zu bahnen. Und noch mehr. Es offenbart sich in ihnen durchweg, auch in den künstlerisch nicht vollkommenen, gewissermaßen der Gesamtwille des Volkes, der den Krieg sittlich bewerten will und in ihm nicht an erster Stelle und vor allem eine Gottesgeißel und eine Lähmung jeglicher Kultur sieht. Was große Meister, ich denke an Kralik und seine herrliche Auffassung vom heutigen Weltkriege, tiefdurchdacht aussprechen, das tun in ihrer Weise, aber nicht weniger gut gemeint, die unzähligen Trabanten und dünnen Talente, die aus zweiter und dritter Hand schöpfen. Daß letztere da sind, möchten wir eher als Gewinn denn als Schaden ansehen. Mit mehr Recht noch als 1870 könnte man heute

Digitized by Google

mit Julius Sturm sagen: „Ganz Deutschland zählt kaum soviel Bajonette In diesem Krieg als Kampf- und Siegeslieder, Und jeder neue Tag bringt neue wieder, Und immer länger wird die lange Kette. So klagt ihr, doch ich bitt' euch, nicht zu schelten der Lieder Menge, die ja nur bedeuten, Wie frisch das Herz des deutschen Volkes schlage — Laßt freudig jedes Lied als Blume gelten Im Kranze, der zu Ehren wird gewunden Für unsres Volkes größte Tage."

Überschauen wir die nationale Dichtung von heute, insbesondere die Lyrik, so mahnt sie uns in mehrfacher Beziehung an die Dichtung vor 100 Jahren. Denn das ist, was sofort auffällt: Im ganzen schließt sich die heutige Lyrik nicht an die Lyrik der vorhergehenden Jahrzehnte an. Ja, viele Künstler, darunter oftgenannte, haben ihre Leier nicht, wie man doch erwarten sollte, im Sinne ihrer modernen impressionistischen Vergangenheit angestimmt. Die neue Lyrik knüpft auch nicht durchweg an die großen Lyriker der vorhergehenden Jahre an. Wenn auch Liliencrons Gedichte, was man nur billigen kann, neu aufgelegt sind, wenn auch hier und da reifere Naturen sich in ihren Gedichten an Geibel, Fontane usw. anlehnen, von einer durchschlägigen Beeinflussung der neuen Lyrik durch diese Meister kann man schwerlich sprechen. Eher jedoch sind es Klänge, die uns an die Freiheitsdichter vor 100 Jahren erinnern, an Arndt, Körner, Schenkendorf.

Der Grund mag sein, daß die politische, sagen wir besser völkische Lage heute ungefähr dieselbe ist wie damals. Beide Male handelte es sich nicht, wie etwa 1870, um eine vorübergehende nationale Gefahr, es handelte sich um die Existenzfrage unseres Volkes. Das kommt durchweg in dem Ernst zum Ausdruck, der aus den Gedichten spricht, damals wie heute. Dieser Ernst ist geblieben, auch wenn die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang des Krieges immer mehr durchbrach, ja auch der Humor zu seinem Rechte kam. Doch selbst der Humor etwa des Berliners Alfred Richard Meyer, der von Ganghofer und anderen ist in seinem Tone nicht der leichte, hier und da auch vielleicht herausfordernde Humor von 1870, als der Feldzug ein kurzer, herrlicher Siegeszug war. — Anderseits war die Lage bei Beginn des großen Krieges doch wieder anders als vor 100 Jahren. Wie der Krieg das deutsche Volk 1914 militärisch und wirtschaftlich vorbereitet antraf, so auch in geistiger Beziehung. Es hieße unsere Kriegsdichtung in Bausch und Bogen verurteilen und der Massenproduktion jeden, auch völkischen Wert absprechen, wollte man die geistige Bereitschaft Deutschlands leugnen. Im Gegenteil, es muß das umso mehr hervor-

Digitized by Google

gehoben werden, wenn wir bedenken, daß es im großen und ganzen mit der patriotischen Dichtung vor dem Kriege nicht vom besten bestellt war. Gewiß konnten wir Romane nationalen Inhalts aufweisen, auch Dramen dieser Art, auch waren Künstler da, von denen die patriotische Dichtung geradezu vornehmlich gepflegt wurde, doch man muß konstatieren, daß die nationale Dichtung im engeren und weiteren Sinne vielfach nicht die Würdigung fand, die sie oft verdiente. Recht bezeichnend für diese Tatsache ist, was Walzel in einem Aufsatze über Kriegslieder betont hat, daß die deutschen Oden von Rudolf Alexander Schröder nicht den rechten Boden finden konnten. In einer Ode spricht dieser Dichter die Befürchtung nationaler Interesselosigkeit aus. „Von Westen und Norden scholl Kriegsaufgebot; ihr solltet im Waffenschmuck Nochmals um Deutschland frein, noch einmal Würde bewähren und Rang — Und einer vernahm's und sprach: »Ich habe Geschäfte, geht!« Und der: »Auf morgen, heute verlohnt sich's nicht.« Der höhnte gar: »Was soll's? Die Braut ist Waffen und Wunden nicht wert.« So war der Schein vor dem Kriege, bis eine Wandlung kam, und zwar mit einem Schlage. Das Volk begriff die Lage, und es war sich sofort bewußt, daß auch unsere geistige Kultur des Schutzes durch die Waffen bedarf. Dieses Bewußtsein fehlte zu Beginn der Befreiung vor 100 Jahren. Und das hat gewiß seinen Grund allein in der allmählichen Entwicklung unseres Volkes zur geistigen Reife. Auf jeden Fall hat, um nur ein Beispiel heranzuziehen, das Jahr 1806 Kleist nicht sofort zum patriotischen Dichter gemacht. Der fremde Druck mußte sich bei ihm persönlich erst spürbar machen.

Auch noch in anderer Beziehung lassen sich die Zeiten vor dem Kriege mit denen vor 100 Jahren vergleichen, was zur Beurteilung unserer nationalen Lyrik vor dem Kriege nicht ohne Bedeutung ist: So sehr uns der Krieg den Blick geschärft hat für manche Kulturfrage, nicht selten hat er als großer Umwälzer die Kritik an den Zuständen vor dem Kriege zu Übertreibungen verleitet, die leider oft in Geschmacklosigkeiten ausarten. Die ganze Erziehung vor dem Kriege als eine verfehlte, den Primaner als blasiert und am Weltschmerzlertum leidend hinzustellen, ist in dieser Allgemeinheit eine solche Übertreibung wie die andere: Philosophie und Kunst und Literatur seien vor dem Kriege ebenso blaß und kraftlos gewesen. Wie aber ein Heldengeschlecht, an dem unsere Jugend, nicht zuletzt die studierende, hervorragenden Anteil hat, nicht allein aus der Not und unter dem Drucke schwerer Tage geboren wird, so müssen wir auch in Philo-

Digitized by Google

sophie, Kunst und Literatur bedauerliche, krankhafte Erscheinungsformen vom Festen und Gesunden trennen. Die Philosophie aber war vor dem Kriege gekennzeichnet durch eine Abkehr vom reinen Empirismus und Positivismus, Kunst und Literatur durch eine Abkehr vom dürren Naturalismus[1]). Es herrschte ein Sehnen von der Natur weg zu seelischer Konzentration und Verinnerlichung. Das Fliehen vor der Plattheit des Alltäglichen — ein Suchen, weniger ein Finden — das war die Brücke, die die Anfänge der beiden Jahrhunderte miteinander verbunden hat. Und so ist der Boden, dem die Lyrik unserer Tage entsprießt, im ganzen derselbe wie zur Zeit der Romantik.

Es ist schwer und wird auch nicht gut sein, im einzelnen abschließende Urteile über den Wert der heutigen Lyrik zu geben. Überschauen wir das Ganze, so klingt aus ihr gerade das heraus, was uns die alte Romantik gebracht hat: das nationale Ethos, das Ethos des deutschen Volkes. Die Zukunft wird es bringen, welche Lieder im reinsten Tone des Volksliedes uns der Krieg geschenkt hat, aber schon heute können wir sagen, daß die Volkspoesie dieser Zeit neben der Kunstdichtung ihren besonderen Wert hat. Nationales Ethos verrät die ausnahmslose Teilnahme des ganzen Volkes am kriegerischen Sang, und gerade der gewöhnliche Mann des Volkes steht nicht zurück. Des Liedes „Ein Bekenntnis", von einem Arbeiter verfaßt, soll hier besonders gedacht werden. Wenn es in der Schlußstrophe heißt:

„Immer schon haben wir eine Liebe zu Dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Herrlich zeigte es aber Deine größte Gefahr,
Daß Dein ärmster Sohn auch Dein getreuester war.
Denk es, o Deutschland!"

Dem, der es noch nicht wußte, mag dieses tiefempfundene Wort eines schlichten Arbeiters zu denken geben, daß auch die Liebe des schlichten, freien Mannes den Herrscherthron stützet wie Fels im Meer. Nationales Ethos endlich klingt aus dem Opfersinn unseres Volkes, der wohl das Hauptthema der Lyrik unserer Tage bildet. Mit Aufzählungen ist es nicht getan, gleichwohl sei erinnert an „Drüben am Wiesenrand" sowie an „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen." Wer diese und andere Lieder liest und, was wichtiger ist, sie auch versteht, dem erscheint das „Stirb und Werde" aus Liebe zum Volke als eine Art Unio

[1]) In dieser Allgemeinheit scheint uns die Behauptung nicht ganz zutreffend. Gral-Red.

Digitized by Google

mystica der Romantiker. Das freiwillige Sterben unseres Volkes ist der herrlichste Beweis seiner Reife. Weil es sein Glück kennt, kennt es auch den Schmerz. Es liebt den Tod, denn es sucht sein Leben. — Halten wir uns am Ganzen und Großen! Fürwahr, man mag wollen oder nicht: ein großer Teil unserer heutigen Lyrik gibt uns Gralgedanken, versetzt uns in Gralstimmung. Nur wer wie Richard von Kralik das Chaos unserer Tage auffaßt, in denen Throne bersten und Reiche zittern, und wer wie er das unsagbare Leid des deutschen Volkes sittlich wertet, der wird im heutigen Weltkrieg den größten und unerbittlichsten Streit der Genialität gegen alles Philistertum sehen, wird auch im heutigen Sang des deutschen Volkes erblicken das romantische Lied vom Sterben und Werden.

Maria

Von Otto Walter

Es steht im alten Kloster
Das Bild der heiligsten Frau.
Wie selige Flammen schimmert
Der süßesten Augen Blau.

Ein Lichtlein brennt und verblutet
Davor sich Tag und Nacht.
Viel junge bebende Frauen
Pflegen ihm selige Wacht.

O wunderreicher Friede,
Der blüht dort zu jeder Stund! —
Geh ich vorbei, dann zittert
Mein Herz im tiefsten Grund.

Digitized by Google

Anton Stockmann als Bildnismaler.

Von Dr. Josef Scheuber, Schwyz.

Mitten in den Schweizerbergen, nahe den Gestaden des unvergleichlichen Vierländersees, im trauten Heimatdorfe Sarnen hat Maler Anton Stockmann sein Künstlerheim aufgeschlagen. Wiederholt haben die landschaftlichen Schönheiten, in deren Mitte er wohnt, die Kunst des Meisters in ihren Bann gelockt. So malte er zweimal die reizende Idylle eines Baumes, der in stillem Winkel nahe seiner Künstlerwerkstatt die Zweige reckt und das eine Mal mit Herbstlaub dicht besetzt, das andere Mal über und über mit Reif bedeckt ist. Im düster ernsten Herbstbilde „Ahasver" erscheint das sonst so anmutige Tal der Sarneraa unter dem Eindruck des Sturmes und drohender Schneewolken und erschauert vor den Schrecken des anbrechenden Winters.

Es wurde mir die nicht geringe freudige Überraschung, vom Künstler selbst auf das freundlichste in sein Atelier und in die Welt seiner Ideale und seines künstlerischen Wirkens eingeführt zu werden. Zuerst ließ er mich vor einem Bilde verweilen, das unter dem Schleier des symbolischen Geheimnisses Richtung und Wesen seiner Kunst selbst ausspricht: die Vermählung der hl. Katharina von Alexandrien. Das Jesuskind auf den Armen seiner Mutter überreicht der reinen, magdlich zarten Martyrer-Jungfrau, der Fürstin unter den Denkern, den Ring zur Vermählung. Dieser Augenblick höchster mystischer Beschauung und Begnadigung wird durch die reinste Auffassung und zarteste Andacht verklärt. Licht und Farben sind voll Glut und Kraft, und doch erscheinen sie in bewunderungswürdiger Maltechnik wie von einem duftigen Schleier gedämpft, als glühten sie darunter noch viel heller. Für den Künstler selbst ist dieses Gemälde eine Art Widmungs- und Votivbild. Er sieht darin seinen eigenen hohen Beruf sinnbildlich angedeutet, eine rückhaltlose Hingabe an den Schöpfer alles Schönen, dem die Kunst in letzter Linie dient, an den ewigen Gottessohn, dem von der Theologie wie alle Erkenntnis, so auch alle Schönheit zugeeignet wird.

Digitized by Google

Erblickt der Künstler in einer Art bräutlicher Hingebung an die ewige Schönheit in Gott selbst die höchste Stufe seines Berufes, so fehlte auch bei ihm, wie bei seinem hehren Vorbilde, der hl. Jungfrau Katharina, die Brautgabe des Opfers nicht. Opfervoll war das langjährige Ringen nach künstlerischer Meisterschaft an den verschiedenen Kunststätten und -schulen Europas, besonders in Rom, Paris, München

A. Stockmann, der Pfarrherr von Ah.

Mit Erlaubnis der V.-A. Benziger & Co., A. G., Einsiedeln.

und Brüssel, opfervoll sein rastloses, eigenartiges Schaffen, das sich nie zufrieden gibt, bis in der angestrebten Richtung eine höchste Linie erreicht worden ist, nie einen Gegenstand losläßt, bis ihm das Vollmaß des Erreichbaren abgerungen ist. Ein Beispiel. Schon seit Jahren beschäftigt sich der Künstler mit einem großen Kainsbild. Der Brudermörder flieht in atemloser Hast, vom Engel Gottes verfolgt, von

Digitized by Google

Gott, der in den Wolken erscheint, auf Erden verflucht. Schon wiederholt hat das Bild auch in der Presse großen Beifall geerntet, aber immer noch ist der Maler bemüht, es zu reiferer Schönheit zu erheben. Keine Vorstudien, keine Überlegung, keine noch so weit führende Umbildung bleibt unversucht, kein noch so steiler Pfad wird gescheut, bis die Höhe erklommen ist. Dieses hohe Streben und starke Wollen, verbunden mit reicher Begabung, kam besonders den religiösen Werken Stockmanns zu gute. Die bekanntesten von ihnen sind die Fresken über dem Chorbogen der Kollegiumskirche in Sarnen, eine tiefsinnige Verherrlichung des Geheimnisses der hl. Eucharistie, dann zwei Wandgemälde, im Vorzeichen der Wallfahrtskirche in Sachseln: der sel. Nikolaus von der Flüe auf der Tagsatzung in Stans und die Erscheinung der Himmelskönigin in einem Gesichte des Seligen. Sie gehören zu den edelsten Werken religiöser unh vaterländischer Kunst in der Schweiz. Das schöne Bild des guten Hirten wurde zum Teil von der kunstsinnigen Gattin des Künstlers gemalt. Wir müssen diesmal im eingeschränkten Rahmen dieser Besprechung auf die nähern Betrachtung dieser Werke, so verlockend sie auch wäre, verzichten.

Der Zug des Künstlers, welcher zugleich in hohem Maße Denker ist, stets auf das Höchste, Innerste und Wesenhafte loszugehen, sein hohes Interesse für Aufgaben der Seelenkunde führten ihn auf das Lieblingsfeld seines Schaffens, die Porträt- oder Bildniskunst. In ihr sieht Stockmann auch zugleich die wahrste und vornehmste Geschichtsmalerei. Sagen uns die steinernen Bildnisse der alten Pharaonen, thronend in ihrer ruhigen, unnahbaren Größe nicht mehr von ihrem Wesen und Geiste, als mancher Reliefffries, der den Bau eines Tempels oder einer Pyramide schildert? Erzählen uns die Kaiser- und Rednerbüsten der spätrömischen Bildhauerkunst in ihrer ungeschminkten Lebenswahrheit nicht mehr vom alten, weltbeherrschenden Rom als die ruhmredige Bilderspirale der Trajanssäule? „Hinter jedem Gesichte steckt seine Geschichte." Das Bildnis gibt, falls es seiner Bestimmung genügt, den ganzen Mann in seinem Werte und seiner Eigenart, vielleicht gibt es mehr von ihm, als ihm hemmende äußere Verhältnisse zu leisten gestatteten, es gibt den Mann mitten in seiner Zeit, seiner Umgebung und Gewandung, sowie ihn seine Zeitgenossen auffaßten und verstanden.

Halten wir Umschau in Stockmanns Bildnisgalerie!

Zuerst fesselt uns das Bild eines lockigen, allerliebsten Knaben, der sorglich eine große Traube vor der Brust hält,

Digitized by Google

ein Jugendwerk des Meisters, fast mehr Idylle als Porträt, ganz nach künstlerischer Geflogenheit der Zeit, worin es entstand. Später verließ Stockmann diese Richtung ganz zugunsten strenger Wahrheitsliebe und scharfsichtiger Kennzeichnung des Seelenbildes. Seelengemälde in diesem engsten Sinne sind bereits die Bildnisse des wackern Bildhauers Ettlin, der Stockmann den ersten Unterricht im Zeichnen er-

A. Stockmann, Bildnis seines Bruders P. Al. Stockmann S. J.

teilte, und einer grundbraven, tüchtigen alten Magd, die lange Zeit in Stockmanns Vaterhause weilte. — Mehrere Porträte früherer Zeit, so das im Profil gesehene Bild eines bartlosen Greises mit Pelzkappe und ein im Kunstmuseum in Luzern befindliches Frauenbildnis lassen, bei einer ganz guten Charakteristik doch noch vorwiegend ein genaues Studium der Einzelformen und eine von großem Schönheitssinn

Digitized by Google

geleitete zeichnerische Meisterschaft erkennen, wie man sie etwa in manchen Bildnissen Dürers vorgebildet sehen mag.

Als vollendeten Meister erweist sich Stockmann alsdann in seinem Bildnis des Pfarrherrn Josef Ignaz von Ah, der als vielgelesener und geistreicher Volksschriftsteller und Politiker in manchen Zügen an H. Hansjakob erinnert. Das Bild fand überall ungeteilte Bewunderung und ist noch immer das volkstümlichste Porträt Stockmanns. Schließlich wurde es vom schweizerischen Bundesrate selbst angekauft und dem Rathaus in Sarnen übergeben. Hier vereint sich schon alles zu einem tiefen und lebendigen Charakterbilde; Anordnung, Gewandung und Haltung stehen ganz in dessen Dienste. Aus dem Bilde spricht soviel Mutterwitz, Geist und Schalkhaftigkeit, soviel Behaglichkeit, Wohlwollen und verhaltener Idealismus, daß man seine helle Freude daran hat.

Damit war Stockmanns eigener Weg in der Bildniskunst gefunden und energisch betreten worden. Soweit Kohle und Bleistift allein dafür ausreichen, verfolgte er eine ähnlich scharfe Wiedergabe der Eigenart, als er den Kopf des berühmten Schriftstellers Heinrich Federer und das Bildnis seines eigenen Bruders Al. Stockmann S. J. zeichnete, der sich um die deutsche Literaturgeschichte schon reiche Verdienste erwarb, besonders durch die Neuherausgabe der Göthebiographie von Alexander Baumgartner. Ganz auf das Charakteristische eingestellt ist auch das Bildnis des P. Expeditus Schmidt. Dieser beurteilte es selbst auf das Treffendste, als er dem Künstler in einem launigen Briefe vorhielt, er habe gar zu viel von ihm ausgeplaudert und den schalkhaften Zug seines Wesens so sicher wie in einem Steckbrief festgehalten.

Neben einigen sehr tüchtigen und vornehmen Bildnissen von Großkaufherren aus Zürich und der Ostschweiz fesseln den Beschauer die überaus sprechenden beiden Porträte des berühmten Komponisten Attenhofer. Höchste Willenskraft, kaum bemeisterte innere Bewegung, lebhafteste geistige Tätigkeit spricht überlaut aus den sprühenden Augen, dem gepreßten Munde, aus dem kühnen Farbenwurf und festen Pinselstrich. Die Kunstanstalt Orell und Füßli in Zürich fand das Bildnis einer sehr kostspieligen farbigen Wiedergabe wert, die nur in 200 Exemplaren erschien und mit so feiner Technik ausgeführt ist, daß sie kaum ein Kenner von einem Original unterscheiden könnte.

Von großem Werte für Gegenwart und Nachwelt sind endlich mehrere ausgezeichnete Bildnisse von noch lebenden

Digitized by Google

innerschweizerischen Staatsmännern, die durch langjährige und verdienstvolle Amtstätigkeit sich Vertrauen und Zuneigung des katholischen Schweizervolkes in hohem Maße erwarben und mit dessen politischen Geschicken aufs engste verknüpft sind.

Landammann und Ständerat Ad. Wirz erscheint auf Stockmanns Bildnis in einem prächtigen, scharf umschrie-

A. Stockmann, Bildnis von Dr. Attenhofer.

benen Profil als der Mann des echtesten und reinsten Idealismus. Der Beschauer liest aus den aufgehellten Zügen, der erhobenen Stirne, dem Blick in die Ferne unschwer den hohen Schwung seines Wesens, den Reichtum und die Tragweite seiner Ideen, das glänzende Rednertalent. Die Feierlichkeit und Macht seiner Rede klingt auch wieder in der vornehmen Haltung, in dem glühenden Pathos der Farben des Hintergrundes und in der warm beseelten heimischen Landschaft.

Digitized by Google

Oberst Al. von Reding (Schwyz) ist gezeichnet als der weitsichtige und tatkräftige Militär und Staatsmann. Eine hohe Stirne und ein weitgeöffnetes Auge trifft den Beschauer wie mit zwingender Überlegenheit. Durch Gewandung, Haltung und Attribute (Studiertisch und Wandbild einer alten Reding'schen Stiftung) wird auch der Freund der Künste und feinsinniger, gelehrter Studien aufs glücklichste vergegenwärtigt.

Landammann und Ständerat Jakob Wyrsch (Buochs, Nidwalden) erscheint ohne äußere kennzeichnende Beigabe als Brustbild in schlichtester Haltung. Umso ausdrucksvoller sind die Gesichtszüge. Breit und voll ins Licht gesetzt, zeichnen sie die kernige, innerlich geläuterte und gefestigte Persönlichkeit, den treuen, geraden und tatkräftigen Freund und Vater des Volkes, den Mann des hellen und scharfen Blickes, der, aufgeschlossen für alle Bedürfnisse seines Volkes, auch Wege und Mittel zur Abhilfe kennt.

Mit ähnlicher Sicherheit und Schärfe sind die Charakterbilder der Landammänner von Moos und Ming und des bischöflichen Kommissars Omlin getroffen.

Auch die Farbengebung tritt in jüngern Bildnissen in den Dienst der Charakterzeichnung, ohne sich dabei ihres vornehmen und idealen Zuges zu begeben. Schon in frühern Bildern sind die Farbenwerte kräftig und lebendig aufgetragen, aber in sorgsamem Einzelstudium verteilt und gegeneinander abgetönt. Sie beanspruchen daher, auch losgelöst vom Charakterbild, einen gewissen Eigenwert. In den neuesten Bildern bewegt sich des Meisters Pinsel noch bedeutend frischer, kühner und großzügiger. Es ist, als fände er im ersten Wurf schon jene Tönung, die das geistig geschaute Charakterbild ins klarste Licht setzt und den Betrachtenden zu dessen Verständnis am besten einstimmt.

Anton Stockmann steht in der ersten Reihe der gegenwärtig schaffenden Bildniskünstler. In der Schweiz hat sich seit Jahren sein Ruf beständig gemehrt. Schon im Jahre 1898 schrieb Georg Baumberger in einer Studie über sein Kainsbild: „Dem jungen Künstler unsere Bewunderung und die herzlichsten Glückswünsche . . . Mag ihn die Menge für den Augenblick auch nicht verstehen, und selbst mancher Auch-Kunstkenner den Kopf ein wenig schütteln, so tut das nichts; das ist noch jedem so ergangen, der Bedeutendes schuf; die Hauptsache ist, daß es die Wege der echten Kunst sind, die groß und wahr und hehr ist, die er verfolgt, und die jenen zum Ziele führen, der auf ihnen ausharrt und nicht ein bestes Stück Künstlerseele, die wahre

Digitized by Google

und aufrichtige Wiedergabe des künstlerisch wahr Empfundenen der Konvenienz und Tagesmeinung opfert. Die schweizerische Künstlergemeinde darf von Stockmann nach dieser Glanzprobe seines Künstlertums viel erwarten. Ein ganz ungewöhnliches Talent, jugendstark und reif zugleich — hat sich hier voll und ganz entfaltet." Die hier ausgesprochene Erwartung hat Stockmann glänzend gerechtfertigt, und sein Name ist seither in der schweizerischen Presse aller Richtungen oft mit höchster Anerkennung genannt worden. Auch in ferne Länder drang allmählich sein Ruf. Sogar aus der neuen Welt erging kurz vor Ausbruch des Weltkrieges an ihn ein verlockendes Anerbieten. Hoffen wir indes, daß Stockmann seiner Heimat erhalten bleibe und daß auch in der alten Welt die Zahl hochsinniger Freunde seiner Kunst stets wachse.

Leiser Regen

Von Otto Walter

Es fällt ein leiser Regen
Herab auf Wald und Feld.
Es ist, als wollte segnen
Der Herr die müde Welt.

Die Wälder stehn und rauschen
Frisch auf in junger Lust. —
Auch ich will neu mich regen,
Heimlichen Segens bewußt.

Digitized by Google

Die Mutter des Admirals.

Erzählung v. P. Maurus Carnot. Disentis, Schweiz.

„Wilhelm, wem schreibst du so lang und breit?"

„Der Fürstin Maria von Hohenlohe."

„Schon gut. Derweil will ich am Rosenkranz beten." Regentropfen zerplatzten am einzigen Fenster der düsteren Stube, während sie betete und er schrieb.

Das war zu Graz im Sichelmonat des Kriegsjahres 1870, da wilder Kampf auf den reifen Äckern Frankreichs tobte und deutsche Heere, wie eine Lawine im Sommer sich südwärts wälzten. Davon wußte die betende Mutter wenig. Sie hatte im eigenen Lande zwei Kriege erlebt und am eigenen Herzen soviele Wunden! Und eine der Wunden fing wieder zu bluten an, während ihre nassen Augen zum Tisch am Fenster hinüberschauten: Mein Gott, erst dreiundvierzig Jahre alt ist er und schon so alt geworden!

Er war alt geworden, Wilhelm von Tegetthoff, schon etwas grau, die Unterlippe wieder voller denn je, das böse Zeichen.

„Mutter, nun bin ich endlich fertig. Soll ich noch einen Gruß von dir beifügen?"

„Nein, nein! Ich bleib' die arme Soldatenmutter und darf nicht zu Fürstinnen hinaufgrüßen."

„Ich wohl? Äußerlich wie ein Gemsjäger aus Steiermark und innerlich ein zerbrochener und ein grundlos armseliger Mann."

„Wilhelm, du bist und bleibst der Admiral Tegetthoff, so lang's ein liebes und schönes Österreich gibt."

Die Mutter war aufgestanden und stand wie eine Kaiserin, trotz der abgehärmten Züge, trotz des schlichten schwarzen Kleides: eine Kaiserin.

„Und du bist die Liebste und Schönste im lieben und schönen Österreich, Mutterli, lieb's Mutterli —" und er war herbeigeeilt und hatte ungestüm die Arme um ihre Schultern geworfen und immer quoll es aus den vollen, heißen Lippen auf die Stirn der Greisin: „Mutterli, lieb's Mutterli!"

Des Admirals schmale und doch so schwere Hand fuhr über den schneeweißen Scheitel hin und die blauen Augen ruhten wehmutsvoll auf dem Antlitz der Mutter.

Dort war Frieden! Selig, die da weinen! Lang, so lang sie ihren Wilhelm hatte und noch länger, hatte sie

Digitized by Google

weinen müssen, bis die Seligkeit sich wie ein himmlisches, unzerbrechliches Siegel auf das Antlitz legte. Und wenn sie nun wieder weinte, da ihr Kind, der Admiral, sie umarmt und geküßt hatte, so war es Seligkeit.

„Ich weiß nicht, warum du immer weinst, wenn du mich siehst, Mutter."

„Muß ich nicht, vor Freude, muß ich nicht weinen!"

„Ist's nur vor Freude?"

Nicht lange genug konnten die fragenden blauen Augen in den Mutteraugen forschen; denn das schmerzgeweihte Antlitz hatte sich auf der breiten Schulter geborgen, um dort für denjenigen zu weinen und zu beten und zu opfern, den sie über alles auf Erden liebte.

Einmal war's gewesen, daß sie unter dem Volk in einem Kapuzinerkirchlein so inbrünstig gebetet und bitterlich geweint hatte, an einem Fest des heiligen Augustinus. Wie schön hatte der Pater von der Kanzel aus erzählt vom großen Sohn, der Gott verloren hatte und zu stolz war, zu Gott heimzukehren! Und vom Mütterlein Monika, von den Gebeten und Tränen für den großen und doch so grundlos armseligen Sohn! Und vom Wort des heiligen Mailänder Bischofs, daß die Gebete und Tränen einer Mutter nicht können verloren gehen!

Nun wollte die Mutter des Admirals, dessen Schulter vom übervollen Kummer des Mutterherzens feucht wurde, um die Seele ihres Kindes ringen. Seine Seele war erbittert, war düster, war vom Zweifel zerrissen, war nicht mehr wie in der Jugendzeit — und sollte bald die arme, schwarze, dürre und verfluchte Erde verlassen, um heimzukehren!

Als Wilhelm das Haupt der Mutter sanft von der Schulter heben wollte, war es so schwer, so schwer — —

„Mutter, wenn du jedesmal weinst, wie ich zu dir komme, weißt, dann geh' ich nach Wien und komme nimmermehr."

Hast du's noch nie geschaut, wie die Sonne am schwarzen Waldgebirge ruht, wie sie traurig und müde ist, aber dann plötzlich sich hebt und glänzt, sich immer mehr hebt und immer schöner glänzt? So war das Antlitz der Mutter; erhaben und verklärt. Wie Tau glänzten Tropfen auf der Schulter des Admirals.

„Wilhelm, von heut' an wein' ich nimmer! Gelt Wilhelm, du hast mich doch lieb, so lieb, daß wir für Zeit — — — und Ewigkeit beisammen sein wollen?"

Der Admiral hatte es wohl verstanden, was das Wörtlein nach der ängstlichen Pause bedeuten wollte. Die Augen,

Digitized by Google

die sich immer am wohlsten gefühlt hatten draußen auf dem uferlosen Meere, senkten sich müde und schwer vor dem Meere der Ewigkeit. Er ergriff, als sänke er unter, die Mutterhand: „Mutterli, wir bleiben halt beisammen für Zeit und — Ewigkeit!“

Nicht mehr klopften am Fenster die Regentropfen. Irgendwo mußte ein Regenbogen wie die prächtigste Brücke glänzen. Und auf der Brücke mußten buntfarbene Scharen von Engeln schreiten: so voll Schimmer und Pracht kam der Mutter das Fenster des düsteren Stübchens vor, wie noch nie. Und wie ein Standbild, daß man in Wien kein schöneres sieht und in keiner Kirche ein heiligeres, blieb sie zum Fenster gewendet.

In heiliger Ehrfurcht blickte der Admiral in das verklärte Antlitz, wie er noch nie in seinem Leben in ein Frauengesicht geschaut hatte. Kein Schwesterlein hatte ihn in der düsteren Kindheit angelacht: vier Brüder, eine angstvolle, verschüchterte Mutter und ein furchtbar finsterer Vater hatten seine freudlose Jugend angeschaut und in seinen großen blauen Augen wollte es nie und nimmer heiter werden. Und dann war ihm keine Braut begegnet. Nicht so! Sie wäre ihm begegnet, nicht nur eine und nicht einmal nur; aber Wilhelm glaubte, die Tegetthoff seien ein eisernes Geschlecht. War es nicht so? Hatte nicht sein ältester Bruder so hart geendet, in der einen Hand die grausamen Zeilen des Vaters, in der andern die Pistole und an der hohen, jungen Schläfe die fürchterliche Wunde! Und wo war sein zweiter Bruder? Auch irgendwo so traurig gestorben? Verschollen für die Eine, die seinen Namen nie nannte, aber soviel um ihn geweint hatte. Der dritte Bruder, nun das war er selbst, der Admiral. Auf dem weiten Meer oder in Aden oder bei den Siegen bei Helgoland und Lissa oder bei der Weltfahrt mit dem jungen Kaiser war es wohl zuweilen wie ein Lächeln in die blauen Augen gekommen, aber für eine kurze Weile nur.

Und das jüngere Bruderpaar war auch so ernst, so eisern. Der Vater tot. Mußte Mutter Tegetthoff und ihr Wilhelm nicht ein Liebespaar sein!

Die Fürstin Schwarzenberg und die Fürstin Hohenlohe hatten wohl oft ihm die Hand gereicht; er war freundlich, er war lächelnd, er war sogar scherzend gewesen und gerade hatte er einen Brief geschrieben und sich Mühe gegeben, ihn ohne Rechtschreibfehler zu schreiben und sich sogar einen Maulwurf genannt, dann der verehrten Fürstin berichtet, er wolle bei sonnigem Wetter auf den Großglockner gehen und

Digitized by Google

sie möge ihm ja ihr gnädiges Wohlwollen bewahren: aber Liebe? Frauenliebe?

Wie er und je länger er auf seine Mutter hinschaute, die noch immer in sonderbarer Verklärung zum Fenster starrte, um so heiterer wurde sein hartes Antlitz, um so schöner und lieber kam ihm das Mütterlein vor. Als wollte er wieder ein Knabe werden, aber diesmal ein froher Knabe, nicht wie einst, da er vor dem strengen Vater Oberst Tegetthoff durch Wiens herrliche Gärten und Parke hergehen mußte, ohne einen Schritt vom Weg machen zu dürfen: so war es ihm an jenem Augustabend zumute. Eine Knabe, so froh, so selig, daß ihm das Küssen und Kosen gar nicht einfällt!

Das Fenster stand im Abendrot. Die Geranienstöcke leuchteten mit. Leise, als hätte sie Scheu vor der heiligen Stille, schlug die Wanduhr fünf. Die Mutter zählte mit, dann:

„Ja, ja, fünf Söhne habe ich dem lieben Österreich geschenkt. Der größte und liebste bist du, Wilhelm."

Nun war Mutter Tegetthoff wieder ganz wach, wieder ganz auf Erden.

„Schau, Wilhelm, was für ein Buch mir unser Albrecht von Wien geschickt hat!" — und sie nahm aus der langen Reihe der alten Gebetbücher, die im Gestell neben der Wanduhr standen, ein großförmiges Ding heraus. „Ich verstehe davon keinen Pfifferling. Aber schau, was er vorn hergeschrieben hat, das ist schön und tut mich schon recht freuen. Gelt, du gehst in Wien gleich nachschauen, wie's ihm geht. Das arme Kind ist nicht recht gesund" —

„Das arme Kind! Dein Bub ist's, der kaiserliche und königliche Professor an der Marineakademie und Hydrograph" —

„Ich weiß nicht einmal recht, was das heißt, diese Titel" —

„Professor für Seeschlachten" —

„Ja, das weiß ich, aber du bist mehr, du hast gesiegt" —

„Laß das, Mutterli!"

„Bei Helgoland und drunten bei Lissa" —

„Laß das Mutterli! — Hydrograph, das ist soviel als Gewässerbeschreiber" —

„Jetzt laß du das, Wilhelm! Das versteh' ich doch nicht. Und von den Wassern, weißt, hab' ich am besten die Tränen gekannt. Aber jetzt will ich nie mehr weinen" —

Wilhelm zog sanft die Mutter bei der Hand zum glühenden Fenster hin:

„Das hab' ich immer so gern getan, ins Abendrot hineinschauen, in den schönen Tod der Sonne" —

Digitized by Google

„Und ich viel lieber in das Morgenrot, Wilhelm! Da hab' ich immer am besten beten können und bin dann gern ans Arbeiten gegangen. Wohl auch in die Kirche. Und gebetet habe ich für euch, die Toten und die Lebenden. Daß der Herr uns in der Ewigkeit zusammenführe. Den Vater mit den fünf Söhnen. Dann will ich beten und jubilieren die ganze Ewigkeit. Aber du hörst nicht mehr zu, gelt Wilhelm? So schau halt in dein Abendrot! Jetzt bist du noch schöner als sonst. Du mußt alt werden, Wilhelm, alt! Und solltest du nicht heiraten? Die Tegetthoff sollten doch nicht aussterben! Aus hohen Familien" —

„Mutterli, keine Hochzeit!"

„Und ich will dir erst recht dienen, dir und deiner Frau. Ich habe noch starke Arme und ein starkes Herz, die Soldatenmutter" —

„Und die ganze Liebe deines Wilhelm! Diese Liebe teile ich nicht mehr in zwei Teile, du mußt sie ganz, ganz bewahren."

Er hatte sich vom Fenster hergekehrt und schaute wie ein Bräutigam die Mutter an, die ihre Hände ineinandergelegt hielt. Dann neigte sie die schöne, durchfurchte Stirne: „So will ich diese Hoffnung begraben, Wilhelm, und dich noch mehr lieben, wenn's möglich wär" —

„Mutterli, willst du nicht den Brief lesen? Mußt doch nachsehen, ob es kein Liebesbrief ist! Sitz doch und lies! Schau da, da steht etwas von einem Lissa-Epos! Und das sollen die Kinder der Fürstin Hohenlohe auswendig lernen? Ist das doch ein Unsinn, ein Verbrechen! Die sollen Besseres auswendig lernen! Eine Ballade von Schiller" —

„Was ist das, ein Epos?"

„Ein langes, langweiliges Gedicht."

„Aber von der Seeschlacht bei Lissa, Wilhelm! Das kann nicht langweilig sein! Das wollt' ich lesen, wollt's dir auswendig aufsagen. Grad wie in der Schule" —

„Nein, nein, davon hab' ich genug gehört. Schau, was für ein gescheites Bild ich habe, ich trag's in der Rocktasche und schau' es an, wenn ich lachen wollte und es nicht kann. Schau's einmal an!"

„Ja, der auf dem Roß bist ja du, Wilhelm! Aber der Admiral Wilhelm von Tegetthoff hat doch nicht auf einem Roß und von der Straße aus die Seeschlacht kommandiert! Soll das etwa Spott sein?"

„Nein, aber Unsinn, gut gemeint." —

Es flammte Zorn auf dem Gesicht der Greisin: „Gib das Bild! In den Ofen mit ihm!"

Digitized by Google

„Nein, Mutterli!“ Er barg das Bild in die innere Rocktasche und sah wie ein Marmorbild wieder hinaus in die sterbende Sonne.

„Wilhelm, so wie ich die Seeschlacht erzähle, so ist sie gewesen. Und so soll jede junge Österreicherin sie auswendig erzählen! So, gerade so! Die Männer, unser Albrecht und die bei der Marine sollen freilich alles genauer wissen, das gehört zum Handwerk! Aber ich erzähle mir die Seeschlacht von Lissa, seit Jahr und Tag, ich träume davon. Gelt, Wilhelm, ich darf sie dir erzählen?“

Er hatte sich umgekehrt, schlang die Arme auf der breiten Brust und lächelte.

Zum Mädchen war die Mutter geworden. So schön, so unschuldig schön! An die Stuhllehne ließ sie das verjüngte Haupt zurück, faltete die Hände. Und die Augen, die blauen, leuchteten. Da hob sie an:

„Vor vier Jahren ist's gewesen, anno 66, am 20. Juli. Wilhelm von Tegetthoff hat die österreichische Flotte kommandiert. Aber sie ist dreimal kleiner und schlechter gewesen als die italienische. Er ist auf dem Panzerschiff Kaiser Max gewesen. Den Feind anlaufen, um ihn zum Sinken zu bringen —“

„Der letzte Satz ist ganz wahr, Mutterli, das hast du aus meinen Papieren.“

Noch klangvoller fuhr die mädchenhafte Matrone weiter: „Sieg oder Tod! hat der Admiral Tegetthoff gesagt —“

„Ich bin nur Vizeadmiral gewesen, Mutterle —“

Aber die Mutter machte eine zornige Handbewegung: „Sieg oder Tod! Es ist um 11 Uhr am Vormittag gewesen. Dreimal ist der Kaiser Max gegen den stolzen Rè d'Italia angerannt. Gelt, in die Flanke hineingefahren und im rechten Augenblicklein wieder zurück. O wie schrecklich genau muß das gegangen sein.“

Es ging ein Zittern über die Greisin. Da reckte sie das Haupt gerade auf und die Augen flammten: „Beim dritten Stoß hat Tegetthoff mit dem Kaiser Max den König von Italien in den Grund gebohrt. Dann sind die andern Panzerschiffe und dann auch die Holzschiffe auf einen Punkt los“ — —

Da würde man sagen: „konzentrisch, Mutterli.“

„Ja, ja, das weiß ich genau, wie einen Keil hat Admiral Tegetthoff“ —

„Wer ist denn der gewesen, Mutterli?“

Digitized by Google

„— seine Schiffe aufgestellt und dann auf die Wälschen los! Viele Schiffe sind verbrannt —"

„Nicht sehr viele, Mutter."

„Von den unsrigen ist gar kein Schiff verloren gegangen, nicht einmal der Kaiser Max. Um 2 Uhr am Nachmittag ist die Seeschlacht von Lissa fertig gewesen. Und der Admiral Wilhelm von Tegetthoff —"

Weiter brachte es die greise Schülerin nicht. Sie war aufgesprungen, mit einem raschen Mädchensprung, warf sich dem Admiral ungestüm an die Brust und rief ein über das andre mal: „Mein Kind, mein Kind, der Held von Lissa, mein Wilhelm, mein Kind!"

Alles, was der kranke Admiral in Büchern und Schriften von seinem Seekrieg bei Lissa gelesen und alles Lob, das er aus dem Munde des Kaisers, aus dem Mund der Fürstinnen und Matrosen von Lissa gehört hatte; alles fiel wie ein Nichts zusammen vor dem Wort der Mutter und sank unter in den feuchten Tränenspuren, die auf seinem grauen Kleid zurückblieben, als er das Haupt der Mutter von seiner Brust aufhob, um die Stirne zu küssen. — —

An jenem Abend schieden dann zwei Sonnen aus dem Stübchen der Mutter Tegetthoff; eine, sterbend auf den Dächern der Stadt Graz, die andere, krank durch die Gassen von Graz fortschreitend.

Aber nun durfte für das Mütterlein der Herbst mit seinen welken Blättern und roten Kriegsberichten kommen und der Winter mit den weißen Wolkenblättern und dann der Lenz des Jahres 1871 mit seinen grauen, triefenden Fahnen an allen Dächern und Bergen. Alles ging vorüber an der heitern Mutterstirne wie Wolken am Felsen. Doch hart war die Stirne nicht, sie war verklärt. Ein einzig Gebet war der Tag, ein einziger Traum war die Nacht, bis dann an einem arg trüben Märzentag ein Billet in das Stübchen kam: Liebste Mutter! Ich bin kränker als je. Besuche Deinen Dich bis über den Tod liebenden Wilhelm.

Auf zur Kaiserstadt! Aber am Bahnhof war niemand, die Mutter desjenigen zu begrüßen, den jedes Kind des Kaiserreiches nannte. Sie eilte durch die unendlichen Straßen, sie betete und trocknete die Augen mit den hagern, starren Fingern. Sie kam ins Trauerhaus.

Aber sieh, ihr Wilhelm kam ihr entgegen, da sie zitternd die Tür geöffnet hatte! Er sollte krank sein? Noch nie waren seine Augen, die blauen, so glänzend gewesen, die steinernen Wangen noch nie so rot!

Digitized by Google

„Mutterli, grüß Gott! Gelt, ich hab' dich umsonst soweit hergezogen" —

„Wilhelm, o was fehlt dir?"

Sie mußte es doch fühlen, als sie die beiden Wangen küßte, wie sie brannten!

„Schau, es hat mich gefröstelt vor etlichen Tagen, nun ist's mir warm und wohl."

„Gottlob! Aber im Bett bleiben, Wilhelm!"

„Geht nicht, Mutterli. Ich bin für den Abend eingeladen zur Fürstin Schwarzenberg" —

„Das geht nicht, nie, nie! Schau, wie heiß die Wangen sind!"

„Und wie erfroren deine Hand, Mutterli, die liebe Hand!"

Er preßte einen langen, warmen Kuß auf die Rechte und schaute dann zur Uhr: „Nun muß der fürstliche Wagen kommen. Weißt, Mutter, sobald ich darf, komm' ich zu dir heim. Und dann trinken wir Kaisertee und haben's lieb und schön beisammen."

Als bald der schwarzenbergische Wagen daher- und bald wieder fortrollte, war es der Mutter öde und unerträglich im weiten schönen Zimmer. Es trieb sie hinaus, dorthin wo ein Ewiges Licht brannte. Um was sie beten sollte, sie wußte es nicht, aber sie betete inbrünstig das Vaterunser. Und bei jeder Bitte war es ihr, als müßte sie eine schwere, schwere Last aufwärts schleppen, himmelwärts. Und immer kam ihr die Geschichte in den Sinn, die sie einmal in einem heiligen Buch gelesen hatte von einer tapferen Soldatenmutter.

Ja, diese tapfere Soldatenmutter, die Mutter eines der vierzig Marthyrersoldaten! Die neunundreißig hatten ausgelitten, ihre Leichen, die blutigen, lagen auf dem großen Totenwagen. Nur ihrem Sohn, ach, ihm nur war die Seele noch im armen Leib voll Wunden. Soll er nicht mit den guten Kameraden zur Palme kommen? Sie faßt den halbtoten Sohn, ihr liebes, liebes Kind in die Mutterarme, sie legt die heilige Last auf ihre schwachen Schultern, die stark werden, sie schreitet mutig dem Totenwagen nach, sie hört das Röcheln, nein, nein, sie hört Siegeslieder in der eiskalten Luft, es duften Himmelsrosen aus dem Todesröcheln — — — Der Totenwagen wird zum Triumphwagen und die Mutter jubelt: Mein Kind ist heimgegangen mit den guten Soldaten Christi! Nun mag der Totenwagen mit den vierzig Leichen fahren, wohin er will! Die Soldatenseele ist daheim, daheim — — — Getröstet kehrte Mutter Tegetthoff

Digitized by Google

in das Heim ihres Wilhelm zurück, aber noch immer drückte die Last so schwer, immer schwerer —

„Heute bin ich müder als nach der Seeschlacht von Lissa", das war der Gruß des Admirals, als er heimkehrte, da es schon dunkel geworden war.

„Nun will ich dir halt eine gute Mutter sein, Wilhelm, weißt du, wie einst, da du als Knabe so Fieber gehabt hast. Ich will dich ins gute Bett legen, ich will dir den Kaisertee machen, süß und warm, ich will dir die Schultern gut zudecken, die Lippen kühlen, bei dir bleiben, ich ganz allein, bis der Morgen kommt — — und dann wird alles besser werden —"

All das tat die Mutter des Admirals, aber besser wurde es mit Wilhelm nicht. Noch mehr tat sie während der langen, schlaflosen Nacht: sie sprach viel vom Heiland und es sei gerade die heilige Karwoche und er solle jetzt schon Ostern machen und er solle an den obersten König und Kaiser halten, der gesagt hat: Ich bin die Auferstehung und das Leben.

Die vollen, übervollen, brennenden, schmerzhaft brennenden Lippen des Admirals beteten wieder wie in den Tagen der Kindheit — —

„Mutterli, im ganzen Kaiserreich lieben sich keine zwei, wie — — — wir zwei uns lieben" —

„Und du hast mir soviel Freude gemacht, immer, immer, Wilhelm! Und die größte Freude machst du mir in meinem größten Leid —"

„Weil ich sterbe, Mutter?"

Die Soldatenmutter wandte sich nicht ab, sie schaute ihrem Kinde unentwegt in die blauen Augen, dem Tod in die Augen.

„Ja, Mutter, heute werde ich sterben. — Das Herz will nimmer — der Rest meiner Kraft verbrennt —"

„Wir sind in der Hand des Herrn. Jetzt mußt du ruhen, schlummern, o mein liebes Kind!" Und sie strich sanft über das schweißnasse Haar. „Ich hole den Priester, gelt, ich finde schon einen. Und er bringt dir die Wegzehrung und dann bleiben wir allein, wir zwei allein" —

Sie küßte ihm die heiße Stirne, sie schloß ihm die Augen zum Schlummer, sie schritt leise hinaus.

Durch das noch stille Wien. Zu einem Kloster, wo sie einem alten Pater ihr tiefes Leid klagte und ihre große Sorge ans Herz legte.

Beide schritten durch das stille Wien, ohne Begleitung, ohne Kerzen — zwei heilige Mutteraugen brannten, Gebete

Digitized by Google

umdufteten den Heiland auf der kalten, naſſen Straße. Er ging zu Nikodemus. —

Zum Sieger von Helgoland und Liſſa, zum Manne, der viel gelitten und ihn vergeſſen hatte, der da ſprach: Kommt zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken.

Das war der Mutter allerſchönſtes Stündchen in ihrem harten Leben: nicht die Trauerwoche und die Wegzehrung, es war für ihr Herz der Weiße Sonntag ihres Kindes, des Admirals. Engel hatten ihr die ſchwere Laſt von den Schultern genommen. Und als der milde Pater die Augen, die Hände des Admirals mit dem Krankenöle berührt hatte, leuchteten die Augen der Mutter wie zwei Feuer auf dem Gebirge in der ſchönſten Sommernacht:

„Lieber Pater, dieſe Augen haben viel Trübes und nichts Sündiges geſchaut und die Hände haben für Öſterreich gearbeitet und den totgeſchoſſenen Kaiſer Max übers Meer nach Wien geführt. Aber Gott allein ſei Dank und Ehre!“

Dann waren ſie ganz allein, Mutter und Kind. Wie einſt als Kind ſchlummerte der Admiral. Eine Weile.

„Mutter, weinſt du wohl nicht?“ Der Atem ſtieß glühend über die volle Lippe.

„Wilhelm, meinſt du, ich ſei keine Soldatenmutter?“

„Der arme Kaiſer Max —“

„Denk an den Himmel!“

Ueber die grauen Wangen ging's wie ſterbendes Abendrot, die Hände falteten ſich auf der Bruſt.

„Und an die Schlacht von Liſſa darfſt du auch denken!“

„Mutterli, Liſſa, wo liegt Liſſa?“

War des heimkehrenden Admirals Seele ſchon näher bei Gott als bei den Menſchen, daß ihr Liſſa und Venedig vorkamen wie zwei Föhrennadeln, ins unendliche Meer gefallen?

Die großen, blauen Augen taten ſich nicht mehr auf. Das Soldatenherz ſtieß zur Bruſt, dreimal, hart, wie das Panzerſchiff Kaiſer Max in die feindliche Flotte. Dann ſtand es ſtill. Sieg im Tod — — —

Der Frühlingsmorgen war angebrochen und die Fenſter der Totenkammer flimmerten.

Bald flimmerten auch mächtige Kerzen und allerſchönſte Blumen um die Leiche.

Digitized by Google

Aus der kaiserlichen Hofburg, aus den fürstlichen Palästen, aus dem Kriegsministerium kamen Boten und gingen wieder.

Die Mutter des toten Admirals mußte bis zum späten Abend sich von hohen Besuchen die Hand drücken lassen.

„Oesterreich dankt Euch", klang immer an die einfache Frau, die für alle nur das Wort hatte: „Betet für ihn, ich bitt' drum!"

Ihr eigenes kleines Kreuz hatte sie dem Toten so fest und so schön in die verschlungenen Finger gelegt, daß es anzuschauen war wie ein ragend Kreuz, das auf weißschimmerndem Felsenriff allen Stürmen steht.

Nun durfte die Mutter des Admirals weinen, aus seligen Augen weinen.

Und nach den Tagen, in denen ihr Wilhelm in Blumen und Kränzen lag, still und friedumschlossen, während man von Finstermünz an der Schweizergrenze bis Pola am adriatischen Meere erschüttert sagte: „Der Admiral Tegetthoff ist tot", — nach diesen Tagen ging durch die Kaiserstadt ein endloser Totenzug, der ein Triumphzug war.

Als die kaiserlichen Regimenter in ihre Kasernen zurückkehrten, die Habsburger in die Hofburg, und als die Fürstinnen und die Wiener nur vom Admiral Tegetthoff sprachen, wie man den Helden von Lissa nie werde vergessen, da kniete ein Mütterlein in der dämmerigen Klosterkirche und wußte, wie sie beten sollte: Gott Dank und Ehre, mein Kind ist heimgekommen!

Digitized by Google

Bereitschaft.

Von Otto Walter.

So steht mein Bergland jetzt im frühen Vorlenz:
Nackt, wüst und bloß und jeder Hülle bar. —
Die Berge haben lachend Schurz und Mantel
Wie brünstige Titanen abgeworfen
Und stehen hochgebäumt
Mit blanken Leibern in dem jungen Tag.
Die Täler klaffen — alle Gründe drohn
Wie breitgeborstne, braune Heldengräber,
Draus erzgegürtet starke Recken stiegen
Und von den Höhen blitzten kühn die Wälder
Wie graue Kriegerhaufen, Stamm an Stamm,
Als drohe Not und Drangsal fern dem Land
Und neue Völkerwanderung.
Die weißen Ströme schwellen in den Ufern
Und stöhnen dumpf und schlagen schwer die [Dämme
Wie Königstiger,
Die Blutdampf spüren hinter goldnen Gittern —
Und bis zum Mond, zur Himmelsdecke ragend,
Steil aufrecht, klirrend wie ein Silberschild
Und unerbittlich, schneidend wie ein Schwert
Steht eine Luft, drin jede Ferne klar
Und jedes Stäubchen und Atom verkündet:
Kampfbereitschaft! —

Digitized by Google

Sieh:
Vom höchsten Firn,
Der kühl ins Abendblau die Schroffen zückt,
Stäubt jäh und heiß ein Wetterwölklein auf
Und flattert sturmgehißt den schlanken Mast
Signal: [empor —
Frühmorgen schon,
Eh' überm Land die roten Wolken brennen,
Wird Sturm sein auf der Erde
Und auf dem Flaggenschiff des jungen Föhn,
Das letzte Stückchen Leinwand beigesetzt,
Piratenkühn und bannerseidewirbelnd
Wird himmelbunte Frühlenzherrlichkeit
Auf den Gewässern weicher Südlandswinde
Aufrauschend — wellenschäumend
Durch alle Erdengründe jagen!

Digitized by Google

Verſchollen!

Erzählung aus dem Volksleben von M. Buol

(Fortſetzung.)

VII.

Herbſt war's geworden. Über den unveränderlichen Firn der hohen Berge hatte ſich blitzender Neuſchnee gebreitet. Von den Nonsberger Alpen trieb man das Vieh zu Tale. Mahd und Ernte waren vorüber, und die Nonsberger Mädchen freuten ſich auf die Weinleſe im Etſchland.

In der „Waldkönigin" war's einſam. Noch immer zwar ſtiegen Touriſten auf die Mendel und ſchauten vom Penegal und vom Roèn hinab auf die vom herbſtlichen Dufte verklärte Landſchaft. Aber dieſe Bergſteiger blieben in den Paßhotels und verirrten ſich nicht nach dem Nonsberg. Der Hotelier der „Waldkönigin" entließ ſein Geſinde; nur wenige behielt er zurück, um vor dem Abzuge das Haus in Ordnung zu bringen.

Unter dieſen Wenigen war auch Johanna. Hotelier Ringler und ſeine Frau hatten Johanna während des Sommers immer mehr ſchätzen gelernt. Sie erklärten ihr immer wieder, daß ſie auch für den Winter auf ſie zählten, daß ſie überhaupt, falls ſie nicht andere Abſichten hätte, Winter und Sommer bei ihnen Beſchäftigung fände. Johanna war erfreut über dieſes Angebot, denn die Ringlers waren anſtändige Leute und verläßlich in ihrer Geſchäftsführung.

Als die letzten Gäſte die „Waldkönigin" verlaſſen hatten, kam einer der kein Gaſt war, wenigſtens kein fremder Gaſt. Es war Hubert, der zweite Sohn Herrn Ringlers, der auf der Innsbrucker Hochſchule ſeine Rechtsſtudien machte. Er war ein ernſter junger Mann, kein flotter Corpsſtudent, der mit dem Moos der „ledernen Alten" gewiſſenlos umgeht. Aber auch kein wiſſensſtolzer Muſenſohn, der ſich zu vornehm dünkt, um ſchlichte, alltägliche Arbeit zu leiſten. Dienerſchaft und Familie half recht brüderlich zuſammen, das Haus in Ordnung zu bringen, und Herr Hubert räumte Bilder und Vorhänge weg und klopfte Teppiche ganz wie ein braver Hoteldiener.

Der junge Mann machte auf Johanna den günſtigſten Eindruck. Brav, ſparſam, verſtändig! Ganz was ſie für ihren Sohn hoffte. Schütter's entmutigendes Wort: „Durch die Hochſchule werden Sie ihn nicht bringen," wollte ihr nicht aus

Digitized by Google

dem Kopfe. Sie ärgerte sich über Schütter. Was wußte der? Er war doch nur ein Geschäftsmann! Und dann war er wohlhabend, und reiche Leute ahnen gar nicht, mit wie wenig kleine Leute leben können.

Öfters führte sie gemeinsame Arbeit mit Hubert Ringler zusammen, und, ohne ihn in ihre Pläne einzuweihen, befragte sie ihn geschickt über dies und jenes. Besonders ob unter seinen Kollegen an der Hochschule nicht auch mittellose junge Leute wären, und wie die sich durchbrächten.

„Sie meinen Leute, die schmal abbeißen müssen? O ja, und das sind gerade die Tüchtigsten."

Einen Augenblick fühlte sich Johanna erleichtert. Aber ihr Mut sank, als der junge Ringler ihr erklärte, was er unter „Schmalabbeißen" verstehe. „Hundert Kronen monatlich! Was darunter ist, das ist der Hunger."

Und er erzählte von einem seiner Bekannten, einem hoffnungsvollen jungen Manne, der nun lungen- und nervenkrank als traurige Ruine in die Heimat zurückgekehrt sei. „Mir scheint, junge Leute, die auf dem Lande aufgewachsen sind, halten das Hungern viel schwerer aus als die Stadtkinder," sagte Hubert.

Ganz unbefangen sagte er das und reichte zugleich einen Vorhang herab. Johanna schlug den Vorhang über den Arm und eilte weg. Sie mußte sich nur all die Gedanken und Sorgen, die so gewaltsam über sie einstürmten, aus dem Kopfe schlagen, um ihre Arbeit ordentlich leisten zu können. Und das wollte sie doch, wollte viel arbeiten, viel verdienen. Mut! Mut! Hundert Kronen monatlich! O ja, und wenn sie sich das Blut aus den Fingern arbeiten müßte!

Am ersten Oktober wurde die „Waldkönigin" geschlossen. Die Ringlers kehrten nach Meran zurück. Johanna sollte ihnen nach zwei Wochen folgen. Indessen durfte sie nach Hause.

Die Sommergäste, denen sie ihre Zimmerchen vermietet hatte, waren eben abgereist, und der bescheidene Zins reichte gerade hin, um Rigos Verpflegung zu decken. Nun durfte Johanna mit dem Kinde wieder die liebgewordenen Räume bewohnen. Es war ein süßes Zusammensein, aber so traurig! Nicht für Rigo natürlich, der nur dem frohen Augenblicke lebte, aber für seine Mutter. Nie, nie mehr würde es werden, wie es war! Nie mehr würde sie mit dem Kinde das Heim genießen, das Giovanni für die Seinen erbaut hatte! Nein nie mehr! Wenn Rigo einmal die Schule besuchen müßte, dann wollte sie ihn zu sich in die Stadt nehmen! Bis dahin aber war es besser, wenn er unter Ginas Pflege blieb in der frischen, gesunden Bergluft.

Digitized by Google

Rigo hatte sich während der letzten Monate körperlich und geistig entwickelt. Der Eifersucht der Mutter tat das fast weh, denn es war ja ohne ihr Zutun geschehen. Aber sie freute sich doch darüber und war stolz auf ihren Knaben. Kinder, die das Reden in zwei Sprachen zugleich lernen, lernen es langsamer; dafür sind ihre Redeversuche auch viel reizender. Wie oft hatte sich Johanna gefreut und belustigt, wenn der Kleine deutsche und italienische Wörter so drollig durcheinander mengte! Doch das war jetzt vorbei, und Rigo wußte genau, was er sagen wollte. Er wußte jetzt, ob er deutsch oder italienisch sprach. Er hatte eben sein viertes Jahr vollendet; er war groß und stark für sein Alter, mit wundervollen blauen Augen in seinem rosigen Gesichtchen. O wie schön waren Rigos Augen! Deutsche Augen mit einem warmen, weichen, italienischen Blicke! Es lag Zukunft in diesen Augen! Und um dieser Zukunft willen war der Vater hinausgegangen ins ferne, fremde Land. Und nun, da er des Kindes Pfade nicht mehr bahnen konnte, mußte es die Mutter tun. Würde sie es vermögen?

In letzter Zeit hatte Johanna viel gedacht und viel gerechnet; ihr Kopf war oft fast wirr vor Zahlen. Etwas über zweihundert Kronen hatte ihr Lohn betragen, etwas über hundert Kronen hatte sie an Trinkgeldern erworben. Das war viel für einen Sommer, und doch war's sehr wenig für das, was sie anstrebte. Die andern Bedienerinnen hatten von den Gästen freilich mehr eingenommen als sie. Aber was hatten die sich auch gefallen lassen müssen!

Schütter hatte ihr zum Abschiede eine feine goldene Brosche mit Perlen gegeben. Sie fand das vornehm und zartfühlend gehandelt. Ein Geldgeschenk hätte sie verletzt. Jedoch am Schmucke selber lag ihr nichts; sie wollte ihn bei guter Gelegenheit verkaufen. Frau Ringler, der sie ihn gezeigt hatte, und die sich auf solche Dinge verstand, hatte versichert, es sei ein kostbarer Schmuck, denn Perlen stünden hoch im Werte. Immerhin war das, was sie für die Brosche lösen würde, eine außergewöhnliche Einnahme. Sie fände nicht in jeder Saison Gelegenheit, einem Kranken zur Retterin zu werden. Und nicht Jeder wäre so freigebig und dankbar wie Schütter.

Die Wintersaison würde länger dauern als die sommerliche und würde wohl auch mehr Verdienst bringen. So konnte sie auf eine Jahreseinnahme von etwa sieben- oder achthundert Kronen rechnen. Und die Jahre, wo Rigo noch unter Ginas Obhut blieb, konnte sie den größten Teil dieser Summe zurücklegen. Aber das würde anders, wenn sie den Knaben in einer Stadt unterbrächte, was doch notwendig

Digitized by Google

war, wenn er etwas lernen sollte. Mit dem Zurücklegen würde es schlimm aussehen, sobald er die städtische Volksschule besuchte, schlimmer noch, wenn er einmal Gymnasiast wäre. Und dann? . . . Ach, Schütter hatte vielleicht doch recht gehabt!

Den ersten Sonntag, den sie auf den Seehäusern zubrachte, benützte sie, um nach Fondo zu gehen und ihr Erworbenes bei der Cassa Rurale anzulegen. Dort ging das Geschäft sehr flau. Erst im November, wenn die Nonsberger von der Weinlese heimkommen, fließt Geld in ihre ländlichen Kassen. Die Kasse stand offen, aber Johanna war die einzige Kundin. Der Kaplan von Fondo, Don Felice, ein lebhafter junger Mann, ganz begeistert für soziale Tätigkeit, war Vorstand der Kasse. Er nahm Johannas Büchlein in Empfang, warf einen Blick hinein, erinnerte sich! Ach ja, sie war schon des öftern mit ihrem Büchlein gekommen und immer nur, um herauszunehmen. Nun freute er sich, daß sie auch einmal etwas einlegen konnte, „povera donna!" Und er streckte, während er in das Büchlein schaute, die Hand nach ihren Banknoten.

„Zweihundertundfünfzig Kronen", sagte sie leise.

„Und das haben Sie alles selbst verdient!" rief der Geistliche. Dann, ohne eine Antwort abzuwarten: „Ich weiß schon, Sie waren bei der »Regina del Bosco.« Ach, gehen sie doch nicht mehr hin, wenn ich Ihnen raten darf! Welche anständige Person sucht sich denn einen Hoteldienst? Und noch dazu Sie! Eine junge Frau, die nicht weiß, wo ihr Mann ist!"

„Mein Mann ist tot!" erwiderte Johanna. Ihre Stimme bebte und doch klang die Antwort sehr bestimmt, als dulde sie keinen Widerspruch.

Aber das beirrte den Kaplan keineswegs. „Wie können Sie das wissen?" warf er ein.

Stolz erhob sie den Kopf. „Giovanni Larcher war nicht einer, der seine Frau im Stiche läßt!" sagte sie.

Gern wäre sie gegangen, aber man hatte ihre Einlage noch nicht vermerkt. Der Kaplan reichte das Büchlein seinem Sekretär, einem halbwüchsigen Jungen, der neben ihm am langen Tische saß, eine Zigarre im Munde und den Hut am Hinterkopfe. „Schreibe, Pino! Zweihundertundfünfzig Kronen!"

Während der Junge schrieb, legte Don Felice das Geld in die Kasse.

„Hören Sie, warum gehen Sie denn nicht nach Sarnonico zu Ihrer Verwandten? Ich meine die Signora Fortuna."

Digitized by Google

„Ich habe geschrieben, Don Felice", sagte der junge Sekretär und klappte das Büchlein zu. Johanna wollte es schnell an sich nehmen, aber der Kaplan war ihr zuvorgekommen und hielt es, halb zerstreut, mit beiden Händen fest.

„Hören Sie, Siora Larcher, die Fortuna muß sehr reich sein. Erst vorigen Sonntag war sie hier . . . Oder war's vor zwei Sonntagen, Pino?"

„Vor zwei Sonntagen war's, Don Felice."

„Gut, gut, es ist schließlich ja auch einerlei, wann es war. Ich wollte nur sagen, daß sie mich damals fragte, wie viel Geld man bei unserer Kasse einlegen könne. Ich sagte ihr, eine einzelne Person dürfe nie mehr als zehntausend Kronen einlegen, denn, sagte ich, wir sind für die kleinen Leute da, nicht für die Kapitalisten. Darauf blieb sie eine Weile stumm und schien nachzudenken. Aber an der Tür wandte sie sich nochmals um und fragte mich um Rat, wo sie dann anlegen solle. Und da sagte ich ihr natürlich, sie solle sich an die »Banca cattolica« von Trient wenden."

„Entschuldigen Sie, ich habe Eile!" stammelte Johanna. Ihr blasses Gesicht hatte sich gerötet; ihre Augen schwammen in Tränen.

Don Felice merkte es wohl. „Ich wollte Ihnen nicht wehe tun", versicherte er, „ich wollte nur sagen, daß die reiche Verwandte es nicht dulden sollte, daß Sie auf solche Weise Ihr Brod verdienen."

Während er das sagte, reichte er ihr das Einlegebüchlein über den Tisch hin. Sie griff schnell danach, sprach kein weiteres Wort, eilte weinend hinaus. An die lebhafte Mitteilsamkeit der Italiener hatte sie sich in ihrer stolzen deutschen Art nie gewöhnen können. Und nun, da ein katholischer Priester es war, der als unbefangener, freilich auch als sehr ungebetener Ratgeber an sie herantrat, bäumte sich die Lutheranerin in ihr auf wie noch nie. Ihr Schwiegervater war ihr wohl auch oft lästig gefallen mit seinen Bekehrungsversuchen. Aber schließlich war er doch eben der Vater und hatte das Recht, seine Meinung zu sagen. Dem jungen, wälschen Geistlichen aber, dem wollte sie dies Recht nicht zuerkennen. Und hätte er sich noch begnügt, ihre Rechtgläubigkeit zu bezweifeln! Aber er hatte es gewagt, sich zum Richter aufzuwerfen über ihr weibliches Ehrgefühl, er hatte sie lehren wollen, was ihre Pflicht sei! Als ob sie das nicht selbst wüßte!

Sie machte sich auf den Heimweg. Es war Mittagszeit, ein schöner, klarer Oktobertag. Milder, blauer Duft lag über der Gegend. Fern und traumhaft schien heute alles, was sonst nah und greifbar war. Selbst Castelfondo,

Digitized by Google

das schwarze, düstere Schloß, das gleich einer Zwingburg der Unterwelt aus der Novellaschlucht aufsteigt, glich in diesem zauberhaften Mittagslichte einem Märchenpalaste, über dem der blaue Himmel sein Gezelt webt.

Nun läutete es auf dem Campanile von Fondo zum Englischen Gruße. Dann klang's von Castelfondo herüber und herab von Malosco und herauf von Ronzone und Sarnonico wie ein großer Chorgesang eherner Stimmen. Und als die nähern Glocken verstummt waren, klangen noch da und dort feine dünne Stimmchen aus der Ferne, denn all die hundert Glockentürme des Nonstals waren lebendig geworden und sangen das Lob der Madonna. Und die Leute am Wege bekreuzten sich und bewegten betend die Lippen.

Johanna ging eilig des Weges, ohne nach rechts oder nach links zu schauen, ohne sich der sonnigen Herbstlandschaft zu freuen. Ein großes Weh war in ihr. Warum, das wußte sie nicht, gab sich keine Rechenschaft darüber. Kein neuer Schlag hatte sie getroffen, kein plötzliches Unglück sie ereilt. Aber ihr Empfinden war doch so. Es war, als habe eine rauhe Hand alle ihre Herzenswunden wieder aufgerissen. Den Zweifel am Tode ihres Mannes sah sie als eine Unbill für ihn an. Wenn er nicht tot war, dann war er schlecht! Und daß er schlecht sei, das sollte ihr keiner ins Gesicht sagen, auch keiner von den Dienern seiner Kirche! Sie selber aber, die Heimat und Volk und Sprache und Verwandtschaft aufgegeben hatte, um ihm zu folgen, sie sollte nun dastehn, nicht als ehrbare Witwe sondern als eine Verlassene und Verschmähte! Und mehr als das: als eine Frau, die sich durch gefährliche oder doch bedenkliche Mittel ihr Leben verdient!

All diese Gedanken fuhren in ihrem Innern hin und her wie ein zorniger Bienenschwarm. Wenn sanfte, ruhige Menschen einmal zornig werden, dann geht es tief und dauert lange.

Nun kam sie zur „Waldkönigin". Im Vorübereilen schaute sie hinauf zu den verschlossenen Fenstern und ihr ging's wie ein Stich durchs Herz. Da drinnen war's schön gewesen trotz aller Arbeit und Mühe, trotz kurzen Schlafes und geringer Kost. Da hatte sie unter Deutschen weilen dürfen, hatte deutsche Worte gesprochen und gehört. Und man hatte sie für eine tadellose Frau gehalten, und niemand hatte sich's herausgenommen, zu sagen: Das sollst du tun und das nicht! Nein, wenn nur ihre Arbeit geschehen war, dann war man mit ihr zufrieden. Und sie hatte damals noch ein stilles frohes Jugendgefühl in sich gehabt, hatte

Digitized by Google

noch mit Zuversicht den kommenden Zeiten entgegengeschaut. Nun aber war alles dunkel!

„Leb wohl, Waldkönigin!" murmelte sie und eilte weiter.

Allmählich wurde es ruhiger in ihr, ruhiger, wenn auch nicht froher. Seit fünf Jahren war sie nun in diesem Lande und sie wußte wohl, daß die Italiener manches anders und strenger beurteilten als die Deutschen. Und durch ihren Mann gehörte sie noch immer zu ihnen und mußte sich's wohl gefallen lassen, als Nonsbergerin eingeschätzt zu werden. Der Kaplan von Fondo war nicht der einzige, der Anstoß daran nahm, daß sie einen Hoteldienst gesucht hatte. Sie erinnerte sich, daß die Weiber der Umgegend, die im Hotel aus- und eingingen und Schwämme und Erdbeeren zum Verkaufe brachten, sie zuweilen mit verwunderten, geärgerten Blicken betrachtet hatten. Nicht über die andern Bedienerinnen hatten sie sich geärgert, nicht über die Mädchen, mochten die auch noch so leichtfertig daher tänzeln und mit den Gästen schäckern. Aber daß Giovanni Larchers Weib sich hergebe, fremde Herren zu bedienen, das schien ihnen unbegreiflich.

Das Eine stand jetzt fest bei ihr: sie wollte nicht, daß man sie scheel ansehe hier, in der Heimat ihres Mannes, sie wollte den Dienst bei der „Waldkönigin" nicht mehr annehmen. Besser war's, sich in irgend einer weltfremden Touristenhütte zu verdingen allein zwischen Felsen und Firnen, wo niemand zischelt und züngelt und den Ruf einer Schwergeprüften in Zweifel zieht. Dort gab's übermenschliche Arbeit aber noch größern Lohn. Und keiner würde sich dort erkühnen, nach ihrem Namen und nach ihren Absichten zu forschen.

Als Johanna zu den Seehäusern kam, fühlte sie sich todmüde. Es war doch kein so weiter Weg nach Fondo und wieder zurück. Aber vielleicht hatte der Sommer mit all seinen Anstrengungen ihren Kräften doch arg zugesetzt. Ein plötzliches Angstgefühl durchrieselte sie. Sie war nicht so stark und kräftig, als sie gedacht hatte! Ein paar Jahre solch angestrengter Arbeit ohne Rast und Ruhe, Sommer und Winter, Winter und Sommer, das hielte sie nicht aus, da würde sie zusammenbrechen. Nicht gerade sterben, aber auch nicht mehr gesund sein, nicht mehr arbeiten können! O das wäre furchtbar! Das durfte nicht sein! Sie durfte ihre Kräfte nicht überschätzen. Eine Frau mit einem Herzen voll Kummer und Weh ist doch etwas anderes als ein Mädchen, das in der Zukunft nur Sterne und Rosen sieht. Die Jugend allein macht's nicht. Auf die Jahre allein kommt's nicht an. So lange man das Glück vor sich sieht,

Digitized by Google

ist man zu allem fähig; hat man es einmal hinter sich, dann nicht mehr.

„Mamma, Mamma, muß dir zeigen, was Rigo kann!" Der Kleine sprang aus der Haustür, schlang die Arme um sie, und kletterte an ihr hinauf.

„Nun was denn, Herz, was kannst du denn?" fragte Johanna, sein Köpfchen streichelnd.

„Zia Gina, un libro!" wandte er sich gebieterisch an seine treue Wärterin, die unter der Haustür stand.

Die tat ihm gehorsam den Willen und brachte ihr altes Legendenbuch. Dabei blinzelte sie Johanna lachend an und versicherte, daß Rigo jetzt schon lesen könne, ja wirklich lesen, ganz wie die großen Leute.

„Rigo kann lesen!" jubelte der Kleine in die Hände klatschend. Dann setzte er sich auf die steinerne Schwelle des Hauses, nahm das aufgeschlagene Buch auf die Knie und fuhr mit dem Fingerchen die Zeilen entlang. Dabei leierte er mit ernster Miene all die Verslein herab, die er auswendig wußte. An das Jesuskind, an die Madonna, an den Schutzengel, alles, was ihm der Nonno und Zia Gina gelehrt hatten.

Lachend hörte ihm Johanna zu. Wenn sie ihn sah, war's ihr gleich wieder wohler ums Herz. Zum Schlusse meint sie nur: „Du solltest doch auch ein deutsches Sprüchlein aus Zia Ginas großem Buche herauslesen, Fritzchen!"

„Ei freilich auch ein deutsches!" sagte Gina. „Lehret ihn doch eins, Giovanna, denn ich weiß keines."

Johanna besann sich. Dann fiel ihr ein Verslein vom Sandmann ein, der den Kindern die Äuglein schwer macht. In ihrer Kindheit hatte sie es auswendig gewußt, und auch jetzt noch brachte sie es ganz gut zustande. Rigo hatte Spaß daran, und wollte es nun auch gleich lernen. Sie nahm ihn bei der Hand, führte ihn ins Zimmer hinauf und hob ihn auf ihre Kniee.

Dann begann sie:

„Geht ein Mann durchs weite Land,
Mit der Hand
Streut er Sand,
Streut den Kindern groß und klein
Sand in ihre Äugelein.
Äuglein werden schwer,
Fritzchen spielt nicht mehr."

Dreimal nach einander sagte sie ihm das Kinderstubenverslein vor, und dachte dabei mit süßer Wehmut der Zeit, wo es im schlichten Reime „Hannchen" statt „Fritzchen" geheißen hatte. O lang, lang war das her, und die Mutter,

Digitized by Google

die ihr das Liedlein gesungen hatte, schlief längst in der kühlen Erde eines kleinen sächsischen Kirchhofs. Und sie selber war nun eine Mutter, ach! eine Mutter voll Sorge und Weh!

Sie küßte den Kleinen. „Willst du das Verslein sagen?"

Er zögerte. Und wieder begann sie: „Geht ein Mann . . . Nun, Fritzchen, sag's doch! Geht ein Mann durchs weite Land . . ."

Da wandte Rigo den Kopf und sah sie mit großen Augen an. „Mamma, kannst du kein Verslein von der Madonna?"

Sie schwieg. Nicht Ja noch Nein, hätte sie sagen mögen. Rigo aber glitt von ihren Knieen und stand aufrecht vor ihr. Und dann leierte er fröhlich:

„Sei pura, sei pia,
Sei bella, o Maria!
Ogni alma lo sa,
Che madre più dolce
Il mondo non ha."

Und als er fertig war, lachte er laut vor Freude und patschte seine Hände zusammen, als wolle er sich selber Beifall klatschen.

Ihr aber gab der kindliche Reim einen Stich ins Herz. Galt denn ihrem Kinde die Madonna mehr als seine Mutter?

„Madre! Mutter!" Das war keine kindlich träumerische Schwärmerei. Eine Mutter ist keine Fee und keine Märchenkönigin, eine Mutter ist nichts Traumhaftes und Geheimnisvolles. Eine Mutter ist das Wahrste und Nächste, was es gibt, die beste Freundin, die innigste Vertraute. Mutter gibt's nur eine, kann's nur eine geben. Und doch, ihr Knabe wollte zwei Mütter haben, eine irdische und eine himmlische. Und welcher von den beiden er den Vorzug gab, das war leicht zu erraten. „Madre più dolce il mondo non ha!"

Heftig umschlang sie das Kind und zog es an sich. „Hast du deine Mutter lieb? Hast du sie auch gewiß lieb?"

Herb und streng klang das, nicht wie eine zärtliche Frage.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Nicht wieder vergessen!

Wenn wir in unserer Gralarbeit Befriedigung persönlichen Ehrgeizes, überhaupt das eigene „Ich" gesucht hätten, könnten wir leicht zur Überhebung versucht werden, wenn wir sehen, wie soviele heiß angefochtene Sätze unseres Programms heute im Lichte der neuen Erkenntnisse als ebensoviele Selbstverständlichkeiten dastehen. Der Ausruf: „Das haben wir ja schon lange vorher gesagt" würde sich nur allzuoft auf unsere Lippen drängen. Aber es ging uns nie und geht uns heute noch weniger um die kleine Eitelkeit des Rechthabens, und darum geht auch unsere Freude über die Bewährung unserer Arbeit auf höhere Ziele.

Ein Haupthindernis der Verständigung mit unseren Gegnern, namentlich mit den katholischen, war vor dem Kriege die verschiedene Einschätzung künstlerischer Werke. Während unsere Gegner bewußt oder unbewußt auf dem „reinen Kunstwert" herumritten, hielten wir daran fest, daß es keine reine, vom Wahren und Sittlichen losgelöste Kunstschönheit gebe und daß darum der Kunstwert als die Summe, oder besser, die Harmonie der im Werke wirksamen künstlerischen und ethischen Kräfte aufzufassen sei. Nun dämmert es von allen Seiten auf, daß man mit der Betrachtung der Werke vom rein künstlerischen Gesichtspunkt jetzt nicht mehr weiter kommt. So fühlt sich der „Kunstwart" (jetzt „Deutscher Wille" getauft) im 29. Jahrg., Heft 1 zu der Warnung bemüssigt, die derzeitige Kriegslyrik von diesem einseitigen Standpunkte zu betrachten, indem er u. a. schreibt:

> „Die Zahl von immerhin mehreren hundert Kriegsgedichten, die man wenigstens ernst nehmen kann, hat eine ganz andre Bedeutung und erfüllt eine ganz andre Sendung als eine rein künstlerische. Eine im weitesten Sinne des Wortes gesellschaftliche Sendung. Im Vordergrunde steht da das Gedicht als Bericht. Es hat heute vielfach die Funktion der Prosa übernommen. Lesen wir im Frieden Berliner Romane, russische Romane, Künstler-Romane, um etwas über das Leben Berlins, Rußlands, der Künstler zu erfahren, so lesen wir Daheimgebliebenen heute Gedichte, um das Wesen des Kriegserlebnisses und der Kämpfer kennen zu lernen. Die Kämpfer draußen aber dürften wohl Gedichte ablehnen, die hohlen Klangs sind oder gar Phantasien am Schreibtisch über das Leben im Schützengraben und in der Feldschlacht darstellen; was ihnen aber von hoher Gesinnung der Daheimgebliebenen, von ernstem Wollen und Tun, von heimatlichem Idyll, von Dank, von Ziel- und Zeitbewußt-

Digitized by Google

sein ernstes Zeugnis gibt, was sie innerlich verknüpft mit denen, für die sie draußen stehen, das wird ihnen nicht unwillkommen sein. Natürlich ist es nicht die Alltäglichkeit, die von beiden Seiten das Gedicht vermittelt, sind es nicht die kleinen Einrichtungen und Gewohnheiten draußen und drinnen, was dichterischer Kündung bedarf. Dazu haben wir Briefe und Berichterstatter. Das Gedicht setzt uns in Verbindung mit dem inwendigen Menschen, mit der geschichtlichen Abstimmung eines Menschen, mit all jenem, was sich von Mund zu Mund oder neben der Bitte um Lichtstümpfe und neben einer Erzählung von Mehlpreisen nicht hervorwagt. Dazu hat das Gedicht gewöhnlich mehr Leser als der Brief; es schlägt Brücken zwischen Tausenden, die sich nicht kannten, es stellt neben vielem andern eine große Gemeinschaft der Gesinnung her, wie wir sie uns wohl wünschen dürfen. Zum andern aber wirkt es auf diese Gesinnung selbst. Manche Gedichte, die ins Politische hinüberspielen, bilden dafür besonders augenfällige Beispiele. Und sie erfordern allerdings nicht selten ganz andre Behandlung als die hier gemeinten, sie liefern sich gleichsam von vornherein dem Kulturpolitiker als Gegenstand seiner Tagesarbeit aus. Nicht so das von der greifbaren Tagesidee abgelöste, eigentlich lyrische Gedicht. In vielen Tausenden ist heute ein Bedürfnis nach Erhebung, Erbauung . . . .

Die Begriffe ‚Erhebung' und ‚Erbauung' sind freilich dürftig. Die soziale Funktion des Zeitgedichts geht heute weit darüber hinaus. Von der schlichten Ermutigung und Tröstung bis zur größten Erweiterung des geistigen Gesichtskreises erfüllt es sie. Es ist heute nicht leicht, innerlich Stellung zu nehmen zu den Ereignissen. Tausend Rätsel lasten auf dem Denken der Menschen, für zahllose neue Empfindungen fehlt ihnen das Wort. Da greift nicht nur der Kriegsvortrag, der Aufsatz, die Predigt ein, da wird auch das Gedicht wieder zum ‚Wort des Einzelnen für Viele'. Und auch auf diesem Wege schafft es Verständigungen von Mensch zu Mensch, knüpft es Bande, sichert es ein ganzes Volk in seinem geistig-seelischen Selbstbewußtsein. Voraussetzung dafür ist nur, daß ein wahrhaftiger, nicht kraftloser, und ein des Wortes mächtiger Mensch aus Innerstem spricht. Ein großer Lyriker braucht er nicht zu sein, und gar die ‚Entwicklung der deutschen Lyrik' — übrigens eine verzweifelt unsichere Vorstellung — braucht er keineswegs zu fördern."

Wir bitten nur um eins: Nach dem Krieg nicht gleich wieder vergessen, daß der Künstler, der Dichter nicht nur ein Priester der Schönheit, sondern auch ein Künder der Wahrheit und Güte, mit einem Wort ein künstlerisch, religiös und sittlich nach dem Höchsten strebender Vollmensch sein soll, und daß wahre große Kunst nur aus dem herrlichen Zusammenklange aller Kräfte, die in der Menschenseele das Bild Gottes auswirken, entsteht. Lehre daraus: daß also unter allen Umständen eine mit ästhetischen Mängeln behaftete, aber an das Höchste und Göttliche rührende Kunst immer noch wertvoller ist, als eine ästhetisch geschniegelte, äußerlich glänzende, die innen Laster und Fäulnis birgt! E.

Digitized by Google

Vom Quellboden deutscher Kunst

Klar und eindringlich schildert Johanna Lamers-Vordermayer in H. Dransfelds Zeitschrift: „Die christliche Frau" die Blüte und den Verfall deutscher Kunst. Sie bestimmt deren Wesenselemente: Aus tiefem Gestaltungsdrang entstanden, bringt sie die Lebensauffassung des Volkes in Herbe und Wahrheit zum Ausdruck, wenn auch oft ohne äußere Formvollendung. Ihr Quellgrund war der auf Innerlichkeit gerichtete Sinn des Volkes. Als aber die Lebensauffassung des Volkes flüchtig und äußerlich wurde, gewann romanische Glattheit und Süße den Sieg über germanische Kraft des Ausdrucks. Zugleich begann infolge des wirtschaftlichen Tiefstandes die fabriksmäßige Herstellung der Kunstgegenstände, namentlich der kirchlichen. „Oberflächliche Lebensauffassung und wirtschaftlicher Tiefstand machten, daß wir gierig nach dem Billigen und Gefällig-Süßlichen schauten, das von Frankreich herüberkam. Nur der Idealismus, der Opfersinn christlicher Künstler bewahrte die deutsche christliche Kunst vor dem Aussterben."

Wir vom „Gral" sehen in der fortschreitenden Erkenntnis, daß die große Kunst nur aus Innerlichkeit geboren werden kann, die Bestätigung einer der wichtigsten Grundlagen unseres Wirkens. Folgerichtig muß diese Erkenntnis zur allgemeinen Anerkennung unseres Grundsatzes führen, daß die Wiedergeburt der Kunst nicht aus einer äußerlich eingetrichterten „Kunsterziehung", sondern nur aus einer vollständigen Erneuerung der Volksseele, aus einer Abkehr von der modernen Diesseits- und Oberflächenkultur und einer entschlossenen Rückkehr zur tiefen Seelen- und Innerlichkeitskultur des Jenseitsglaubens entspringen kann. Soll eine christlich-deutsche Kunst wieder erstehen, so muß zuerst die Volksseele wieder christlich und deutsch denken, fühlen und leben lernen. Darum ist das Gralprogramm auch kein streng abgegrenztes Kunstprogramm, sondern ein Kulturprogramm.

• • •

Die neue Kunst vor dem Kriegsgericht.

Einen scharfen „Protest aus dem Felde" gegen das falsche, äußerlich kriegsmäßig aufgestutzte, innerlich noch immer leere und hohle Kunstgetue unserer Tage erhalten

Digitized by Google

die „Süddeutschen Monatshefte" von Fritz Behn. Der Grundton seiner Worte ist bittere Enttäuschung.

„Alles was wir in den letzten Jahren mit feineren Sinnen wahrnahmen: dieses atemraubende Gehetz hinter falschen Götzen her, diese Überempfindlichkeit, Überspanntheit, zugleich Oberflächlichkeit im gesellschaftlichen, kulturellen, geistigen Leben — alles dieses hofften wir von dem reinigenden Wind dieser großen Augenblicke hinweggefegt zu sehen.

An seiner Kunst erkennt man ein Volk. Die Kunst ist der letzte Ausdruck seiner geistigen und materiellen Fähigkeiten. Wie sah es da aus vor dem Kriege?

Man kann sagen: auf keinem geistigen Gebiete herrschte eine gleiche Verwirrung.

Die bildende Kunst entwickelte sich schon lange nicht mehr wie in früheren Zeiten auf der Basis einer gesunden Schule, einer bewährten Tradition, wie etwa ein Baum wächst in seiner heimatlichen Erde, der dann Blüten trägt und Früchte bringt. Vielmehr ließ eine forcierte ungesunde Treibhauskultur erotische Pflanzen emporschießen — die nach kurzer Pracht wieder zusammenfielen.

Denn in einer Zeit, wo weder Entfernungen noch Grenzen auf der Erde eine Rolle spielten, hatte alle Fremde einen leichten Zutritt — alles Neue reizte. Eine Mode löste die andere ab. Das Publikum verlangte es schließlich so, das öffentliche Leben, übermütig und leichtfertig geworden durch langjährigen sich häufenden Reichtum, verflachte in seinen geistigen Bedürfnissen, suchte Nichtigkeiten oder grobe Genüsse. Es rief — die Kunst kam. Es entstanden all dieser talmihafte Operettenschwindel, die wahnwitzige Sensation, Nervenkunst, Primivität, ausländische Nachäfferei schlimmster Art unter der Flagge neuer Schlagwörter.

Findige Kunsthändler benützten diese Konjunktur.

Heute schwelgte man in raffinierter französischer Kultur, morgen stammelte man in Negersprachen. Wahllos wurde der Künstler imitiert, kopiert, ja unbewußt parodiert, der gerade am höchsten im Kurs stand, der vom Kunsthändler X oder Y mit Erfolg lanciert war. Wie sonst wohl ein Gassenhauer durch den nächsten verdrängt wurde, so wechselte die Kunstrichtung. Alles nur auf die äußere Wirkung hin, auf das Pekuniäre oder Sensationelle. So kam zur Herrschaft der oberflächlichste Snobismus, der stümperhafteste Eklektizismus.

Die deutsche Kunst baute nicht auf, sie zerstörte. Die Früchte am Baume der neuen Kultur waren giftig.

Welcher fein empfindende Mensch, welcher ehrliche Künstler konnte das alles ohne innerliche Verbitterung, ohne tiefen Schmerz mit ansehen?"

In diesen Kunstjammer schlägt nun das reinigende Gewitter des Krieges ein. „Alles Ungesunde hofften wir besiegt zu haben." Aber, welche Enttäuschung! In den Zeitungen und Bildern, die aus der Heimat kommen, ist von dieser Reinigung nicht viel zu spüren, der alte Kitsch, kriegsmäßig auffrisiert.

Unter dem neuen Schlagwort „Krieg" wird weiter gestammelt. Den Kriegern, die gelernt haben, einen andern Maßstab an das Leben zu legen, erscheinen diese Ober-

Digitized by Google

flächlichkeiten nicht blos lächerlich, sondern lästerlich in einer Zeit, für die das Beste gerade gut genug sein sollte. „Vor der rauhen Wirklichkeit dieses Krieges wirkt jede Pose abstoßend, das Geschwätz mancher Tageszeitung ebenso widerlich wie die höhere Kaffeehausliteratur."

So sieht unsere „moderne" Kunst aus vor dem Kriegsgericht! Gegen diesen Spruch ist alles, was der „Gral" den katholischen Schwärmern für diese Afterkunst ins Stammbuch geschrieben hat, laues Zuckerwasser!

• • •

Ein Bau ohne Grund.

Die gegenwärtige Zeit ist so recht ein Tummelplatz jener kleinen und halben Geister, die den Bau unserer Zukunft zwar mit jenen geistigen Kräften, die im Kriege den Aufschwung der Volksseele bewirkten, aber ja nicht auf der Grundlage einer positiven Religion ausführen möchten. Zu diesen Luftbaumeistern gesellt sich auch Richard Benz mit seinen „Blättern für deutsche Art und Kunst", mit welchen er ein „geistiges Deutschland" aufbauen will, das des „verteidigten und als stark erwiesenen leiblichen Deutschland" würdig sei. Benz will die volkstümliche Kultur des Mittelalters wieder zum Leben erwecken und die dahinzielenden Bestrebungen der Romantiker noch weiter im Sinne eines volkstümlichen Kunstideals ausbauen, aber mit der ausdrücklichen Einschränkung, daß „die künstlerische Weltanschauung des Mittelalters nicht mit der katholischen Glaubensansicht" (aus der sie doch hervorging) verwechselt werden dürfe. Die Halt- und Ziellosigkeit dieser Bestrebungen, eine erträumte Kultur auf Grund einer rein ästhetischen Weltanschauung zu begründen, der „die letzten und höchsten Fragen des Daseins nur im Gleichnis, im Bild, im Kunstwerk ausdrückbar und faßbar" seien, charakterisiert Dr. Luzian Pfleger in den „Historischen polit. Blättern" (156, 11) folgendermaßen:

> „Sein Bildungsideal krankt an dem großen Fehler, der den gleichgearteten Reformversuchen der Romantiker, auch des Rembrandtdeutschen anhaftete: dem einseitigen Vertrauen auf die Macht der Phantasie. Sie wollten das Leben und die Religion durch Poesie und Kunst erneuern, statt den umgekehrten Weg einzuschlagen. Jene Romantiker, die das Wesen der deutschmittelalterlichen Kultur nicht bloß im rein Künstlerischen erblickten, sondern in der festgefügten Einheit der Geister, die wiederum in der christlichen Weltanschauung verankert war, handelten nur konsequent, wenn sie bedingungslos zu dieser Weltanschauung zurückkehrten und in ihr allein das Heil

Digitized by Google

der kommenden Zeiten erblickten, wie der jüngere Schlegel und der große Görres. Auch der Rembrandtdeutsche sah in seinen letzten Tagen ein, daß in den heutigen harten Kampfzeiten der Menschheit mit einer rein künstlerischen Kultur nicht gedient sei, daß sie andere Kräfte benötige. Ist es ein Zufall, daß auch er den Weg Schlegels gegangen ist? Glaubt Benz im Ernst, daß unserem Geschlecht nach dem Kriege mit einer rein ästhetischen Weltanschauung, auch wenn sie auf einer „christlichen Mythologie" sich aufbaue, gedient sei? Uns allen, Katholiken und Protestanten, denen der Gottes- und Christusglaube mehr ist als verflüchtigter Mytus, ist eine rein ästhetische Kultur ein Kartenhaus, das beim leisesten Sturmwind kläglich zusammenstürzt. Die Kunst soll eine Macht sein im Leben der Menschen und Völker, welche die innere und äußere Größe eines Volkes in Krieg und Frieden schaffen. Das hat uns der jetzige Krieg gelehrt."

Wir haben dem nichts beizufügen — — —!

Kritische Warte

Biographisches

Floeck, Dr. O. Der Sänger auf der Festenburg (Ottokar Kernstock). Sein Leben und sein Werk. 151 S. Graz, Styria. Mk. 1.80.

Wenn man berücksichtigt, daß der Zweck dieser Schrift offenbar hauptsächlich ein werbender ist, daß der Verfasser den Dichter und sein Werk bekannt machen und ihm verständnisvolle Verehrer wecken will, wird man keine abschließende kritische Würdigung des steirischen Poeten erwarten und der Spiegelung seiner gemütswarmen Dichtungen im Geiste eines verständnisvollen Verehrers manche schöne Seite abgewinnen. Nur was der Verfasser S. 99 f. f. über die Stellung O. Kernstocks als Priester und Ordensmann unter den katholischen Dichtern sagt, ist so oberflächlich und erschöpft den Kern der Sache so wenig, ja berührt ihn eigentlich gar nicht, daß es nicht ohne starken Widerspruch bleiben dürfte.

Pastor, Ludwig von: Conrad von Hötzendorf. Ein Lebensbild. 1.—10 Tausd. XII, 104 S. Freiburg, Herder. Mk. 1 40 gebd. Mk. 2.—

Der hervorragende österreichische Generalstabschef hat neben den andern volkstümlichen Heerführern am spätesten einen Biographen gefunden, dafür aber gleich einen Pastor. Wer Pastors geniale Methode der Geschichtsbehandlung kennt, der mag überzeugt sein, daß mit dieser kleinen Schrift dem Soldaten und Staatsmann, dessen Name heute auf aller Lippen ist, ein Denkmal aere perennius gesetzt wurden. „Aus originalen Quellen und persönlichen Erinnerungen" hat der Geschichtsschreiber geschöpft, darum steht kein Satz ohne Zweck und Ziel da, jedes Wort steht auf seinem rechten Platze. Besonders wertvoll und zeitgemäß ist die gedrängte Darstellung der kriegerischen Operationen gegen Rußland, die wohl aus unmittelbarster Quelle die großangelegten Pläne des Schlachtenlenkers wiedergibt oder wenigstens ahnen läßt. Alles in allem: ein Kabinetstück zeitgenössischer Geschichtsschreibung!

Digitized by Google

Schmitz, J.: Antonius Kardinal Fischer, Erzbischof von Köln. Sein Leben und Wirken. Mit Titelbild und 53 Textbildern. 241 S. Köln, J. P. Bachem. Mk. 4.—, gbd. Mk. 5.—.

Warme Verehrung für den verewigten Kirchenfürsten hat die Feder geführt, die hier mit Fleiß und Kenntnis das erreichbare Material zusammengetragen und daraus ein reichhaltiges Bild seines Lebens und Wirkens geformt hat. Bescheiden will es damit nur eine Vorarbeit für eine umfassendere Arbeit über die Stellung des Kardinals in der Zeitgeschichte getan haben und zunächst nur der Belelehrung und Erbauung des katholischen Volkes dienen.

Klassikerausgaben

Annette von Droste Hülshoff. Sämtliche Werke in 6 Teilen. Herausgegeben von Julius Schwering. Goldene Klassikerbibliothek, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. In 2 Bd. gbd. Mk. 4.—.

Was Annette von Droste für die deutsche Literatur, insbesondere aber für die katholische Literatur bedeutet, braucht wohl hier nicht mehr gesagt zu werden. Und doch — Hand aufs Herz! — wie viele Katholiken, auch literarisch gebildete, die über jeden modernen Kitsch in Verzückung geraten, kennen ihre Werke? — Wahrlich, diese hätten es am nötigsten, aus den Dichtungen der genialen Frau zu lernen, daß alle große Dichtung im Ewigen verankert sein muß. Sie würden dann auch finden, daß das, was sie an den Modernen am meisten rühmen, Schärfe der Sinnesaufnahme, tiefe Einfühlung in die Stimmungen der Natur und wuchtige Kraft des Ausdrucks, bei der Droste in viel höherem Grade zu finden ist, und zudem nicht als leere Verbrämung eines gehaltlosen Nichts, sondern als Urquell lebendiger Schöpferkraft.

Freilich arbeitet ihr Schöpfungsdrang oft in gährenden Tiefen, schlägt verborgene Fäden im Halbdunkel des Elementaren, knüpft Stimmungen und Ahnungen in dunkle Geflechte zusammen. Darum ist das Verständnis und der Genuß der kraftvoll dunklen Schönheit ihrer Dichtung dem Oberflächlichen meistens vorenthalten und Jeder, der mit ihren Tiefen noch nicht vertraut ist, sollte nur an der Hand eines kundigen Führers sich in den Zaubergarten ihrer Dichtung wagen. Ein solcher kundiger Mentor ist der Herausgeber dieser Ausgabe, Professor J. Schwering. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen." Das trifft in besonderer Weise bei der Droste zu, und Schwering ist einer der besten Kenner der westfälischen Lande, der Heimat ihrer genialen Poesien. Durch jahrelange Forschung hat er die vielfach dunklen Quellen ihrer Dichtungen erschlossen und als Katholik bringt er die unerläßlichen Vorbedingungen zum Verständnis des tiefsten Wesens der Dichterin mit. Mit diesen inneren Vorzügen vereinigt die vorbenannte Ausgabe die bekannte übersichtliche Anordnung und würdige Ausstattung, die alle Werke der G. Kl. B. auszeichnet. Der Preis ist ein sehr mäßiger. F. E.

Uhlands Werke. In 3 Teilen herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Adalbert Silbermann. Gold. Klassiker-Bibliothek, deutsches Verlagshaus Bong & Co. In 2 Bänden gebd. Mk. 3.50.

Unsere Zeit ist darnach angetan, jene Dichter uns wieder so recht nahe zu bringen, die aus dem Urgrund deutschen Wesens geschöpft haben. Eine mit der suggestiven Kraft der Allerweltslüge arbeitende Reklame hatte die große Mehrheit des deutschen Volkes in den letzten Jahren dahin gebracht, in der Literatur die aufgedonnerten, mit fremdem Flitter geputzten falschen Götzen anzubeten, die von deutscher Art soviel oder

Digitized by Google

sowenig hatten, wie der aus Syrup hergestellte Schaumwein vom echten Rheingewächs. Jetzt ist vielfach der Bann gebrochen, das deutsche Volk besinnt sich wieder auf die Quellen seiner Kraft und darum haben ihm auch jene Dichter nichts mehr zu sagen, die ihm mit ihrer Geilheit und Seichtheit bisher diese Quellen gründlich verspuckt haben. Zu den mit allen Tiefen deutschen Wesens verwachsenen Dichtern gehört aber jedenfalls Ludwig Uhland, dessen Dichtungen so sehr zum dauernden Besitz des deutschen Herzens geworden sind, daß nicht einmal die Schmutz- und Schundflut der Literatur der letzten 20 Jahre sie hinwegzuschwemmen vermochte. Darum greift man heute doppelt gern nach einer volkstümlichen Ausgabe dieses deutschen Dichters, wie die vorliegende, die zudem an Korrektheit und Vollständigkeit kaum etwas zu wünschen übrig läßt und in der schönen Ausstattung sich bei aller Billigkeit würdig in jede Familienbibliothek einfügt. F. E.

Religiöse Literatur

Das Neue Testament hat die Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B., in der bekannten trefflichen Übersetzung von Dr. B. Weinhart, die von Prof. Dr. Simon Weber neu durchgesehen und mit erklärenden Anmerkungen versehen wurde, in einer billigen Taschenausgabe herausgegeben. Und das ist zeitgemäß; das Wort Gottes ist und bleibt der beste Kriegstrost, und mehr Seelen als sonst hungern darnach. Eine besondere Zierde dieser Ausgabe bildet die Beigabe der leider fast vergessenen 40 Darstellungen Oberbecks aus den Evangelien, die zu den schönsten und innigsten Schöpfungen des Nazarenerkreises gehören Trotz der sorgfältigen Wiedergabe ist diese illustrierte Ausgabe immer noch billig, sie stellt sich gebunden auf Mk. 2.20. Gleichzeitig wurde eine Ausgabe ohne Bilder veranstaltet, die gebunden 1 Mark kostet. (In Partien billiger.)

Faßbender, Dr. Martin: Wollen eine königliche Kunst. Gedanken über Ziel und Methode der Willensbildung und Selbsterziehung. 2. und 3. umgearb. Aufl. XII, 282 S. Freiburg, Herder. Mk. 2.60, gbd. Mk. 3.40.

Der Vorzug dieses Buches, das in der vorliegenden Neubearbeitung ganz bedeutende Verbesserungen aufweist, besteht in der engen Verbindung von Theorie und Praxis, wie es allerdings kaum anders sein kann, nachdem die Willenspädagogik der katholischen Kirche, auf welcher der Verfasser seine Ausführungen aufbaut, ein Meisterstück dieser Verbindung darstellt. Besonders alle Erzieher, Lehrer und Volksbildner sollten es eifrig studieren, denn es ist nicht mit Unrecht als in seiner Art geradezu klassisch bezeichnet worden.

Faulhaber, Dr. Michael von, Bischof von Speyer: Waffen des Lichtes. Gesammelte Kriegsreden. VI, 182 S. Freiburg, Herder. Mk. 1.60.

Ist es schon an und für sich von Interesse, was ein so tief- und feingebildeter Theologe, der noch dazu Bischof ist, über das Verhältnis zwischen Krieg und Christentum zu sagen hat, so werden diese „Kriegsreden" durch den hohen Sinn, der sie durchweht, wie durch die edle Darstellung weit über den Durchschnitt unserer Kriegsliteratur hinausgehoben. Vor allem weiß der hochw. Verfasser die reichen Schätze christlichen Kriegstrostes in einer wahrhaft edlen, zu Herzen gehenden Weise zu erschließen und der christlichen Kriegsethik neue Seiten abzugewinnen. Besonders aber ist er bestrebt, in dieser Heldenzeit den Heldengeist und die Heldenschule des Christentums der Welt, die davon so wenig weiß, wieder zum Bewußtsein zu bringen und dem christlichen Leser immer wieder zuzurufen: Wirf den Helden in deiner Brust nicht weg!

Digitized by Google

Oer, Sebastian von, Benediktiner: Ährenlese. Erlebtes und Erwogenes. VIII, 236 S. Freiburg, Herder. Gbd. Mk. 2.40.

Sebastian von Oer ist ein Meister der praktischen, volkstümlichen Aszese. Er behandelt mit Vorliebe die Pflichten des Christen in den Fragen und Sorgen des Alltags, den tausend Erscheinungen des modernen Lebens gegenüber. Auch das vorliegende Büchlein ist eine solche praktische Schule katholischen Denkens und Lebens im bunten Tages- und Zeitgetriebe. Es steckt darin viel Seelenkunde, praktische Lebenskunst und warmes Mitgefühl mit den kleinen Leiden und Freuden des Alltags.

Helden des Christentums. Heiligenbilder, herausgegeben von Konrad Kirsch S. J. 2. Bändchen. Glaubensstreiter im Osten. Preis jedes Bändchens 1 Mk. Verlag der Bonifatiusdruckerei, Paderborn. —

Ein herrliches Unternehmen! Daß wir so klein geworden, mag seinen Grund auch darin haben, daß wir unsere Großen nicht mehr kennen. Hier treten sie vor uns mit einer dramatischen Anschaulichkeit, die packt. Vorteilhaft auf uns Moderne wirkt der überall latente Gedanke: Heiligkeit ist Heldentum. Immerhin ist es mißverständlich, wenn der Prospekt des Verlages von den Helden des Christentums spricht als von Menschen, die durch „eigenes Wollen" die Vollkommenheit erstritten. Das Heldentum ist vorab das Werk der Gnade, und das muß im Nietzschezeitalter auch ausdrücklich gesagt werden.

R. Mäder.

Verschiedenes

Faßbinder, Nikolaus: Am Wege des Kindes. Ein Buch für unsere Mütter. XIV., 396 S. Freiburg, Herder. Mk. 3.—, gbd. Mk. 4.—

Deutschland, soweit es aus dem Rausche der letzten Irrjahre schon erwacht ist, weiß heute, was es an seinen Müttern hat und daß die Größe und das Glück der Nation in ihren Händen liegen. Darum kommt das vorliegende Buch eines erfahrenen Pädagogen gerade recht. Sein größter Wert liegt wohl darin, daß es aus praktischer Erfahrung hervorgegangen ist und nicht mit trockenen wissenschaftlichen Lehren, die den meisten Müttern wenig zu sagen haben, sondern mit Beispielen aus dem Leben den Mutterberuf kennen, lieben und üben lehrt.

Peláez, A. López, Erzbischof von Tarragona: die Gefahr des Buches. Herausg von Dr. Josef Froberger. X. 196 S. Freiburg, Herder. Mk. 2.60, gebd. Mk. 3.50.

Wenn dieses Buch in Deutschland erschienen wäre, so würde man ihm wohl dasselbe Schicksal bereitet haben, wie den Werken des unerschrockenen Kämpfers gegen die modernen Irrlehren, Pater A. M. Weiß. Man würde es als übertrieben, unzeitgemäß, höchst schädlich für die ebenso krampfhaft als einseitig betriebene „Aussöhnung mit der modernen Kultur" bezeichnet haben. Legt es doch mit erquickender Schärfe, Offenheit und Mannhaftigkeit den Finger an die schwärenden Wunden der modernen Literatur. Und doch ist es nur die selbstverständliche, folgerichtige Anwendung der Grundsätze des Evangeliums, die dazu führt, fast über die gesamte nichtkatholische Literatur der Gegenwart mit geringen Ausnahmen den Stab zu brechen. Eltern, Seelsorger, Vereinsleiter sind geradezu gehalten, sich die Ausführungen des spanischen Erzbischofs zu Herzen zu nehmen und nicht etwa an dem in seltener Fülle hier gesammelten Material mit der Schwächlingsphrase vorüberzugehen: „Es nützt ja doch nichts!"

Digitized by Google

Raab, P. Ingbert: Der Gymnasiast. 399 S. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag. Gbd. Mk. 1.60

Zu den allerschwierigsten Aufgaben gehört es wohl, ein wirklich brauchbares und nutzbringendes Buch zu schreiben, das Studierenden als ein Seelenführer dienen soll. Ein solches Buch kann nur einer schreiben, der durch jahrelangen Umgang mit Studierenden mit den ganz besonderen Bedürfnissen und Nöten der Jungenseele im Zeitalter des Studiums und unter den eigenartigen Verhältnissen unserer Studienanstalten ganz vertraut geworden ist. Der Verfasser dieses Büchleins scheint die höchst schwierige Aufgabe in hervorragender Weise gelöst zu haben So muß man zu Studierenden sprechen, so auf die jungen, vielfach auf dem Meer des Zweifels hin- und hergeschleuderten jungen ringenden Seelen einwirken, wenn man sie retten und für Gott gewinnen will. So spricht und handelt die von Klugheit und Erfahrung geleitete eifervolle Liebe zu den kostbaren jungen Seelen. Eltern, denen das geistige Wohl ihrer studierenden Söhne am Herzen liegt, sollten keinen ohne dieses Büchlein hinausschicken in die Brandung des Gymnasiastenlebens.

Erzählungen, Novellen.

Achleitner, Arthur: Vergatterung. Erzählungen aus dem österreichischen Militärleben. Neue Folge, 230 S. Stuttgart, A. Bonz & Co. Mk. 2.—.

Das Büchlein ist eigentlich ein Versuch, die Kriegschronik in die lebendige Form der Erzählung zu gießen. Demgemäß wendet der Verfasser nicht die landesübliche Form der Erzählung an, sondern er schildert mehr die Kriegsereignisse teilweise in der Form persönlicher Erlebnisse von Kriegsteilnehmern, teilweise nach den Kriegsberichten, besonders die Heldentaten der Tiroler Kaiserjäger und der Oberösterreicher in den ersten Kriegsmonaten.

Domanig, M.: Tabernakelwacht. Eucharistische Erzählungen. 144 S. Regensburg, F. Pustet. Brosch. Mk. 1.40, gebd. Mk. 2.—.

Die Verfasserin hat ihre glückliche Hand in der Auswahl von Erzählungen schon in der „Gralbücherei" bewiesen. Hier hat sie vom Schönsten gesammelt, was neuere katholische Erzähler und Dichter über die Zentralsonne unseres Glaubens geschrieben haben. Besonders als Mittel, unsere Jugend dem eucharistischen Heiland zuzuführen, ist das schöne Büchlein wärmstens zu empfehlen.

Flake, Otto: Die Prophezeihung und andere Novellen. 229 S. Berlin, S. Fischer Verlag. Geh. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—

Das Werk eines Verfassers, für den das christliche Sittengesetz nicht existiert und das demgemäß die gröbsten Übertretungen desselben, wenn nicht verherrlicht, jedoch als etwas Selbstverständliches behandelt. Der Verlag scheint selbst zu fühlen, daß solche Bücher in unsere Zeit nicht mehr passen, denn er gibt dem Werke das Paßwort mit: „Novellen über das Thema des jungen Deutschen, wie er sich in den letzten Jahren herausgebildet hatte . . . Nun ist der Krieg gekommen und zieht auch diese Widerspenstigen in sein Erlebnis." — Also, deutsch gesagt: Warum den alten Mist wieder aufrühren?

Schieber, Anna: Heimat. Erzählungen. 1.—10. Tausend. 222 S. Heilbronn, Eugen Salzer. Brosch. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—.

In diesen Erzählungen, die alle aus dem großen Erlebnis des Weltkrieges geboren sind, spiegelt sich die Größe des gegenwärtigen

Digitized by Google

Geschehens in einer gefühlvollen Frauenseele Darum sind sie alle durchtränkt vom Gefühl, mit dem Herzen geschrieben. Vielleicht zu sehr das Leid- und Wehevolle, das doch nur ein Teil unseres Erlebens ist, betonend. Aber doch ist genug frisches, kräftiges Leben darin, so namentlich in den ersten beiden Erzählungen.

Dörfler Peter, Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich Erzählung. 2. Auflage. 265 Seiten. Kempten-München Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Mk. 2.50, gebd. Mk. 3.50.

In diesem „Kriegsbuche" lacht und weint, denkt und betet die ganze deutsche Volksseele. Alles, was wir im vergangenen Jahre durchlebt, erlitten und auch erstritten haben an Siegen draußen und an seelischen Werten drinnen im tiefaufgewühlten Erdreich des eigenen Herzens, hat Dörfler in seine Schilderung des schwäbischen Himmelreiches hineinversponnen. Es gibt mehr solcher Himmelreiche zwischen den Grenzpfählen der deutschen Lande: dies ist nicht die letzte frohe Erkenntnis, die uns dieser Weltkrieg gebracht hat. Aber über dem „schwäbischen" Himmelreich da liegt doch so viel Eigenes, Herzlich-Warmes, Urgemütliches und auch Ungesundes — es liegt die ganze Färbung und aller Zauber, der verhaltene Humor und die stille, lautlose, zähe Kraft, die das Schwabenländle und die Schwabenleutle nun einmal zu dem Besonderen machen, als das wir sie von lange her kennen und lieben.

Der Weltkrieg ist in das schwäbische Himmelreich gekommen, in das versteckte gesegnete Tal, das im Behagen seiner eng und klein gefügten Idylle vielleicht auch manchmal eng und klein geblieben ist. Nun streckt der Krieg seine Fangarme bis ins letzte, kleinste Häuslein, in das einsamste Menschenherz — jedes muß ihm seinen Tribut zahlen — und aus der behaglichen Idylle wird ein gewaltiges Epos, das zuweilen in erschütternder Tragödie auszulöschen droht, um dann wieder traumselig, kinderfroh wie ein versonnenes Volkslied anzuheben und weiterzuklingen.

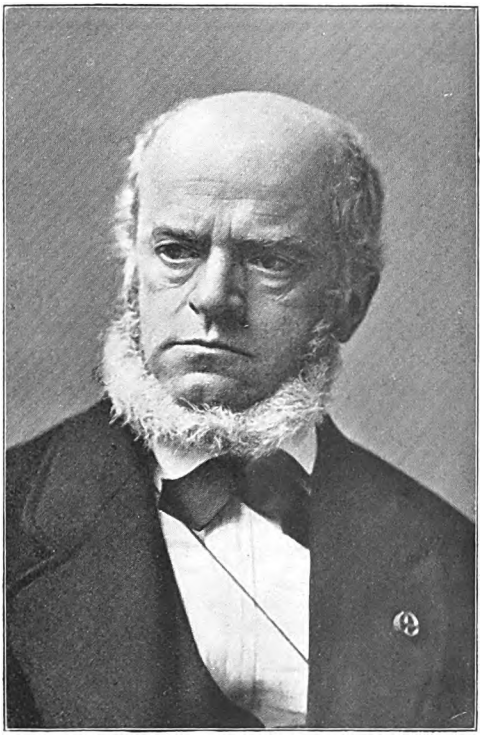
Eindringlicher noch wie in den kindheitssüßen Erinnerungen „Als Mutter noch lebte" und dem tief und echt romantischen Roman „La Perniziosa" zeigt uns Dörfler in diesem Buche, daß er ein ganzer Dichter ist, einer, dessen Herz das Volk liebt und versteht, der mit ihm leidet und mit ihm lacht. Ein ganz gewaltiges Stück echter Volkspsychologie steckt darum in seinen ländlichen und völkischen Schilderungen. Noch unsern Kindern wird das „Schwäbische Himmelreich" zu einer Feierstunde werden, in der ihnen lebendiger als aus allen Schlachtenberichten die innerste Seele unseres Volkes vor dem blutroten Horizont dieses Weltkrieges in ihrer Heldengröße entgegenleuchtet.

Margareta Hiemenz.

Notiz: Die in dieser Nummer enthaltenen Gedichte von Otto Walter, der augenblicklich wieder als Oberleutnant eines Kavallerieregiments im Felde steht, sind der zweiten, vermehrten Buchausgabe seiner Gedichte: „Auf junger Erde", die soeben auf Altbüttenpapier gedruckt im Petrus-Verlag zu Trier erscheinen, entnommen.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz), — Verlag: Petrus-Verlag, G.m.b.H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google



Neue Photographische Gesellschaft, A.-G., Berlin-Steglitz

Adolph von Menzel.

(Nachdruck verboten.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutschtum u. Kirche

Von Dr. Richard von Kralik, Wien.

In diesen Zeiten des Weltkriegs haben manche, die das Wesen der katholischen Kirche nicht kennen, ihre Verwunderung ausgesprochen, daß die deutschen Katholiken und auch die deutsch-österreichischen eine so gute deutsche Gesinnung bewährt haben, da sie doch einer internationalen Institution angehören. Dies fordert eine grundsätzliche Erörterung.

Jede Religionsgemeinschaft ist international, gewiß jede, die sich christlich nennt; denn Christus ist für sie alle der Erlöser der ganzen Menschheit. Es gab vor dem Krieg eine sehr deutlich ausgesprochene internationale Sympathie aller Konfessionen. Übrigens hat auch der Islam und der Buddhismus die Grenzen der Nationalität überschritten. Ich kenne keine rein nationale Kirche. Nicht einmal das griechische oder das römische Göttersystem war streng national; es war von allen Seiten her zusammengetragen und wandte sich propagandistisch an alle Nationen. Barbaren opferten in Delphi, und Griechen wie Römer führten fremde Götter von allen Nationen bei sich ein, von der Urzeit bis zum Verfall, auch in der Blütezeit. Das ist eine historische Tatsache, die für alle Nationen und für alle Zeiten vor und nach Christi Geburt gilt. Eine rein nationalistische Religion kommt nur in der unrealen Doktrin vor, so z. B. im höchst kuriosen Bismarck-Epos des ehemaligen Pastors und nunmehrigen problematischen deutschen Klassikers Gustav Frenssen (Berlin im Kriegsjahr 1914), darin es kein Christentum, sondern die beiden Nationalgottheiten, die Mutter des deutschen Volks und den Vater des deutschen Landes, gibt.

Das Christentum, das katholische, verbietet ebenso wenig die Liebe zum eigenen Volk wie die Liebe zur eigenen Familie. Schon der heiligen Schrift des Neuen Testaments gilt die

Digitized by Google

Ehe als ein großes Sakrament und die staatliche Autorität als etwas der göttlichen Autorität Vergleichbares. Dem hat auch allzeit die Praxis der Kirche entsprochen. Sie hat nicht die Nationen aufgelöst, sondern sie befestigt, zum Beispiel das germanische Frankenreich, aus dem das deutsche Reich des vom Papste zu Rom gekrönten Karl des Großen und Otto des Großen hervorgegangen ist, während allerdings das arianische Reich der Goten in Italien spurlos verschwand. Nicht das Papsttum, sondern die innere Uneinigkeit hat die Nation zerrissen: Welfen und Staufer, die Doppelwahl des Jahres 1198; aber die einträchtige Wahl Rudolfs von Habsburg hat schon deshalb die Zustimmung des Papstes gefunden.

Das Nationalprinzip, wie es sich besonders seit 1859 entfaltet hat, beruht auf einem gesunden Kern, hat sich aber insofern fehlerhaft, einseitig, unlogisch entwickelt, als dessen Vertreter völlig übersehen, daß auch diesem Prinzip logischerweise ein Internationalismus entspricht. Das heißt: Wir Deutsche können nur deshalb auf unsere Nation stolz sein und sie vor anderen lieben, weil es eben auch andere Nationen gibt, an denen wir die eigene vergleichen können. Die vernünftige Liebe zur eigenen Nation besteht darin, daß jede Nation, sich mit anderen vergleichend, das Charakteristische in ihr selber erkennt, hegt und pflegt, das was ihr eben ganz allein eigen ist nach dem Prinzip der unvergleichlichen Individualität. Denn jede, auch die kleinste Nation, muß logischerweise einen Vorzug haben, der sie zur Individualität macht, den ihr keine andere Nation nachmachen kann, sowenig wie die Taube den Adler nachmachen oder sich mit ihm vergleichen kann, und umgekehrt.

Jede Nation ist ein Gedanke Gottes, darin er die unendliche Mannigfaltigkeit dessen, was im Wesen und in der Idee der Menschheit liegt, auswirkt. Wenn aber also jeder Nation nach christlicher Anschauung dieser unendliche, aus Gottes Unendlichkeit erfließende Wert zukommt, so haben wir Katholiken doch auch, ohne uns als Deutsche zu überheben, das Recht, unsere deutsche Nation als in höherem Grade historisch mit dem römischen Papsttum verbunden

Digitized by Google

zu sehen. Diese Verbindung hat ja das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation" geschaffen und so der deutschen Nation eine politische, weltgeschichtliche Weihe gegeben, wie sie sonst keiner anderen Nation faktisch zukommt. Das ist es, was uns deutsche Katholiken mit der höchsten und wohlbegründeten deutschen Gesinnung erfüllt, auch wenn wir nicht in allem mit Bismarcks innerer und äußerer Politik einverstanden sind. Deutschland ist größer als die Bismarck'sche Episode, die durch den größeren neuen Kurs Kaiser Wilhelms II. abgelöst worden ist. Wir deutsche Katholiken beider Kaiserreiche des wiedererstandenen Mitteleuropa jubeln dieser Entwicklung mit einem wohl berechtigten patriotischen Enthusiasmus zu, den nur der richtig verstehen und würdigen kann, der die ganze Geschichte der deutschen Nation seit dem Jahre 800 ohne Abstrich, ohne Fälschung, so wie sie wirklich war und ist, in sich aufzunehmen vermag.

Marienkleid / Von Ilse Franke

Die Apfelbäume knospen rot am Hange.
Der Frühling bläst auf einer Weidenflöte.
Ich seh dich, Mädchen. Deine weiße Wange
Ist warm behaucht vom Kuß der Abendröte.

In Blumen liegst du in dem offnen Schrein,
Mit dem die Träger durch das Blühen tappen.
Dein feiner Hals, vergilbt wie Elfenbein,
Trägt noch des Scapuliers geweihte Lappen.

Du warst der Mutter Magd im jungen Leben
Und trägst im Tode noch ihr armes Kleid.
Du lächelst tief. Du weißt: sie wird dich heben
Zu ihren Kindern in die Herrlichkeit.

Digitized by Google

Friedrich Nietzsche und das Christentum.

Von Dr. C. Decurtins, Truns.

Wenn man Friedrich Nietzsche nennt, erweckt man die verschiedensten, widersprechenden Vorstellungen. Für den Einen ist es der große Zerstörer, der Prophet der ungezügelten Leidenschaft, der hoch die Demission der Moral auf seine Fahne geschrieben, für den Anderen der Schöpfer neuer Werte, der berufen ist, eine neue Moral zu schaffen, für den Einen ist er die Verkörperung der Anarchie, der die nihilistischen Ideen des Verfassers vom „Einzigen und sein Eigentum" zum Gemeingut gemacht, für den Anderen der Träger einer neuen Gesellschaft, wo echte Kultur und Kunst herrschen.

Während noch vor wenigen Jahren bei den Philosophen, welche die Lehrstühle der Universitäten inne haben, Nietzsche als ein Vertreter verwegener, wahnwitziger Ideen galt, verkündet heute Raoul Richter, ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Leipzig, die atheistische Religion der Zukunft werde auf Nietzsche aufgebaut werden müssen.

Die bis zur Blasphemie leidenschaftliche Art, wie Nietzsche gerade in den letzten Jahren, ehe die Nacht des Wahnsinns ihn überfiel, den Gottessohn und seine Lehre angriff, erklärt uns, daß die gläubigen Katholiken sich weniger mit Nietzsche — bei dem der Künstler bedeutender wie der Denker — beschäftigen und sich gewöhnlich damit begnügen, vor seinen Schriften zu warnen. Wer den Einfluß kennt, den Nietzsche durch die Schönheit seiner Sprache und durch die wuchtige Art, wie er das Banausische der heute herrschenden Kultur bekämpft, auf die Jugend ausübt, wird mit uns bedauern, daß man auf katholischer Seite den Kampf gegen Nietzsche sorglich gemieden.

Ein vertieftes Studium von Nietzsche gestaltet den Werdegang dieses Dichters zu einer eigentlichen *Apologie des Christentums*, denn Nietzsche gehört zu den wenigen modernen Denkern, welche aus der Negation des Christentums *die letzten logischen Konsequenzen zogen* und der, wenn er auch darüber zusammenbrach, das große Verdienst hat, mit rücksichtsloser Offenheit und er-

Digitized by Google

schreckender Wahrheit gezeigt zu haben, wohin die Menschheit ohne Christus geht.

Bei Nietzsche läßt sich das Werk von der Person des Schöpfers nicht trennen; von der bacchantischen Schrift über die Musik bis zu den Briefen des bereits vom Wahnsinn erfaßten Denkers, der seinen Freunden die Unsterblichkeit versprach, tritt in allen Erzeugnissen seines Geistes die Persönlichkeit Nietzsches mit elementarer Wucht hervor.

Abgesehen von diesem Umstande hat es gerade heute, wo die Richtung, welche dem jugendlichen Nietzsche seinen christlichen Glauben nahm, auch in die katholische Welt eingedrungen und sich mit dem inkurabeln Optimismus und der kecken Unbescheidenheit, die ihr eigen, daherwälzt, ein aktuelles Interesse, die religiöse Entwicklung Nietzsches zu verfolgen.

Als der Sohn eines *protestantischen Pfarrers* hat Friedrich Nietzsche eine sorgfältige religiöse Erziehung erhalten. Da der Vater früh gestorben, erzog die Mutter das hochbegabte Kind und die ernste religiöse Bildung erklärt es, wenn der Knabe sich für die Religion begeisterte und seinen religiösen Gefühlen in jugendlichen Dichtungen Ausdruck gab.

Es mögen hier die letzten Verse des ergreifenden Gedichtes „Heimweh" folgen, in welchem Nietzsche seiner Sehnsucht nach dem Himmel Ausdruck gibt:

„Wenn so die Glocken hallen,
Geht es mir durch den Sinn,
Daß wir noch alle wallen
Zur ew'gen Heimat hin.
Glücklich, wer allezeit
Der Erde sich entringet
Und Heimatslieder singet
Von seiner Seligkeit."

Es kann nicht genug betont werden, daß Nietzsche in seiner Jugend das *Christentum kennen gelernt* und daß er herangewachsen entschlossen war, nach den Lehren des Christentums zu leben. Eine *Trennung von Moral und Religion* war auch nach seinem Abfall vom Christentum für ihn etwas *Unverständliches*. Es scheint Nietzsche natürlich, daß die christliche Lehre das Leben des Christen unbedingt beherrsche. „Er war stets bemüht, sein Denken ins Handeln zu übersetzen," sagt seine Schwester. Von der Tiefe seiner christlichen Gesinnung gibt er selber Zeugnis, wenn er im Antichrist die Energie beklagt, mit der er das Christentum erfaßt gehabt habe, und doch zugleich stolz ist auf diesen heiligen Ernst im Vergleich mit der Oberfläch-

Digitized by Google

lichkeit in diesen Dingen. „Es ist notwendig zu sagen, wen wir als unseren Gegensatz fühlen; die Theologie und alles, was Theologen-Blut im Leibe hat, — unsere ganze Philosophie .... Man muß das Verhängnis aus der Nähe gesehen haben, noch besser, man muß es an sich erlebt, man muß an ihm fast zugrunde gegangen sein, um hier keinen Spaß mehr zu verstehen — die Freigeisterei unserer Herren Naturforscher und Physiologen ist in meinen Augen ein Spaß, ihnen fehlt die Leidenschaft in diesen Dingen, das Leiden an ihnen. —"

Seine Stellung zum Christentum konnte sich ändern, sie konnte eine feindselige werden, das Verständnis, was Religion ist und was der Mensch an seiner Religion hat, konnte Nietzsche nicht mehr verlieren. Jede blos theoretische Erkenntnis konnte ihn nicht mehr befriedigen, nachdem er das religiöse Bedürfnis in seinen Tiefen angeregt hatte.

Nietzsche besuchte die Universität, um Theologie zu studieren, entschlossen, der als wahr anerkannten Lehre sein Leben zu weihen. Damals herrschte an den protestantischen Fakultäten der deutschen Universitäten eine Richtung, welche die Gottheit Christi leugnete und die wunderbaren Erscheinungen auf die erregte Phantasie der ersten Gemeinde zurückführte. Da man die Entstehung der Evangelien später ansetzte, als das heute möglich wäre, sprach man ihnen den Wert historischer Zeugen ab. Nur zu rasch war Nietzsche aus einer frommen Jugend in die helle, kalte Luft des modernen Unglaubens geraten, als er die Universität bezog. Der Student war noch nicht in der Lage, historisch die kühnen Hypothesen, die ihm entgegentraten, zu widerlegen, und nach langen heftigen Kämpfen, unter welchen sein warmes, feinfühlendes, zur Ehrfurcht geneigtes Herz unsäglich litt, verlor er seinen Glauben. Als er den Glauben verloren war er entschlossen, seine theologischen Studien nicht fortzusetzen, denn es widersprach seiner Gewissenhaftigkeit, einer Kirche zu dienen, in welcher er sich nach seiner Denkweise in einem Zustand heimlicher Empörung befand. Es widerstrebte seiner Wahrhaftigkeit Dogmen zu verkünden, an die er nicht glaubte, und Sakramente zu spenden, von deren Unwirksamkeit er überzeugt war. Seiner Auffassung der Religion nach mußte Nietzsche sein Leben nach den neuen Anschauungen einzurichten suchen. So schreibt er in jener Zeit des Überganges von einem einsamen Spaziergang im Gewittersturm: „Was war mir der Mensch und sein unruhiges Wollen! Was mir das ewige Du sollst! Du sollst nicht! Wie anders der Blitz, der Sturm, der Hagel, freie Mächte

Digitized by Google

ohne Ethik! Wie glücklich, wie kräftig sind sie, reiner Wille, ohne Trübungen durch den Intellekt."

Die bedeutungsvollen Worte dieses Geständnisses — wahrscheinlich auch die Folgen eines Gewitters in der eigenen Seele — sprechen zum ersten Mal die fatale Überzeugung aus, daß das Christentum mit seinem Sittengesetz das Leben entkräfte und entwerte. Das Bekenntnis in diesem Briefe gibt mit fester Hand den Grundriß der Lebensanschauung, welche Nietzsche vertreten sollte.

Wenn Möhler bemerkt, mit dem Glauben an die Gottheit Christi gehe gewöhnlich der Gottesglaube überhaupt verloren, so trifft das bei Nietzsche vollständig zu. Für Nietzsche war die Religion der letzte Grund, die Lebensregel und er kann vom Forschen nicht lassen ohne den Segen oder Fluch einer Gewißheit. Nach dem Verlust des christlichen Glaubens hat Nietzsche immer nach einer neuen Religion, welche Weltanschauung und Lebensführung bedingt, gesucht. Lou Andreas-Salomé, die Nietzsche genau gekannt, bemerkt: „Die Möglichkeit, einen Ersatz für den »verlorenen Gott« in den verschiedensten Formen der Selbstvergottung zu finden, das ist die Geschichte seines Geistes, seiner Werke, seiner Erkrankung."

Nietzsche litt noch schwer an dem Verluste seines christlichen Glaubens, der ihn so tief erschütterte, als das Buch von David Friedrich Strauß „Der alte und neue Glaube" erschien, und er hielt mit dem Bekenner und Schriftsteller Strauß eine fürchterliche Abrechnung, deren Erregtheit und Schärfe sich daraus erklären läßt, daß Nietzsche wußte, was die Menschheit mit dem Christentum verliere. Nietzsche geriet in eine eigentliche Wut über den satten Optimismus, mit welchem Strauß nach der Leugnung der Gottheit Christi und des Daseins eines Gottes ruhig die christliche Moral, die mit der Gottheit Christi steht und fällt, beibehalten und die Religion durch Pflege einer populären Literatur und einer leicht verständlichen Musik ersetzen wollte. Für Nietzsche ist Strauß der Typus des Bildungsphilisters, der für die tieferen Forderungen echter Kultur kein Verständnis hat. Und Nietzsche verurteilt den „wahrhaft ruchlosen Optimismus" des klassischen Typus des ungläubigen Bourgeois mit folgenden Worten:

»In der Tat, diese Vereinigung von Dreistigkeit und Schwäche, tollkühnen Worten und feigem sich-Anbequemen, dieses feine Abwägen, wie und mit welchen Sätzen man einmal dem Philister imponieren, mit welchen man ihn streicheln kann, dieser Mangel an Charakter und Kraft bei dem Anschein von Kraft und Charakter, dieser Defekt an Weisheit bei aller Affektation der Überlegenheit und Reife der Er-

Digitized by Google

fahrung, das alles ist es, was ich an diesem Buche hasse. Wenn ich mir denke, daß junge Männer ein solches Buch ertragen, ja wertschätzen könnten, so würde ich mit Betrübnis meinen Hoffnungen für ihre Zukunft entsagen. Dieses Bekenntnis einer ärmlichen, hoffnungslosen und wahrhaft verächtlichen Philisterei sollte der Ausdruck jener vielen Tausenden von „Wir" sein, von denen Strauß redet und diese „Wir" wären wiederum die Väter der nachfolgenden Generation. Es sind grauenhafte Voraussetzungen für Jeden, der dem kommenden Geschlechte zu dem verhelfen möchte, was die Gegenwart nicht hat — zu einer wahrhaft deutschen Kultur. Einem solchen erscheint der Boden mit Asche überdeckt, alle Gestirne verdunkelt, jeder abgestorbene Baum, jedes verwüstete Feld ruft ihm zu „unfruchtbar verloren."«

Nietzsche erkannte die ganze Ohnmacht des Strauß'schen Versuches, an die Stelle des christlichen Glaubens einen neuen Glauben zu setzen. Mit unbedingter Rücksichtslosigkeit und Energie hat Nietzsche die neue Moral, auf welcher Strauß die Kultur der Zukunft aufbauen will, der Lächerlichkeit preisgegeben. Nietzsche wußte, wie enge die heute herrschende moralische Auffassung der Welt und des Menschen mit dem Glauben an den Gottessohn zusammenhänge und wie frivol der Versuch sei, die ererbte moralische Anschauung zu bewahren, wenn man ihren Schöpfer leugne.

»In der Tat unser Philisterhäuptling ist tapfer, ja tollkühn in Worten, überall, wo er durch eine solche Tapferkeit seine edlen „Wir" zu ergötzen glauben darf. Also die Askese und Selbstverleugnung der alten Einsiedler und Heiligen soll einmal als eine Form des Katzenjammers gelten, Jesus mag als Schwärmer beschrieben werden, der in unserer Zeit kaum dem Irrenhause entgehen würde, die Geschichte von der Auferstehung Jesu mag ein „welthistorischer Humbug" genannt werden — alles das wollen wir uns einmal gefallen lassen, um daran die eigentümliche Art des Mutes zu studieren, dessen Strauß, unser „klassischer Philister" fähig ist.

Hören wir zunächst sein Bekenntnis: „Es ist freilich ein mißliebiges und undankbares Amt, der Welt gerade das zu sagen, was sie am wenigsten hören mag. Sie wirtschaftet gern aus dem Vollen, wie große Herren, nimmt ein und gibt aus, so lange sie etwas auszugeben hat: aber wenn nun einer die Posten zusammenrechnet und ihr sogleich die Bilanz vorlegt, so betrachtet sie den als einen Störenfried. Und eben dazu hat mich von jeher meine Gemüts- und Geistesart getrieben." Eine solche Gemüts- und Geistesart mag man immerhin mutig nennen, doch bleibt es zweifelhaft, ob dieser Muth ein natürlicher und ursprünglicher oder nicht vielmehr ein angelernter und künstlicher ist, vielleicht hat sich Strauß nur bei Zeiten daran gewöhnt, der Störenfried von Beruf zu sein, bis er sich so allmählich einen Muth von Beruf anerzogen hat. Damit verträgt sich ganz vortrefflich natürliche Feigheit, wie sie dem Philister zu eigen ist: diese zeigt sich ganz besonders in der Konsequenzlosigkeit jener Sätze, welche auszusprechen Muth kostet; es klingt wie Donner, und die Atmosphäre wird doch nicht gereinigt. Er bringt es nicht zu einer aggressiven Tat, sondern nur zu aggressiven Worten, wählt aber diese so beleidigend als möglich und verbraucht in derben und polternden Ausdrücken alles das, was an Energie und Kraft in ihm sich angesammelt hat: nachdem das Wort verklungen ist, ist er feiger als der, welcher nie

Digitized by Google

gesprochen hat. Ja selbst das Schattenbild der Taten, die Ethik, zeigt, daß er ein Held der Worte ist und daß er jede Gelegenheit vermeidet, bei der es nötig ist, von den Worten zum grimmigen Ernste weiterzugehen. Er verkündet mit bewunderungswürdiger Offenheit, daß er kein Christ mehr ist, will aber keine Zufriedenheit irgend welcher Art stören; ihm scheint es widersprechend, einen Verein zu stiften, um einen Verein zu stürzen — was gar nicht so widersprechend ist. Mit einem gewissen rauhen Wohlbehagen hüllt er sich in das zottige Gewand unserer Affengenealogen und preist Darwin als einen der größten Wohltäter der Menschheit, — aber mit Beschämung sehen wir, daß seine Ethik ganz losgelöst von der Frage: „wie begreifen wir die Welt?" sich aufbaut. Hier war eine Gelegenheit, natürlichen Muth zu zeigen; denn hier hätte er seinen „Wir" den Rücken kehren müssen und kühnlich aus dem bellum omnium contra omnes und dem Vorrechte des Stärkeren Moralvorschriften für das Leben ableiten können, die freilich nur in einem innerlich unerschrockenen Sinne, wie in dem des Hobbes, und in einer ganz anderen großartigen Wahrheitsliebe ihren Ursprung haben müßten, als in einer solchen, die immer nur in kräftigen Ausfällen gegen die Pfaffen, das Wunder und den „weltbistorischen Humbug" der Auferstehung explodiert. Denn mit einer echten und ernst durchgeführten darwinistischen Ethik hätte man den Philister gegen sich, den man bei allen solchen Ausfällen für sich hat.

„Alles sittliche Handeln, sagt Strauß, ist ein Sichbestimmen des Einzelnen nach der Idee der Gattung." (p. 236.) Ins Deutliche und Greifbare übertragen, heißt das nur: Lebe als Mensch und nicht als Affe oder Seehund! Dieser Imperativ ist leider nur durchaus unbrauchbar und kraftlos, weil unter dem Begriff Mensch das Mannigfaltigste zusammen im Joche geht, zum Beispiel der Patagonier und der Magister Strauß, und weil Niemand wagen wird, mit gleichem Rechte zu sagen: lebe als Patagonier! und: lebe als Magister Strauß! Wollte aber gar Jemand sich die Forderung stellen: lebe als Genie, das heißt eben als idealer Ausdruck der Gattung Mensch, und wäre doch zufällig entweder Patagonier oder Magister Strauß, was würden wir dann erst von den Zudringlichkeiten genießüchtiger Original-Narren zu leiden haben, über deren pilzartiges Aufwachsen in Deutschland schon Lichtenberg klagte und die mit wildem Geschrei von uns fordern, daß wir die Bekenntnisse ihres allerneuesten Glaubens anhören. Strauß hat noch nicht einmal gelernt, daß nie ein Begriff die Menschen sittlicher und besser machen kann und daß Moral predigen ebenso leicht als Moral begründen schwer ist; seine Aufgabe wäre vielmehr gewesen, die Phänomene menschlicher Güte, Barmherzigkeit, Liebe und Selbstverneinung, die nun einmal tatsächlich vorhanden sind, aus seinen darwinistischen Voraussetzungen ernsthaft zu erklären und abzuleiten, während er es vorzog, durch einen Sprung ins Imperativistische sich vor der Aufgabe der Erklärung zu flüchten. Bei diesem Sprunge begegnet es ihm sogar, auch über den Fundamentalsatz Darwins leichten Sinnes hinwegzuhüpfen. „Vergiß, sagt Strauß, in keinem Augenblicke, daß du Mensch und kein bloßes Naturwesen bist; in keinem Augenblicke, daß alle Anderen gleichfalls Menschen, d. h. bei aller individuellen Verschiedenheit dasselbe wie du, mit den gleichen Bedürfnissen und Ansprüchen wie du, sind — das ist der Inbegriff aller Moral. Aber woher erschallt dieser Imperativ? Wie kann ihn der Mensch in sich selbst haben, da er doch, nach Darwin, eben durchaus ein Naturwesen ist und nach ganz anderen Gesetzen sich bis zur Höhe des Menschen entwickelt hat, gerade dadurch, daß er in jedem Augenblick vergaß, daß die anderen gleichartigen Wesen ebenso berechtigt seien,

Digitized by Google

gerade dadurch, daß er sich dabei als den kräftigeren fühlte und den Untergang der anderen schwächer gearteten Exemplare allmählich herbeiführte. Während Strauß doch annehmen muß, daß nie zwei Wesen völlig gleich waren und daß an dem Gesetz der individuellen Verschiedenheit die ganze Entwickelung des Menschen von der Tierstufe bis hinauf zur Höhe des Kulturphilisters hängt, so kostet es ihm doch keine Mühe, auch einmal das Umgekehrte zu verkündigen: „benimm dich so, als ob es keine individuellen Verschiedenheiten gebe!" Wo ist da die Morallehre Strauß-Darwin, wo überhaupt der Muth geblieben!«

Die radikale Art, wie Nietzsche die neue Kultur, welche Strauß verkündet, bekämpft, fand in dem Professor der Kirchengeschichte Franz Overbeck einen kundigen Helfer. Wenn wir die Schrift: „Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie" von dem Baseler Kirchenhistoriker lesen, können wir uns des Eindruckes nicht erwehren, Overbeck habe in entscheidender Weise auf die Wertung des Strauß'schen Buches bei Nietzsche eingewirkt. Overbeck sagt:

»Es läßt sich nichts dem Christentum und seinen Mitleidsempfindungen Entfremdeteres denken als das Kulturideal, das Strauß auf die Frage: wie ordnen wir unser Leben ohne Christentum? vor uns entfaltet. Aber wohin versetzt es uns? Ungefähr auf den Standpunkt des Spießbürgers der römischen Kaiserzeit, der am „Mysterium" des Staatsoberhauptes seine Religion hat, den im ruhigen Genuß seiner Güter gegen äußere Feinde das Heer, gegen innere die Strenge des Gesetzes schützt, der in der Beschäftigung mit einer toten Kunst sich die düsteren Stunden vertreibt, welche die Staatsordnung von ihm abzuhalten nicht imstande ist und der in der Tat, sofern er die Möglichkeit hatte, Christ zu werden und es nicht wurde, vielleicht die antichristlichste Figur ist, die uns die Geschichte liefert. Ein Standpunkt, der so niedrig ist, daß es, um seine Niedrigkeit zu beweisen, noch durchaus nicht einer Berufung auf das Christentum bedarf, auch nicht auf das vorchristliche griechisch-römische Heidentum, das ja wahrlich nur die beschämendste Parallele für das Straußische Lebensideal böte —; hierzu reichen die Heiden der römischen Kaiserzeit selbst aus. Denn diese selbst, wenigstens die Denkenden unter ihnen, empfanden die bittere Frucht jeder Staatsordnung, die an ihr Ziel d. h. zur unbestrittenen und unbedingten Herrschaft gelangt ist, daß nämlich an diesem Ziele alle Kräfte aus der Welt entschwunden sind, die in der Vorzeit den Staat begründen, verklären und erheben halfen. Dies nahmen z. B. Plutarch und Tacitus mit Schwermut und Schrecken wahr, jener, als er die nicht mehr poetische Form der pythischen Orakel zu seiner Zeit für die den alltäglichen und geringfügigen Fragen nur angemessene erklärte, welche allein unter den geregelten Zuständen der Zeit an das Orakel noch gerichtet werden konnten, und dieser, als er für die große politische Beredsamkeit früherer Tage keine Stätte mehr unter der guten Polizei des trajanischen Rom fand. Strauß dagegen scheint nicht der Ansicht zu sein, daß zum Glücke eines Volkes, das sich in den Käfig einer solchen „fertigen" in sich sich abschließenden Staatsordnung hat sperren lassen, irgend etwas fehle, er scheint unglaublicherweise so vom Glücke der Deutschen zu denken, wie wir selbst vor zehn Jahren gewiß nicht gedacht hätten und es hoffentlich auch jetzt noch nicht tun, es müßte uns denn leichter geworden sein, als es sonst uns zu sein pflegte, die Kleinigkeit zu vergessen, daß wir

Digitized by Google

Menschen sind. Mit Strauß müßten wir es vergessen. Denn „zum Menschheitsgefühl", sagt er uns, „rankt man sich nur am Nationalgefühl empor." Ist es möglich, daß es erst solcher Turnübungen des Gefühls bedürfte, ein Mensch zu sein und es zu empfinden? Auch macht es sich Strauß gar zu leicht bei dem, was er uns über den Kosmopolitismus sagt. Er weiß es selbst, daß dieser an sich noch nicht notwendig die Gesinnung ist, in der man von seinem Volke „nichts wissen will", er kann selbst an den edleren Formen des Kosmopolitismus nicht vorbeigehen, die unsere großen Denker und Dichter darstellen und kann wie billig, nichts dagegen haben, wenn diese in „ihrem Mitgefühl die ganze Menschheit umfaßten, ihre Ideen von schöner Sittlichkeit und vernünftiger Freiheit nach und nach bei allen Völkern verwirklicht zu sehen wünschten." Und doch, statt sich hier selbst zu besinnen, statt uns zu sagen, woran sich zeigen soll, daß wir diese edlen Vorbilder „nicht vergessen", versteht er nichts Besseres mit ihnen zu tun, als sich damit plötzlich gegen die Internationalen zu wenden. Es mag sein, daß „diese Sorte von Weltbürgern" sich auf Goethe und Schiller nicht berufen darf; inwiefern darf es denn hier Strauß? Allein, wir wollen hier von Christentum reden, auf welches sich zu berufen Strauß zwar angelegentlich genug verzichtet, sich jedoch damit bei dem Kulturideal, das er uns entwirft, der Frage nicht entziehen kann: Ist es denn möglich ein Volk, wie das deutsche, für eine Kultur zu gewinnen, welche dem Christentum gegenüber sich nicht blos frei verhielte, sondern welche unweise genug wäre, in der Tat sich so zu gebärden, als ob es nie ein Christentum auf der Welt gegeben hätte? Wie ist es denn mit diesem Christentum gewesen? War es ein böser Traum der Menschheit, von dem sie nur zu erwachen, ein sinnverwirrender Rausch, von dem sie sich nur zu ernüchtern hätte, um spurlos alles zu vergessen? Man hat Mühe, sich davon zu überzeugen, wenn man nur vergleicht, was uns Strauß über Staat, Krieg, politische Strafgewalt und Arbeiterstand ausführt, mit den christlichen Parallelen etwa in Augustins „Gottesstaat" und dort alles so ungleich tiefsinniger und zugleich menschlicher und darum wahrer findet. Auch sträubt man sich zu denken, daß dies die ganze Weisheit sein soll, die aus dem Christentum, das ja auf jeden Fall die tiefste Erfahrung des Teils der Menschheit ist, zu dem wir gehören, für ein Volk fließen könnte, welches nicht stehen bleiben, noch die Erfahrungen der Vorzeit in den Wind schlagen, sondern diese zu seinem und anderer Besten verwerten will. Mit einer Kultur wie der uns von Strauß vorgemalten, ist das Christentun schon einmal fertig geworden.«

Die bleibende Bedeutung des Buches gegen David Strauß liegt in dem überzeugenden Nachweis von der absoluten Ohnmacht des Versuches, das Christentum durch einen neuen Glauben zu ersetzen. Der Liberalismus hat Nietzsche die vernichtende Kritik über das Testament des Verfassers vom Leben Jesu lange nicht verziehen. Jakob Burckhardt und Gottfried Keller waren mit der Art, wie Nietzsche den optimistischen Atheismus behandelte, sehr unzufrieden.

Es ist kein Zufall, wenn die meisten modernen Nietzscheforscher der furchtbaren Auseinandersetzung mit dem Bekenner Strauß vorsichtig aus dem Wege gegangen sind. Nietzsche wollte mit dem Nichtchristentum Ernst

Digitized by Google

machen und darin liegt seine historische Bedeutung. Ein gründlicher Kenner des antiken Lebens, hat er den ganzen Einfluß des Christentums auf die Entwicklung der Kultur gekannt und gewürdigt. Es widerstrebte ihm, den Gottessohn zu leugnen und ruhig auf dem Boden der christlichen Kultur zu bleiben. Die Denker, die mit dem Christentum gebrochen, hatten gewöhnlich die christliche Moral unter einem anderen Namen beibehalten und zu der ihrigen gemacht. Nietzsche glaubte sich verpflichtet, mit dem Abfalle vom Christentum die letzten Konsequenzen zu ziehen, eine neue Religion und eine neue Moral aufrichten zu müssen.

Mit einer fieberhaften Leidenschaft entfaltete Nietzsche das Banner des absoluten Atheismus. Dieser hat notwendig eine rein individualistische Lebensidee zur Folge. Für den, welcher seine Gedanken durchdenkt, fällt mit Gott jede Einschränkung des Einzelnen und jede Verknüpfung mit seinen Mitmenschen dahin. Wie für die Freidenker des achtzehnten Jahrhunderts war für Nietzsche das freie Individuum die ideale Verkörperung des Menschen. Für ihn kennt das freie gottlose Individuum kein anderes Gesetz, keine andere Pflicht als die Erhaltung und Wahrung seiner Persönlichkeit.

Aber Nietzsche ist nicht umsonst durch die Schule des Pessimismus gegangen. Nietzsche kann den Sinn des Lebens nicht im feineren oder gröberen Genuß finden. Für ihn ist der Wille zum Leben gleichbedeutend mit dem Willen zur Macht. Das Leben selbst gilt ihm als Instinkt für Wachstum, für Dauer, für Häufung der Kräfte, für Macht; wo der Wille zur Macht fehlt, gibt es Niedergang.

Das gesunde Leben als Wille zur Macht sieht er im Übermenschen, der starken blonden Bestie, dem Wikinger, welcher spricht: „ein hartes Herz legte Wotan mir in die Brust", dem unschuldbewußten Raubtier, dem gewissenslosen Ungeheuer verkörpert.

Nietzsches Kulturideal, in dem die Gesellschaft aus wenigen Übermenschen und vielen Sklaven besteht, steht im denkbar schärfsten Gegensatz zum Christentum. Immer wieder wirft Nietzsche dem Christentum vor, seine Sklavenreligion und Sklavenmoral hätten das Gift der bösen Gleichheit aller ausgestreut.

Wir fragen uns: glaubte Nietzsche wirklich das Christentum durch die neue Religion des Übermenschen, der er eine verhüllte Unsterblichkeit in der Lehre von der Wiederkehr aller Dinge beigesellt, ersetzt zu haben?

Digitized by Google

Aus der erregten überlauten Art, wie er immer wieder vom Leben und der Lebensfreudigkeit spricht, glauben wir nicht selten ein unterdrücktes Wimmern zu hören und die Richtigkeit dieses Gefühls wird durch die folgende ergreifende Erzählung der Frau Ida Overbeck, Nietzsches Freundin, bestätigt: „Ich hatte Nietzsche schon früher gesagt, daß die christliche Religion mir nicht Trost und Erfüllung geben könne und ich den Gedanken und das Gefühl in mir trage, in allem der ganzen Menschheit Los zu tragen. Ich wagte es auszusprechen, der Gottesglaube habe zu wenig realen Inhalt für mich.“ Er erwiderte gerührt: „Dies sagen Sie nur, um mir beizuspringen, geben Sie diesen Gedanken nie auf! Sie haben ihn in sich selber unbewußt; denn so wie Sie sind und ich Sie stets, auch jetzt, wiederfinde, beherrscht ein großer Gedanke Ihr Leben. Dieser großer Gedanke ist der Gottesgedanke.“ Er schluckte mühevoll. Seine Züge waren ganz aufgewühlt, um darauf steinerne Ruhe anzunehmen. „Ich habe ihn aufgegeben, ich will neues schaffen, ich will und darf nicht zurück. Ich werde an meinen Leidenschaften zugrundegehen, sie werfen mich hin und her; ich falle fortwährend auseinander, aber es liegt mir nichts daran.“

Der verwegene Forscher, der, nachdem er als Theologe den Glauben an den Gottessohn verloren, im dunklen Walde des Zweifels irrend rastlos mit nie ermüdender Energie nach einem neuen Glauben gesucht, erlag dieser Sysiphusarbeit, indem er krank zusammenbrach. In kurzer Zeit wird sein Versuch, einen neuen Glauben zu gründen, dem wüsten Trümmerhaufen beigesellt, der die Überreste moderner Religionsschöpfungen birgt. Das gewaltige Ringen Nietzsches ist aber ein neuer Beweis von dem kläglichen Unvermögen der Menschen, die Lehre desjenigen zu ersetzen, der für alle Zeiten der Weg, die Wahrheit und das Leben ist.

Digitized by Google

Biſt Du bei mir...

Von Ferdinand Meyer.

Biſt Du bei mir, hab ich nur ein Gebet:
So rein zu ſein wie Du und nicht zu trinken
Vom Kelch der Sünde und in Schwachheit ſinken,
Daß nicht der Unſchuld Engel von uns geht.

Biſt Du bei mir, iſt Alles lichtverklärt,
Des Lebens Leere wird ein Garten Eden,
Und in der Fülle weiß ich nichts zu reden,
Da Worte mir die Wonnigkeit verwehrt.

Und gehſt Du, wenn die Nacht ans Ufer kommt,
Wend' ich betäubt mein Auge zu den Sternen
Und knie vor Gott, des großen Glücks bewußt.

Du gabſt mir Kindesreine, die mir frommt,
Und noch im Traume hallt aus Himmelsfernen
Ein Engelsharfen zitternd durch die Bruſt.

Digitized by Google

Adolph von Menzel.

Von Dr. Rudolf Huber, Innsbruck.

Oft genug, wenn wir den Lebenslauf eines Künstlers verfolgen, beschleicht uns das wehmütige Gefühl, daß er zu früh endete, daß einer großen Verheißung die Erfüllung versagt war. Andre, denen das Geschick ein langes Leben zumaß, vermochten der Zeit mit ihren stetig fortschreitenden und wechselnden Forderungen nicht zu genügen, sie überlebten ihren Ruhm und standen zuletzt verdrossen abseits, wenn den Leistungen der Jüngeren zugejubelt wurde. Wenigen Glückskindern nur ist es vergönnt das künstlerische Lebenswerk in breiter Fülle zu vollenden und zugleich den Lorbeer, um den sie, den eigenen Sternen folgend, nie gebuhlt haben, noch um die Greisenstirne zu flechten. Wer dächte hier nicht an Michelangelo und Tizian? Diesen bevorzugten Großen vergangener Jahrhunderte dürfen wir den Deutschen Adolph von Menzel zur Seite stellen.

Noch sind vielen die Huldigungen in frischer Erinnerung, die die bewundernde Mitwelt zur Vollendung des 80. Lebensjahres dem Altmeister zollte, oder die Nachrufe, die man ihm bei seinem Heimgang widmete. Und schon gab die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages neuen Anlaß seines reichen und unermüdlichen Schaffens zu gedenken und noch einmal Rückschau zu halten auf sein Leben und sein Werk.

Menzels äußerer Lebensgang ist mit wenigen Worten zu erzählen. Am 8. Dezember 1815 wurde er in Breslau geboren als Sohn eines kinderreichen Schuldirektors, der bald sein Lehramt aufgab und sich der Steindruckerei zuwendete. Für die Übersiedelung der Familie nach Berlin, die 1830 geschah, war der Gedanke an die bessere Ausbildung Adolphs mitbestimmend. Aber schon 1832 starb der Vater und der kaum Sechzehnjährige sah sich auf sich selbst gestellt und mußte noch für sechs jüngere Geschwister sorgen. Eine Bilderfolge über „Künstlers Erdenwallen" machte Menzel in weiteren Kreisen bekannt: mühsam entringt sich das Talent dem Zwange, ragende Luftschlösser werden durch die rauhe Wirklichkeit zerstört und über ein frühes Ende vermag der Nachruhm nur einen späten

Digitized by Google

Schimmer zu breiten. In den geistvollen Blättern erwies sich Menzel glücklicherweise nicht als Prophet seines eigenen Loses. Neun Jahrzehnte faßt umfaßte sein Leben, mehr als sieben sein Schaffen. Ja, eigentlich hat er schon als vierjähriges Kind zu zeichnen begonnen und erst der Tod hat ihm Stift und Pinsel aus der Hand genommen. Die Fülle der Ehren ward dem Künstler zu teil; die Gunst der Preußenkönige und später der deutschen Kaiser leuchtete ihm, wie die Anerkennung der Kunstwelt. Während Feuerbach mit bitterem Groll die Teilnahmslosigkeit der Mitlebenden beklagte, blieb Menzel solcher Kummer allzeit ferne. Nur nach dem Tode des Vaters begleitete ihn die Sorge für kurze Jahre. Später wurden ihm dann die höchsten Orden und der Adel verliehen und er war „die kleine Exzellenz" aus der Gilde der Künstler wie Windthorst unter den Politikern. Und als er am 9. Febr. 1905 verschied, folgten der Kaiser und die Prinzen seines Hauses dem Leichenwagen.

Das aber muß betont werden: leicht hat sich Adolph Menzel den Aufstieg zu diesen seltenen Ehren nicht werden lassen. Eine Summe rastloser Arbeit ist sein Leben, die wir erst recht ermessen, seitdem nach des Meisters Tode auch die versteckten Werke seiner Jugend ans Tageslicht gekommen sind und die bedeutende Masse seines Nachlasses vorliegt. Dieser Bienenfleiß verkündet eine heilsame Lehre denen, die da meinen, daß geniales Schaffen und emsige Arbeit sich ausschlössen.

Als einen Künstler Preußens wird man Menzel vor allem bezeichnen müssen, wie etwa Kleist oder Fontane vorzugsweise als Dichter Preußens gelten können. Das Zeitalter Friedrichs des Großen hat er mit dem Zauberstabe seiner Kunst wieder lebendig gemacht, die Geschichte dieses Königs und seiner Armee der Gegenwart in zahllosen Abbildungen und mehreren Gemälden nahegebracht. Wir müssen hier zunächst die Holzschnittbilder zur „Geschichte Friedrichs des Großen" von Kugler nennen (1839—1842). Das Werk ist angeregt durch Laurents 1838 veröffentlichte, von Vernet mit Abbildungen versehene Histoire de Napoléon, es hat aber das französische Vorbild himmelweit übertroffen. Eine andere freiere Aufgabe boten dann die 200 Holzschnitte zu den Werken Friedrichs des Großen (1843—1849), in denen Menzel nur zum Teil tatsächlichen Geschehnissen als Darsteller folgt, meist aber in Vignetten am Schluß jedes Kapitels dessen geistigen Kern herauszuschälen sucht, besonders wo er die Gedichte, Satiren und Briefe des Königs mit dem Schmucke seiner Bilder zu be-

Digitized by Google

gleiten hat. Diese Blätter haben zuweilen, wie Elfried Bock richtig bemerkt, etwas Grüblerisches, Tiefsinniges gegenüber der naiven Unmittelbarkeit der Kugler-Holzschnitte. Jetzt hat das zehnbändige Prachtwerk, das im Verlag von Reimar Hobbing in Berlin seit 1913 erschien und die Werke des Preußenkönigs in deutscher Übersetzung vorlegt, diese Illustrationen in glänzender Wiedergabe erneuert und durch eine Anzahl Holzschnitte aus dem Kuglerwerk vermehrt. Es enthält auch Menzels Bleistiftzeichnungen historischer Persönlichkeiten aus jener Zeit, die die Nationalgalerie in Berlin besitzt.

Mit unsäglicher Treue und Eindringlichkeit hat sich Menzel das Wesen dieser Epoche zu eigen gemacht. Kunde all der Studien und Vorarbeiten gibt namentlich das in wenigen Exemplaren verbreitete Werk „die Armee Friedrichs des Großen", 1857, mit allen Nachträgen und Ergänzungen 453 Tafeln umfassend. Auch die „Heerschau der Soldaten Friedrichs des Großen" (1843—52) und das Bilderwerk „Aus König Friedrichs Zeit" (1850) seien hier noch angeführt. Unter den Ölgemälden aus diesem historischen Zeitraum sind die „Tafelrunde Friedrichs in Sanssouci" (1850) und „das Flötenkonzert in Sanssouci" (1852) am bekanntesten geworden. Beide in der Berliner Nationalgalerie. Malerisch noch höher steht wohl der „Überfall bei Hochkirch" (1858), im Besitze des deutschen Kaisers.

Den Darstellungen aus der friederizianischen Zeit gesellen sich später und z. T. schon nebenher solche aus der Geschichte und dem Hofe Wilhelms I.: keine leeren Prunkstücke glatter höfischer Kunst oder theatralische Schaustellungen mit geschichtlichem Gegenstande, wie sie mit Recht in Verruf gekommen sind, sondern wertvolle und echte Schilderungen zeitgenössischen Lebens, zu denen den Künstler seine unvergleichliche Beobachtungsgabe und sein Gedächtnis gleichermaßen befähigten. Namentlich wird das große Ölgemälde, das die „Krönung König Wilhelms zu Königsberg am 18. Oktober 1861" darstellt, (vollendet 1865) allzeit als ein Muster freien malerischen Erfassens einer großen Staatsaktion bei Wahrung größter geschichtlicher Treue gelten müssen. Daß die kaum weniger bekannte und gerühmte „Abreise König Wilhelms zur Armee 1870" im folgenden Jahre aus der Erinnerung gemalt ist, wird von Zeugen des denkwürdigen Tages als Beweis für Menzels erstaunliches Gedächtnis und zugleich für seine treu nachschaffend-Phantasie hervorgehoben. Freundliche Bilder aus dem Hofe leben halten die Gemälde „Cercle", „Ballgesellschaft", „Tanzpause" mit gleicher Wahrhaftigkeit fest.

Digitized by Google

Ich zweifle nicht, daß die besprochenen Schöpfungen am meisten dazu beitragen werden für die Nachwelt das Bild des Künstlers Menzel zu bestimmen, seinen Platz in der Kunstgeschichte festzustellen. Das 20. Jahrhundert freilich hat bisher, getreu seiner geringen Einschätzung der Stoffwahl, sich mehr mit den Erfolgen des Meisters auf eigentlich malerischem Gebiete befaßt. Man hat genau zu erforschen getrachtet, ob und wieweit er die Errungenschaften der bewunderten Franzosen auf eigenen Pfaden erreicht habe, was er den Anregungen des Engländers Constable, der den Einfluß der Luftschicht auf die Erscheinung der Dinge, das Phänomen der von Licht durchströmten Luft gleichsam neu entdeckt hat, was er unter den Franzosen Meissonier oder Courbet und den ersten Impressionisten schuldete. Zweifellos gingen nicht geringe Einwirkungen von ihnen auf den deutschen Künstler aus. Den Einflüssen der älteren deutschen Kunst auf Menzel ist man erst später nachgegangen und hier hat vor allem die deutsche Jahrhundert-Ausstellung in Berlin (1906) wichtige Zusammenhänge aufgedeckt: mit Franz Krüger, der als Pferde-, Soldaten- und Parademaler bereits eine typisch preußische Kunst vertrat und ähnlich wie Menzel schärfste Einzelcharakteristik mit malerischer Gesamtwirkung verbunden hatte; mit Eduard Meyerheim, dem Maler norddeutscher kleinbürgerlicher und bäuerlicher Sittenbilder, u. a., während unter den Künstlern der älteren Epoche der Radierer Daniel Chodowiecki genannt werden muß. An diesen muß man besonders bei Betrachtung der trefflichen und witzigen Holzschnitte denken, mit denen Menzel das Kleist'sche Lustspiel „der zerbrochene Krug" geschmückt hat.

Ist somit — nach Goethes Witzwort — an dem ganzen Wicht nicht alles original zu nennen, soviel ist gewiß, Menzel verträgt auch nach der bloß technischen Seite der Malkunst strenge Kritik, und Bilder wie das Balkonzimmer mit dem hereinflutenden Sonnenlicht (1845), das Pariser Théâtre Gymnase (1856) oder das gewaltige „Eisenwalzwerk" (1875) oder die Tierszenen des „Kinderalbums" in Aquarell- und Gouachetechnik verlieren nichts durch den Zusammenhalt mit ähnlichen Leistungen der französischen Malkunst. Vielleicht trägt der gegenwärtige Krieg dazu bei, daß wir die Neigung in uns dämpfen, die Leistungen des Auslands den eigenen allzeit voranzustellen.

Fest wurzelt der Mensch und Künstler Menzel in seiner preußischen Heimat, auf dem Boden Berlins. Wenige kurze Reisen nach Paris und in die Alpen galten der Mehrung des künstlerischen Stoffes, weniger vielleicht der

Digitized by Google

Einsicht in fremdes Schaffen. Nach Italien, wo sich so viele unserer Künstler bildeten, geht er erst verhältnismäßig spät (das erstemal 1880) und kommt nur bis Verona. Weiter habe er sich nicht durchgezeichnet, bemerkte er. Doch hat er das Wesen unserer südlichen Nachbarn mit aller Schärfe erfaßt.

Ein Zug preußischer Nüchternheit mag ja seinen Schöpfungen nicht selten anhaften und ich kann verstehen, daß der Sproß der alten Provinzen sie noch höher wertet als der südliche Stammesbruder oder der diesem verwandtere Rheinländer, die so gern auch in der bildenden Kunst das Wehen poetischen Hauches verspüren. Aber der gestaltenden Phantasie hat Goethe den höchsten Preis zuerkannt und die besaß unser Meister in hohem Maße. Sollen wir mit ihm, der uns so vieles gab, darum rechten, weil er seines Volkstums herberer Art getreu blieb?

Maiennacht

Von Richard Schaukal

Grün schweigende Nacht im Garten,
du offene Tür in die Nacht:
mir ist, als müßt ichs erwarten,
als wär mir was draußen erwacht,

erwacht in sich sammelnder Stille,
erwacht in sich füllendem Raum: . . .
Bist dus, mein erwachsender Wille?
Bist dus, mein entbreiteter Traum?

Digitized by Google

Zur Karwoche in einem böhmischen Sozialistendorf.

Von Pater Gaudentius Koch, Kapuziner.

Schon wochenlang zuvor hatte es wie ein beängstigend Gefühl auf mir gelegen: du mußt auf die Karwoche nach Tyssa ins Erzgebirge. Die Gemeinde hatte den Ruf, daß dort bereits alles sozialistisch wäre und es möchte wohl schwierige Stunden abgeben.

Der Palmsonntag kam, ich saß im Bahnwagen, und um die Mittagstunde grüßte mich schon Böhmisch-Leipa. Von Böhmisch-Leipa weg nimmt man die Richtung nach Bodenbach. Die Gegend war mir neu und bot ansprechende Bilder, zumal jetzt, da aus den dürren Buchenbeständen und dem Erlengestäude vereinzelte Birken schon ihren hellgrünen Flor emporhielten am steinigen Abhang drüben. „Sehen Sie nur," machten mich die Reisenden aufmerksam, „die vielen Schlüsselblumen auf der Wiese." Die Triften waren gesprenkelt mit goldenen Tröpflein. „Das ist Politz," zeigte der Herr mir gegenüber hinaus. Und alle Fahrgäste verzogen das Gesicht wie heitere Kinder: „Hockewanzel, Hockewanzel." Altgediegen von mächtiger Höh grüßen Kirche und Pfarrgebäude nieder und beherrschen die tiefer liegende Ortschaft in gefestigter Behaglichkeit. Der Sagenkranz um Wenzel Hockes Gestalt spricht denn auch die Diözesangeschichte von Leitmeritz im 18. Jahrhundert viel treffender aus, denn alle Bistumsarchive des Landes. Gewiß, der Humor dieser Geschichten wird oft etwas derb, doch das Volk hat keinen andern Ausdruck und um so echter ist dann seine Herzenssprache, wenn seine Glaubenssicherheit sich etwas leisten darf. Solche Werke können nur hervorgehn aus kirchentreuer Zeit, und aus all dem bunten Wechsel der idyllischen Geschehnisse strömt es uns entgegen wie warmer Sonnenschein: in jenen Tagen ist Klerus und Volk einmal wohl gewesen mitsammen.

Der Herr gegenüber fragte dann, wohin ich reise. Darauf erzählte er, sie hätten in Wernstadt eben auch einen fremden Geistlichen gehabt zu den Osterpredigten. Es wäre ein kluger Kopf gewesen und dabei hab er auch einen Scherz angebracht auf der Kanzel: die ganze Gemeinde sei verliebt worden in ihn. Auch die Männer hätten einen eigenen Vortrag bekommen. Schließlich sei's hinausgekommen, daß sie hätten sollen beichten gehn: da aber wären sie ihm alle ausgerissen. Die meisten im Wagen lachten mit; was wollte ich machen, als auch mitlächeln. Nur der Mann zu meiner Linken, ein Fabrikant aus Reichenberg, meinte: „Ich seh nicht ein, was es da zu fürchten gibt, es ist doch was ganz Hübsches, in der Osterzeit sich mal die Lossprechung geben zu lassen." Die Herren stiegen bald aus und bis Bodenbach war mein Wagen fast leer.

In Bodenbach ist es so: man geht zwischen endlosen Lagerhäusern und Eisenbahngeleisen hin, ganz eingewirbelt in den braunen Maschinenrauch. Ortschaft ist es keine, alles sind Baracken, rauchgeschwärzt und wie angekohlt, und nirgends ein Zeichen von Religion oder christlicher Gläubigkeit. Ich fragte nach der katholischen Kirche. Man wies mich weit hinaus und endlich fand ich ein verlassenes, der äußersten Notdurft nicht einmal entsprechendes Kirchlein. Also von hier aus sollten diese armen Tausende für den Himmel gerettet werden! An solchen Stätten

Digitized by Google

ahnt man etwas von den Hirtensorgen dessen, der den Tausendmeilenweg von den himmlischen Burgen her nicht gescheut um einer Seele willen.

Beim Pfarrer verlebte ich ein traulich Halbstündchen. Nach all der Woche Last und Qual hatte er sich eine kurze Erholung am Harmonium vergönnt und spielte mir ein Lied vom Triumph des erwachenden Frühlings. Doch es galt ja zu eilen. Einem älteren Mann schloß ich mich an bis zum Bahnhof zurück. Den befragte ich über die Verhältnisse. „Es ist hier lauter hergelaufenes Volk," meinte er, „und da drüben ist eine Gemeinde, wo sie überhaupt keinen Herrgott und keine Kirche mehr brauchen: da sind 1600 Hausnummern und 1200 wilde Ehen."

Von Bodenbach weg hatten wir Marktweiber im Wagen. Eine war keck in meine Nähe gekommen und hatte mit kräftigem Ruck ein schweres Bündel auf mein Wandgestell geschoben. Dann trat sie zurück in ihren Kreis. Sie hätte ebensogut vor dem Temple stehn können, eine Picke in der Hand, auf der Spitze einen blutenden Menschenkopf. Ein derbgebauter Mann setzte sich zu den Weibern, und eine erzählte, wieviel Fleisch sie um eine Krone im Gasthaus so und so bekommen habe, ein Stück wie ihre zwei Hände zusammen, soviel, daß sie's fast nicht bezwungen habe.

Königswald. Richtig, da kam am Bahnhof ja schon ein junger Mann auf mich zu: „Einen schönen Gruß vom Herrn Pfarrer und der Wagen steht bereit." Und so fuhren wir den sonnigen Bühl hinan an Pfarrhof und Kirche von Königswald vorüber. Und höher und höher dem Waldgebirge von Thssa zu. Bald stieg aus dem Tannenforst ein Kirchlein empor. „Die Totenkapelle vom Fürsten Thun," sagte mein Begleiter. Und wieder eine Fabrik mit Anlagen davor. „Das steigt aber merklich, die armen Pferde," mußte ich mich äußern. „Wir sind eben im Gebirge," gab mein Genosse zurück, „sehn Sie die Thssauer Wände." Die Thssauer Wände sind eine Reihe von Sandsteinfelsen und ziehn sich von hier bis nach Königstein hinaus in Sachsen. Ihre höchste Höhe beträgt 610 Meter, die Höhe an sich allerdings nur 20 Meter. Doch sind die Formen mannigfaltig, bisweilen sonderbar, ja auffallend und berückend, Gebilde wie aus dem Sagenland.

Ich füge gleich bei, daß der Ausdruck Thssaer Wände ganz falsch ist und durchaus undeutsch. Wenn man die Personalbezeichnung schaffen will, so setzt man „er" an den Stamm. Man sagte in der guten alten Zeit noch Fulder Bischof. So müßte man sagen Thsser Wände. Weil das jedoch etwas ungewöhnlich klingt, so wage man wegen des Wohlklanges frisch Thssauer Wände: das ist deutsch.

„Jetzt sehn Sie schon unser Thssa," machte mein Gefährte mich aufmerksam. „Wo ist denn die Kirche?" „Die schaut über die Häuser hinaus." Doch jetzt tauchte sie auf, gerade in der Straßenhöhe vor uns: sie stand etwas seitlich, recht ehrwürdig anzusehn mit ihren schwarzen Schindeln und dem alternden Dachreiter hoch über dem Eingang.

Ich grüßte die Leute nach beiden Seiten und gleich hielten wir vor der Kirche still. Zuerst eine kurze Vorstellung beim höheren Seelsorger aus der drübigen Welt, der auch diese Sozialisten noch nicht vergessen. Dann tritt man über die Schwelle ins Pfarrhaus. „Der Pfarrer hat grad eine Taufe," sagte die freundliche Haushälterin und führte mich in die Kanzlei. Ich hatte jedoch die Klinke noch nicht aus der Hand und schon öffnete sich die Zimmertür gegenüber am Gang und hoch aus seiner Schar Taufgäste ragte die stämmige Gestalt des Bergpfarrers von Thssa. Und gleich wird man aufs Zimmer geführt, da richtet man sich her und bald darauf setzt man sich zusammen und bespricht die Ordnung der folgenden Tage.

Und die Volksmission begann. Am Abend um sieben Uhr war das Gotteshaus ziemlich besetzt. Der Meßner zählte etwa 250 Leute. Ich

Digitized by Google

sprach vom Verkehr mit der andern Welt, wie der Mensch von Natur aus das Unvergängliche suche, das Ewige, Gott; sprach dann vom Glück dieses Umgangs mit einer höheren Welt, vom Trost und Frieden eines Menschen, der sein Kindesverhältnis nicht verloren zum Vater im Himmel. Es kamen nach der Predigt zwei Leutchen zur Beicht. Weniger gut war der Besuch freilich am Montag Früh, wie überhaupt in den Morgenstunden. So hatte ich am Montag Morgen nur fünf Frauen als Zuhörer, dazu die vier Altarknaben; auch der Organist war da geblieben und mit ihm Meßner und Pfarrer. Doch ich stellte mich in den Mittelgang vor die fünf Frauen und sprach zu ihnen vom Kirchengehn an den Werktagen und was es wäre um die liebe heilige Messe. „Stellt euch einmal vor, was es wäre, wenn es hier zu Thssa eines schönen Tages Gold aus den Wolken regnete. Nicht Körner, nein feinen Goldsand, doch so wie ein starker Regen oder ein richtiges Schneien. Wie würdest du alles wegwerfen und hinauslaufen auf die Straße. Und so würden gewiß alle tun. Die Schuljungen wären vor dem Lehrer draußen. Die Fabrik wäre leer in fünf Minuten und keine Maschine ginge mehr in ganz Thssa. Und mit Recht. Und ihr würdet jeden für einen Toren halten, der nicht herauskäme in den goldigen Regen, um zu schöpfen nach Herzenslust. Schaut, so töricht handelt, wer am Morgen ohne Grund die heilige Messe ausläßt. Da regnets, wenn kein irdisches, so doch ein himmlisches Gold. Da regnets Vermehrung der Heiligmachenden Gnade, regnet Vermehrung der Verdienste und Tugenden, regnet Trost und heilige Andacht, regnet Verzeihung der läßlichen Sünden und Nachlassung zeitlicher Strafen, regnet Segen um Segen auf die irdischen Güter . . . .

Am Dienstag Morgen hatten wir die Kinderbeicht. Als der Pfarrer mit den Kleinen die Reue betete und all die silbernen Stimmen durch die Kirche wogten: Wir bereuen unsere Sünden aus Liebe zu Dir, o Herr, weil Du unser Schöpfer und Vater, unser lieber Heiland bist, da war es ein ergreifender Gedanke, wie das Bewußtsein der Schuld durch die arme Menschheit geht. O und im Bekenntnis liegt ein so unnennbarer Trost! Mittwoch Früh war Kinderkommunion. Sie knieten alle da bis auf einen Knaben, dem der sozialistische Vater es verboten, sie knieten da und sangen ihre Weisen und ihre Blicke waren lautere Seligkeit. Da war mir aber, als ob aus der Ferne, weit in der Ferne die Augen der Erwachsenen herüberschauten, drohende Augen und erhobene Fäuste und über ihnen flatterte die rote Fahne, und verwilderte Haarbüschel wehten im Wind wie die der Weiber im Bahnwagen von Bodenbach, und die Fahne schien höher hinauf zu schlagen und weite Wellen zu werfen im Sturm, und wie ein Orkan grollte und rollte in rohen Klängen einher das trostlose Lied der gottverlassenen Sklavenarbeit.

Doch nein, der Kranz der Jugend ist noch um den Kinderfreund geschart und wie Grüße der Geisterwelt fluteten die Orgeltöne in aller Herzen hinein. Am Altare las der Pfarrer während der Messe die Passion des Erlösers. Bei der Stelle von seinem Tod kniete der Priester nieder und mit ihm warfen sich die Altarknaben auf die Knie und verbeugten sich tief. Daß doch die Gotteswände der Thssauer Felsen dies junge Geschlecht von der argen Welt beschirmen möchten! Daß diese Mauern noch tausendmal höher wären, daß sie gegen Sachsen ganz unübersteiglich sich erhöhen, daß sie einen Wald bilden möchten um den Ziergarten dieser zweihundertfünfunddreißig Kinder und keine andere Welt je diese Schwelle übertreten könnte! Wie ließe sich diese Jugend erziehn, wenn nicht die Erwachsenen wären. Öfter schon haben hier Väter ihren Kindern verboten, die Sakramente zu empfangen.

Als ich darauf beim Frühstück saß, hörte ich die Holzklappern aus der Kirche im Gang draußen: die Ministranten übten ihr Knabenrecht,

Digitized by Google

heut um Ostereier zu betteln. Ich hörte ihr fröhliches Danken und sie klapperten wieder von dannen.

Am meisten war die Kirche von Tyssa gefüllt am Karfreitagmorgen. Vor Jahren hat ein Missionär unter ähnlichen Verhältnissen an diesem Tage seine Rede begonnen mit dem Andächtigen von Golgatha, ging dann über auf die Eitelkeit der Frauen, sprach erst von Perücken und Reifröcken, um schließlich eine Strafpredigt zu halten über den Unfug der heutigen Mode. Die Leute wurden aufgebracht und hätten, wie es heißt, den Mann dafür bald gesteinigt. Der Gegenstand war sicher dem Tage nicht angemessen. Viele dieser Menschen denken kaum einmal im Jahr an Gott und seinen eingebornen Sohn. Doch einmal tun sie dies noch und das ist am Karfreitag, am Todestage Unseres Herrn. Das ist gewiß wenig, doch auch das ist noch eine Genugtuung und wir wollen damit rechnen, eingehn auf die Stimmung dieser glaubensfernen Arbeiterschaft, anschlagen die letzte Gottessaite, die eben nur heut in ihrer Seele klingt und dieser letzte wahre Ton möge die tote Harfe ihres Herzens erzittern machen in tiefem Schmerz und herbem Weh um das Glück und den Trost und den Frieden ihrer Kindheit. Ich schloß darum das arme Volk dem Kreuzeszug des Erlösers an und oben am Berge vernahmen wir die letzten Worte des Herrn und bereuten unsere Sünden und dankten ihm für sein Erbarmen und nahmen sein Testament entgegen und erinnerten uns an die eigene letzte Stunde, und wir sahen zwei Bruderarme gegen uns ausgebreitet vom Kreuzesholz und hörten wieder des Vaters Stimme, der uns Verzeihung versprach vom hohen Himmel her.

Während des Gottesdienstes am Altare beobachtete ich das Volk genau. Die Passion wurde deutsch gesungen auf der Empore. Da ward mir wieder bewußt, daß nichts den menschlichen Gehalt des Evangeliums erreichen kann, geschweige denn seinen göttlichen Reichtum. In allem der Mensch wie er war und ist, und das Leben, wie es gewesen und bleiben wird bis ans Ende. Manches wird einem erst so recht deutlich. Armer Petrus, was nützt dir beim Ideenkampf solch eine Waffe? Richtig, das Ohr hat die Strafe verdient, doch was soll dir seine Muschel als Beute? Siehe, der König der Herzen verurteilt solches Tun: denn er heilt das getroffene Ohr. Gottestaube Ohren hören nur auf einen Ruf und das ist der Ruf der Liebe. Wie lebhaft doch diese kleinen Züge, wenn da berichtet wird vom Ohrabschlagen, erzählt, wie es kalt gewesen, geschildert die Szene am Feuer und nicht übergangen wird die Verschwägerung zwischen Annas und Kaiphas.

Am Nachmittage hatten wir ein Naturschauspiel. Als ich in meinem Zimmer die Predigt studierte, war ein Regen gekommen, und gleich spannte sich ein schöner Bogen über die Gemeinde. Ich beobachtete vom Fenster aus. Der Bogen stand gleich rechts drunten am Kamin eines Daches auf, und zur linken ließ er sich nieder in der Wiese neben dem Pfarrhaus. So kam der Missionär in die Mitte unter den Bogen zu stehn und es erheiterte mich, daß jetzt die frohe Botschaft für all diese Hütten unter mir zum Zeichen des Friedens werden sollte in dieser Gnadenstunde.

Am Abend kamen nicht wenig Männer zur Predigt. Der Mesner zählte vierzig Sozialisten, die alle im dunkeln Kirchengrund unter der Empore sich zusammendrängten. Ich behandelte das Andenken an das Golgathageheimnis, die beständige Erinnerung des großen Versöhnungswerkes auf dem Altar der katholischen Kirche. Mir taten die Männer da drunten leid. Frauen waren bis zur Stunde schon weit über hundert zur Beicht gewesen, Männer noch keine. Da sah ich die Augen der armen heraufhungern zur Kanzel nach dem Worte von oben und es kam mir dabei der Vergleich vom Wild zur herben Winterzeit, wenn

Digitized by Google

sich die armen Geschöpfe des Waldes aus innerster Not denn doch hervorwagen und hereintreten in die Nähe eines wärmeren Empfindens, in die wohlige Luft pietätvolleren Fühlens nnd Handels. Ich sah es, wie ihre Augen hungerten und meinte das Ächzen der gemarterten Seelen zu hören, doch wie sie im Dunkel der Tornacht herangeschlichen, so stahlen sie sich wieder hinaus. Von den Sozialisten kam keiner zur Beicht: der eine machte den anderen noch abwendig. Sogar Frauen wurden abgehalten vom Sakramentsempfang. Ein Arbeiter hatte zu einer Nachbarsfrau gesagt, sie werde doch nicht den Popanz mitmachen, seine Frau dürfe es nicht um keinen Preis. In derselben Nacht jedoch um 1/212 Uhr traf seine junge Frau der Schlag und ließ sie halblahm zurück.

Doch so wie damals in Komotau gingen sie gegen die Mission nicht vor. In Komotau haben die Sozialisten tausende von Flugblättern verteilt mit dem Aufruf: Hinaus mit den Missionären, fort mit den Jesuiten. Ja sie haben die Hetzblätter sogar bei den Eisenbahnwagen hinausgeworfen. Derlei geschah hier nicht. Das Volk blieb ruhig.

Ein Spiegelbild dieser inneren Ruhe in Thssa war die freundliche Witterung. Die Witterung wurde von Tag zu Tag günstiger. Karsamstag wars, daß ich, allerdings nur vom Fenster aus, das Bild der Landschaft eingehender besichtigen konnte. Sie hatten ein Begräbnis. Der Friedhof liegt hoch über der Ortschaft. Eben unter den Thssauer Wänden lagert er sich empor und die Felsen bilden seinen Hintergrund. Da hörte ich auf einmal ernste Weisen, Totenchoräle vom Abhang über mir. Ich trat ans Gangfenster und genoß das Bild. Man sah deutlich die Leute am Friedhof stehn und gehn und die Musik blies feierlich ihre Akkorde. Über ihnen ragten die Gottestafeln der Felswände in den Himmel hinein, die Sinaikette der böhmischen Lande. Es war malerisch genug, die funkelnden Grabkreuze da droben, die ruhigen Weisen der Musik, die ziehenden Wolken und die harrende Menschengruppe im Acker des Todes.

Ein noch schöneres Schauspiel, freilich von höherer Art, sollte uns die Auferstehungsfeier gewähren. Wieder war die Kirche mit Menschen vollbesetzt. Es handelte in der Predigt von der Teilnahme der Mutter Gottes am Leiden ihres Sohnes und sprach von ihrer Kraft und ihrem Trost und zuletzt von ihrem Ostertag und wünschte allen Gläubigen dies Osterglück für ihre Seelen. Nach der Predigt sollte die Auferstehung vor sich gehn. Schon zogen die rotgekleideten Chorknaben aus der Sakristei hervor, dann folgte der Baldachin von vier Männern getragen und hernach der Pfarrer. So zogen sie hinab zum Heiligen Grabe. Ich saß neben dem Hochaltar im Beichtstuhl. Nach etlichen Gebeten am Grab entstand eine Pause, die Orgel spielte leise, um bald zu verstummen, und in das feierliche Schweigen scholl der Festruf des Priestergesangs: Christus ist erstanden. In dem Augenblick krachten die Schüsse vom Berge herab, zugleich hatte die Orgel eingesetzt, alle Klingeln tönten in den Händen der Ministranten, und vom kleinen Turm läuteten alle Glocken ins Land und die ganze Kirche sang das Auferstehungslied. Und schon sah ich aus dem allgemeinen Rauschen des Osterjubels die rotgekleideten Altarknaben wie eine leuchtende Welle hereinwogen ins Presbyterium und immer lauter scholl das Alleluja des ganzen Volkes und die Schüsse draußen krachten in einem fort.

Die Auferstehungsfreude wollte gar nimmer verstummen. In der Kirche hatten wir den Gottesdienst lange schon beendet und immer noch spielte die Musik oben am Friedhof, und nach den einzelnen Strophen klatschten die Leute unten im Dorf in die Hände. Es ging wie eine seltsame Bewegung durch die Menschen. Viele ergingen sich noch in der erquickenden Abendluft und vom Hügel herab spielte die Musik immerzu. „Das war aber schön", sagte ich zum Pfarrer beim Nachtessen, „so

Digitized by Google

was sieht man nicht gleich." „Gut", gab er in seiner urwüchsigen Weise zurück, „gut, daß es Ihnen gefällt bei uns".

Der Pfarrer von Tyssa, Herr Josef Richter, ist ein Prachtstück von einem Bergpfarrer. Stark und breit gebaut, regiert er seine Gemeinde schon mit dem Blick und wenn es seines Wortes bedarf, dann läßt dies Wort an Deutlichkeit nichts fehlen. Dabei schlägt in seiner Wehrmannsbrust ein Vaterherz, daß man sich wundern muß, wie doch beides sich so günstig vereinigen kann: Kraft und Gemüt in demselben Charakter.

Es war immer ein Genuß, aus dem Schatze seiner Erfahrung zu schöpfen und gar vieles hab ich mir tief in die Seele geschrieben. Und wie der Bergpfarrer erzählen kann! Ich will nur sagen, aus solchem Munde lernt sich die lebendige und anschauliche Rede; so eine Sprache hat Fleisch und Bein und heißes, rollendes Blut.

Und in später Abendstunde saß ich noch in meiner Stube und lernte meine Predigt für den Ostermorgen. Da hörte ich wieder getragene Weisen aus der Ferne. Ich öffnete das Fenster. Einzelne Sterne standen klar am Himmel, im Osten bauten sich braun und wieder stahlfarben schwere Wolkenlager weithin und aus diesen braunen, dunklen Schichten trat der volle Mond, doch tiefrot und anzusehn wie eine blutige Kelchschale, ganz so wie auf Fugels Gethsemanebild. Doch das tiefe Rot wurde allgemach goldiger, tröstlicher, seliger und bald schossen Glorien hellblitzend aus der Schale. Doch blieb ein Schleier um das Geheimnis und durfte nicht gelüftet werden: rot und traurig und dunkel versank wieder das Lichtgebild, neue unsichtbare Hände zogen und deckten Schleier über das Mysterium. Doch am Hügel setzte wieder die Musik ein, fromm und feierlich zog das Osterlied oben an den Felswänden dahin, ein alter Kirchenchoral. Nach jeder Strophe wanderten sie weiter, und mehr in der Ferne begannen sie von neuem, aller Welt die Osterbotschaft zu verkünden. Um zehn Uhr löschte ich meine Lampe aus, doch unter den Tyssauer Wänden spielte immer noch der Choral.

Und der Morgenhimmel spannte sich glockenblau übers Land. „In aller Früh", hatte der Pfarrer gesagt, „müssen Sie heraus und die Osterreiter begrüßen". Das war mir eine unbekannte Sache. Nun das Aufwachen fiel nicht schwer, das besorgten schon die Böller. Es war nicht lange nach fünf Uhr, ich saß schon im Beichtstuhl, so krachten wieder die Böller und gleich begannen die Glocken zu läuten. Jetzt rannte der Mesner zum Beichtstuhl her: „Sie kommen". Ich zog in der Sakristei den Chorrock an und den Vespermantel und vier Ministranten zogen vor mir her zum Kirchportal. Da stand ganz Tyssa versammelt und im Halbkreis aufgestellt. Die Straße nach rechts war dichtbesetzt, und zur linken den Hügel hinauf alles voller Menschen. Gleich hörte man die Musik aus der Fern, es war wieder der Osterchoral, und aller Augen wandten sich nach rechts der Straße zu. Da kam schon der erste Reiter herangetrabt. Er trug ein rotes Fähnchen in der Hand, hatte schwarzen Anzug und Zylinder und das Pferd hatte einen grünen Zweig am Helmbusch. Und so Paar um Paar, es waren sechzehn Reiter. Jeder Reiter sein steifes rotes Fähnchen und alle waren in Frack und Zylinder. Die Rosse strampelten, reckten wanderfroh die Köpfe und schnupperten lustig in der frischen Morgenluft. Und jetzt hielten sie im Halbkreis. Die Musik begann das Lied: Das ist der Tag des Herrn. Das war wirklich Geist und Wahrheit. Beim Anblick der Menschenmasse wurden die Pferde etwas unruhig und die Reiter hatten zu tun mit ihnen. Doch gewandte, junge Burschen traten hilfbereit aus der Menge. Das Pferd gerade vor mir mußte zweimal im Kreise herumgeführt werden, dann erst wurde es ruhig. Man konnte einstweilen das ganze Bild gemütlich ansehn. Die Schabracken der Pferde waren blau und

Digitized by Google

an den Ecken war das Lamm Gottes mit Fahne eingestickt. Die Peterswälder dagegen, hieß es, hätten das Bild des Auferstandenen an der Satteldecke. Es sei gleich bemerkt, wie ärmlich sich am andern Tag der Sozialistenritt ausnahm, gegenüber diesem festlichen Gepränge. Wir saßen am nächsten Morgen beim Kaffee, als der Pfarrer plötzlich rief: „Schaun Sie, jetzt reiten die Sozi". Schnell wandte ich mich zurück und dem Fenster zu. „Schon vorbei", lachte er, „es waren nur zwei." Sie sind mir also entwischt; doch es war nicht schade drum, sie trugen kein Zeichen von Lenz oder Ostern.

Nach dem Lied am Kirchplatz also hatte ich die Begrüßung und den Segen zu sprechen. Ich begann mit dem hohen Beruf, den sie als Osterreiter hätten: sie müßten allen Nachbarorten den Gruß des Auferstandenen bringen. Und ich erklärte ihnen das Wort: Christus ist erstanden. Und beim Wort „Erstanden" sagte ich, ich wüßte keinen Vergleich, das Wort besser zu erklären als die Sonne, die oben bald heraufsteigen müsse über die Thyssauerwände. Noch war es ja vor Sonnenaufgang. Die Sonne bringe Licht und Kraft und Wärme: so bringt der Auferstandene die Wahrheit, die Tugend und damit das Glück. Und unter dem Geläute der Glocken empfing einer der Reiter das Kruzifix in den Arm, ein anderer das Standbild des Auferstandenen und der dritte die Osterkerze mit den goldenen Weihrauchkörnern. Darauf schwiegen die Glocken und die Reiter zogen unter den Klängen ihrer Musik von dannen. Das junge Volk lief ihnen nach. Ich selber trat mit meiner Assistenz in die Kirche zurück und in der Ferne verlor sich die Musik.

Eine Stunde später hatte ich die Peterswälder zu begrüßen und ihnen zu danken für die Botschaft der Erlösung. Hierauf hielt ich meinen Frühgottesdienst mit Predigt und hatte dann wieder in den Beichtstuhl zu gehn. Vor dem Hochamt kehrten unsere Thyssauer Reiter von Königswald und Eulau zurück und ich hatte sie wieder zu empfangen am Kirchportal. Alles Volk stand wieder versammelt. Da hielt ich denn diese Rede: „Meine wackeren Osterreiter, mein braves Volk von Thyssa! Ich kann euch gar nicht sagen, welche Freude ihr mir bereitet habt mit eurer Osterfeier. Ich habe Ostern begangen in der Einsamkeit andächtiger Klöster unter feierlichem Zeremoniell, ich habe das Auferstehungsfest gesehn in großen Domkirchen unter rauschendem Festgesang, ich habe diesen größten Tag des Kirchenjahrs schon miterlebt in Nord und Süd, in manchem Land; doch niemals hat mir dies Fest soviel Freude gebracht wie hier zu Thyssa im hohen Erzgebirg." Und ich sprach von der Feier am Vorabend und erwähnte, wie das Osterlied noch spät in die Nacht dahin gezogen sei an den Felswänden hin. Da hab ich mir dann gesagt, hier muß ein braves Volk hausen und hier muß ein kluges Volk wohnen. Ein braves Volk. Wo man den Auferstandenen so feiert und ehrt, da glaubt man an Christus, da liebt man Christus; denn eine solch allgemeine Festfreude kann nur aus dem Herzen kommen. Und Herzen mit solcher Festfreude, das müssen christgläubige Herzen sein: hier hauft ein Volk, das Gottes Gebot noch hält. Hier muß aber auch ein kluges Volk wohnen. Denn wo man die Sitte der Väter zu ehren weiß, da sind kluge, verständige Menschen. Da versteht man das Wort: Alte Marksteine soll man nicht verrücken. Und warum nicht? Alte Sitten und alte Bräuche haben immer einen tiefen Kern. Alte Sitten und alte Bräuche haben dem Volk etwas zu sagen. Alte Sitten und alte Bräuche bringen dem Volke viel Freude und Trost. Und so alte Sitten sind echt deutsche Sitten. Als das deutsche Volk christlich geworden war, da hat es eine solche Freude an Christus bekommen, daß man überall eigene Festspiele gemacht hat auf die größeren Tage des Kirchenjahrs, so an Weihnachten, so an Ostern, so an Pfingsten. Und so ein echter, alter deutscher Fest-

Digitized by Google

brauch ist euer Osterritt. Was wäre es, wenn man dem Volk diesen Brauch nehmen wollte? Einen alten deutschen Brauch, der einen religiösen Grundgedanken hat, dem Volke nehmen wollen, wäre das nicht eine Schmach? Hat das Volk nicht die ganze Woche Kreuz und Leid genug, trägt es nicht viel Müh und Arbeit, Kummer und Not durchs Leben? Und wenn das Volk ein paarmal im Jahr etwas Besseres denken will, etwas Edleres, etwas Höheres, etwas von seinem Gott und Herrn, das sollte man dem Volke nehmen dürfen? Dem Volk einen alten heiligen Brauch wegnehmen, das wäre ein Verbrechen. Und Menschen, die keinen Sinn mehr haben für so alte Bräuche, die würden schließlich auch die Sterne vom Himmel herabzwicken. Bloß weil man sie nicht essen kann. Ja, lebt denn der Mensch nur vom Brot? Wie hat der Heiland einst gesagt? Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort, das aus dem Munde Gottes kommt. Der Mensch lebt von allem Guten und Schönen, das Gott Vater uns in diese Welt gestreut hat. Oder haben wir Menschen nur einen Mund? Haben wir nicht auch zwei Augen? Nicht auch zwei Ohren? Wir haben auch Augen und wollen etwas Schönes hören, die Musik der Osterreiter wollen wir hören. Nein, den alten Brauch der Auferstehung und die Auferstehungsbotschaft, die geben wir nicht her. Denn der Brauch ist etwas Schöneres als nur essen und trinken, der Brauch bringt uns eine Freude ins Herz, und eine Freude wollen wir haben, weil wir sonst genug Kreuz tragen und Verdruß durch das ganze Jahr. Und so dank ich euch jetzt, ihr wackeren Osterreiter, im Namen der ganzen katholischen Kirche für eure frohe Botschaft. Ihr habt jetzt die Osterfreude auch den Nachbarorten verkündet und dafür sei euch Dank gesagt. Und wie ihr heute den Heiland ins Land hinausgetragen habt, so sollt ihr den Herrn immer tragen, sollt ihn in euern Herzen tragen durch den Glauben an ihn und durch die Liebe zu ihm. Und noch etwas. Auch eure Pferde haben den Heiland getragen. Eure Pferde müssen sonst das ganze Jahr die Last und die Hitze des Alltags auf sich nehmen. Heut haben auch sie Gottesdienst gehabt, heut haben eure Pferde den Auferstandenen tragen dürfen. Von der Stunde sind eure Pferde gesegnet und der Segen muß übergehn auf eure ganze Landwirtschaft, auf Haus und Hof und Stall und Vieh, auf all euer Hab und Gut. Und den Segen nehmt jetzt mit in eure Wohnungen und freut euch dran und danket dafür. Und ich wünsche nur eins, daß euer schöner alter Brauch niemals aufhöre hier im Gebirge. Nein, die spätesten Geschlechter weitum im Land sollen noch sagen müssen: wenn man schöne Ostern sehn will, muß man nach Tyssa gehn und so schöne Ostern gibts nimmer auf der Welt als wie zu Tyssa im Erzgebirge. Amen."

Es entstand eine kleine Pause und der alte Vorreiter auf seinem Pferde sprach jetzt den Dank an seine Mitbrüder aus: „Ich danke meinen verehrten Genossen für den schönen Osterritt und so Gott will, reiten wir nächstes Jahr wieder." Doch hatte es dem Mann ein wenig die Stimme verschlagen und ein dankbarer Blick aus seinen hellen Augen fiel auf mich herab am Kirchportal. Dann schwenkten die Pferde und in schönem Trab und unter den Klängen der Musik zogen die Reiter von dannen. Das Volk verlief sich.

Es ist in der Tat von Bedeutung, wenn das Volk seine Freude nicht mehr im Innern verbergen kann, sondern aus Inbrunst der Erlösungswonne hinausgedrängt wird über die Gemarkung der Ortschaft, um jubelnd allen Geschöpfen den Sieg des Herrn zu verkünden. Da geht eine große Weihe über die Landschaft hin, und gesegnet ist Luft, Feuer, Wasser und Erde. Den Brauch muß Führich in seiner Jugend geschaut haben: daher seine Gedanken von den Elementen. Und sein Bild vom Feuer zeigt den Engel mit der Osterkerze.

Digitized by Google

Nach dem feierlichen Hochamt traten der Pfarrer und ich aus der Kirche. Die Leute am Kirchplatz sahen uns mit dankbarer Ehrfurcht an. Und das ganze Bild, die braven Leute, die schlichten Häuser, die weite Landschaft, es hätte alles nicht sonniger sein können. Und in den blaugoldigen Himmel hinein ragte das schwarze Türmchen der Kirche. Beim Aufstieg zur Pfarrtreppe sah ich mannigfache Kräutlein sprießen vor dem Tor, zart wie der Schlummer eines Kindes, und alles weitum lag bereits so grün überhaucht, und mit Maßliebchen bestreut, daß ich durchaus auf einem Nachmittagsausflug bestand.

Die Ministranten mußten mich hinaufbegleiten zu den Tyssauer Wänden. Gleich unter den Felsen beginnt eine dünne Forstung mit allerhand Gesträuch am Saume hin. Und ein jeder Strauch sieht seine jungen Knöspchen treiben, große und kleine, mollig und herb, flaumüberzogen und braun gepudert, rotüberhaucht oder lilabemalt, und weithin am Rande des Waldes alle Schattierungen von Braun und Oliv und Mattgelb und Graugrün und Saftrot. Man meinte das Wogen aller Kräfte zu erlauschen. Und die Sonne spielte mit warmen Händen unter Busch und Strauch.

Wie wir zurücksahen, machten mich die Buben aufmerksam auf die rassigen Häuser im Tal. Am besten passen die hohen Giebel und die Wände mit Fachwerk. Das ist Heimatstil und hätte auch beim neuen Gasthof angewandt werden sollen. Wie stimmungsvoll kann man doch die Landschaft zieren, wenn man nur ein wenig auf ihre Geschichte achthat.

Gleich beginnen jetzt die Felsen. Diese Tyssauer Wände sind beachtenswert, sie sind so was wie eine Dolomitenminiatur. „Hier ist der Januskopf", belehrten mich die Schüler. Richtig, und hoch ragt das steinerne Haupt in die Bläue empor: Augen, Nase und Mund, alles ist von der Natur so ziemlich getroffen. Und wieder sahen die Felsen aus wie richtige Schloßmauern und wieder lag alles in Ruinen. Anderswo baute sich alles wieder auf zu assyrischen Königspalästen und wieder ging man in Ägypten durch eine Reihe von Pylonen und staunte in die Höh zu den Lotuskapitälen: ein Zauberreich, eine Traumlandschaft, eine Märchenwelt. Die Jungen wußten alles gut, die Säulen des Herkules, die Klausenkirche, die Enge Gasse, den Höllentrichter und endlich stiegen wir tief in die feuchten Gründe hinab durch die Hühnersteige. Bisweilen wollte einen doch das Grauen überkommen, wenn die Wände so überhängend vortraten oder eine Zyklopenzinne die Wolken zu streifen sich vermaß, nur auf dünner Schneide sitzend oder mit der Pfahlspitze im Sande wurzelnd, dabei schon schief geneigt oder doch an den Kanten geborsten, dann wieder, was auch vorkommt, wenn ein Riesenblock eingeklemmt in der Kluft oben schwebt, durch die man wandert, und vom Stein die Tropfen niederfallen mit der Regelmäßigkeit eines Pendelschlags aus der Unterwelt und jeder Tropfen der letzte sein kann, weil der Stein genug unterwaschen. So atmete ich auf, als wir aus dem Gewirre herausfanden ans Licht und hatten den Eindruck, daß sich das allerdings nicht beschreiben läßt. Und wie wir uns zurückwandten, sahen wir oben am Felsengrad zwei Schulmädchen sitzen, die eine rosenrot, die andere himmelblau gekleidet, wie zwei Alpenblümchen auf hohem Gestein ragten sie keck in den klaren Himmelsgrund. Wie ich meinen Buben den Vergleich sagte, lachten sie herzhaft. Dann erzählten sie von den Versteinerungen, die sie hier angetroffen, von Muscheln und Schnecken. Am Waldrand fanden wir überall das grünende Heidelbeerreisig und den warmen Hang hinunter ging es wieder dem Pfarrhof zu. Und überall die Wiesen hinab standen die Maßliebchen offen. Gewiß, die Blumen sind das Lächeln Gottes.

Digitized by Google

Noch hatten der Pfarrer und ich dem Nachbargeistlichen von Königswald einen Besuch abzustatten. Wir trafen ihn zum Glück daheim. Der Pfarrer ist unter den Photographen ein Künstler. Von seinen Reisen bringt er stets Bilder heim, die eher Gemälde sind als bloße Lichtaufnahmen. Zu Hause bemalt er die Platten und vermag sodann Lichtbilderabende zu geben vor Tausenden von Zuschauern. Seine Kirche ist ein Juwel, die Altäre im Festglanz sind Abbilder aus den Domkapellen vom Himmelreich.

Wie wir uns auf den Heimweg machten, war die Sonne schon untergegangen. Tiefer im Wald sang die Amsel. Vom Forstrand her leuchtete jenes erste unsäglich zarte Grün, wie es nur die Birken tragen. Auf den Wiesen prangten überall die Schlüsselblumen und die weißen Küchenschellen. Die Buchen hatten ihr goldbraunes Herbstlaub noch an. „Bald muß es fallen", sagte der Pfarrer, „bei der Wärme muß es ja treiben". Und wieder trillerte eine Lerche aus der Höh, und aus der Ferne äugten jetzt die Lichter der Pfarrgemeinde herab.

Am andern Morgen mußte ich Abschied nehmen. Unter seinem Haustor beugte sich der Pfarrer noch lang über das Terassengeländer vor und winkte mir nach. In einem Villengarten schafften zwei Gärtner. „Was ist denn mit euch?" rief ich sie an, „ihr seid mir ja nicht beichten gekommen". „Wir, wir", stotterten sie, „es hat sich nicht gegeben". „Ihr hättet kommen sollen, das hätte euch selber glücklich gemacht; so geht wenigstens in Peterswald, wenn dort die Mission ist". Und mit herzlichem Händedruck verabschiedete ich mich. Die beiden wären sicher gekommen, wenn man sie persönlich hätte einladen können. Behüt euch Gott, ihr lieben Leute.

Ich wanderte zu Fuß den schönen Feldweg hinab. Zwei Kinder begegneten mir, die hatten die Hände voller Schlüsselblumen. So vorgeschritten war das Wachstum vor acht Tagen noch nicht gewesen. Doch der Odem des Auferstandenen hatte die Flur gestreift: da war es wie ein Schimmer über die Wiesen dahingegangen, ein Leuchtgeflirre und wogender Schein, und nun lag alles da im lachenden Osterſprossen. Öfters sah ich zurück und immer noch meinte ich die letzten Klänge zu vernehmen vom Osterlied, wie es feierlich an den Felsen hinzieht hoch en an den Wänden von Thssa.

Digitized by Google

Verschollen!

Erzählung aus dem Volksleben von M. Buol

(Fortsetzung.)

Diese Nacht konnte sie lange nicht schlafen. War es Fieber, dieses heiße Hin- und Herwogen in ihren Adern, dieses rasche Fliegen ihrer Pulse? O freilich, seit einigen Tagen schon hatte sie sich nicht mehr wohl gefühlt, hatte sich's nur selber nicht gestehn wollen. Wie wenn sie krank würde, jetzt, mit all der schweren Winterarbeit, die ihrer harrte? Keine Stelle dann mehr, kein Verdienst! Nein es durfte nicht sein, um ihres Kindes willen nicht! Noch nie in ihrem Leben hatte sie sich so vor dem Krankwerden gefürchtet wie gerade jetzt. Wenn Rigo sie nicht mehr hätte, wen hätte er dann? Die Mutter im Himmel droben? O die würde sich wohl nicht herbeilassen, für ihn zu sorgen!

Unsäglich bitter war ihr des Kindes Liebe zur Madonna. „Madre più dolce il mondo non ha!" Wie mit Feuerlettern hatten sich diese Worte ihr eingebrannt. Sie hätte sie gern vergessen und konnte nicht. „Madre più dolce . . ." Eine süßere Mutter gab es nicht für Rigo als die da droben. Sie, die arme irdische Mutter, sie durfte sich mühen, durfte arbeiten und verdienen, aber die süße, die geliebte Mutter, die war doch nicht sie, die war die andere!

Auch Giovanni hatte die Madonna zärtlich geliebt. Es war das einzige, was er seiner Frau gegenüber von seinem katholischen Glauben durchblicken ließ. Von der Madonna sprach er ganz so wie man von einer zärtlich geliebten Mutter spricht. Aber das hatte sie nie geärgert. Giovanni hatte seine eigene Mutter früh verloren; was Wunder, wenn er sich, auch schon zum Manne geworden, noch schwärmerisch nach Mutterliebe und Mutterfürsorge sehnte! Entbehrte Mutterliebe ersetzt einem niemand, nicht einmal ein geliebtes Weib!

Ein kleines Erlebnis aus der ersten Zeit ihrer Ehe kam ihr in den Sinn. Es war der erste Maienmonat seit ihrer Hochzeit. Damals wohnten sie noch im Dorfe drunten, denn das Haus, das sie jetzt bewohnte, war erst im Bau. Eines Sonntags hatte er sie hinaufgeführt, um den Bau anzusehen, und nun kehrten sie gegen Abend wieder heim. Still, selig wie zwei Liebende wanderten sie über die grünen

Digitized by Google

Hänge und Johanna freute sich der erwachenden Alpenblumen, die ihr etwas so Neues waren, freute sich der tiefblauen Enzianblüten und der Bergvergißmeinnicht mit ihren großen Blumensternen.

Da sagte Giovanni: „Weißt du auch, meine bella Bionda, warum im Mai so viele Blumen sind? Weil es der Monat der Madonna ist."

Lächelnd hatte er es gesagt, und auch sie hatte gelächelt, damit er nicht meine, daß sie ihm böse sei, wenn er von seiner Madonna rede. Das hatte ihm vielleicht Mut gegeben, denn als sie dann ins Dorf zurückkamen, bat er sie, nur für einen Augenblick mit ihm in die Kirche zu kommen, wenn sie etwas Schönes sehen wolle. Das Schöne sei nämlich der Maialtar.

Es war das erstemal, daß sie die Kirche ihrer neuen Heimat betrat. Eine kleine weißgetünchte Kirche, reinlich aber schmucklos. Am rechten Seitenaltare eine Marienstatue in grellblauem Mantel, und der ganze Altar besetzt mit kleinen Holzgerüsten worauf Stearinkerzen aufgesteckt waren. Hinter der Statue eine große Spiegelscheibe; die sollte wohl, wenn einmal die Kerzen angezündet waren, die Lichterzahl für das Auge verdoppeln.

„Abends solltest du erst hier sein, wenn die Lichter alle brennen!" flüsterte Giovanni bewundernd.

Johanna schämte sich, daß ihr Giovanni sich an solch kindischem Prunk erfreue. Aber er war wohl daran gewöhnt von Kindheit an. Und weh tun mochte sie ihm nicht, mochte ihm nicht sagen, wie lächerlich und geschmacklos sie das alles finde. So haschte sie denn nach einem freundlichen Worte, das doch keine Lüge wäre.

Da fiel ihr Blick auf ein altes, dunkles Bild an einer Wand des Kirchenchores. Das Brustbild einer Frau mit dichtem schwarzem Schleier und verschlungenen Händen. Und sie sagte: „Diese Madonna gefällt mir besser als die andere mit dem grellblauem Mantel."

Giovanni war es zufrieden. Später erzählte er ihr, daß das alte Bild im Chore das Abbild der gnadenreichen Madonna von Sankt Nikolaus sei, die drüben auf der deutschen Seite verehrt werde.

Das war Johannas erster und auch ihr letzter Besuch in der Kirche von Ruffrè gewesen. Sie hatte seither nicht viel mehr daran gedacht. Nur jetzt in dieser schlaflosen Nacht kam ihr die dunkle Madonna immer wieder in den Sinn. Es war, als habe sie das Bild erst gestern gesehen. Sie trachtete zu vergessen und konnte doch nicht.

„Madre più dolce il mondo non ha!"

Digitized by Google

O ja, diese ernste Frau im dunkeln Schleier, die war wirklich Mutter! Eine Mutter, die wohl viel gelitten haben mußte und Anderer Leiden mitfühlte. Und ihr Händefalten war nicht eigentlich die Stellung einer ruhigen Beterin; es war die ausdrucksvolle Bewegung mütterlicher Hände, die sich mitleidig zusammenschließen beim Anblicke der Leiden eines geliebten Kindes. Mutter war diese Frau und sie hatte einen Sohn, der Jesus genannt wurde. Und daß in diesem Einen alles Heil der Menschheit liege, das glaubte auch Johanna. Sie glaubte es, aber sie dachte nicht weiter. Kein Weib, auch die Maria nicht, sollte sich in die Kindesliebe ihres einzigen Sohnes eindrängen. Ihrem Manne wollte sie getreulich Wort halten und den Knaben katholisch erziehen. Sein Herz aber, das wollte sie mit Niemand teilen. Auch mit der Mutter des Heilandes nicht!

VIII.

In den folgenden Tagen hatte Johanna viel stille Arbeit im Hause. Sie mußte sich und ihr Kind mit Kleidung ausrüsten für den Winter. Sie war immer tüchtig gewesen mit Schere und Nadel; das kam ihr jetzt zustatten. Sie flickte Altes und schaffte Neues, und besonders freute sie sich, daß ihr ein Anzug für Rigo so gut gelungen war. Ein Matrosenanzug! Er saß dem Kleinen reizend. Da konnte man gleich sehen, daß das kein gewöhnliches Nonsberger Büblein sei, sondern ein kleines Herrchen. Und einmal würde wohl auch die Zeit kommen, wo er ein großer Herr, ein richtiger Herr wäre.

Stundenlang saß sie an ihrem Tische und nähte. Und während die Maschine rasselte und Stich um Stich so schön gleichmäßig unter der hastenden Nadel hervorkam, war Johannas Geist kaum weniger tätig als ihre fleißigen Hände.

Ihre Pläne nahmen immer festere Gestalt an. Den Winter würde sie freilich in der Pension Ringler zubringen, wie sie es schon versprochen hatte. Aber für den Frühling wollte sie sich um eine andere Stelle umsehen. Was tat sie noch hier? Giovannis Haus war nicht mehr das ihre; an Giovannis Heimat fesselte sie nichts, nicht einmal ein teueres Grab. Weg aus den wälschen Landen wollte sie, weg aus Tirol! In ihrem eigenen, schönen Sachsenlande sollte ihrem Kinde eine glückliche Zukunft werden. Und ihr Kind würde dort endlich seine Madonna vergessen!

Und als wieder der Sonntag kam, der letzte Sonntag vor ihrer Abreise, da war sie mit all ihren Plänen im Reinen. Sie wollte die Sonntagsruhe benützen, um nach Leipzig an Frau Justizrat Tessendorf zu schreiben und sie

Digitized by Google

um Hilfe zu bitten. Die Frau Justizrat hatte ihr beim Abschied gesagt: „Hannchen, sollten Sie einmal etwas brauchen, so wenden Sie sich an mich!" Das Wort hatte Johanna nicht vergessen.

Es war ein ausführlicher Brief, den Johanna ihrer einstigen Herrin schrieb. Sie mußte ihr doch vor allem beteuern, daß sie ihre Ehe mit Giovanni Larcher keinen Augenblick bereut habe, daß er der beste, liebevollste Gatte gewesen sei, den ein Weib sich nur wünschen könne. Nun aber stehe sie als Witwe allein mit einem Kinde in der Welt, und für das Kind wäre es besser, in Deutschland aufzuwachsen. Sie wisse, daß die Frau Justizrat viele vornehme Beziehungen habe und daher in der Lage sei, ihr eine gute Stelle zu verschaffen. Wenn der gnädigen Frau das gelänge, dann könne sie zeitlebens des Dankes einer armen Witwe sicher sein.

Johanna hatte den Brief sorgsam entworfen und war eben am Reinschreiben, als Gina und Rigo, die im Walde spazieren gewesen waren, hereinkamen.

„Ach, ihr schreibt einen Brief," sagte Gina. „Den könnte ich wohl mit auf die Post nehmen, wenn ich nun zur Dottrina (Christenlehre) ins Dorf gehe."

Johanna nahm den Antrag dankbar an. Nur ein bißchen warten möge Gina noch. Aber die wollte von Warten nichts hören. Der Pfarrer warte auch nicht, und sie sei ohnehin spät daran. Und so ging sie.

Johanna gab dem Kleinen sein Holzpferdchen zum Spielen und hieß ihn hübsch still sitzen; Mütterchen habe zu schreiben. Aber Stillsitzen war nicht Rigos Art. Gleich stand er, mit seinem Pferdchen im Arme, neben ihr, reckte sich auf seine Fußspitzen und wollte sehen, was „Mamma" treibe.

Sie lächelte ihm während des Schreibens zu. Es war ihr ein trautes Gefühl, das Kind neben sich zu haben.

Bald war sie fertig. Und weil Gina nicht hatte warten wollen, mußte sie wohl selber mit dem Briefe ins Dorf hinab. Denn zu den Seehäusern kam der Postbote nur die Woche zweimal.

Mit dem Kleinen an der Hand wanderte sie langsam bergab. Im Dorfe war zwar die Post Sonntag nachmittags immer geschlossen, aber das machte nichts; sie konnte ja den Brief in den Einwurf geben.

Als Rigo sah, daß die Mutter einen Brief aufzugeben hatte, patschte er seine Händchen bittend zusammen. Das Ding wollte er hineinwerfen. Lachend reichte ihm Johanna den Brief, und hielt zugleich den Deckel des Einwurfs offen.

Digitized by Google

Und dann, weil Rigo trotz allen Reckens und Streckens noch zu klein war, hob sie das Büblein ein bißchen in die Höhe. Auf solche Weise gestaltete sich das Briefaufgeben freilich zu einer umständlichen Sache; um so größer aber war Rigos Triumph, als es geglückt war.

Er war bei seinem Werke nicht ohne Zeugen geblieben. Der Expeditor, der im Postraume beschäftigt war, schloß plötzlich das Fenster auf und steckte den Kopf heraus.

„Sieh da, Siora Giovanna," sagte er schmunzelnd, „mir scheint, der Kleine will Postbote machen!" Und dann, während Giovanna seinen Gruß erwiderte: „Mir fällt gerade etwas ein, Siora! Es ist ein rekommandiertes Schreiben für Sie da. Das heißt, ich weiß nicht bestimmt, ob es auch wirklich für Sie ist. Auf der Adresse steht nur »An Frau Larcher«. Und solche gibt's ja viele im Orte. Aber weil der Brief aus Deutschland kommt, dachte ich . . . ."

Er wandte sich zurück und griff in eines seiner Postfächer. „Sehen Sie nur, ob Ihnen die Schrift vielleicht bekannt ist."

Die Schrift war Johanna nicht bekannt. Doch als sie den Brief wandte, las sie auf der Rückseite: „Absender: A. Schütter, Dresden."

„Der Brief ist für mich!" sagte sie rasch.

Der Expeditor reichte ihr durchs Fenster den Empfangsschein und bemerkte, das sei sonst nicht der Brauch, denn, wenn die Post geschlossen sei, dann sei sie eben geschlossen. Aber für die Siora Giovanna wolle er eine Ausnahme machen.

Es war seltsam, daß man Johanna in Ruffrè meist „Siora" nannte. Sie war doch nur eines armen Maurers Weib. Aber ihre ruhige weibliche Würde flößte den Leuten eine unbewußte Achtung ein.

Kaum hatte der Expeditor das Fenster wieder geschlossen, so erbrach Johanna den Brief. Ihre Hand zitterte heftig. Schütter? Was wollte der? Sie hätte sich kaum gewundert, wenn er ihr zu Weihnachten oder zu Neujahr einen kurzen Gruß gesandt hätte, nur daß man solche Sendungen nicht einschreiben läßt. Aber nun war's kaum ein Monat seit seiner Abreise. Das war sicher kein zweckloses Schreiben. Schütter kannte ihre Verhältnisse. Vielleicht wußte er eine Stelle für sie oder einen guten Rat für die Zukunft ihres Knaben!

Ein Blick in den Brief! Da fing sie zu zittern an. „Komm, Kind, geh'n wir nach Hause," murmelte sie, und faßte die Hand des Kleinen.

Digitized by Google

Indessen war im Kirchlein die Stimme des Predigers verstummt. Die Leute drängten heraus und zerstreuten sich.

Ehe Johanna sich dessen versah, stand Gina neben ihr. „Ach, Giovanna, guten Abend! So seid ihr doch herabgekommen mit euerm Briefe?“

Johanna sah die Alte verständnislos an. Sie erinnerte sich kaum mehr, einen Brief aufgegeben zu haben. Der andere Brief, der, den sie in der Hand hielt, füllte jetzt all ihr Denken aus.

Gina faßte Rigo an der Hand. Ob sie ihn für einige Augenblicke mit sich in die Kirche nehmen dürfe, fragte sie.

Johanna bejahte die Frage. Sie wußte kaum, was Gina gesagt hatte; sie war nur froh, daß ihr das Kind abgenommen wurde. Ja, seltsam genug, sie war froh, ohne Rigo zu sein.

Und nun hastete sie den Berg hinan. Bald hatte sie die Kirchgänger überholt, die ihr während des kurzen Gespräches mit Gina vorangekommen waren. Flüchtig, gedankenlos erwiderte sie die Grüße. Immer rascher wurde ihr Lauf, immer größer ihre Angst, von einem Bekannten erreicht und angesprochen zu werden.

Nie hatte sie den Heimweg vom Dorfe in so kurzer Frist zurückgelegt. Und nie war er ihr doch so lang erschienen.

Endlich war sie droben, eilte in ihre Stube, warf sich hochaufatmend auf einen Stuhl. Dann las sie den Brief, den ihre bebende Hand unwillkürlich zerknittert hatte. Wort für Wort las sie und trachtete ruhig zu bleiben, zu verstehn, zu erwägen.

„Verehrte Frau Larcher! Erschrecken Sie nicht über den Inhalt dieses Briefes! Lesen Sie ihn ruhig und aufmerksam und dann überlegen Sie, ob Sie die Frage, die ich an Sie stelle, bejahen oder verneinen sollen.

Diese Frage lautet kurz und einfach: Wollen Sie meine Frau werden, Johanna?

Weit von mir ist der Gedanke, daß ihr Herz ihrer ersten Liebe untreu werden sollte! Mir genügt es, ihre Achtung, ihre Freundschaft zu erwerben. Ich weiß, Sie sind eine Frau in der Blüte der Jahre und ich ein alter, kränkelnder Mann. Aber ich weiß auch, daß Sie nie aus Leidenschaft eine zweite Ehe eingehen würden. Wenn Sie das tun, dann tun Sie es aus Überlegung und aus reinstem Pflichtgefühl.

Sie haben ein Kind, Johanna, einen hoffnungsvollen Knaben, in dem Ihr betrauerter Gatte für Sie weiterlebt. Sie sagten mir, es sei sein Wunsch gewesen, dem Sohne eine bessere Lebensstellung zu bereiten als ihm selber vom Schicksal beschеert war. Sie sagten mir auch, die Erfüllung

Digitized by Google

dieses seines höchsten und letzten Wunsches sei Ihr einziges Ziel, Ihre einzige Aufgabe. Wohlan, lassen Sie mich diese Aufgabe teilen, Johanna! Geben Sie mir ein Recht, für Ihren Sohn zu sorgen. Was ich Ihnen vorschlage, ist nichts Unbestimmtes, Unklares. Ich bin kein Poet, ich bin Geschäftsmann. Ich weiß genau, was ich versprechen kann, ohne meinen eigenen Kindern ein Unrecht zu tun. Sobald ich so glücklich bin, Ihr Jawort zu haben, lasse ich einen notariellen Vertrag aufsetzen, der Ihnen eine Lebensrente und Ihrem Sohne einen Erziehungsbeitrag sichert. Über die Höhe dieser beiden Beträge werden wir, denke ich, ohne Mühe schlüssig werden.

Um Ihr Zartgefühl zu beruhigen, füge ich gleich hinzu, daß meine Kinder meine Absicht, mich wieder zu verehlichen, kennen und damit einverstanden sind. Sie wünschen herzlich, daß ich in meinem Alter ein angenehmes Heim und eine treue Pflege habe. Sie werden Ihnen nicht nur ohne Mißgunst sondern mit herzlicher Achtung und Freundschaft begegnen.

Einen heikeln Punkt muß ich noch berühren. Es wird ratsam, vielleicht sogar notwendig sein, eine amtliche Todeserklärung Ihres Mannes beizubringen. Ich bin zwar kein Rechtskundiger, glaube aber, daß dies bei unsern sächsischen Behörden kaum auf ernstliche Schwierigkeiten stoßen dürfte.

Und nun, teure Johanna, gehn Sie mit Ihrem eigenen Herzen zu Rate. Es ist das starke, reine Herz eines deutschen Weibes; es kann Sie nicht täuschen. Ich sehe indessen geduldig Ihrer Antwort entgegen.

Gott befohlen! Ihr herzlich ergebener

Albert Schütter."

Johanna las den Brief mehrmals. Beim ersten Lesen war es ein Gefühl des Entsetzens, der Entrüstung, das in ihr aufstieg. Allmählig wurde sie ruhiger. Schütter hatte ein Wort ausgesprochen, das für Frauenherzen ein Zauberwort ist, das Wort: Opfer. Es liegt im Wesen des Weibes, sich opfern zu wollen. Selbst wenn man ihr Glück, Reichtum, sorgenfreies Leben anbietet, greift sie nicht hastig und gierig danach, sondern will, daß man ihr Zugreifen als ein Opfer betrachte. Und so grundehrlich Johannas Wesen war, auch sie war Weib und nicht ganz frei von dieser Selbsttäuschung. „Ein Opfer! ich muß ein Opfer bringen!" klang es in ihr. Und war das Opfer einmal gebracht, dann lag ihres Sohnes Lebensweg klar vor ihr, als eine schöne, ebene, gesicherte Bahn, um die sie nicht mehr zu bangen und sich zu mühen brauchte. Und während sie an das dachte,

Digitized by Google

kam ein Leuchten in ihr Auge und ein leichtes Rot trat auf ihre Wangen. Und es wurde ihr wohl ums Herz wie schon lange nicht mehr.

Nur eins entsetzte sie. Schütter schrieb von einer amtlichen Todeserklärung ihres Mannes. Das Wort kam ihr so furchtbar vor, so gefühllos! War es nicht, wie wenn man einem geliebten Toten, um sich seines Todes zu versichern, einen Dolch in die Brust stieße?

Todeserklärung! Während sie über dem häßlichen Worte brütete, stiegen, seit langem zum erstenmale wieder, ganz heimliche, nebelhafte Zweifel in ihr auf. War denn Giovannis Tod so unumstößlich sicher? Wer war Zeuge seines Todes gewesen? Oder wer hatte ihn überhaupt in Lebensgefahr gesehen? Gewiß, es war sehr unwahrscheinlich, daß er noch am Leben sei, aber unwahrscheinlich und unmöglich ist nicht dasselbe.

Heiß stieß ihr das Blut vom Herzen auf; eine bedrückende Angst kam über sie. O wenn doch jemand wäre, den sie um Rat fragen könnte! Jemand, der treu und herzlich mit ihr fühlte und doch mit unbefangenem Geiste ihre Lage beurteilte!

Der toten Mutter Bild stand plötzlich vor ihr. Was war die Mutter doch für eine stille, kluge Frau gewesen! Wie liebend für ihre Kinder! Wie geduldig und selbstvergessen! „O Mutter, wenn ich dich noch hätte!"

Ja, wenn sie die Mutter noch hätte! Johanna schloß die Augen und suchte sich zu sammeln unter dem Blicke jener Längstverstorbenen. Aber das brachte ihr keine Klarheit. Sie stellte sich vor, als sei die Mutter hier vor ihr, und als dürfte sie ihr alles erzählen, alles vertrauen, was sie so beängstigte. Alle ihre Wünsche, ihre Zweifel, ihre Sorgen! Dann aber mußte sie sich's gestehn, daß es ihr nicht so leicht gefallen wäre, sich der Mutter zu eröffnen. Und wenn die Mutter wirklich hier vor ihr stünde und fragte: „Was drückt dich, Hannchen?" ach, sie wüßte ihr nicht zu erwidern. Noch weniger wüßte sie selber eine Frage an die Mutter zu stellen. Die Frage, die sie zu stellen hatte, hing zu sehr mit den feinsten und zartesten Fasern ihres Herzens zusammen! Sie war ja kein junges Mädchen, das sich der Mutter an die Brust wirft mit dem seligen Geständnis: „Ich liebe!" Sie war eine Frau, deren Liebe im Grabe lag und die einen neuen, unsichern Weg vor sich sah.

Eine Mutter, die alles schon wüßte und der sie nicht erst alles erklären müßte, eine Mutter, die sie ohne viele Worte einfach kindlich fragen könnte: „Was soll ich tun?" die hätte sie jetzt gebraucht, die hätte ihr helfen können!

Digitized by Google

Da war's ihr einen Augenblick, als sähe sie eine ernste Frau, ganz eingehüllt in einen dunkeln Schleier, die Hände zusammengeschlossen wie in schmerzlicher Verwunderung. „Kind, was tust du?" schienen diese Hände zu sagen.

Das alte Madonnenbild im Kirchenchore von Ruffrè! Warum kam ihr das jetzt in den Sinn? Jüngst in schlafloser Nacht hatte sie sich zum erstenmale wieder dieses Bildes erinnert und hatte der ernsten Frau gegrollt, weil ihr Kind sie Mutter nannte. Und nun wieder grollte sie ihr, weil sie sich in stummer Abwehr vor den neuen, sonnigen Weg stellte, den der Brief aus Dresden ihr zeigte.

Wieder nahm sie den Brief zur Hand; nun aber las sie nur mehr die Schlußzeilen: „Fragen Sie Ihr Herz, Johanna!"

Da atmete sie auf, als habe sie einen Ausweg gefunden.

Ihr Herz, ja! Das Warme, Starke, Reine, das sie in sich trug! Schütter hatte Recht! Das konnte sie nicht täuschen!

Und ihr Herz hatte längst gesprochen. Ihr Herz gehörte ihrer ersten Liebe und würde nie eine andere Liebe kennen. Und ihr Herz war es, das ihr immer wiederholt hatte: „Er ist tot!" Tot oder untreu! Etwas anderes gab es nicht! Jeder Zweifel an seinem Tode war ein Zweifel an seiner Treue. Und mit diesem schmachvollen Zweifel im Herzen sollte sie ihre Tage in Giovannis verödeter Heimat hinschleppen, sollte hungern und darben, sollte den einzigen Sohn, Giovannis Freude und Stolz, wohl etwa zu einem Maurer in die Lehre geben, damit er Wasser trage und Sandkarren schiebe! Hieß das Giovannis Andenken ehren?

O nun wußte sie, wen sie um Rat fragen müsse!

Ihr Herz! Nur ihr Herz!

IX.

Vom schlanken Campanile von Sarnonico läutet die Essensglocke. Und in den Häusern des Dorfes regten sich überall geschäftigte Frauenhände, hoben die warme Suppe oder die dampfende Polenta vom Herde und setzten sie auf den Stubentisch.

Nur Fortuna Seppi hatte keine Eile damit; die machte sich erst jetzt ans Kochen. Sie brauchte ja für niemand zu sorgen als nur für sich und konnte zum Essen gehn, wann sie wollte.

Im Sommer hatte sie wohl die Tochter mit den Kindern bei sich gehabt; nun waren die längst wieder weg und sie saß allein in ihrem baufälligen Häuschen, das wie die

Digitized by Google

Wohnung einer Armen aussah. Seit Lorenzos Tode war sie wortkarg und menschenscheu geworden, und das nahm niemand Wunder. „Man muß sie nur lassen," sagten die Weiber, die am Brunnen vor dem Marienkirchlein zusammentrafen. Fortuna kam jetzt nie mehr an den Brunnen, wenn sie bemerkte, daß andere dort schöpften oder Wäsche hielten. Vorsichtig lugte sie von ihrer Freitreppe hinab und erst wenn sie sicher war, niemand zu begegnen, nahm sie ihre zwei kupfernen Eimer über die Schulter und ging ihren Wasserbedarf zu holen.

Mehr als ein halbes Jahr war um, seit der Pfarrer die Nachricht vom Tode des Sohnes gebracht hatte. Niemand wunderte sich, daß sie seit jener Zeit so düster und verschlossen war. Einer Mutter, die ihr Liebstes verliert, scheint keine Sonne mehr und lacht kein Himmelsblau. Ein solches Herz ist gebrochen, ist tot für die Welt. Glücklich, wenn es seinen Trost bei Gott sucht!

Aber Fortuna tat das wohl nicht. Wenigstens nicht mit jener Innigkeit und Hingebung, die des Himmels Trost herniederzieht. In ihrem Verkehr mit Gott war Fortuna immer pünktlich und sparsam gewesen, ganz so wie in ihrem Haushalte. Ihre Sonntagsmesse hätte sie um keinen Preis versäumt; einigemale des Jahres fand sie sich auch am Beichtstuhle des Pfarrers ein. Und im Übrigen war sie ein Weib, das man nie müßig sah, und dem man nichts Übles nachreden konnte.

Fortuna hatte Feuer gemacht. Sie bediente sich noch eines offenen Herdes, was nur die ärmsten Leute des Dorfes noch taten. Nun stellte sie über das Feuer ein kleines eisernes Gerüst und darauf die Pfanne mit Wasser. Während das Wasser sich langsam erhitzte, richtete sie alles Übrige für ihren kärglichen Mittagstisch zurecht. Von einem alten Brotlaib schnitt sie ein Stück ab, legte eine dünne Scheibe Käse dazu, und ging dann mit einem etwas schartigen Glase, dem einzigen, das sie in Gebrauch hatte, in einen kühlen, halbdunkeln Nebenraum, wo sie ihren Weinvorrat aufbewahrte. Richtiger Wein war's gar nicht, nur Treberwein, den die Wälschtiroler „Vin piccol" nennen. Aus einer großen Flasche, die mit einem entkörnten Maiskolben verschlossen war, nahm Fortuna ihren Bedarf, und kehrte in die Küche zurück, wo das Wasser in der Pfanne schon zu brodeln begann. Nun konnte es angehn. Ein paar Handvoll goldgelbes Maismehl schüttete Fortuna in die Pfanne, gab so viel Salz dazu, als sie zwischen drei Fingern fassen konnte, und begann mit einem flachen Holzscheidt die Masse umzurühren. Erst warf das gelbe, brodelnde Ding große Blasen,

Digitized by Google

die aufstiegen und wieder zusammenbrachen. Doch bald wurde es fester. Und Fortunas Holzscheit arbeitete fleißig, hob und wendete die Masse und ruhte keinen Augenblick.

So ging's eine Zeit lang. Plötzlich hielt die Alte inne, zog die Pfanne vom Feuer zurück, horchte.

In ihrer Stube drinnen hatte sie Lärm gehört.

Aber jetzt, wo sie ruhig dastand, hörte sie nichts mehr. Es war wohl Täuschung gewesen. O sie wußte ja, daß es Täuschung war! Und doch, sobald sie wieder zu arbeiten anfing, hörte sie den Lärm aufs neue. Es half nichts: sie hörte ihn! Und je mehr sie sich selber vorsagte, daß das alles nur in ihrer Einbildung sei, desto wuchtiger dröhnten drinnen die Schritte, desto lauter krachte der Boden, desto rücksichtsloser wurden die Laden auf- und zugeschoben.

Zuletzt hörte sie auch noch das Knistern und Knattern von Papier . . .

Nein, jetzt war's nicht mehr auszuhalten! Weg vom Herde, hinaus aus der Küche, hinein in die Stube!

Nichts . . . Niemand . . . Sie hatte es ja gewußt, daß es Niemand war! Aber was konnte sie machen? Wenn einmal der geheimnisvolle Lärm in der Stube sie äffte, dann fand sie keine Ruhe mehr, ehe sie nicht nachgesehen hatte.

Hatte sie auch sicher die Haustür gesperrt, als sie vorhin vom Brunnen zurückkehrte? O freilich hatte sie gesperrt, aber nachsehen mußte sie doch noch einmal.

Über die geklobenen Steinfliesen des Hausflurs schlappte die Alte zur Tür. Es war alles in Ordnung, der schwere Eisenriegel vorgeschoben. Sie konnte ruhig an ihre Arbeit gehn.

Ruhig? Als ob sie je Ruhe gefunden hätte, seit jenem schrecklichen Briefe! Warum hatte sie ihn nicht gleich zu Asche verbrannt? Warum steckte er noch immer ganz hinten in der großen Lade des Stubentisches?

Ja, warum? „Ich bin närrisch!" murmelte sie und hielt sich.

Aber sie wußte genau, daß sie bei klarem Verstande war. Wer keinen Verstand hätte, der könnte nicht so leiden, wie sie litt.

Zurück in die Küche! Die Polenta war jetzt gründlich verpfuscht. Aber das machte nichts! Essen konnte man sie doch. Und was übrig blieb, konnte man abends rösten; und wenn man's auch dann noch nicht hinbrachte, um so besser: dann reichte man länger damit. Denn das war das einzige, woran Fortuna noch Freude fand, das Sparen.

Sparen? Für wen? Sie wußte es selbst nicht. Lorenzo war nicht mehr, und ob nun ihre Enkelkinder ein paar Kronen mehr erbten, daran lag ihr schließlich nicht so viel.

Digitized by Google

Aber das Kargen und Darben war ihr eben seit ihrer Jugend zur Lebensgewohnheit geworden und nun im Alter konnte sie's nicht lassen.

Zitternd stand sie am Herde. Der Schrecken über den Lärm, der nichts gewesen war, steckte ihr noch in den Gliedern. Sie stand und schaute ins Feuer, das noch immer flackerte. Sollte sie nicht doch endlich ihren Peiniger vernichten? Dann wäre sie wenigstens die Furcht los, die sie Tag und Nacht quälte, dann würde sie kein Geräusch, keine Schritte mehr hören, würde sich nicht mehr mit der Vorstellung martern, daß ein Eindringling sich in ihre Stube schleiche, ihre Lade öffne und unter all dem Gerümpel, das dort hineingepfercht war, den Brief entdeckte . . .

Ihre dürren Hände stützen sich auf den Herdrand, ihre Knie zitterten. Sie mußte sich endlich entschließen, sie mußte! Sie war alt, sie konnte erkranken, konnte sterben . . . Und dann würde sie es nicht mehr hindern können . . . Dann würde man den Brief finden . . . Und doch durfte niemand ihn finden, niemand, auch Emilia nicht!

Nur einmal hatte sie ihn gelesen, den Schreckensbrief! Dann hatte sie ihn halb verwirrt in ein altes Buch geschoben und das Buch in eine Lade geworfen. Und seitdem hatte sie die Lade nur mehr geöffnet, um etwas, das ihr gerade lästig war, aus dem Wege zu räumen. Oft hatte sie gedacht: „Ich werde den Brief doch einmal herausholen und verbrennen". Aber der Brief war ihr wie eine glühende Kohle, sie hatte nie mehr den Mut gefunden, ihn anzufassen. Zuweilen schien es ihr, sie solle ihn nochmals lesen; es sei vielleicht nicht alles so schlimm, wie sie es das erstemal gelesen hatte. Dann wieder schauderte ihr vor dem bloßen Gedanken. Nein, nein, nicht lesen, nur verbrennen! Dazu mußte sie endlich den Mut aufbringen.

Schwächer wurde das Flackern des Feuers auf dem Herde. Und doch war's ihr, als müsse sie gerade dieses Feuer ausnützen. Aber noch zögerte sie, noch starrte sie willenlos in die Flammen, die kleinen, bläulichen Flämmlein, die launisch über der zuckenden Glut tanzten.

Da . . . ein lautes Klopfen an der Haustür! Fortuna schrickt zusammen. Doch faßt sie sich schnell und tritt hinaus. „Wer ist's?" fragt sie mißtrauisch.

Von draußen kommt unverständliche Antwort. Eine männliche Stimme ist's, die geantwortet hat, eine müde, milde Stimme, die wohl erraten läßt, daß der Besucher kein gefährlicher Gast ist.

Einen Augenblick noch zögert Fortuna. Soll sie öffnen? Keine Sorge! Es ist Mittagszeit, alle Nachbarn zu Hause.

Digitized by Google

Wer Schlimmes im Schilde führt, kommt nicht gerade zur Mittagszeit.

Sie schiebt den Riegel zurück, drückt auf die Klinke, öffnet. Da steht ein Mann vor ihr, mittelgroß, hager, einen Havelock um die Schultern, auf dem Kopfe einen Hut mit breiter Krämpe, der ein bleiches Gesicht beschattet. Nun fliegt über dieses Gesicht ein Leuchten frohen Erkennens; er streckt die Arme nach der Alten aus.

„Zia Fortuna!"

Sie starrt ihn eine Weile sprachlos an. Endlich findet sie ein Wort, ein einziges: „Giovanni!"

Und dann erhebt sie die Hände, und er meint, sie werde ihm um den Hals fallen. Sie aber greift ins Leere, wie jemand, der in einen Abgrund stürzt und sich noch halten möchte.

Und wie er sie in seinen Armen auffängt, da hat ihr starres Auge keinen Blick mehr. (Forts. folgt.)

Die Könige / Von Leo Sternberg

Die Ihr im einsamen Wald des leergewordenen Landes hinwandelt,
seid Ihr nicht wie Könige,
um die ein Heer sich schart?
Hinausgesendet habt Ihr Euer Heer und wandelt königlich beschützt!

Zu was seid Ihr vom Schicksal aufgespart,
während es abendrötet rings vom Blut der Millionen?
Für den Thron des Siegs? Für den letzten Kelch des Leids?
Bleibt Ihr allein zurück auf dem Gipfel des Ararat,
den Samen der sinkenden Zeit zu retten auf anderen Stern?

O, haltet Euch bereit,
Ihr Könige,
die Ihr im einsamen Wald des leerer werdenden Landes hinwandelt,
im Schweigen der Berge!
Um Eure Schultern weht der Mantel der Ewigkeit.

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Der umgekehrte Weg

Im „Gral" ist schon wiederholt auf einen verhängnisvollen, geradezu notwendig zur künstlerischen Verarmung führenden Fehler hingewiesen worden, in welchen so viele Kritiker verfallen. Es kommt nämlich häufig vor, daß die Kritiker sich zuerst in eine auffallende Vorliebe für eine besondere künstlerische „Richtung" hineinleben und dann kurzerhand alles ablehnen, was dem Kanon dieser Richtung nicht entspricht. So haben z. B. jene katholischen Kunstrichter, die ganz auf die herrschende Mode eingeschworen waren, in den seltensten Fällen das Verständnis dafür aufbringen können, daß es außer den oft sehr engen Schranken ihrer literarischen „Richtung" auch wahre Kunst geben könne, und aus diesem Grunde die dem modernen Kanon selbstverständlich nicht entsprechende katholische Dichtung in Bausch und Bogen abgelehnt. Andere machen sich, bevor sie an die Ausübung ihres kritischen Amtes schreiten, besondere ästhetische Theorien zurecht, die ihnen die kritischen Maßstäbe liefern müssen — was dazu nicht paßt, wird abgelehnt. Unzweifelhaft ist der umgekehrte Weg der richtige: der Kritiker soll an ein Werk nicht mit vorgefaßten Meinungen herantreten, sondern trachten, möglichst unbefangen den Dichter zu verstehen und ihm gerecht zu werden. Der Dichter ist doch nicht des Kritikers wegen da, sondern umgekehrt. Der Kritiker soll trachten, sich in den Dichter einzuleben, nicht umgekehrt. Das letztere wäre ja der Tod aller wahren, aus den Tiefen frei quellenden Dichtung.

Noch schlimmer wird die Sache, wenn der Kritiker auf Grund vorgefaßter, vielleicht sehr anfechtbarer, jedenfalls nicht unfehlbarer Meinungen über die Dichtung einer ganzen Periode den Stab bricht. Ein nicht nachahmenswertes Beispiel einer derartigen kritischen Scharfrichterei finden wir im 4. Hefte der Zeitschrift „Hochland", wo Friedrich Märker über die gesamte Kriegsdichtung von heute das folgende Urteil fällt:

> „Was heute als ‚Kriegsdichtung' veröffentlicht wird, ist Unkunst, die sich mit mehr oder minder zufälligen Äußerlichkeiten beschäftigt, ist Epigonendichtung, die Nachempfundenes früherer Zeiten gibt, ist wie 1870/71 rhetorische Phrase und gereimte Politik. Aber kein, kein einziges Dichtwerk, denn dieser

Digitized by Google

Krieg ist uns aufgezwungen, ist dem Tiefsten unserer Seele fern (!), und Germanen, denen Dichten wirklicher Beruf ist, schaffen nur aus den Tiefen und Höhen ihrer Seele."

Der Schlußsatz deutet an, wie der Kritiker zu diesem vernichtenden Urteile gekommen ist. Er hat sich folgende Theorie zurechtgezimmert: jeder wahren Dichtung liegt ein seelisches Erleben zugrunde. Dieser Krieg kann aber zu neuem, oder doch wahrem dichterischem Erleben seiner selbst nicht führen, denn er ist uns aufgezwungen, ist nicht die Erfüllung einer Sehnsucht (!), sein Zweck und Ende kann für die seelische Entwicklung des Einzelnen wie des ganzen Volkes nichts Notwendiges, Erstrebtes bringen (!!) — und die Seele eignet sich nur an, was sie erstrebt und erringt. Dieser Krieg kam uns als Pflicht. Dagegen empfanden 1813 gerade die Dichter die Notwendigkeit des Krieges, ersehnten ihn. Wir kämpfen heute nur, weil es die Pflicht heischt, und nur in der starken Hingabe an die Notwendigkeit liegt alle Möglichkeit für das dichterische Gestalten unserer Zeit. Der Ethiker mag Gründe haben, sich gegen den Feind zu entrüsten, doch nicht der Dichter, dessen Wesen es ist, alles Menschliche verstehend zu gestalten, *der parteilos ist und sein muß* (!!!), selbst wo er Partei nimmt.

Nach dieser Begründung kommt nun das oben zitierte, die gesamte Kriegsdichtung unserer Zeit kritisch vernichtende Urteil.

Man muß sich zurückhalten, um eine derartige kritische Methode nicht mit einem scharfen Worte zu kennzeichnen. Es dürfte wohl kaum einem Leser entgangen sein, auf wie schwachen Füßen der Märker'sche Beweis ruht, daß unsere gesamte heutige Kriegsdichtung deshalb Unkunst sein muß, weil der Krieg uns aufgezwungen ist, weil unsere Dichter ihn nicht ersehnt haben. Fast jeder Satz dieser Beweisführung ist anfechtbar und gerade inbezug auf den Kernpunkt, der aus dem Vergleiche mit 1813 herausspringt, dürften die Anschauungen und Meinungen Märkers wohl geradezu *vereinzelt* dastehen. Und aufgrund solcher höchst anfechtbarer Theorien, die sich überhaupt nicht beweisen lassen und über die auch in den Kreisen der Urteilsberufenen die Meinungen weit auseinandergehen, wird über die *gesamte* Kriegsdichtung von heute vernichtend abgesprochen! Gegen eine solche Methode muß sich doch der natürliche Gerechtigkeitssinn zur Wehr setzen! Das ist nicht mehr Kritik, das ist willkürliches Absprechen aufgrund ganz unzureichender Voraussetzungen. F. E.

Digitized by Google

Stimmen der Zeit

Nicht zerschellen, aber verfaulen..

Gewaltige Feinde hat der „deutsche Wille" schon zu Boden geschmettert, nur einen hat er auch in dieser Zeit gewaltsamster Anstrengung aller seiner Kräfte nicht überwinden können — den Wurm, der an seinem Marke frißt. Wir sind noch mitten im Kriege, mitten im furchtbaren Ringen um die Grundbedingungen unseres Volks- und Staatslebens, und schon wagt sich das ekle Gezücht jener Literatur, für die „Kunst" und „Geilheit" identische Begriffe sind, aus seinen Schlupfwinkeln hervor, in die es der erste Kanonendonner zurückgescheucht hatte.

Besonders unsere Schaubühne ist im zweiten Kriegsjahre um kein Haar besser als anno dazumal, da das Theater unentwegt in dem einen Zeichen der Tierkreise, im Zeichen des miſtduftenden Borstentiers stand . . . Nur eins ist besser geworden: Es sind jetzt doch mehr Leute da, die diesen Zustand als einen unwürdigen, gefahrdrohenden empfinden. Nur sind das meistens Leute, um die sich unsere Bühnenleiter nicht kümmern. Die, um die sie sich ganz allein kümmern, das sind die, die ihre Kassen füllen und die wiehern und heulen ja nach solcher Kost und halten mit Geld und Beifall zurück, wenn gesunde und edle Kunst sich irgendwo schüchtern auf die versäute Bühne wagt. Und darum ist kein Besserwerden und keine Aussicht auf Besserwerden. Alles kommt wieder auf unser ceterum censeo hinaus: keine gesunde und edle Kunst ohne Rückkehr der Nation oder doch des größten Teils der Nation zu gesunder und edler Lebensauffassung. Und weil an eine solche Umkehr ohne durchgreifende religiöse Erneuerung nicht zu denken ist, darum gibt es nichts Ungeschickteres als die Idee, mit einer von religiösen Gedanken und Einflüssen völlig gereinigten Kunsterziehungsarbeit die Dinge ändern und bessern zu wollen.

Stehen etwa kleine und geringe Dinge auf dem Spiele? O nein, nicht weniger als die Entscheidung, ob das blutige Ringen unseres Volkes auf den Schlachtfeldern, auch wenn der Sieg es krönen sollte, um eine längst verlorene Sache geht! — So denkt auch Friedrich Lienhard, der im „Türmer" schreibt:

Digitized by Google

„Es gibt in unserm Heldenvolk Händler genug, die ein Interesse daran haben, den jetzigen Zustand (des Schmutzes) aufrechtzuerhalten und die dafür Gründe ins Feld führen können. Sie selbst fühlen sich im Fließenden, Unfesten, Möglichen der Geschäfte und der immer neuen Reizungen wohl. Sie selbst würden sich in ihrem Naturell beengt fühlen — nicht die Kunst. Und so gibt es auch Dichter genug, die durch die bisher gezüchteten Bedürfnisse nach ‚Interessantem' und ‚Amüsantem' mit emporgezüchtet worden sind. Was nützt es, dem Volke Reinheit der Ehe oder Ehrfurcht vor dem Edelweiblichen als Grundlagen aller gesunden Staatsgemeinschaft einzuprägen, wenn auf der Bühne im mißbräuchlichen Namen der Kunst die Brunst verherrlicht wird? Ist nicht ein schematischer Freisinn sofort bereit, diesen Brünstlingen im Namen der Freiheit das Wort zu reden? Ich kenne die 3 Ehebruchs-Einakter des Wieners Schnitzler nur den Inhaltsangaben nach: Wenn aber ein Mann von Ruf jetzt in bitterblutiger Zeit unsrer schwersten Kämpfe solche Buhlereien auf die Bühne stellt, so ist das ein Anzeichen tiefster seelischer Instinkt-Verirrung . . . . . Wenn sich das deutsche Volk in seinen gesunden, rein und edel empfindenden Teilen nicht mit ganzer Wucht dieser Brünstler erwehrt, wird unser Reich zwar nicht zerschellen, dank unsrer Tapfern und ihres grunddeutschen Generalstabes, aber verfaulen, weil die Bazillen zu mächtig werden."

Welches Antiseptikum aber allein der Fäulnis der Seelen Einhalt gebieten kann, darüber weiß leider auch ein Friedrich Lienhard nichts zu sagen . . . F. E.

Der Vater und die Söhne.

Es hat gewiß Gründe und sehr tiefe Gründe, daß die katholischen Literaturfortschrittler für die Wiederbelebung des Lebenswerkes Martin Deutingers, des vor ca. 50 Jahren verstorbenen priesterlichen Philosophen, sich so stark einsetzen. Es wird notwendig sein, im „Gral" diesen Gründen einmal auf den Grund zu gehen. Vorläufig möchten wir uns damit begnügen, einige Gedanken aus einer Studie über „Martin Deutinger und seine Ästhetik" wiederzugeben, die Dr. Josef Sprengler in Nr. 32 der „Literarischen Beilage zur Augsburger Postzeitung" veröffentlicht.

Sprengler gruppiert das ganze Lebenswerk Deutingers um die Idee der Freiheit, die für ihn Freiheit des Geistes sei, die über allen knechtischen Naturgrund siegt:

„Freiheit ist das, was den Menschen von den übrigen Lebewesen des Erdkreises unterscheidet. Die Freiheit ist der Denkens- und Schaffensgrund überhaupt; denn indem sie sich bewegt, denkt sie entweder oder dichtet sie. Der Unterschied liegt da in der Richtung des Schreitens. Bewegt sie sich von außen einwärts, macht sie die sinnenfältige Welt zu einer inneren, so ist dieses Erwerben die Funktion des Denkens. Die innere Welt aber, die in Formen, Tönen, Bildern, Gestalten freitätig nach außen drängt, wird zum Gedicht. Poesie ist

Digitized by Google

also Macht und Rhythmus der Freiheit. Und gleiches gilt von unserem eigentlichen Dasein. Nicht das Leben gehört uns, das wir vom Körper, von Knochenbau, Puls und Nerven aus leben müssen, sondern das, dem wir selber mit Willen und Freiheit die nur uns eigene Bahn reißen und dämmen. Freiheit ist alles in allem die Kraft, die Seele im Leibe, den Leib und die Welt in der Seele ständig, stündlich neu und jung zu machen. Und in diesem Werden ruht der dichterische Reiz unserer Lenze und Lebenssommer."

Diese Freiheitsidee, die Deutinger wenigstens in Anregungen als Erbgut von Schelling und Franz Baader überkam, hat er nach Sprengler zur Weltanschauung ausgeweitet, und das ist seine persönliche Errungenschaft, seine philosophische Tat, die man etwa so formulieren könne:

„Er hat die Freiheit des Subjekts von der Subjektivität befreit, indem er alle Willkür, alles Sprunghafte, jeden Eigensinn, jede Schöpferlaune, jeden Widerspruch der Romantiker von dem Fühlen und Auswirken der Persönlichkeit fernhält und das freie Ich an das Objektive weiht. Daß er, der die freibestimmende Tätigkeit, die stolze Kraft des Könnens, die selbstbewußte Persönlichkeit mit ruhig und rein brennender Leidenschaft verfocht, ebenso stark die Anerkennung ordnender Mächte und den Willen zu Gesetz und objektiver Wahrheit in sich trug, das eben ist es, was ihn zu irgend einem Ausgleich zwang, was ihn denkerisch zum Schöpfer machte. Und er hat den Ausgleich so vollzogen, daß er in das Objektive, das uns sonst bald als gelieferte Übereinkunft, bald als zwischenmenschliche Pflicht, bald als Naturgebot, bald als religiöse Aufgabe, immer aber als Bindung erschienen ist, die ganze Fülle seines Freiheitsdranges und Freiheitsbewußtseins hineinwarf."

Auf diesem Weg sei er auch, nach Sprengler, zur „Synthese" seiner Lehre mit dem Christentum gekommen; ihm erschien, wie er selbst sagte, nur diejenige Religion der persönlichen Freiheit gegenüber als die wahre, „die in sich selbst den Charakter der höchsten Freiheit trägt und daher den Ursprung aller Dinge in einer absoluten göttlichen Freiheit erkennt und die Offenbarung des freien persönlichen göttlichen Wesens durch persönlich göttliche Offenbarung in der freien göttlichen Liebe und durch den freiesten göttlichen Akt dieser Liebe vermittelt werden läßt." Sprengler findet allerdings in dem Gedankengange, der zu dieser „Synthese" führte, im Grunde die romantische Denkweise, keine „logische Verzahnung", kein „Festrammen eines Begriffs." — Er mag wohl Recht haben. — Die Tatsache, daß auch in Deutingers Spätzeit die Begriffe Freiheit, Religion, Poesie noch schweben, zeige eine geistige Unschärfe, die vielleicht grade, so möchten wir hinzufügen, seine Beliebtheit bei unseren Literaturfortschrittlern erklärt, denn auf diese Unschärfe führt Sprengler auch die Widersprüche in Deutingers Urteil zurück, wenn er im ästhetischen Einzelfall entscheiden soll. „Wie kommt es denn," fragt Sprengler, „daß der Philo-

Digitized by Google

soph, dem die Freiheit aus der Tiefe der Menschenseele zuspiegelte und der in diesem Grundspiegel nur wieder den fernen Himmelsabglanz einer höchsten Freiheit und Liebe fand, sich den großen Dichtern gegenüber so herb, richterlich und eng verhielt, zumal den großen und größten katholischen Dichtern gegenüber? Oder wie kommt es, daß seine Auslese, wenn sie dennoch ein, in den Entwicklungsgang der ganzen Menschheit eingreifendes Werk rühmend heraushob, so Bedeutungsloses traf wie Redtwitzens ‚Amaranth'? Und wie konnte er ein Gedicht von christlicher Gefühlsinnigkeit und frommer Schönheit gerade von Heine empfangen und ‚das geistliche Jahr' der Droste schlechthin übergehen und Eichendorff beiseite schieben?"

Mit dieser nachdenklichen Frage, die wir zugleich an unsere Leser richten und in die wir auch das Verhalten der heute lebenden geistigen Söhne des Vaters Deutinger gegenüber der katholischen Gegenwartsliteratur einschließen, wollen wir die Reihe der aus Sprenglers Studie herausgehobenen Gedanken für heute schließen. Vielleicht wird die Antwort erleichtert durch Deutingers Bemerkung über Dante: der Sänger der göttlichen Komödie habe die menschliche Natur noch unter dem Joch der Glaubenspflicht stöhnen und sich krümmen lassen.

F. E.

Über „Literarische Kultur"

schreibt B. Grimmkorn in der neuerstandenen, jetzt von B. Steinmetz geleiteten Zeitschrift: „Das heilige Feuer":

„Wir könnten dafür auch ‚ästhetische Kultur' sagen. Aber das Wort ist zu anrüchig. Wir haben zuviel Ästheten, die nur mehr auf die ‚Form' sehen, und dabei nicht mehr sehen, wie künstlich, mit bloßer raffinierter Technik, mit angelernten Triks die Sachen gemacht sind, und erst recht nicht mehr sehen, wie stofflich und innerlich die Leistungen wertlos oder selbst faul sind . . . Aber das entgegengesetzte Extrem ist bei uns häufiger: die, die gar keine Unterschiede merken, und Unterschied merken ist alles, — darin besteht die Kultur — ob es sich nun um ein Bild, eine Statue, eine Melodie oder um eine poetische Leistung handelt.

Noch gibt es viele, die ihn zwar nachschwätzen, aber in sich persönlich gar keinen Unterschied sehen oder fühlen zwischen einem Gedichte Goethes, Eichendorffs, der Droste und einer Reimerei in der Unterhaltungsbeilage ihrer Zeitung, — oder: zwischen einem Grimm'schen Hausmärchen oder einer Novelle Storms oder einer Seite von Handel-Mazzetti oder Federer und dem Feuilletonunsinn unterm Strich . . . Und das alles trotz langjähriger seminaristischer, akademischer und ähnlicher Bildung!

Das wäre nicht so schlimm, wenn dieselben (die oben erwähnten ‚vielen') nicht Volksbildner wären in Schule, Kirche, Verwaltungs-

Digitized by Google

amt, Vereinsbühne und Ortsbücherei! Und wenn außer ihrer Fach- oder Begriffsbildung diese literarische Bildung nicht unbedingt nötig wäre zur fruchtbaren, anziehenden, packenden Mitteilung der Dinge, die sie durch ihren Beruf zu sagen bestellt sind. *Vergleichende, nützende Lektüre nur des anerkannt Besten* (nicht des Neuesten) ist das beste Mittel, um zu literarischer Kultur, zur Unterscheidung des Guten und Schlechten zu kommen" . . .

Die literarische Unkultur, das mangelnde Unterscheidungsvermögen zwischen wahrhaft guten und wertvollen und den mit einem falschen, täuschenden Schein des Guten auftretenden literarischen Werken, ist gewiß eine der Hauptursachen unseres Kunstelends und damit sovieler Mängel und Schäden unserer gesamten geistigen Kultur. Aber wir können das Hauptübel weder in der oben gekennzeichneten Unfähigkeit der Massen erblicken, echte Kunst von völliger Unkunst zu unterscheiden, noch dem vorgeschlagenen Mittel zur Behebung dieser Verständnislosigkeit eine andere als eine sehr bedingte Wirkung zuerkennen. Man muß sich eben mit der Tatsache abfinden, daß jede halbwegs sichere künstlerische bezw. literarische Unterscheidungsfähigkeit das Vorhandensein einer *natürlichen Veranlagung* voraussetzt, und wenn diese Anlage gänzlich fehlt, sowenig gelernt werden kann als selbsteigenes Kunstschaffen ohne jede natürliche Anlage. Darum wird auch das intensivste Kunstbildungsbestreben niemals dazu führen können, dem ganzen Volke die wahre literarische Kultur, selbsteigenes Unterscheidungsvermögen zwischen Gutem und Schlechten, Kunst und Unkunst beizubringen. Die große Menge wird immer auch in literarischer Hinsicht geleitet werden müssen. Umso wichtiger ist es, daß die oben erwähnten Volksbildner, vor allem aber die Verwalter des kritischen Amtes in der periodischen Presse, dieses Unterscheidungsvermögen besitzen und daß solche, die durch ihr Werk beweisen, daß sie es *nicht besitzen*, von der Ausübung des verantwortlichen Kritikamtes ferngehalten werden. Denn kann ein Blinder einen Blinder führen? — — F. E.

Kritische Warte

Kriegsliteratur.

Haidegger, Msgr. Dr. Wendelin: *Der europäische Krieg*, seine Entstehung und Tragweite und sein bisheriger Verlauf. II. Band. 346 Seiten.

Wir haben schon bei Besprechung des I. Bandes unsere Meinung dahin ausgesprochen, daß diese gesammelten Aufsätze zum *Besten*

Digitized by Google

gehören, was von katholischer Seite über den gegenwärtigen Krieg geschrieben wurde. Man sieht auch aus diesem II. Bande deutlich, wie der katholische Standpunkt, auf den sich der Verfasser mit aller Entschiedenheit stellt, eine Tiefe und Weite der Ein- und Ausblicke bietet, die man sonst nirgends findet. Wir können auch diesen II. Band nur wärmstens empfehlen.

Krebs, Engelbert: Das Geheimnis unserer Stärke. Dritte Reihe der Gedanken über den großen Krieg. 1. und 2. Auflage, VIII, und 140 Seiten, Freiburg, Herder Mk. 1,50, gebd. Mk. 1,80.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist im Titel klar ausgesprochen: er will die Quellen aufzeigen, aus welchen unserm Volke die Kraft zufließt, diesen grauenhaften Krieg siegreich durchzuhalten. Er bietet dabei viele tröstliche und ermutigende Ausblicke. Die Sprache ist bei aller Betonung des Vaterländischen und Nationalen doch so warm katholisch, daß sie dem Leser tief zum Herzen geht. Manchmal möchte man einen kleinen Vorbehalt machen, aber nicht in wesentlichen Dingen.

Waitz, Dr. Sigmund, Weihbischof in Feldkirch: Kriegstrost. Predigten, gehalten in den Kriegsjahren 1914 und 1915.

Wer wissen will, wie und wofür wir Österreicher kämpfen, der greife nach diesen Kriegspredigten, die mit jenen Faulhabers an Tiefe der Gedanken wetteifern, außerdem aber noch das tiefe Gemüt in seiner besonderen österreichischen Ausprägung zum Worte kommen lassen. Es sind herrliche, kostbare Trostgedanken in diesen Predigten niedergelegt; es spricht aus ihnen die christliche Hoffnung, die katholische Zuversicht, der unerschütterliche echtchristliche Optimismus des wahrhaft gläubigen katholischen Österreichers. Auch die völlige Beherrschung der sprachlichen Form muß rühmend hervorgehoben werden.

Kriegs-Gedenkwerke.

Der Krieg dauert schon zu lange, als daß die Geschichtschreibung auf seinen Ausgang warten könnte. Die Fülle der großen Ereignisse schreit darnach, jetzt schon gesichtet und der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Allerdings muß der Geschichtschreiber der Gegenwart seine Aufgabe richtig erfassen, er muß sich auf erreichbare Ziele beschränken, denn noch sind die eigentlichen Quellen der politischen, wie der Kriegsgeschichte dieser Tage verschlossen. In vorbildlichem Sinne hat Richard von Kralik mit seiner Geschichte des Weltkrieges den einzig gangbaren Weg für den Geschichtschreiber der Gegenwart gewiesen. Wir werden darüber noch ausführlicher sprechen müssen.

In etwas anderer Weise ist die weise Beschränkung auf die derzeit erreichbaren Ziele in dem prächtigen Werke „Viribus unitis, Österreich-Ungarn und der Weltkrieg", (Preis 20 Kronen) durchgeführt. Dieses hervorragende Werk wird unter dem Protektorate des österreichischen Thronfolgers vom österreichischen Kriegshilfs-Büro herausgegeben und verfolgt ein dreifaches Ziel. Erstens will es in überzeugender Weise dartun, daß dieser furchtbare Krieg für die friedliebende Monarchie unausweichliche Notwendigkeit war; zweitens will es eine zwar noch nicht abgeschlossene und vollständige, aber doch auf Grund der jetzt schon freigegebenen Akten verfaßte Geschichte der Kriegsoperationen, besonders der Heldentaten der österreichischen Armee bringen und endlich die derzeit noch gar nicht zu überblickenden Leistungen der Kriegsfürsorge in einem abgerundeten Bilde vorführen. Die Bearbeitung der einzelnen Abschnitte wurde den besten und sachkundigsten Kräften übertragen, die Ausstattung, besonders der reiche Bildschmuck, steht auf der Höhe der technischen Fortschritte. Selbstverständlich waren die Verfasser

Digitized by Google

in der Lage, immer aus den ersten Quellen zu schöpfen und so ist ein Werk zustandegekommen, dem für die österreichische Monarchie ohne Bedenken eine führende Stellung unter allen einschlägigen Werken zuerkannt werden muß. Der zu erwartende Reinertrag ist der Kriegsfürsorge gewidmet.

Eine Kriegsgeschichte für das Volk wird unter dem Sammeltitel „Österreich-Ungarn im Weltkriege" vom Verlage J. Roller & Co. in Wien herausgegeben. Der bisher erschienene erste Band, behandelnd das erste Jahr des Weltkriegs, ist sehr reich mit Handzeichnungen von den zeichnerischen Kräften der „Neuen Zeitung" illustriert, der Text ist nach den amtlichen Quellen, insbesondere nach den Berichten der Heeresleitungen von Hans Bösbauer und A. Scherpe verfaßt. Die Verfasser haben sich mit Erfolg bemüht, eine möglichst umfassende, zusammenhängende und auch dem Laien verständliche Darstellung der Kriegsereignisse zu geben. Auch der Preis, 6 Kronen pro Band, ist dem volkstümlichen Zwecke angepaßt.

Eine ganz hervorragende Stellung in der schon überreichen Literatur von Kriegsschilderungen nimmt ein Werk ein, das den großen Vorzug hat, einerseits unmittelbare an der Front geschöpfte Eindrücke und Beobachtungen wiederzugeben, andererseits aber doch eine zusammenhängende Schilderung der Ereignisse des ersten Kriegs an der Westfront, also lebendigste Schilderung und historische Zusammenfassung wenigstens im großen Überblick zugleich zu geben. Dieses interessante Buch ist betitelt „Der Wall von Eisen und Feuer, ein Jahr an der Westfront", und verfaßt von dem bekannten Kriegsberichterstatter im großen Hauptquartier, Prof. Dr. Georg Wegener. Es steckt neben deutscher Tiefe und Sachlichkeit viel persönliches Erleben in diesen Schilderungen, die zudem durch eine Fülle von sorgfältig gewählten Bildern, zumeist sehr charakteristische Momente wiedergebende Originalaufnahmen des Verfassers, trefflich illustriert werden. Das Buch ist schier unentbehrlich für jeden, der sich ein lebendiges Bild von der Kriegführung an unserer Westfront machen will. Der Verlag, F. A. Brockhaus in Leipzig, hat für eine Ausstattung gesorgt, die dem dauernden Werte des Buches entspricht und auch den Preis so niedrig gehalten, daß jeder nicht ganz Unbemittelte es sich anschaffen kann.

Der Jugend und dem Volke wird man das große Erlebnis des Krieges am leichtesten im Bilde nahe bringen. Aus diesen Erfahrungen entstand offenbar das Werk „Österreichs Ruhmeshalle. Patriotisches Jugend- und Volksbildungswerk. Herausgegeben von Anton Herget." (Verlag von A. Haase, Prag, Wien, Leipzig.) Die teilweise in guter Farbenlitographie, teilweise in kräftiger Schwarzweißmanier ausgeführten Bilder von R. A. Wilke geben die Hauptmomente des Feldzuges in außerordentlich charakteristischen, wirkungsvollen Darstellungen wieder. Der Text von Pralhauser sucht das Großzügige der Bilder durch eine knappe, übersichtliche Widergabe der Ereignisse zu unterstützen. Ein Werk, das nicht nur in die Schul- und Volksbibliotheken gehört, sondern auch wegen seines billigen Preises (das Werk kostet 1,50 Mk.) jedem Kriegsteilnehmer eine bleibende Erinnerung bieten wird.

Seit dem Anschlusse Bulgariens an die Zentralmächte und dem siegreichen Einmarsche in Serbien ist bei uns das Interesse für den neuen wertvollen Bundesgenossen mächtig gewachsen. Die bei J. Habbel, Regensburg, soeben erschienene volkstümliche illustrierte „Geschichte der Bulgaren" von Karl Aspern (Preis 1 Mark), die gedrängt in Wort und Bild das Wissenswerteste aus Bulgariens Geschichte, über Volk und Heer vorführt, darf aus diesem Grunde eine günstige Aufnahme erhoffen.

Digitized by Google

Religiöse Literatur

Goldkörner aus den Reden und Katechesen des sel. Joh. Bapt. Vianney, Pfarrers von Ars. Gesammelt von Leony Niderberger, 240 S. Limburg a. L., Gebr. Steffen. Preis M. 2.—, gebd. M. 2.80.

Um einen schlichten Dorfpfarrer zu sehen und zu hören, pilgerten vor 100 Jahren jährlich Hunderttausende von Menschen aus allen Ständen in das Dörfchen Ars, das diesen Fremdenstrom kaum fassen konnte. Gelehrte und Ungelehrte hingen an den Lippen dieses Mannes, der von menschlicher Wissenschaft so ferne war, daß man sich bedachte, ihm die Priesterweihe zu versagen. Aber dieser Unweise vor der Welt wurde erfüllt mit der Weisheit der Heiligen, der Weisheit Gottes. Seine schlichte Rede ist durchströmt von einer Glut, Kraft und Salbung, daß man begreift, wie dieser arme Pfarrer die Seelen regieren und Wunder der Bekehrung wirken konnte. Seine Reden waren oft nur Gebetsseufzer und Flammen der Liebe Gottes, und diese mehr gebeteten als geredeten Aussprüche sind zumeist im vorliegenden Büchlein zu Gebetskränzen um das allerheiligste Sakrament, das heilige Meßopfer, den heiligen Geist gewunden, daneben stehen wunderbare tiefe Gedanken, wie sie nur die Weisheit der Heiligen kennt, über das Gebet und die christlichen Tugenden. Ein Labebuch für heilsbegierige Seelen!

Palau, G. S. J.: Der Katholik der Tat. Ein Betrachtungsbuch für gebildete Katholiken. Aus dem Spanischen verdeutscht von Professor Dr. E. Vogel. 224 S. Paderborn, Bonifatiusdruckerei. Preis Mk. 1.50, gebd. Mk. 2.— bis 4.—.

Dem Verfasser dieses Büchleins schwebte der Gedanke vor, eine Anleitung zur christlichen Vollkommenheit für den im öffentlichen Leben wirkenden Mann zu schreiben. Das ist ihm ausgezeichnet gelungen. Die größte Gefahr für einen solchen Mann ist das Verlieren ins Äußerliche infolge einer auf Verkennung beruhenden Geringschätzung des innerlichen Lebens. Darum ist das letztere als das Wichtigste, die Quelle und Grundlage des äußern Wirkens entschieden betont. Und das ist heute, wie wir alle wissen, das Allernotwendigste; wenn diese fehlt, ist auch das regste äußere Wirken nur Eitelkeit und Selbstbetrug.

Romane, Novellen, Erzählungen

Harbou, Thea von: Der Krieg und die Frauen. Novellen. 51.—60. Tauf. 318 S. Stuttgart, A. G. Cotta'sche Buchhandlung Nchf.

„Was weiß die Welt — was weiß die Weltgeschichte von dem schweigenden Heldentum der Mütter und Schwestern, der Gattinnen und Bräute? Was kündet sie von der stillen Größe, die keusch und tapfer das Lied der Trennung auf sich nimmt als ein Notwendiges, Heiliges und ihr eigenes Schicksal dem Schicksal des Vaterlandes unterwirft?" So fragt die Verfasserin in der Vorrede und in ihrem Buch gibt sie die Antwort. Sie kündet uns als tiefe Kennerin des Frauenherzens und als dichterische Gestalterin, wie die Woge der hochgehenden Vaterlandsliebe ein kühles Frauenherz in ihren Feuerstrom hineinreißt, (3 Tage Frist), wie die deutsche Frau in fremdem Lande tapfer allen Gefahren trotzt, (die Fahne), wie eine Mutter in stiller Heldenkraft das Opfer ihrer Söhne (U 114) und eine Gattin das Opfer ihres Gatten bringt (Warten), wie die Krankenschwester den Bruder einsam sterben lassen muß, weil die Pflicht sie bei ihren Sterbenden festhält — und viele andere stillen Heldentaten starker Frauen. Von der Quelle, aus der solches Heldentum den Frauen fließt, ist zwar nicht die Rede — warum, ist nicht recht erfindlich. Doch

Digitized by Google

davon abgesehen, ist dieses Buch eine selten erfreuliche Erscheinung in der deutschen Kriegsliteratnr. Ein gleiches hohes Lied der starken Frau, die ihre Stärke aus dem Herzen des Heilandes schöpft, sollte uns jetzt unsere größte katholische Dichterin bescheren — und so die schönste Seite im Buche weiblichen Heldentums, die Thea von Harbou leider leergelassen, ausfüllen!

Hausschatz-Bücher. Regensburg, F. Pustet. Jedes Bdch. Mk. 1.—
Marcia de Laubly. Novelle von M. Margan, übers. von E. v. Barmen. 275 S.
Durch wessen Hand? Kriminalroman von Friedrich Thieme 328 Seiten.

Die Novelle „Marcia de Laubly" ist ein sehr ansprechendes, von einem hohen sittlichen Geiste getragenes und von religiöser Wärme durchwehtes Familiengemälde, für die Familienbibliothek und für Volksbibliotheken wärmstens zu empfehlen. Der Kriminalroman „Durch wessen Hand" ist nach der bekannten Schablone, die bis zum Schluß die Lösung zu verwirren weiß, spannend geschrieben, fordert aber vom „seelsorglichen" Standpunkte doch manchen Vorbehalt heraus.

Henning, Franz: Aus der Fremdenlegion in des Kaisers Heer. Erzählung aus Deutschlands großer Zeit. 139 S. Stuttgart, Adolf Bong & Co. Gbd. Mk. 1.50.

Der Verfasser entrollt in diesem Büchlein mit geschickter Hand das bunte Bild der Schicksale eines jungen Deutschen, der durch die Hingabe an die überspannten Ideen einer unreifen Deutschtümelei zum Anschlusse an Vagabunde gebracht, an die Fremdenlegion verkauft nnd durch ein günstiges Schicksal beim Ausbruche des Krieges Gelegenheit zur Flucht erhält und von der „Emden" nach Italien gebracht wird, von wo er nach Deutschland reist und sich ins Heer einreihen läßt, wo er tapfer seinen Mann stellt.

Lamprecht, Nanny: Die Fahne der Wallonen. Roman, 328 S. Egon Fleischel & Co. Preis Mk. 4.—.

Eine große Ueberraschung: der Krieg wirkt Wunder. Der Ueberbrettldichter Ernst von Wolzogen zieht in den Krieg und schreibt ein Buch voll ernster sittlicher Bekenntnisse, die dichterische Prophetin des Malthusianismus verherrlicht in ihren neuesten Büchern die herrliche Kraft des deutschen Volkes, die doch nur aus hoher sittlicher Reife strömt. Die Dichterin Nanny Lamprecht ist uns durch den Krieg vor dem Versinken in Manieriertheit und in eine ganz krankhafte Geisteswelt gerettet worden. In dem vorliegenden Roman erscheint die von uns wiederholt gerühmte Schilderungskraft der Dichterin ins Phänomenale gesteigert. Kein Leser würde glauben, daß diese lebendigen Schilderungen der Kämpfe in Belgien aus der Feder einer Frau stammen, die doch den Krieg nur vom Hörensagen kennt. Wenn auch vielleicht, was sich wohl nur von einem Kriegsteilnehmer beurteilen läßt, das Aufregende, Aufpeitschende stellenweise zu sehr gehäuft ist, so hat man beim Lesen doch den Eindruck einer so hoch gesteigerten Lebenswahrheit, daß man sich sagen muß: diese Frau hat mit einer Art von visionärem zweiten Gesicht alles vor sich gesehen und sie zeigt es in ihrem Buche wie in einem Spiegel. Durch die hier sich offenbarende dichterische Kraft des Schauens hat die Lamprecht m. E. ihr Vorbild, die Viebig, weit übertroffen. Auch ihre zerhackte Sprache, ihr Telegrammstil, der übrigens nicht mehr die beliebte Häufung häßlicher Wortmalereien zeigt, paßt trefflich zur Schilderung der aufregenden, sich überstürzenden Ereignisse. Auch in sittlicher Beziehung ist das Buch bis auf einen manchmal aufblitzenden Strahl von Brunst einwandfrei, sodaß auch reife katholische Leser die

Digitized by Google

neue erfreuliche Phase im Schaffen der begabten Dichterin auf sich wirken lassen können. Die der Handlung als Stütze dienende Liebesgeschichte läßt sogar sittliche Größe in dem angedeuteten Verzicht aus höheren Rücksichten nicht vermissen. Nur den belgischen Priester, der einen Versehgang mit dem Allerheiligsten vortäuscht, um einen belgischen Offizier vor deutscher Gefangenschaft zu bewahren, hätte sie sich schenken müssen, wenn sie auf katholische Leser rechnet.

Linzen, Karl: Aus Krieg und Frieden. 197 Seiten. Kempten-München, Jos. Kösel'sche Buchhlg. Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Linzen ist einer von den „Stillen im Lande". Um ihn ist nicht der große Lärm des Tages und der gänseschnatternden Zeitungsreklame, aber man wird seine Bücher noch lesen, wenn die aufgeblasenen Tagesgrößen längst vergessen sind. Vor allem ist er kein Vielschreiber. Er schreibt nicht, um jährlich sein Buch herauszubringen, sondern offenbar nur unter dem Drange der gebietenden Stunde. Und dann schreibt er nicht, er dichtet seine Erzählungen. Er ist vor allem Dichter. Er berührt mit dem Goldstab seiner Poesie die alltäglichsten Dinge und wandelt sie zum Gedicht. Das zeigt recht deutlich die erste Erzählung in diesem Buche, „Marathon". Zu hochdramatischer erschütternder Wirkung steigert sich seine Kunst in der Skizze „Der Korporal", der einzigen, die ganz und gar aus dem gegenwärtigen Kriege geschöpft ist. Deutsche Innigkeit, deutsche Sehnsucht, deutsche Gemütstiefe strahlt wie ein ruhiges Licht aus der Skizze „Wintersträume", der Zauber deutscher Heideromantik dämmert tief und still aus der „Heidechronik". — Ein Buch, über dem man eine Zeitlang die Sonne aus dem Bluttraum dieser Tage leuchten sieht.

Reiseliteratur.

Liensberger, Josef: Im heiligen Land. Pilgerbriefe, der Jugend gewidmet. 3. u. 4. verb. Aufl. VIII, 124 S. Freiburg, Herder. Gebd. Mk. 1.20.

Das schönste an diesem Büchlein ist die echt katholische Stimmung, die durch diese Briefe weht und die kindlich einfache Sprache, in der sie geschrieben sind. Die zahlreichen Bilder vertiefen die Stimmung und führen zugleich die heiligen Stätten vor die Augen der Leser.

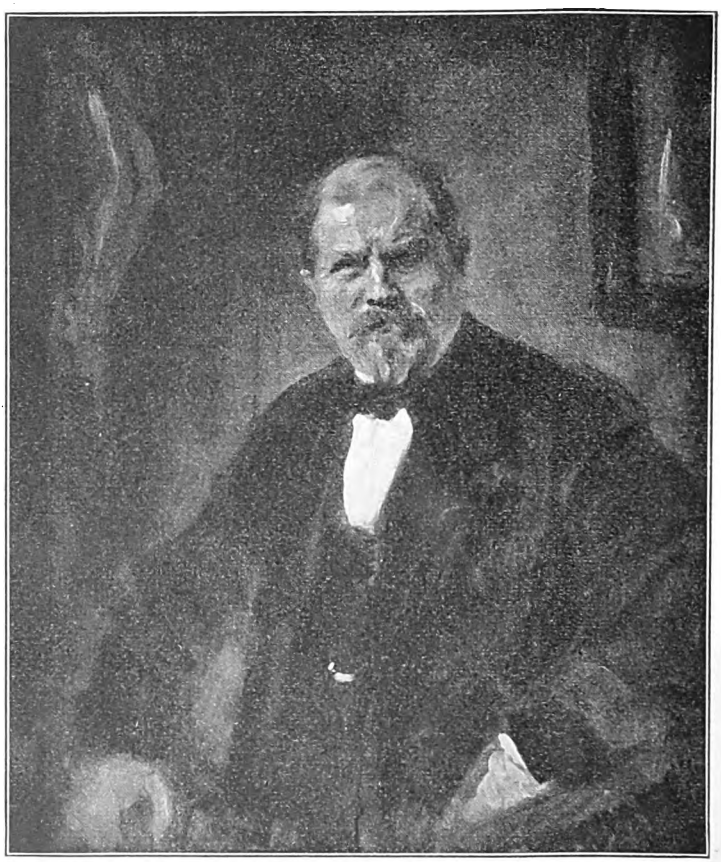
Mayrhofer, Johannes: Spanien. Reisebilder. 255 S. Mit 17 Bildern u. 1 Karte. 1.—3. Tauf. Freiburg, Herder. Geb. Mk. 4.20.

Spanien, dessen Katholiken mit ihren Sympatien unter allen Neutralen am treuesten auf unserer Seite stehen, dürfte nach dem Weltkriege für die Deutschen das Reiseland der Zukunft werden. So kommt denn nach dem mehr wissenschaftlich gehaltenen Buche von Klimsch das von poetischer Glut und Stimmung durchhauchte Werk eines Dichters über das ferne Märchenland sehr zur rechten Zeit. Mayrhofer sieht und schildert wohl die Poesie des herrlichen Landes mit den Augen des Dichters, aber er ist auch ein scharfer, klarer Beobachter, der nicht blos poetische Bilder entwirft, sondern auch Licht und Schatten mit kritischer Hand verteilt. So wird sein Buch Jedem etwas bieten: dem nüchternen Reisenden, dem Land und Leute studierenden Beobachter und dem warmherzigen Sucher nach Schönheit und Poesie und Märchenstimmung Auch die schönen Bilder gereichen dem Werke zur besten Empfehlung.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz), — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Digitized by Google



Professor Georg Busch
nach dem Gemälde von Leo Samberger

(Nachdruck verboten.)

Digitized by Google

Die Ideen von 1914.

Von Dr. Richard v. Kralik, Wien.

Gleich nach Beginn des Weltkriegs hab ich die Überzeugung ausgesprochen, daß es ein Krieg um unsere Kulturideale sei, kein bloßer politischer oder Handelskrieg; ein Krieg der zentralen Weltanschauung gegen die exzentrische. Ich freue mich, diese Überzeugung noch schärfer und hoffentlich noch überzeugender in einer kleinen Schrift des bekannten geistvollen Schweden Dr. Rudolf Kjellen, Professor an der Hochschule zu Gotenburg, ausgesprochen zu finden: „Die Ideen von 1914" (S. Hirzel in Leipzig 1915). Der Verfasser ist übrigens so aufrichtig zuzugestehen, daß er den Grundgedanken seiner Auffassung in einigen deutschen Schriften selber gefunden hat und durch sie angeregt wurde. Höchst erhebend ist es ja zu sehen, wie sich in der unübersehbaren Kriegsliteratur ein ernstes Ringen offenbart, den Sinn des ungeheuren Geschehens zu fassen, sich dessen immer bewußter zu werden, von ihm zu lernen, es nicht als eine lästige Unterbrechung der Behaglichkeit, nicht als eine dumme Zufallserscheinung aufzufassen.

Diese tiefste geschichtsphilosophische Auffassung läßt den Weltkrieg erkennen als einen Kampf zwischen den Ideen von 1789 und 1914. In den Ideen von 1789 — Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — drückt sich ein unorganisch gefaßter Kosmopolitismus, ein „überbetonter Individualismus" aus. Diese Ideen haben immer wieder seit 1789 Bankerott gemacht: 1804, 1813, 1815, 1830, 1848, 1871 usw., bis die Lage so unerträglich wurde, daß die Katastrophe von 1914 hereinbrechen mußte. Dem Subjektiven gegenüber mußte das Objektive sich durchkämpfen, der Anarchie auf allen Gebieten gegenüber die Konzentration des Staatslebens, eine nationale Sozialorganisation ohnegleichen. Anstelle der einseitigen Menschenrechte mußten die Menschenpflichten in

Digitized by Google

den Vordergrund treten, an Stelle des epikureischen Genußideals die Opferfreudigkeit. Die leere, negative Idee der Freiheit mußte der gehaltvollen, positiven Idee der Ordnung Platz machen, der Autorität, Verantwortung, Zusammengehörigkeit, Disziplin. Statt Selbstsucht: Selbstzucht. Von der Gleichheit, diesem Gedanken philisterhafter Mittelmäßigkeit, mußte wieder auf den Grundsatz der Gerechtigkeit zurückgegangen werden: Jedem das Seine! nicht jedem das Gleiche. Kein Prokrustesbett, in dem jeder Größere den Kopf sich abschlagen lassen muß, während der Kleinere trotz allen Streckens und Reckens nicht größer wird. Ebenso verlangte die hohle Phrase von der Brüderlichkeit eine wesentliche Berichtigung durch die christliche Idee der „Kindschaft in einem Vaterhause", die auf der christlichen Ehe beruht, die wieder ein Gleichnis der Beziehung der Menschheit zu Gott ist. Wir sind nicht abstrakte Brüder, sondern Väter und Söhne, Ehegatten, Gotteskinder.

Diese Ideen von 1914 sind das, was Rohrbach den „deutschen Gedanken in der Welt" genannt hat, insofern er dem gallischen Gedanken von 1789 und dem englischen Liberalismus, ebenso wie dem russischen durch Anarchismus verzerrten Despotismus widerspricht. Der Dreiverband hat jene von ihm vertretenen Grundsätze des Liberalismus mit gewissem Recht die „Zivilisation der modernen Zeit" genannt, aber es ist eben jene bankerotte, überwundene oder zu überwindende „Kultur" von 1789, der wir die wahre Kultur wieder entgegensetzen. Es ist begreiflich, daß jene exzentrischen Mächte das Wesen der zentralen Kultur als „Militarismus" zusammenfassen, denn sie sehen eben nur das Äußerliche, die starke Wirksamkeit, nicht die Idee, den Geist. Militarismus ist Organismus.

Nur in geschichtlicher Beziehung möchte ich die Ausführungen Kjellens und seiner deutschen Vorgänger ergänzen. Die Ideen von 1789 sind nicht eine Neuheit gewesen, sondern der Höhepunkt einer Entwicklung, die schon mit der Renaissance und dem Humanismus und alldem, was damit zusammenhängt, begonnen hat, denn schon etwa 300 Jahre vor der französischen Revolution begann die Herrschaft

Digitized by Google

des Subjektivismus, die Zerstörung des Objektiven und der Autorität. Und sofort nach der französischen Revolution setzten die positiven „Ideen von 1914" ein, ich meine nicht Kants kategorischen Imperativ, obwohl in jüngster Zeit ein Protestant (Bund) Kant den „Philosophen des Katholizismus" genannt hat, sondern ich meine die deutsche Romantik von Novalis, Friedrich Schlegel, Haller, Adam Müller usw., die der langen kritischen Aufklärungsperiode wieder die objektiven Ideen der Tradition, der Autorität, des kirchlichen Christentums, des Mittelalters, mit einem Worte die Idee des Organischen auf allen Gebieten der Politik und Kultur entgegenstellten; Ideen, die im Gedanken des „Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation" einst so harmonisch blühten und nun in den beiden Fortsetzern dieser Idee, in den beiden zentralen Kaiserreichen von Mitteleuropa sich neuerlich so wirksam zeigen.

Damit glaube ich für den Verstehenden genugsam angedeutet zu haben, daß die „Ideen von 1914", wie sie Kjellen so richtig den „konträren" Ideen entgegenstellt, keine andern sind, als unsere Ideen, als das Gralprogramm in seiner umfassendsten Bedeutung als Kulturprogramm. Wenigstens sind wir es, die jene richtigen Ideen der Ordnung, Autorität, Objektivität, der Zusammengehörigkeit, der Gotteskindschaft, des Pflichtgemäßen, des Opferfreudigen so rein als möglich unter dem Symbol des heiligen Grales erhalten und auf allen Gebieten des Lebens auswirken wollen. Man mag eine solche Sodalität auch als Militarismus bezeichnen; wir wollen in der Tat „Milites christiani" sein, einberufen von Christus, geübt in geistlichen Exerzitien, Wächter am Felsen Petri, Bekämpfer des Drachens und aller exzentrischen Tendenzen, bewehrt mit den Waffen des Geistes und der Liebe.

Digitized by Google

Abende in Frankreich

Von Lorenz Krapp (im Felde)

I.

Die Angelusglocken läuten
Weit übers schweigende Land,
Es schimmert aus Wolken und Weiten
Wie eine weiße Hand, —
Wie Hände, die stumm sich falten
Im heiligen Abendstrahl,
Wie Hände, die Lilien halten
Hoch übers betende Tal.

II.

Die lärmenden Stunden gingen,
Schon ist ein Stern erblüht,
Die Glocken der Täle singen
Maria ein Schlummerlied.
Weit über die blühenden Pfade
Rinnt hin ihr Klang von Erz.
Verschollene Inseln der Gnade
Sucht still mein Herz.

III.

Uns sangen die Kanonen Lieder,
Wir schauten Dörfer flammenrot.
Es reißt die Kugel unsrer Brüder
Gar manchen stündlich in den Tod.

Wir gehen wie auf Todeswegen,
Von Blut umsäumt ist unser Gang.
Wir froren oft in Sturm und Regen,
In Winternächten kalt und lang.

Doch ein Gebet nur legt mit Lallen
Die Seele vor den Thron des Herrn:
„Herr, muß ich fallen, laß mich fallen
Im Glanz des Siegs! Dann sterb' ich gern!"

IV.

Ich sah Ihn kommen durch die dunkle Höh',
Im Dornenkranz, das Kleid wie weißer Schnee.

Er trug sein Kreuz auf wunder Schulter her,
Und seine Stimme war von Tränen schwer:

Digitized by Google

„Nun brauſt aufs neue bald der Schlachten Weh'n,
Nun müſſen viele wieder ſterben geh'n.

„Leg ſtill die Stirne an die Schulter mein!
Kein andrer wird im Sterben um dich ſein.

„Ich bin bei dir, wenn du in Feuern ſtehſt,
Ich bin bei dir, wenn du zum Siege gehſt.

„Ich bin bei dir, wenn du im Feld verdirbſt,
Ich bin bei dir, wenn du in Schmerzen ſtirbſt.

„Und wenn in Todesnot dein Auge bricht,
Ich bin dein Heiland noch! Ich laß dich nicht!"

O heute fängt mein Herz . . .

Von Ferdinand Mayer

O heute fängt mein Herz
So laut zu ſchlagen an,
Weil es ſich ſchon in aller Früh
Vor Glück nicht faſſen kann.

Schier Eines wird es ganz
Mit Tau und Sonnengold,
Der Himmel noch ſein blaus Tuch
Um meine Wimpern rollt.

Es münden Ströme Lichts
In meine Bruſt hinein
Und überſchwemmen mir das Herz
Mit immer neuem Schein.

Doch, daß es nicht im Glück
Der Weinenden vergießt,
Legt mir der Herr ein Tränlein drauf,
Daß es voll Mitleid iſt.

Digitized by Google

Georg Busch

Ein Meister christlicher Kunst

Von Dr. Jos. Scheuber, Schwyz.

Wer von Georg Busch reden will, bedarf keiner langen Einführung. Denn dieser Meister der Plastik hat sich längst die Herzen seiner Volksgenossen erobert durch seine Kunst, durch seine Persönlichkeit, durch seine treu katholische Gesinnung, durch seine vielseitigen Antriebe und Gründungen zur Förderung der christlichen Kunst. Kurz: er ist bereits ein Liebling der deutschen Katholiken.

Wie viel Georg Busch der christlichen Kunst in der Gegenwart bedeutet, lehrt schon ein Blick auf seine organisatorische Tätigkeit. Im Jahre 1885 gründete er unter den Studierenden der Münchener Kunstakademie den „Albrecht Dürer-Verein", der junge Künstler tiefer in die Schöpfung und Pflege christlicher Kunst einführen sollte. Unter der Führung tüchtiger Akademieprofessoren, welche die Komponierabende leiten, die der Verein veranstaltet, entwickelt er sich vortrefflich und führt der christlichen Kunst stets neue und junge Kräfte zu.

Diese bedarf aber zu ihrem Gedeihen nicht bloß tüchtiger Künstler, sondern auch opfermutiger Freunde und Gönner aus Klerus und Laienstand. Daher rief Georg Busch acht Jahre später (1893) die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" ins Leben, die sich um die Pflege der katholischen Kunst in Deutschland ähnliche Verdienste erwarb, wie die Görres-Gesellschaft um die Pflege der Wissenschaft. Davon geben die Jahresmappen der Gesellschaft beredtes Zeugnis. Mit der Zeit mußte diese Gesellschaft zur Erreichung ihrer Ziele auch den kaufmännischen Weg betreten. Im Jahre 1900 wurde in München eine Geschäftsstelle geschaffen (Gesellschaft für christliche Kunst G. m. b. H.), ein katholischer Kunstverlag, der über das ganze deutsche Sprachgebiet in Bild und Schrift Werke der christlichen Kunst aus alter und neuer Zeit bekanntmacht und verbreitet. Dort ist auch der Verlag der beiden Kunstzeitschriften „Die christliche Kunst" und „Der Pionier".

Busch plante aber sogar eine allgemeine Vereinigung für christliche Kunst, eine Zusammenfassung aller Kräfte für das christliche Kunstschaffen aller Länder. Leider

Digitized by Google

konnte diese großgedachte Organisation nicht verwirklicht werden, aber wenigstens eine ihrer geplanten Aufgaben wurde ausgeführt: Die Kunstpflege im Volke. Bereits sind über 20 Einzelschriften erschienen, Lebensbilder von Künstlern oder Einblicke in einzelne Kunstarten unter der Aufschrift: Die Kunst dem Volke. — Für alle diese Gründungen hat Busch große Opfer an Zeit und Geld und an eigener mühsamer Mitarbeit nicht gescheut. Schon dadurch allein sichert er sich einen Ehrenplatz in der Geschichte der christlichen Kunst.

Wie aber ist Georg Busch ein Meister der Bildhauerkunst geworden und welches sind seine wertvollsten Schöpfungen?

Darüber unterrichtet in vielen und prachtvollen Bildern und einem mustergiltigen Text die kürzlich erschienene Monographie: Georg Busch von Dr. Oskar Döring[1]) Sie folgt dem Künstler mit ebenso viel Liebe als feinem Verständnis auf den Höhenpfaden seines weitverzweigten Schaffens. Wer in so erregter Zeit einige beschauliche Stunden für die christliche Kunst übrig hat, lese dieses Buch, und mit den Worten der Prinzessin in Tasso wird er den Verfasser rühmen: „Wohin sich das Gespräch des Edlen lenkt, Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen" (l_1). Wohin Gegenstand und Verfasser des Buches den Leser führen, kann die folgende Skizze nur andeuten.

Georg Busch (geb. 1862) erhielt die erste künstlerische Ausbildung in der Werkstatt seines Vaters in Groß-Steinheim, wo er seine Jugend verbrachte. Im Herbste 1882 zog er auf die Kunstakademie nach München. Hier erwarb sich Busch in siebenjähriger Lehrzeit unter der Leitung des berühmten Professors Syrius Eberle eine so vollkommene Ausbildung, daß schon sein erstes Werk, ein betendes Mädchen, Aufsehen erregte und von der Stadt München für ein Kinderasyl angekauft wurde.

Zur Hebung seiner Schaffensfreude und Klärung seiner Kunstideale trug ein erlesener Bekannten- und Freundeskreis viel bei. Zu ihm gehören neben zahlreichen andern klangvollen Namen der Kunstfreund Dr. Oskar v. Schanzenbach, Stiftsprobst von Türk, der bayerische Ministerpräsident von Hertling, besonders auch der Dichter Martin Greif und die Dichterin Emilie Ringseis. Das Andenken der beiden letzten hielt Busch in vielbewunderten Bildnissen fest. Schwermütig träumender Ernst und klares, durchdringendes dichterisches Schauen spricht aus den Zügen Greif's. Vielleicht

[1]) Georg Busch von Dr. Oskar Döring. Serie: Moderne Meister christlicher Kunst. Verlag Glaube und Kunst, Parcus u. Co., München 1916.

Digitized by Google

mit noch höherer persönlicher Anteilnahme hat Busch die Büste Emiliens von Ringseis gemeißelt: Geist und Güte eines überaus edlen und tiefen Frauengemütes und hohen Dichtertalentes reden ebenso ungesucht als beredt aus Stirne, Blick und Lächeln des Bildnisses. Emilie v. Ringseis hat oft und reiflich über den Ewigkeitswert der Kunst nachgesonnen. Schon von der weltlichen Kunst verlangt sie nicht Streben nach Ruhm und ewigen Bestand, sondern Enthüllung und Verherrlichung der ewigen Schönheit:

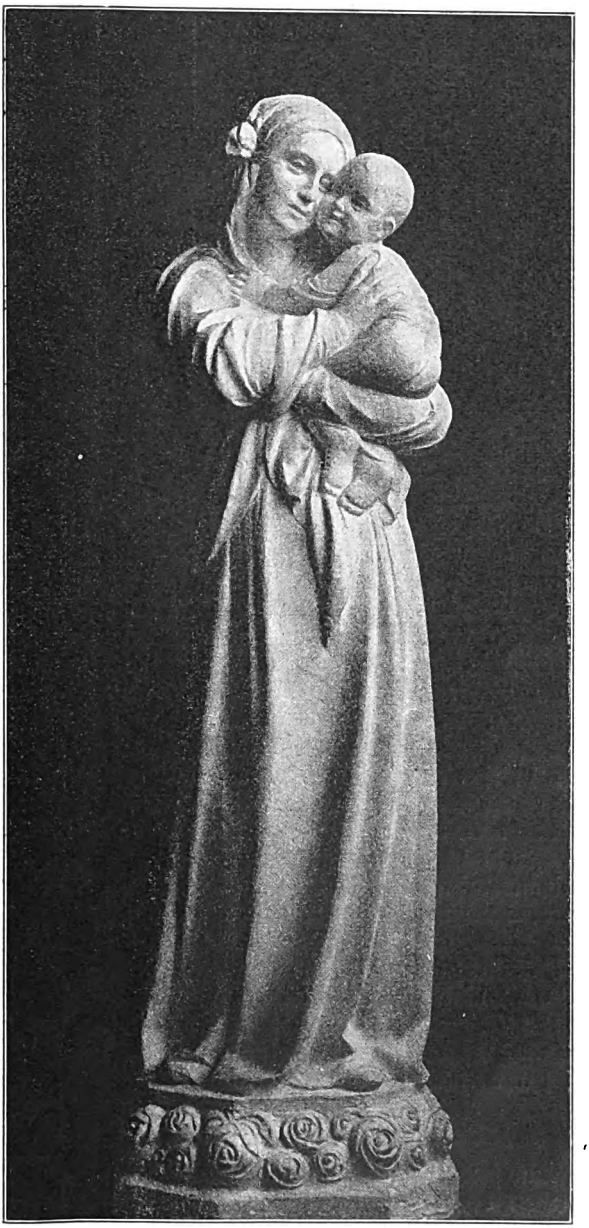
„Ja, auch die Kunst muß Heiland sein, versöhnen,
In Deiner Kraft das hohe Reich des Schönen
Vom Fluch erlösen, von Verzerrungsschmach."

Wie sehr wird sie den Künstler bestärkt haben in seiner idealen Auffassung der christlichen Kunst und ihrer Ziele: Gottesverehrung und religiöse Erbauung!

Von Jean Paul heißt es, sein Dichtertalent sei erschlossen worden durch die Berührung mit der Kindesseele, durch seine Lehrtätigkeit in der Volksschule. Auch Busch fand, wie es scheint, den Weg zur großen Kunst durch die Kindesseele. Sein Erstlingswerk wurde bereits erwähnt: ein Kind, das kniend sich andachtsvoll in ein Gebetbuch versenkt, so ganz der Ausdruck reinster, kindlicher Frömmigkeit, das Gebet der Unschuld, das wie auf Engelsschwingen zum Himmel steigt. Ein Seitenstück zu dieser Kindheitsidylle ist ein Schutzengel, der sich huldreich eines sehr lebenswahr geschilderten Mägdleins annimmt, das vertrauensvoll zu ihm betet. Auch leiser, gewinnender Humor mischt sich zuweilen in die Schilderung der unschuldsvollen Naivität dieser Kindesgestalten, so im „Vater unser": ein Mädchen lehrt sein Brüderchen das erste Gebet, oder im Porträt des kleinen Karl. Dieser ist des Künstlers ältestes Söhnchen, der im Besitze seines Schnullers mit der vergnüglichsten Ruhe und Heiterkeit auf den Beschauer blickt und sich seiner Zukunft völlig sicher fühlt.

Der Meister, der die Kindesseele so feinsinnig belauscht und gekennzeichnet hat, entfaltet vielleicht die höchste Summe seiner Kunst in der plastischen Einzeldarstellung als Madonnen- und Heiligenbildner. Hier singt und klingt eine so zaubervolle religiöse Lyrik, daß wir meinen, kaum bei den ersten Meistern der Romantik oder bei den höchsten Schöpfungen der italienischen Frührenaissancen etwas gleich Gutes oder Besseres zu finden. Die in Stein gemeißelte gotische Madonna als Himmelskönigin (jetzt in Deutsch-Krawan) mutet uns an wie ein altes, aber wohlbekanntes Lied. Der zarte, magdliche und doch erhabene Sinn hochgotischer Kunst klingt hier wieder, verbunden mit dem weichsten Wohllaut

Digitized by Google



MADONNA
(im Beſitz des Prinzen Johann Georg v. Sachſen)
von Georg Buſch

Digitized by Google

der Linie in der Gewandung. Ein schlankes, hoheitsvolles Madonnenbild schuf Busch für den Prinzen Johann Georg von Sachsen. Gotische Motive in Haltung und Linie sind hier so frei und eigenartig verwertet, daß das Bildwerk als Ganzes völlig neuzeitlich wirkt. Das ist tiefste und reifste Kenntnis alter Kunst und Art, wenn sie nicht nachgebildet erscheint, sondern in ihrem Wesen erfaßt als neuschöpferisch tätig wirkt. Die höchste und zarteste Lyrik tönt weich, gelinde und melodienreich aus jeder Form und Linie der „Mater admirabilis". So voll Innigkeit und zarter, jugendlicher Demut ist das Antlitz, so leise verhalten die Bewegung, so wohlklingend bei allem Linienreichtum der Faltenwurf, daß ich umsonst mich mühe, den ganzen, bezaubernden Eindruck in Worte zu fassen.

Wäre es überhaupt möglich, die Erde zum Himmel umzugestalten, so vermöchte dies am ehesten die christliche Kunst in ihren Schöpfungen der Madonna, der Engel und betenden Kinder. Aber noch eine Menge sonstiger religiöser Einzelbildnisse treten in diesen liebreizenden lyrischen Kreis. Vielgenannt ist Busch's Bildwerk: St. Monika und Augustinus, ein Seitenstück zu Scheffers weltbekanntem gleichnamigen Gemälde. In Gewandung und Umrahmung gibt es gotische Stilformen wieder. Der höchste Reiz des Werkes liegt aber in der Kennzeichnung und Anordnung beider Gestalten: Die vertrauensvoll betende Mutter, der Sohn ihr zugewendet, das Buch der Bücher aufgeschlagen, im Augenblick, da die große Heilserkenntnis durch der Mutter Gebet in ihm aufdämmert. Das stille, andächtige Gebet hat der Künstler wiederholt geschildert: einmal in der Gestalt eines Minoriten, der ganz in Betrachtung versunken ist. Sein Haupt ist gesenkt, die Kapuze aufgezogen, die Hände übereinandergelegt und unter dem Mantel geborgen. Alles Äußere schweigt, aber das innere Auge ist aufgeschlossen, und schaut in unergründliche Tiefen mystischer Geheimnisse. Den stillen, weltentrückten, tief gesammelten Beter des Breviers gibt das Bildnis des P. Dall' Oglio in Assisi wieder. Das Gebet unter dem Pulsschlage feurigster Liebe zeigt der hl. Antonius mit dem Jesuskinde. Hingerissen von der Glut seiner Andacht hält der Heilige kniend das Jesuskind in den Armen, das sich mit einer wunderbar rührenden und unschuldsvollen Milde auf sein Antlitz niederbeugt.

Auch das Thema der christlichen Caritas hat der Künstler wiederholt behandelt. Am tiefsten und wahrsten vielleicht in einer schlichten Caritasgestalt, voll stiller Schönheit. Eine barmherzige Schwester hält zwei Kindlein auf ihren Armen.

Digitized by Google

Sie haben weder Vater noch Mutter mehr. Aber der Engel der Liebe in Menschengestalt hat sie aufgehoben, um an ihnen Vater- und Mutterstelle zu vertreten. In seinen Armen schlummern sie friedlich, und mit mütterlicher Zärtlichkeit hütet sie sein stiller, gesenkter Blick. Ausdruck, Haltung und Gewandung tragen etwas entzückend Reines, Zartes und Wohllautendes an sich. Reizend ist das Idyll der Begegnung des hl. Philipp Neri mit dem armen Kapuzinerbruder Felix von Cantalice. Beide Heilige lebten gleichzeitig in Rom, in treuer und heiliger Freundschaft geeint. Almosen sammelnd trifft der arme Bruder Deogratias, wie die Römer den hl. Felix nannten, mit seinem Freunde zusammen, der dem in heiliger Ehrfurcht Lauschenden vertraulich die Hand auf die Schulter legt und ihn mit zärtlichem Zuspruch tröstet. Nur ungern scheiden wir von diesen allerlieblichsten Schöpfungen sinniger Anmut und trauter Glaubensinnigkeit. Aber Busch's vielseitiges Talent versteht nicht nur die sanften Empfindungen einer Johannesseele zu offenbaren, sondern auch das Feuer und Temperament einer Paulusseele. Über der St. Paulskirche in München steht die großartige Gestalt des Völkerlehrers, kraftvoll, kampfesmutig, ein zweiter Moses in der Art Michelangelos. Daneben könnten wir füglich die Kolossalstatue des hl. Bonifatius stellen, die der Meister als Festzier für den Katholikentag in Dortmund modellierte. Der gewaltige Apostel Deutschlands hebt hoch sein Kreuz und verkündet dessen sieghafte Kraft. Leider ist das Werk nicht als bleibendes Monument in dauerhaftem Material geschaffen worden. Wiederholt hat der Künstler auch seinen heiligen Namenspatron verbildlicht, wohl am schönsten in einer Bronzestatue aus dem Jahre 1902. Erzgepanzert von der Sohle bis zum Scheitel, herbe Entschlossenheit, aber auch volle Glaubens- und Siegeszuversicht im Antlitz, tritt St. Georg dem feindlichen Ungeheuer entgegen, ein sprechendes Sinnbild jener Militia Christi, die sich todesmutig stets neben den Felsen Petri gestellt hat und vor allem einer hochgesinnten, ritterlichen Jungmannschaft so wohl ansteht.

Zu einer Gruppe von Werken Busch's, die tiefsten seelischen Schmerz und reiches dramatisches Leben zum Gegenstande haben, leitet uns die Statue des verlorenen Sohnes über. Dieser ist in voller Erkenntnis dessen, was er in der Fremde verloren, von Reue, Scham und Sehnsucht nach dem Vaterherzen niedergeschmettert, in die Knie gesunken und weinend birgt er sein Antlitz in beiden Händen. Eine ergreifende Schilderung der reuevollen, verarmten, des übernatürlichen Gnadenschmuckes entblößten Menschenseele überhaupt.

Digitized by Google

Das großartige Drama der Passion Christi hat Busch dreimal mit der Seele und dem Meißel durchgearbeitet und schaffend miterlebt in den Kreuzwegstationen, die er, jedesmal anders, für die Stadtpfarrkirchen von Aichach, Ludwigshafen und St. Paul in München schuf. Ein gewaltiges, hochdramatisches und trotz häufiger Behandlung unerschöpftes Thema. Ein Plastiker, der gegenwärtig einen solchen Kreuzweg komponiert, erklärte mir jüngst, er wüßte Licht und Schatten all der furchtbaren Gegenwartsereignisse nicht besser in ein einziges künstlerisches Kompendium zusammenzufassen, als in einem Kreuzweg, der so sehr alle Stufen des heldenmütigen Leides, der Ergebung, des Vertrauens, aber auch der größten Bosheit und bodenlosen Verworfenheit durchkosten läßt. Am vielseitigsten und tiefsten sind diese Motive wohl im holzgeschnitzten Kreuzweg der Pauluskirche in München behandelt, wo die Stationen auch durch die farbige Bemalung, die reiche Umrahmung und den großartigen Innenausbau der Kirche in ihrer Wirkung bedeutend gehoben werden. Man betrachte z. B. die Kreuzannagelung (11. Station), wo das stille und stumme Leid des Erlösers so erhaben erscheint im Gegensatz zum lauten Jammer der treuen, mitleidsvollen Seelen, die das Kreuz umgeben, während in der 12. Station der laute Schmerz einer ernsten Trauer und hehren Feierlichkeit Raum gewährt hat. Der Heiland hat im friedlichen Todesschlummer, nach vollbrachtem Erlösungswerk das Haupt gesenkt, und um ihn senken sich die Häupter in tiefem, tiefem Weh. Nur Maria erhebt starkmütig und demutsvoll den Blick, und aufrecht steht der Hauptmann, die Hand zum Zeugnis der Gottheit erhoben. — Wiederholt und immer neu und meisterhaft hat Busch die Szene der Beweinung Christi gemeißelt. Den tiefsten Eindruck von all diesen Passionsszenen hinterläßt wohl ein Bronzewerk der Freiplastik „Begräbnis Christi." Es ist der Leichenzug des Herrn zum Grabe. Johannes schreitet mit der Dornenkrone voraus; es folgen Jesu Freunde, die den hl. Leichnam tragen, dann der Zug weinender Frauen. Die technische Lösung, eine so vielgliederige Gruppe in Freiplastik, von allen Seiten besehen, harmonisch zu gestalten, ist schon eine Meisterleistung. Noch mehr staunen wir über den großartigen Ernst, die erhabene Feierlichkeit, die davon ausgeht.

Kann es uns noch wundern, wenn der Meister eines solches Werkes auch die schönsten christlichen Grabdenkmäler gemeißelt hat, darunter diejenigen mehrerer deutscher Bischöfe. Groß und kraftvoll hat er den Mainzer Bischof Haffner gekennzeichnet, wie er, in wallendem Chormantel kniend, voll unerschütterten Gottvertrauens betet. Ein Gegenstück dazu

Digitized by Google

St. Bonifatius
Kolossalfigur von Georg Busch.

Digitized by Google

ist das Denkmal des frommen Erzbischofs von München, Franz Josef von Stein, als Halbfigur in Relief mit prächtiger gotischer Umrahmung gegeben. In reichem Pontifikalornat blickt er aus dem Bilde, die Rechte mild zum Segen erhoben. Wieder als treuer, kraftvoller Hüter seiner Kirche erscheint Ignatius von Senestrey, Bischof von Regensburg. In der Rechten den Hirtenstab, mit der Linken das Modell seiner Bischofskirche umfassend, sitzt er im Ornat in einer kleeblattförmig umrahmten Nische. Die markigen, charaktervollen Züge, von vorn gesehen, zeigen den großzügigen Kirchenfürsten, den tatkräftigen Organisator und Bauherrn, den mutigen Vorkämpfer für die Freiheit der Kirche.

Endlich Busch's Altarwerke. Das anmutsvollste davon ist unstreitig der Marienaltar im Besitz des Künstlers selbst. Die Himmelskönigin thront mit ihrem göttlichen Kinde unter blumenreichem, gotischem Baldachin, voll lieblicher Schönheit und mütterlicher Zärtlichkeit. Zu beiden Seiten ist ein allerliebstes Orchester von Knaben in Chorkleidern angeordnet: die Kleinen singen ihre trauten Marienweisen, die größeren spielen dazu auf Violine, Harfe, Viole und Zither. Haltung und Gesichtsausdruck lassen auf die wunder- und unschuldsvolle Lieblichkeit ihrer Weisen einen Schluß ziehen. Dennoch ist diesen Knaben so viel Lebenswahrheit gelassen, daß sie sich von ihren himmlischen Gefährten, den psallierenden Engeln, deutlich unterscheiden. — Den kostbaren und bilderreichen Hroznata-Altar schuf Busch für das Stift Tepl bei Marienbad. Es ist ein romanischer, marmorner Altarbau, dessen Aufsatz in einem prachtvollen Reliquienschreine in Sarkophagform besteht, der auf hohem Sockel steht und von einem säulengetragenen Baldachin oder Hallenbau umschlossen ist. An den Außenwänden des Schreines werden die Hauptbegebenheiten aus dem Leben des hl. Hroznata in feinster und lebensvollster Zeichnung erzählt, während das Antipendium in formvollendeten Reliefs die Vorbilder des hl. Meßopfers verherrlicht.

Leo Samberger hat mit Meisterhand das Bildnis unseres Künstlers gemalt, ein Kopf voll lebhaftester Geistestätigkeit und Tatkraft, die aus allen Falten des Gesichtes herauszublitzen scheint. Er ist der Mann scharfer Erkenntnis, zielsicherer Klarheit und fester Entschlossenheit, der Mann reicher Begabung und Erfahrung und vielseitiger Anregungen. So ist uns Busch auch in seiner Kunst begegnet. Bei aller Tiefe und Kraft des Gemütes, bei allem Reichtum der Phantasie fehlt nie die sichere Richtlinie, die geklärte und beherrschende Idee, die kraftvolle Männlichkeit, fern von

Digitized by Google

Begräbnis Chriſti
von Georg Buſch.

Digitized by Google

Schwärmerei und Überschwang, die überlegene Sicherheit und Herrschaft gegenüber Anregungen und Kunsteinflüssen aus alter und neuer Zeit. Samberger deutet leise an, wo die tiefsten Wurzeln der Kunst Busch's liegen, in dem Kreuzbild, das seitwärts neben dem Haupte des Künstlers hängt. Klärung und Sicherheit fand seine Gesinnung und Kunst in der Liebe zum Erlöser und seiner Kirche. Dort fand er auch seine Ideale und Vorbilder. Kirche und Kunst, diese zwei Worte stehen bei ihm nebeneinander auf einem Schild. Dem Einklang dieser Worte galten seine Werke und sein Einfluß auf Mitstrebende. Ihm dankte er auch den Segen seiner Kunst. So ist sein Leben und Schaffen eine freundliche Friedenserscheinung mitten in einer Welt von Gegensätzen. So ist das Friedensdenkmal, das der Künstler für den Aufenthaltsort seiner Jugend, Groß-Steinheim schuf, auch ein Symbol seines hehren Berufes. Es zeigt auf hohem Sockel einen holden Jüngling mit dem Ölzweig und erhobener, freudekündender Hand. Diesen Ölzweig trägt die Kunst Busch's. Aber es ist der Ölzweig eines Palmsonntags, der zu den Füßen des Erlösers grünte. Für Kirche und Kunst, so wie sie Busch auffaßte, und für die heutige Welt in ihrer Gesamtheit hegen wir keinen andern Wunsch, als daß dieser von Christi Hand gesegnete Ölzweig des Friedens aufs neue uns lebensvoll erblühe.

Nach dem Gewitter —

Von Hans Sturm

Ein Regenbogen ist über die Erde gespannt,
So hoch, daß er des Ewigen Thron umglänzt,
Sein schimmerndes Leuchten perlt ins dunkle Land
Der Erde und hält es mit blühender Farbe umkränzt —
Und Menschen kommen aus allen Winkeln der Welt,
Umflutet von den siebenfarbenen Flüssen . . .
Und sehnen sich, zur Seligkeit erhellt
Des Ewigen schimmernden Mantelsaum zu küssen . . .

Digitized by Google

Verschollen!

Erzählung aus dem Volksleben von M. Buol

X.

Noch ehe der kurze Herbsttag zur Rüste ging, tönte vom Turme von Sarnonico das Sterbeglöcklein. Die Leute wußten wohl, wem es galt. Und sie raunten einander die erstaunliche Nachricht zu, daß Giovanni Larcher von Ruffrè, der Verschollene, heimgekehrt sei, und vor Freude darüber sei die alte Fortuna plötzlich gestorben.

In ihrer Stube bahrte man die Alte auf, so wie sie war, in ihrem Arbeitskleide. Ein Waschbecken mit geweihtem Wasser gefüllt, stellte man zu ihren Füßen. Das war alles. Sie hatte gerade keine Feinde im Dorfe, aber Freunde auch keine. In einer Ecke saß Giovanni, halb betäubt. Er konnte es nicht begreifen, daß sein Erscheinen, wenn es auch überraschend war, solch schlimme Folgen gehabt hatte.

Einzelne Leute kamen, um bei der Leiche zu beten. Giovanni sprach mit keinem. Und keiner sprach mit ihm, wenn auch manchen die Neugier plagen mochte. Es war, als laste ein großes, geheimes Weh auf diesem Manne; darum wagte es niemand, sich ihm aufzudrängen.

So ging es bis zum Abende. Dann kam der Pfarrer, stand lange bei der Leiche und seufzte tief. Denn dem guten Manne tat es immer bitter leid, wenn eines seiner Schäflein so unversehens hinübergerufen worden war vor den Richter.

Ehe er ging, blieb er an der Türe stehn und warf einen langen Blick auf Giovanni.

Und Giovanni schien den Blick zu fühlen. Er erhob den Kopf, und sein Auge gab Antwort.

Giovanni Larcher kannte den Pfarrer von Sarnonico. War er doch vor längerer Zeit in Ruffrè Seelsorger gewesen. Damals hatte man den fröhlichen kleinen Herrn schlechthin Don Tommaso genannt. Und nun verstand Giovanni, daß Don Tommaso mit ihm sprechen wolle. Und ihn selber drängte es dazu. Er stand auf und folgte dem Geistlichen bis zur Haustür.

Der Pfarrer wandte sich um und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Das ist eine traurige Heimkehr!" sagte Giovanni leise.

Digitized by Google

Don Tommaso nickte.

„Hier war's, gerade hier, an dieser Tür," sagte Giovanni. „Sie hat mir geöffnet, mich erkannt, mich beim Namen gerufen, und dann . . ."

„Die Freude hat sie überwältigt," meinte der Geistliche.

Giovanni zuckte die Achseln. „Mag sein . . . Ich weiß nicht . . . Ich hatte nie gemerkt, daß Zia Fortuna mich so liebe. Aber nun sagen Sie mir, Don Tommaso, wo ist denn mein guter Vater, daß ich ihn nirgends sehe?"

Der Pfarrer schien verwundert. „Armer Giovanni, hat man's dir denn noch nicht gesagt, daß dein Vater heuer gestorben ist?"

Giovanni zuckte zusammen. „Gestorben! O, das ist hart! Aber wer nach so langer Zeit heimkommt, muß auf alles gefaßt sein. Und doch . . . und doch . . . es ist hart!"

„Ja, Giovanni, es war ein schweres Jahr für deine Familie! Zuerst die Nachricht von Lorenzos Tode . . ."

„Lorenzo? Auch er? Was wissen Sie von ihm?"

„Das wollte ich eher dich fragen, Giovanni! Du kommst doch aus Amerika."

„Amerika ist groß, und wir hatten uns längst aus den Augen verloren. Nicht als ob Unfrieden zwischen uns gewesen wäre! Aber die Arbeit in den Kohlengruben wurde mir zu schwer."

Giovanni machte Miene in das Totenzimmer zurückzukehren. Doch merkte der Pfarrer wohl, daß es nicht Anhänglichkeit an die Verstorbene war, was ihn dorthin zog. Er sah aus wie ein Mann, der gebeugt und gedrückt ist, und der nicht mehr weiß, was mit sich anfangen.

Dem Pfarrer tat er leid. „Willst Du nicht heute nacht mein Gast sein?" fragte er. Und er merkte, daß Giovanni diese Einladung wie eine Erlösung empfand.

Auf dem Wege von Fortunas Hause bis zur Canonica sprach Giovanni kein Wort. Der Pfarrer führte ihn auf sein Studierstübchen und hieß ihn Platz nehmen. Dann meldete er seiner Perpetua, daß einer mehr zum Abendessen da sei, und kehrte gleich zum Gaste zurück.

Er hoffte, Giovanni würde sich nun aussprechen. Aber Giovanni saß da wie ein Block.

Dem lebhaften Herrn wurde der stumme Besucher doch endlich ungemütlich. „Nun, nun, Giovanni, wer wird sich denn so grämen? Der Herrgott weiß ja doch schließlich am besten, wen er zu rufen hat und wann. Wegen der alten Zia wirst Du Dich doch nicht so arg betrüben. Und was Deinen Vater betrifft, so mußt Du ihm die ewige Ruhe

Digitized by Google

gönnen. Denn er hat in seinem Leben wahrlich genug gearbeitet und gelitten. Also Mut, Giovanni! Erzähle mir lieber, wie Du Dein Weib getroffen hast . . ."

Statt aller Antwort brach Giovanni in tränenloses Schluchzen aus. Erst nach einiger Zeit kam's hervor wie ein lauter Wehschrei: „O, mein Gott! sie hat mich ja verlassen!"

Don Tommaso riß die Augen weit auf und rieb sich die Stirn. „Per Bacco," rief er, „jetzt weiß ich wirklich nicht, bin ich närrisch oder bist du's!"

„Sie haben ganz recht, es ist zum Närrischwerden!" sagte Giovanni. Dann sprang er auf und begann mit eiligen Schritten im Zimmer auf- und niederzugehen. Und nun war der Bann seiner Zunge gebrochen. „Mein Weib, mein Weib!" rief er und rang die Hände. „O mein Weib und mein Kind, wo sind sie?"

Der Pfarrer war sich noch immer nicht klar, ob dem guten Manne nicht doch der Verstand abgelaufen sei. Er selber kam jetzt einfach nicht mehr zu Worte. Unter heftigen Gebärden sprudelte der Aufgeregte alles hervor, was ihm so schwer auf dem Herzen lag.

Tag und Nacht hatte er an Weib und Kind gedacht, hatte gehastet und sich abgemüht, bis ihm der Rücken gekrümmt und das Auge getrübt wurde. Denn in den Gruben von Ohio wurde nicht die Dauer der Arbeit entlohnt, sondern das Gewicht, das man zu Tage förderte. Und immer wieder hatte er Geld zurückgelegt und Geld nach Hause geschickt und mit jeder Sendung geschrieben. Zuerst kamen auch Briefe von ihr . . . o so schöne, liebe! Dann brach für den unermüdlichen Arbeiter ein Tag großen Glückes an: es gelang ihm, ein neues Kohlenlager aufzufinden in einem Revier, wo man keine Kohlen vermutete. Dafür wurde ihm von der Gesellschaft, der die Gruben gehörten, eine Prämie von viertausend Dollars ausgezahlt. Auf Lorenzos Rat beschloß Giovanni, diese Summe, die ein Vermögen für ihn darstellte, in der Cassa Rurale von Fondo anzulegen; sein Weib und sein alter Vater sollten die Zinsen beheben, bis er selber nach Hause käme. Und er wollte bald kommen, wollte nach dem Glücke, das er gemacht hatte, bald heimkehren zu seinem süßen Weibe. Das schrieb er nach Hause, schrieb ihr alles, was er an Glück und Sehnsucht empfand, schrieb ihr, wie sie mit dem großen Gelde, das er verdient hatte, sich nun sorgenlose Tage machen solle. Aber sein Brief blieb ohne Antwort.

„Und seither habe ich keinen Brief, kein Lebenszeichen mehr von ihr erhalten, nichts, nichts!"

Digitized by Google

Don Tommaso, der sichtlich darunter litt, daß er so gar nicht zu Wort kam, machte eine Bewegung, die einen gewissen Zweifel ausdrücken sollte. Aber Giovanni ließ das nicht gelten. „Es ist wie ich sage, Don Tommaso, auf Ehre! Keine Zeile mehr, keinen Gruß! Sie muß ihr Herz einem andern . . ."

„Still, still," unterbrach Don Tommaso. „Es kann nicht sein, wie du sagst, es ist nicht möglich!"

„Aber, Herr Pfarrer, ich bitte Sie, wie kann es anders sein? Wie soll ich mir's erklären, daß ein liebendes Weib von einem Tage zum andern ohne jeden Grund allen Verkehr mit ihrem Manne abbricht? Sagen Sie mir nicht, ihre Briefe seien verloren gegangen. Nein, ich habe sie ja früher immer erhalten. Auch Lorenzo konnte sich dieses plötzliche Aufhören der Briefe nicht erklären. Er sah meine Angst, er versprach an seine Mutter zu schreiben. Und dann kam die Erklärung! Er selber hat mir die Antwort vorgelesen. Zia Fortuna schrieb, sie habe meinen Vater zu sich genommen; Giovanna aber mit dem Kinde sei nach Sachsen zurückgekehrt."

„Ums Himmelswillen, das ist ja nicht wahr!" rief der Pfarrer.

„Geduld, Geduld, Don Tommaso! Ich hab es seither zur Genüge erfahren, daß es nicht wahr ist. Lassen Sie mich ausreden. Ich bin bald zu Ende. Als ich mich so von meiner Frau verlassen sah, da verleidete mich die harte Arbeit in den Kohlenwerken vollends. Ich zog dann bald in diese, bald in jene Stadt. Beschäftigung fand ich überall: man kann als Maurer in Amerika viel verdienen. Aber nirgends fand ich Ruhe. Und so oft ich in eine Kirche kam — denn da drüben gibt's fast an jedem größern Orte eine katholische Kirche — und so oft ich ein Bild der Madonna sah, fiel mir immer mein Weib ein, und daß ich doch eigentlich nach ihr sehen sollte. Sie wissen ja, Don Tommaso, die Madonna nimmt immer für die Frauen Partei! So bin ich denn nach Europa gereist, bin in Bremen gelandet und dann gleich nach Sachsen gegangen, wo Giovanna zu Hause ist und wo ich sie als Mädchen zuerst gesehen habe. O und nun kommt das Schreckliche! Weder ihre Geschwister, die ich aufsuchte, noch die Herrschaft, bei der sie als Mädchen gedient hat, wußten das Geringste von ihr. Alle schauten den armen Italiener groß an, als wollten sie sagen: Was hast du doch für eine Torheit begangen, dir eine Deutsche zum Weibe zu holen! Und nun weiß ich nur eines, daß mein Weib, die ich immer für die Reinheit und Aufrichtig-

Digitized by Google

keit selber hielt, meine Verwandten nur getäuscht hat, daß sie nicht nach Sachsen gegangen ist, daß sie Gründe hatte, ihren Aufenthalt zu verbergen .... Wohin sie aber vor mir geflohen ist, meine bella Bionda, das weiß ich nicht, das werd' ich vielleicht nie wissen!"

Er warf sich auf den Stuhl wie ein erschöpfter Mann, dem zu hart geschehen ist. Den Kopf ließ er auf die Brust hängen; die Arme fielen schlaff herab. Da trat Don Tommaso zu ihm und legte ihm die Hände auf die Schultern.

„Gut, daß Du endlich den Mund hältst, Giovanni, und einen verständigen Menschen zu Wort kommen lässest!" sagte er. „Mein Lieber, was für einen Bären hat man Dir denn aufgebunden? Glaub es gern, daß Du Deine Giovanna nicht in Sachsen gefunden hast, wenn die Arme beständig daheim sitzt und für ihr Büblein sorgt und um ihren Giovanni trauert!"

Giovanni richtete sich langsam auf, schüttelte den Kopf, schaute zweifelnd dem Geistlichen ins Gesicht. „Ja, wenn ich das glauben könnte . . ."

„Brauchst mir's nicht zu glauben, Du närrischer Mensch! Geh nur selber hinauf zu den Seehäusern! Aber sieh wohl zu, daß sie Dir nicht auch tot in den Händen bleibt, wie die arme Zia Fortuna! Mein Gott, was ist es doch Zartes und Zerbrechliches um so ein Frauenherz! Wir Männer begreifen das gar nicht."

Aber Giovannis Kopfschütteln wollte kein Ende nehmen. „Zia Fortuna war keine Heilige," meinte er, „und wenn man's trocken sagen soll, war sie ein Geizkragen. Aber sie war doch eine ehrliche Haut. Und sie eben war es, die ihrem Sohne von Giovannas Abreise berichtet hat."

„Giovanni," sagte Don Tommaso, „irgendwer hat in dieser Sache an Dir und Deinem Weibe gesündigt. Es muß nicht eben Fortuna gewesen sein. Welchen Nutzen hätte sie wohl gehabt, euch beide unglücklich zu machen? Nun, wir wollen über diese seltsame Geschichte uns einmal nicht den Kopf zerbrechen. Das eine kann ich Dir sicher sagen, daß Deine Frau das Nonstal gar nicht verlassen hat, daß ich selber mit ihr gesprochen habe, daß ich mich überzeugen konnte, wie lieb sie Dich immer hat. Und weil sie nichts mehr von Dir hörte und weil sie nicht glauben kann, daß Du ihr untreu seiest, hält sie sich für eine Witwe, die Arme!"

Giovanni schwieg. Allmählich wurde sein Gesicht ruhiger, heiterer. Und als der Pfarrer ihn fragte, ob er ihm denn noch immer nicht glaube, erwiderte er: „Ich glaube

Digitized by Google

Ihnen schon, Don Tommaso, aber ich bitte, sagen Sie mir alles noch einmal."

Mit geduldigem Lächeln wiederholte nun Don Tommaso, was er selber von Johanna wußte. Giovanni Larcher aber blickte ihm dabei ins Gesicht, wie um jedes seiner Worte einzusaugen. Und dem armen Manne war's, als ströme aus den Lippen des Priesters, der vor ihm stand, ein ganzer Himmel von Glück und Freude in seine Seele.

XI.

Die ganze Nacht hatte es geregnet. Ein leichter sprühender Herbstregen. Gegen Morgen wurde der Himmel hell. Das Geriesel hörte auf. Lichte Wolkenstreifen zogen sich über die östlichen Höhen.

Im Walde droben troff es noch von allen Bäumen. Schwer und feucht lag das gefallene Laub auf der durchtränkten Erde. Aus der dichten Laubschichte rangen sich einzelne Blümlein hervor. Späte, traurige Herbstblumen ohne Duft und Farbe. Aber nun, da die Sonne mit einemmale durchs lichte Gewölke brach, war alles wieder schön und froh. Die regenschweren Zweige glitzerten und funkelten, und selbst die späten Blumen und die welken Blätter am Waldboden leuchteten matt im herbstlichen Morgenlichte.

Wo ein Hirtensteig von der großen Waldstraße abzweigt hinab zu den Seehäusern von Ruffrè, standen zwei Männer. Der eine in langer Sutane, auf dem Kopfe den Tricorn des italienischen Geistlichen.

„Glaub mir, Giovanni, bleib zurück!" sagte der Geistliche und faßte seinen Gefährten abwehrend an der Hand. „Laß sie ruhig werden, ehe du sie wiedersiehst! Eine große Freude ist wie ein großer Schrecken. Warte! Gedulde dich!"

„Wie lange denn?" fragte der andere kleinlaut.

„Sagen wir ein Viertelstündchen!"

„Das ist zu lange!"

„Kindischer Kerl, der du bist! Hast es doch drei Jahre aushalten müssen!"

„Gut denn, ich werde einen Rosenkranz zur Madonna beten, und wenn der fertig ist, dann lauf ich Ihnen nach."

„Ja, aber mach's nicht gar zu schnell," mahnte der Pfarrer. „Weder den Rosenkranz noch das Nachlaufen, verstehst Du?"

Der Pfarrer fing an, bergab zu gehen; doch als er sich umsah, bemerkte er, daß Giovanni schon hinter ihm her war. Er drohte ihm lachend mit dem Finger.

Digitized by Google

„Ach, Don Tommaso," entschuldigte sich Giovanni, „ich kann nicht ruhig stehn. Das Herz hämmert mir zu viel."

„Also hör," sagte der Pfarrer, „Du brauchst meinetwegen nicht dazustehn wie ein Holzblock. Ich will Dir sagen, wie Du's machen sollst. Du laufst über die Straße hinauf bis zum Passe und dann über den Waldsteg herab bis zum See. Bis dahin hab ich Zeit Deinem Weibe alles zu sagen, und dann drück' ich mich. Denn beim Wiedersehen mag ich nicht dabei sein."

„Sie würden uns aber gar nicht stören," versicherte Giovanni treuherzig.

Der Pfarrer aber lachte nur und lief den Fußweg hinab.

* * *

„Ist die Siora Larcher zu Hause?" fragte der Pfarrer die alte Gina die eben ihre Treppe scheuerte.

Gina richtete sich auf und trocknete sich die Hände an der Zwilchschürze. „O Don Tommaso!" rief sie, den einstigen Seelsorger freudig erkennend. Dann wurde sie aber gleich verlegen und sagte, Johanna habe eine Stelle angenommen bei den Deutschen, die im Sommer auf der „Regina del Bosco" die Wirtschaft hätten. „Ich weiß nicht genau, wohin sie geht; ich glaube, nach Meran. Und nun ist sie gerade im Abreisen!"

Der Pfarrer schaute auf seine Uhr. „Ach ja, sie wird den Zug erreichen wollen, der von der Mendel um neun Uhr abfährt! Nun da hat sie schon noch Zeit. Vielleicht könnte ich sie ein Stück Weges begleiten."

Ginas Verlegenheit steigerte sich. „Nehmen Sie mir's nicht übel, Sior Parroco, unsereiner würde sich eine solche Gesellschaft freilich zur Ehre schätzen. Aber die Giovanna ist ganz anders: sie mag die Geistlichen nicht recht leiden."

Don Tommaso wollte eben eine launige Antwort geben, da erschien oben an der Treppe Johanna in einem Reisemantel, ein Köfferchen in der Hand. Sie war bleich, ihre Augen gerötet. Langsam kam sie herab und faßte Ginas Hand. Sie bat die Alte, zum Kleinen zu gehn. Sie habe ihn heute länger schlafen lassen, und nun, da sie ihn zum Abschiede küßte, sei er erst halb wach gewesen. „Wenn er erwacht, wird er weinen," fürchtete sie.

„Ich gehe gleich zu ihm," sagte Gina. „Ich werde ihn schon beruhigen, diesen Liebling Gottes! Ich werde ihm sagen: Mamma kommt bald wieder!"

„Ja, Gina, saget ihm das! Es kann ja auch sein. Ich bleibe bei den Ringlers nur, bis sie einen Ersatz für mich gefunden haben."

Digitized by Google

„Ach, und dann kommt ihr und bleibt bei uns?" fragte Gina freudig.

„Bei euch hier? Nein das nicht: Lebt wohl, Gina."

Die beiden Frauen trennten sich. Jetzt erst bemerkte Johanna den Geistlichen, der im Hausgange stand. Und bei einem zweiten aufmerksamen Blicke erkannte sie ihn auch. Sie hatte von ihrem Besuche im Pfarrhause von Sarnonico keinen unfreundlichen Eindruck mitgenommen. Nun hielt sie ihn für einen Besucher Ginas. Mit leichtem Kopfnicken grüßte sie ihn und wollte vorüber.

Da vertrat er ihr den Weg. „Ein paar Worte, Frau Larcher."

„Ich kann mich nicht aufhalten," murmelte sie abwehrend.

„Sie müssen zur Station, ich weiß schon," erwiderte er. „Dann kann ich Sie ein bischen begleiten."

Und ohne eine zusagende Antwort abzuwarten, ergriff er ihren Handkoffer, den sie für einen Augenblick auf die Erde gestellt hatte, um sich ihre Hutnadel zu stecken.

Halb ärgerlich halb gerührt wollte sie ihm den Freundesdienst wehren. Er aber lachte nur und eilte den Hügel hinab. Am Seebecken drunten wartete er, bis sie nachkäme.

„Sie sind zu gütig, Herr Pfarrer," sagte sie, als sie ihn eingeholt hatte. „Ich wollte über die Straße gehn," fügte sie bei.

„O nein, über den Waldpfad ist's viel schöner!" versicherte er mit schelmischem Blinzeln.

Ja freilich, schön war's auf dem Waldpfade! Und sie würden das Ende des Pfades nicht erreichen, so käme Giovanni, der Verschollene, seiner treuen Giovanna entgegen. Mit inniger Rührung betrachtete der Pfarrer die Frau an seiner Seite, die blaß und traurig aussah, während sie, ohne es zu ahnen, solcher Freude entgegen ging.

Eine Zeit lang waren sie neben einander gegangen, wie zwei Leute die sich nichts zu sagen haben. Dann begann der Pfarrer: „Erinnern Sie sich noch Ihres Besuches in meiner Canonica, Frau Giovanna?"

Sie bejahte kurz.

„Sie haben mir damals so leid getan," versicherte er. „Ich dachte seither immer nach, wie es wohl möglich wäre, etwas von Ihrem Manne zu erfahren. Es ist doch nichts härter als diese Ungewißheit."

„Nichts ist härter, Sie haben recht," gab sie leise zurück.

„Gut, arme Frau, sehen Sie, ich bin nun wirklich in der Lage, Ihnen einiges mitzuteilen, und zwar recht tröstliche Einzelheiten. Und aus guter, ja aus bester Quelle . . . ."

Digitized by Google

Sie blieb stehn, sah ihn an, faltete die Hände in stummer Verwunderung. Ein paar Augenblicke schien sie nach Worten zu ringen. Dann flüsterte sie: „Sagen Sie mir alles! Zögern Sie nicht! Ich kann alles tragen! Gewiß, ich will stark sein. So war er doch nicht ganz verlassen beim Sterben, mein armer, mein lieber . . . ."

Die Frage erstarb ihr im Weinen. Da konnte der warmherzige Priester nicht mehr an sich halten. „Aber reden Sie doch nicht vom Sterben, meine gute Giovanna! Ihr Mann lebt ja, ist gesund!"

Aschfahl wurde jetzt mit einemmale die Frau. „Sagen Sie mir das nicht! Täuschen Sie mich nicht! Es wäre furchtbar!"

Don Tommaso war etwas betroffen. Nun war er wohl doch mit der Türe zu rasch ins Haus gefallen. Ach, die Frauen, die Frauen! Es ist so schwer, sie recht anzufassen.

„Setzen Sie sich, Giovanna!" sagte er und drängte sie zu einem Baumstamme, der am Wegrande lag. „Regen Sie sich nicht auf!" ermahnte er sie weiter. „Sie waren so tapfer im Leiden, seien Sie es nun auch in der Freude! Wegen Ihres Mannes waren .Sie doch allzu hoffnunglos. Ich sagte Ihnen das auch, als Sie mich damals besuchten. Ich sagte Ihnen, wenn Sie sich dessen noch erinnern, mir schiene es durchaus nicht sicher, daß Sie Witwe seien. Und sehen Sie, der Pfarrer von Sarnonico hat recht behalten. Ja, Ihr Mann lebt! Nur hat er lange Zeit nichts von Ihnen gehört, gerade so wie Sie nichts vom ihm. Wie das möglich war, das ist mir selber noch nicht klar, aber es ist nun einmal so. Er glaubte sich von Ihnen verlassen, der arme Mann, und doch ist er brav und treu geblieben. O ja, er ist ein braver Mann, Ihr Giovanni! Und nun fassen Sie sich, gute Frau! Wir wollen ein bißchen weitergehn. Kommen Sie! Ich muß Ihnen schon alles aufrichtig sagen: gerade über diesen Fußsteig kommt uns Giovanni entgegen! Er kommt vom Passe herab. Er wird gleich vor uns stehn!"

Johanna erwiderte kein Wort. Sie saß unbeweglich. Sie schaute zum Priester empor mit weitgeöffneten Augen wie eine Geistesabwesende.

„Sie versteht noch nicht!" dachte Don Tommaso. „Bei Giovanni war's gestern ja die gleiche Geschichte!" Und nun erzählte er ihr ausführlich Giovannis plötzliches Auftauchen in Sarnonico, erzählte ihr das lange Gespräch, das er am Abende vorher mit ihm gehabt hatte, und wie sie beide heute früh über die Waldstraße heraufgekommen seien, und wie er's dem Ungeduldigen nicht erlaubt habe, ihr ohne weiters ins Haus zu fallen und sie vor Freude zu töten. „Und nun hat's sich's so schön getroffen, daß Sie gerade

Digitized by Google

im Ausgehn waren und daß ich Sie begleiten und Ihrem guten Manne entgegen führen kann. Wenn Sie gesehen hätten, wie der über die Straße hinaufgelaufen ist! Ich sagte ihm nämlich, er müße den ganzen Umweg machen und dürfte dann erst zu seiner Giovanna. Und nun wird ihm die Sehnsucht schon Beine machen. Ich wette, er läuft wie ein Häslein!"

Lachend hatte er das gesagt. Aber das Lachen verging ihm, als Johanna mit einemmale aufsprang, die Hände auf die Brust preßte und ihn entsetzt anstarrte.

„O Giovanni, Giovanni!" rief sie. „O mein Gott, nur einige Tage früher, nur einige kurze Tage! O warum erst jetzt? Ich kann ihn nicht mehr sehen! Ich darf nicht, nein, ich darf nicht!"

Plötzlich wandte sie sich, wie um zu fliehen.

Der Geistliche faßte sie am Arme und hielt sie zurück. „Sind Sie von Sinnen? Ist das Ihr Dank gegen Gott?"

Sie sah ihn an mit einem Blicke, aus dem unsägliches Elend sprach. „Sie wissen nicht ... können nicht verstehn .... O lassen Sie mich! Ich will zurück ... will mich verstecken ... Ich bin seiner nicht wert!"

Don Tommaso erschrak, als er sie so reden hörte, im Augenblicke, wo das beseligendste, ersehnteste Wiedersehen vor ihr lag. Das war nicht der süße Schrecken eines Herzens, das sein Glück nicht fassen kann; das war der Schrecken einer Seele, die sich schuldig fühlt. War vielleicht doch etwas Wahres an den Befürchtungen, die ihm Giovanni gestern ausgesprochen hatte? Lag ein dunkles Geheimnis auf der Seele dieser Frau?

Fassungslos stand er einige Augenblicke. Dann aber erwachte in ihm ein großes priesterliches Mitleid. Da mußte geholfen werden! Und er selber war's, der helfen mußte!

„Bleiben Sie!" sagte er, während sie, noch immer fluchtbereit, vor ihm stand. „Bleiben Sie und sagen Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben!"

Das klang wie ein Befehl. Sie empfand es so. Aber so tief elend war sie, daß es ihr wohl tat. Sie senkte den Blick vor dem seinen, der in ihre Seele zu dringen schien. Und dann nestelten ihre zitternden Finger an einem Täschchen, das sie am Arme trug.

Langsam, zögernd zog sie einen Brief heraus. Den reichte sie dem Pfarrer. Sie sprach kein Wort dazu.

Don Tommaso wartete keine weitere Aufforderung ab; er erbrach den Umschlag und las.

Es war ihr Jawort an Schütter.

„Ich wollte ihn heute aufgeben," flüsterte Johanna.

Digitized by Google

Don Tommaso steckte den Brief zu sich: „Es ist gut", sagte er, „ich werde dem Herrn antworten, wenn's Ihnen recht ist. So viel Deutsch bringe ich wohl zuwege. Und dann werde ich den Brief verbrennen. Und sie brauchen sich nicht mehr darum zu kümmern. Ihr Geheimnis bleibt bei mir und geht mit mir ins Grab, als hätten Sie mir's in der Beichte vertraut."

„Nein, nein," stammelte sie, „das geht nicht! Er muß alles wissen! Alles muß ich ihm sagen! Alles bekennen!"

„Ihrem Manne? Das lassen Sie bleiben! Jetzt für den Anfang wenigstens!"

Sie öffnete den Mund wie zu einer Gegenrede. Er aber wiederholte streng: „Schweigen Sie, sag ich! Sie dürfen Ihrem Manne die Freude des Wiedersehens nicht trüben. Ich verstehe: das Bekenntnis würde Ihrem Herzen Erleichterung bringen. Aber darum handelt es sich nun einmal nicht. Es handelt sich um das, was Ihre Pflicht ist. Und im übrigen danken Sie Gott, der Sie vor Schlimmerm bewahrt hat und demütigen Sie sich!"

„Demütigen?" Sie sah ihn an mit dem Blicke eines fragenden Kindes.

Er lächelte. „Ja demütigen! Es ist ein Wort, das nicht alle verstehn! Sie haben nicht gesündigt, Giovanna, denn Sie haben in gutem Glauben gehandelt. Aber unklug und übereilt haben Sie gehandelt, und zu viel sich selber um Rat gefragt und zu wenig den lieben Herrgott. Und nun sind Sie auch nicht deshalb traurig, weil Sie fürchten, Gott betrübt zu haben, sondern weil Sie sich nicht so klug und starkmütig, nicht so edel und großherzig finden, als sie gemeint hatten zu sein. Das ist alles! Demütigen Sie sich und freuen Sie sich! Gott will, daß Sie sich freuen. Und nun vorwärts, Ihrer Freude entgegen!"

Johanna schwieg, überwältigt von Gefühlen, die ihr neu waren. So klein fühlte sie sich mit einemmale und doch wieder so viel näher an Gott als je zuvor in ihrem Leben. Sie dachte gar nicht daran, etwas anderes zu tun, als was der kleine Mann in der Sutane ihr befohlen hatte. Sich freuen, sich demütigen und vorwärtsgehn! Don Tommaso ging vor ihr her, sie folgte.

Es dauerte nicht lange, so hallten nahende Schritte, und aus dem Haselgesträuche, das den abschüssigen Fußsteg umsäumte, kam ein schlanker, brauner Mann hervor. Don Tommaso winkte ihm zu und trat zur Seite.

Und nun sahen sie sich, die Beiden, die nicht mehr gehofft hatten, sich noch auf Erden zu sehen. Und in wortlosem Jubel lagen sie sich in den Armen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Kunst dem Volke!

Ein Wort über den Wandschmuck des christl. Hauses.

Die nachfolgenden Betrachtungen wollen grundsätzlich darauf verzichten, die lange Reihe gelehrter, kunstwissenschaftlicher Untersuchungen über ästhetische und Kunsterziehungsfragen um eine weitere zu vermehren. Sie verfolgen lediglich praktische Zwecke und um diese zu erreichen, müssen sie so gehalten sein, daß Jeder ihnen zu folgen vermag.

Alle praktischen Vorschläge zu dem Zwecke, die auf dem Boden der katholischen Glaubens- und Lebenslehre erwachsene Literatur und Kunst auf die ihr gebührende Höhe zu bringen, müssen schließlich darauf hinauslaufen, immer weitere Kreise zur Kenntnis, zur Schätzung und zur Aufnahme der Werke dieser Literatur und Kunst zu erziehen. Denn im Großen und Ganzen wird eine Blütezeit der Künste durch zwei Hauptfaktoren bestimmt: durch das Auftreten großer, genialer Künstlerbegabungen und durch die Wirkung der Werke dieser Künstler auf die breiten Massen des Volkes. Diese letztere Wirkung wird ausgedrückt durch den „Erfolg", durch die allgemeine Schätzung und Bewunderung der Werke. Einer Kunst, die sich nur bei einem kleinen Volksteile, in gewissen, auf bestimmte Kunstanschauungen abgestimmten Zirkeln und Kreisen durchsetzt, nur innerhalb dieser Grenzen gekannt und geschätzt wird, kann niemals jene lebendige Wirkung auf das Volksganze innewohnen, die von jeder Blüteperiode großer Kunst ausgeht. Darum kann von unserer modernen Kunst, die zwar kleine engabgegrenzte Zirkel stimmkräftiger Bewunderer mächtig erregt, aber den Kunsthunger des Volkes nicht gestillt, niemals einen Widerhall in weiteren Kreisen gefunden, niemals das ganze Volk in ihren Bann gezogen hat, auch keine Erneuerung unseres Kunstlebens, keine neue große Kunstblüte erhofft werden.

Wenn es nun wahr, noch mehr: wenn es verständlich ist, daß unser heutiges Kunstleben nur von einem Teile der Gebildeten, den „oberen Zehntausend", die sich als Auserwählte dünken, nicht aber vom ganzen Volke getragen wird, so müßte daraus noch keineswegs die heute so vielbeklagte Tatsache folgen, daß die Kunst des Volkes heute vielfach der Schund ist; daß die Literatur des Volkes, wenigstens

Digitized by Google

der Mehrheit des Volkes, im Zeichen des Kolportageromans und seine bildende Kunst — im Zeichen des Kitsches, der billigen, öden, kunsttötenden Spekulation und Massenfabrikation steht. Das müßte nicht so sein. Denn wenn unsere moderne Kunst — und daran kann man wohl nicht mehr zweifeln — sich unfähig erwiesen hat, im Volke Boden zu fassen, so haben wir doch eine reiche, blühende Kunst der Vergangenheit, die einstmals volkstümlich war und es heute noch sein könnte, wenn nicht eine Reihe von Hemmungen, auf die wir nicht tiefer eingehen können, ihre wirkende Kraft gelähmt und zwischen ihr und unserem Volke allerlei künstliche, zumeist aus Unwissenheit und Unkenntnis bestehende Schranken errichtet hätten. Diese Schranken zu beseitigen, im Volke das wohl nicht erstorbene, sondern mehr schlummernde Verständnis für wahre Kunst wieder zu wecken, das erscheint uns als die grundlegende Aufgabe der jetzt in Schwung gekommenen Kunsterziehungsbestrebungen. Von dem Erfolge dieser Bestrebungen erwarten wir aber auch eine belebende, gesundende und anregende Rückwirkung auf unser ganzes gegenwärtiges Kunstleben, insofern dadurch wenigstens eine der beiden obenerwähnten Vorbedingungen einer neuen Kunstblüte erfüllt werden könnte: nämlich die Vorbereitung des günstigen Aufnahmebodens im Volke. Die Erfüllung der andern Bedingung, die Erweckung großer Künstlerbegabungen, steht nicht im Bereich unserer Kraft; aber den Aufnahmeboden vorzubereiten, in den die Keime einer neuen Kunstentwicklung mit Erfolg gesenkt werden und zur Entwicklung kommen können — dazu kann Jeder, der die hohe Bedeutung der Künste für das geistige Leben eines Volkes erkennt, sein Scherflein beitragen. Zur Mitwirkung an diesen Bestrebungen sollte uns Katholiken aber noch ein besonderes, mehr als rein natürliches Interesse aneifern, das in dem engen Zusammenhange zwischen Kunst und Religion seinen Ursprung hat.

Suchen wir nun zunächst die praktischen Ziele und Wege dieser Bestrebungen zu erkennen und zwar im Hinblick auf die besondere Bestimmung dieser Blätter, vor allem einer aus dem Nährboden der christlichen Ideale erwachsenen Kunst zu dienen. Warum kann sich diese Kunst heute nicht so recht entwickeln und zur Geltung kommen? Es ist ja unbestreitbar, daß von einer gewissen „Rückständigkeit" unserer, katholischen Idealen dienenden Kunst und Literatur heute mit vollem Recht gesprochen werden kann — nur nicht in jenem Sinne, wie man das Wort gewöhnlich auffaßt. Rückständig ist die katholische Kunst heute nicht so sehr in ihren Leistungen,

Digitized by Google

wenn man diese in gerechten Vergleich setzt mit den Leistungen der sogenannten modernen Kunst, sondern insofern, weil weder die Zahl, noch der Erfolg ihrer Werke der Zahl und der Stellung der Katholiken im Volksleben auch nur annähernd entspricht. Die künstlerische „Produktion" der Katholiken, soweit es sich um eine dem katholischen Kunstideal entsprechende Kunst handelt, bleibt ungeheuer weit hinter dem rechnungsmäßigen Anteil zurück, und auch diese Mindestleistung wird in katholischen Kreisen noch vielzuwenig gekannt und geschätzt. Das ist die wahre Formel der „Rückständigkeit" katholischer Kunst.

Unter den vielen Ursachen dieser tatsächlichen Rückständigkeit haben wir es hier hauptsächlich mit einer zu tun, nämlich mit der Verfälschung des Kunstideals durch eine ganz antichristliche Weltanschauung. Unter dem Einflusse der fortschreitenden Entchristlichung vordem katholischer Völker durch eine ungläubige Weltanschauung hat auch das christliche Kunstideal eine durchgreifende Änderung erfahren: Kunst und Künstler haben nicht mehr mittelbar oder unmittelbar Gott zu dienen, walten vielmehr frei und selbstherrlich, losgelöst vom göttlichen Gesetz; demgemäß wird das Wesen des Kunstschönen nicht mehr im harmonischen, untrennbaren Einklang von Wahrheit, Sittlichkeit und Schönheit, sondern in einem falschen, vom Wahren und Guten ganz losgelösten Trugbild einer äußerlichen Schönheit gesucht. Diese Fälschung des Kunstideals ist, bewußt oder unbewußt, leider auch vielfach in das Geistesleben des katholischen Volkes übergegangen und diese Infektion mit Bazillen des herrschenden modernen Unglaubens ist eine der Hauptursachen der verminderten Schätzung wahrer Kunst in katholischen Kreisen.

Um diese Krankheitskeime aus dem katholischen Geistesleben wieder herauszuschaffen, lassen sich verschiedene Wege denken und einschlagen, vom Wege allgemeiner religiöser Erneuerung als Radikalkur bis zu den neuesten Kunsterziehungsbestrebungen. Wir haben uns hier nur mit den letzteren zu beschäftigen und möchten für dieselben einen ganz praktischen, leicht gangbaren Weg vorschlagen, einen Weg, der zugleich eine Ergänzung der vom Volke zumeist nicht sehr geliebten und wenig beachteten theoretischen Belehrungen im Sinne eines praktischen Anschauungsunterrichtes bedeutet. Es handelt sich dabei um den *Wandschmuck des christlichen Hauses.*

Wie eine Hauptursache der materiellen „Rückständigkeit" der katholischen Literatur in der geringen Verbreitung dieser Literatur im katholischen Volke zu suchen ist, so wird auch

Digitized by Google

Jeder, der in und mit dem katholischen Landvolke lebt, mit tiefem Bedauern den fast gänzlichen Mangel an Kenntnis von den Werken der christlichen bildenden Kunst, der sich in dem vorherrschenden Charakter des Bilderschmuckes der Familienwohnungen ausprägt, feststellen müssen. Nicht als ob das katholische Volk, namentlich das Landvolk, überhaupt keine Bilder kaufte. Im Gegenteil, es wird viel zu viel Geld auf wertlosen Schund ausgegeben und es wäre wirklich einmal nötig, beiläufig zu berechnen, welche Summen auf diese Weise in die Taschen gewissenloser Spekulanten fließen, Summen, die oft genug dazu dienen, die Bestrebungen unserer Feinde zu fördern. Denn die Fabrikanten dieses Andachtsbilderschundes sind fast ausnahmslos — „Nichtchristen".

Wenn man so oft in den Wohnungen der katholischen Landleute, Arbeiter usw. die Wände mit schreiendbunten, in ihrer Inhaltslosigkeit und Öde einfach bejammernswerten Farbendrucken überdeckt findet, die noch dazu um verhältnismäßig teures Geld erworben wurden, dann möchte man fast verzweifeln an der Möglichkeit, die Liebhaber eines solchen Schundes zur Erkenntnis ihrer unnatürlichen Geschmacksverirrung zu bringen. Wenn man aber länger mit den Leuten verkehrt, kann man häufig die Erfahrung machen, daß nur Gedankenlosigkeit und Unkenntnis, verbunden mit einer gewissen Bequemlichkeit (die Bilder werden meistens von zungenfertigen Agenten ins Haus gebracht), nicht aber unheilbare Geschmacksverirrung und Unfähigkeit zur Unterscheidung des Guten vom Schlechten diese Farbendrucksünden verschulden. Wenn man die guten Leute auf die Geschmacklosigkeit dieser Drucke aufmerksam macht und ihnen zum Vergleich gute Reproduktionen von Werken alter oder neuer Meister zeigt, so wird man sich meistens überzeugen können, daß sie an den letzteren viel mehr Gefallen finden.

Auf die Gründe, die den Bestrebungen zur Verdrängung dieser Kunstgräuel durch gute Nachbildungen religiöser Meisterwerke besonderen Nachdruck verleihen sollten, braucht kaum hingewiesen zu werden. Sie sind vor allem religiöser Natur. Im Grunde bedeuten jene entsetzlich geschmacklosen Erzeugnisse niedriger Spekulation auf den frommen Sinn des Volkes *eine Herabwürdigung des Heiligen*, die zwar selten zum vollen Bewußtsein kommt, aber durch die nach und nach sich festsetzenden Vorstellungen, die sich durch das gewohnheitsmäßige tägliche Betrachten solcher Bilder in kindlicheinfachen Seelen festsetzen, der Bildung falscher religiöser Begriffe Vorschub leistet. Man darf nicht übersehen, daß diese Bilder und Statuen in den Kirchen und in den Wohnungen für einfache Leute etwas ähnliches wie einen

Digitized by Google

religiösen Anschauungsunterricht bedeuten und in ihrer Unnatur und Verzerrung zwar keine klaren Begriffe, aber doch falsche Vorstellungen und Gefühle bilden können. Besonders für Leute, die schwer oder gar nicht lesen können, ersetzt das religiöse Bild im gewissen Sinne das Andachts- und Betrachtungsbuch. Vermag sich doch auch der Gebildete dem lebendig fortwirkenden Eindrucke der Idee, die ein großer und frommer Künstler in sein Meisterwerk gelegt hat, nicht zu entziehen. Und von manchen Werken dieser Art sagt man mit Recht, sie seien „gemalte Gebete". Diesen Gebetsinhalt im frommen Betrachten herauszufühlen, dazu wird durchaus keine besondere ästhetische Schulung, sondern nur ein reines, für religiöse Anregungen empfängliches Gemüt verlangt. Es liegt ja in der Idee der religiösen Kunst und in den Werken, die diese Idee rein zum Ausdruck bringen, eine unendliche Einfachheit und Kindlichkeit, etwas unendlich Naives, Volkstümliches, Natürliches und einfachen Seelen Verwandtes, so gar nichts Kompliziertes und Gemachtes, zu dessen Verständnis erst besondere Anlagen und Studien nötig wären. In der religiösen Kunst liegen also Schätze und Kräfte verborgen, die für die religiöse Vertiefung und Verinnerlichung vielmehr als es jetzt geschieht, nutzbar gemacht werden könnten, wenn das Volk planmäßig und ausdauernd zur Quelle dieser Kräfte geführt und angeleitet würde, sich auch in seinen Heimstätten mit den besten Werken der religiösen Kunst zu umgeben. Nützen wir doch die technischen Fortschritte der vervielfältigenden Künste aus, die uns heute gestatten, künstlerisch vollendete Kopien der größten Meisterwerke auch in das Heim des Mittelstandes zu bringen! Was früher nicht möglich war, heute ist es möglich: Nachbildungen mit allen Reizen der Zeichnung und der Farbe zu Preisen auf den Markt zu bringen, die gewöhnlich noch lange nicht an jene Beträge heranreichen, die mundfertige Agenten für ihren massenweise vertriebenen Schund verlangen. Wenn es doch nicht geleugnet werden kann, daß die religiöse Wirkung eines Bildes sich in der Regel steigert mit der künstlerischen Vollendung, weil ein Kunstwerk umso stärker ergreift, je tiefer und wahrer der Künstler seine Idee erlebt und gestaltet hat, dann sollte man doch alle Hebel ansetzen, mit den bestenfalls den Beschauer gleichgültig lassenden, schlimmstenfalls eine ungesunde Frömmigkeit ausbrütenden kalten Puppen und Masken der fabriksmäßigen Andachtsbilder-Industrie aufzuräumen.

Der zweite Beweggrund der auf die Verdrängung dieser Industrie durch gute Nachbildungen von Meisterwerken abzielenden Bestrebungen entspringt der Erkenntnis des Elends

Digitized by Google

einer künstlerischen Unkultur unseres Volkes. Es ist schon soviel über die Notwendigkeit der sogenannten Kunsterziehung geredet und geschrieben worden, daß wir die Erkenntnis dieser Notwendigkeit bei allen Lesern voraussetzen können. In der Tat kann unserm Kunstelend erst gesteuert, kann die Entwicklung unseres Kunstlebens erst wieder in gesündere Bahnen geleitet werden, wenn der gründlich verdorbene und auf falsche Wege geleitete künstlerische Geschmackssinn unseres Volkes wieder in seine natürlichen Bahnen eingelenkt wird. Diesen natürlichen, gesunden Geschmackssinn wieder zu wecken, dazu wäre unseres Erachtens ein planmäßiger Anschauungsunterricht das beste Mittel; für rein theoretische Erwägungen und Belehrungen ist das Volk im allgemeinen weniger zugänglich. Hier kommen wir nun zu den praktischen Vorschlägen.

Es müssen jedenfalls eine Reihe von Faktoren zusammenwirken, um aus den Heimstätten des christlichen Volkes den gemalten Schund hinaus- und echte Kunst hineinzubringen. Von der Presse und der Schule wollen wir hier nicht sprechen; das ist ein eigenes Kapitel und seine Besprechung würde hier zu weit führen. Den besten Erfolg würden wir uns von der Mitwirkung zweier Faktoren versprechen, die allerdings — wir verhehlen uns das nicht — mit anderen Verpflichtungen schon sehr belastet sind: des Klerus und des Vereinswesens.

Es wäre allerdings zu erwägen, daß die auf unseren Zweck hinzielenden Bemühungen der Seelsorgsgeistlichkeit vielleicht umso erfolgreicher sein dürften, je weniger sie den Charakter der Absichtlichkeit tragen. Sonst könnte es leicht dazu kommen, daß man einer allzu stürmischen Tätigkeit des Seelsorgers nach dieser Richtung eigennützige Motive unterschieben könnte, denn ohne Vermittlungen rein geschäftlicher Natur dürfte es nicht immer abgehen. Aber das ist ja schließlich auch bei den Bemühungen der Seelsorgsgeistlichkeit zur Verbreitung der guten Literatur und Presse nicht anders.

Den besten Erfolg dürften wohl gelegentliche aufklärende Bemerkungen im persönlichen Verkehr, der ja besonders auf dem Lande zwischen Seelsorger und Bevölkerung ziemlich lebhaft ist, versprechen, besonders wenn den Leuten Gelegenheit geboten wird, sich von dem himmelweiten Unterschied zwischen dem gemalten Schund und der guten Reproduktion eines Meisterbildes selbst zu überzeugen. Zu diesem Zweck dürfte es sich empfehlen, in einem der Bevölkerung frei zugänglichen Lokal, z. B. im Amtszimmer des Pfarrhofes, in der öffentlichen Leihbibliothek oder im Versammlungslokale eines katholischen Vereines eine kleine Gemäldegalerie

Digitized by Google

einzurichten, indem an einer freien Wandfläche etwa 8 bis 10 Probebilder hübsch gruppiert aufgehängt werden. Die unten folgenden Besprechungen dürften die Zusammenstellung einer solchen Miniaturgalerie sehr erleichtern und die Verleger der gewählten Bilder würden diese zum angegebenen Zwecke gewiß zu sehr günstigen Bedingungen zur Verfügung stellen.

Gute Erfolge wären auch von der Veranstaltung besonderer Vorträge über christliche Kunst zu erwarten. Freilich müßte eine solche Aktion entsprechend vorbereitet werden, was vielleicht am besten bei Gelegenheit der regelmäßigen Zusammenkünfte der Seelsorgsgeistlichkeit (Kleruskonferenzen 2c.) geschehen könnte. Fast in jedem größeren Pfarrbezirk findet sich ein kunstverständiger Priester oder Laie, der von Zeit zu Zeit im Anschlusse an die normale katholische Vereinstätigkeit einen derartigen Vortrag halten könnte. Diese Vorträge würden besonderen Reiz gewinnen, wenn sie durch Veranstaltung einer kleinen Kunstausstellung oder wenigstens durch Vorzeigen mehrerer Bilder — womöglich ein gutes und ein schlechtes gleichzeitig, damit die Leute den Unterschied merken — unterstützt würden. Das wäre praktische Kunsterziehungsarbeit, die auch nicht ohne gute Rückwirkung auf das religiöse Leben bleiben würde. Ob und inwieweit Belehrungen dieser Art — selbverständlich ohne Anschauungsunterricht und mehr von religiösen Erwägungen getragen — auch von der Kanzel aus erfolgen könnten, das müßte vom zuständigen Seelsorger in jedem Falle besonders beurteilt werden.

Verhältnismäßig am leichtesten dürfte es sein, der heranwachsenden Jugend wenigstens eine Ahnung von dem Unterschiede zwischen Kunst und Schund beizubringen, wenn bei der fast allerorten üblichen Verteilung von Andachtsbildern, Kommunionandenken usw., die Gelegenheit benützt wird, in den Kindern das oft nur schlummernde natürliche Kunstgefühl, den gesunden Geschmack für edle Kunst zu wecken. Die zu verteilenden Bildchen müssen selbverständlich allen Anforderungen entsprechen; besonders zeitgemäß wäre es, bei dieser Gelegenheit an die Stelle der bisher vielfach bevorzugten süßlich-weichlich-sentimentalen Andachtsbildchen nach französischem Muster die markige Art unserer alten deutschen Meister zu setzen. Eine reiche Auswahl von Andachtsbildern dieser Art bietet der Münchener Verlag der „Gesellschaft für christliche Kunst“ [1]), auf dessen Bestrebungen wir noch ein-

[1]) Es sei uns hier gestattet, auf das leider nur zu ideale und darum auch im geschäftlichen Wettbewerbe gescheiterte Unternehmen, dessen Seele unser verstorbener Freund Dr. Domanig war, hinzuweisen. Wir meinen die „Klassischen Andachtsbilder“ der österreichischen

Digitized by Google

gehender zu sprechen kommen. Auch die heute herrschende Mode der sog. Ansichtspostkarten sollte mehr ausgenützt werden, um den Kunstgeschmack der Jugend zu veredeln, umsomehr als die ersten Kunstverlage heute in der Herstellung technisch vollendeter Künstlerpostkarten zu billigsten Preisen wetteifern.

Das wären einige praktische Vorschläge, die, resolut ausgeführt, dem traurigen Tiefstande des Kunstverständnisses in weiten Kreisen des katholischen Volkes nach und nach abhelfen könnten. Man wende nicht ein: Es nützt ja doch nichts! Was ist denn bisher schon versucht worden, um der Ausnützung des frommen Sinnes unseres Volkes durch eine gewinnsüchtige Industrie, die ihm Steine statt Brot bietet, einen Riegel vorzuschieben? Man sage auch nicht, daß es wichtigere Aufgaben gibt, als gerade diese. Man unterschätze doch die Wirkung dieser Kunstgreuel auf die Volksseele nicht allzusehr! Nach dem Grundsatze: „Es gibt Wichtigeres zu tun," müßten folgerichtig auch andere kulturelle Bestrebungen eingestellt werden, die schon schöne Ergebnisse erzielt haben. Man lasse auch auf diesem Gebiete nicht länger die nutzlose Klage, sondern die rettende Tat sprechen! (Forts. folgt.)

Leogesellschaft. Domanig hat all sein reiches Wissen und seine edle Kunstbegeisterung in den Dienst dieses Unternehmens gestellt und dafür auch persönliche Opfer gebracht, von welchen nur seine besten Freunde wissen. Daß dieses auf den edelsten Grundsätzen ruhende und von opferwilliger Uneigennützigkeit getragene Unternehmen sich nicht zu behaupten vermochte, das spricht Bände über unser Kunstelend. Die Restbestände der Andachtsbilder sind in den Besitz der Familie Domanig, Klosterneuburg bei Wien, übergegangen und werden an Kunstfreunde zu billigem Preis, der kaum die Herstellungskosten deckt, abgegeben.

Die Redaktion.

Digitized by Google

Vor Verdun*)

Von Tony Eick, Bonn.

Lebt eine Stadt: ihr Name ist für Alldeutschland Schmach,
Weil einst in ihren Mauern die deutsche Größe zerbrach.
Schimpflichem Bruderzwiste erlag da das deutsche Recht,
Schwer an den lastenden Folgen trug manches und manches Geschlecht.
Wir hatten, die Schmach zu tilgen, uns nimmermehr beeilt,
Da man den Purpurmantel des großen Karl geteilt.
Es gingen seit jenem Tage tausend Jahre und mehr,
Nun steht vor deinen Toren, Verdun, das deutsche Heer.
Nun ist der Richter gekommen im großen Völkerstreit,
Uns weht eine Fahne zu Häupten, heißt: Unbesiegbarkeit!
Weiß ist die Farbe der Freude, rein ist die deutsche Hand,
Schwarz wird es dem Feind vor den Augen, der Deutschlands Größe erkannt!
Rot ist der Zorn und leuchtend, wie deutsches Herzensblut,
Rot ist die Farbe der Kühnen, rot ist der deutsche Mut!
Nun wird der Deutsche der Richter im großen Völkerstreit,
Uns weht eine Fahne zu Häupten, heißt: Unbesiegbarkeit!

Die einst das Unrecht gezogen vor tausend Jahren und mehr,
Die sie verwischt, die Grenzen, durchbrach nun das deutsche Heer.
Nun steht es und harrt. Doch eine Trompete wird rufen,
Dann stürme, Deutschland, zum Freiheitsdome die letzten Stufen,
Dann kommt ein Tag, der hallt von Schwerterklingen,
Dann werden die Steine der Mauern brechen und springen
Und zittern Wälle und Wehre und Turmesknauf
Und tönend tun sich die Tore der Zukunft auf.
Wenn auf den Knien erst liegen Alldeutschlands Feinde zugleich,
Alsdann ist kommen, ist kommen das tausendjährige Reich!

*) Vertrag von Verdun 843. Infolge des Bruderzwistes der Enkel Karls des Großen wurde hier das Reich geteilt, in welchem Akt einsichtsvolle Historiker den ersten Anstoß zum jetzigen Weltkriege sehen wollen. Siehe u. a. Carl Hauptmann: Der große Weltkrieg, Bonn 1914, Rhenania-Verlag.

Digitized by Google

Deutschland, dein Reich! — Sage, wie weit es geht?
Soweit als auf deutschen Heldengräbern ein Kreuz jetzt steht,
Soweit als in Feindesland jetzt deutsche Schwerter klingen,
Soweit als deutsche Truppen nun die Wacht am Rheine singen,
Soweit als auf Weltenmeeren die deutsche Flagge weht,
Soweit ein einsamer Posten in Nacht und Dunkel steht ....

Wie lange? — Solang seinem Kaiser die deutsche Liebe zufliegt,
Solang der deutsche Gedanke in Nacht und Zweifeln obsiegt,
Solange wird es bestehen, als Gottes Sonne scheint,
In guten und bösen Tagen, Alldeutschland, auf immer geeint!
So wolle Du uns erhalten des deutschen Reiches Zier!
Wir wollen die Hände falten: Herrgott, Dich loben wir!

Dunkelwerden

Von Erika Rheinsch

Die regen Bäume schließen
Nun ihre Zweige zu,
Die Blumen auf den Wiesen,
Sie neigen sich zur Ruh;
Gebirg und Tale tauschen
Den stillen Friedenskuß,
Und mit gelinderm Rauschen
Durchwandelt sie ihr Fluß.

Aus allen Wolken tauen
Die Schatten niederwärts —
Da rührt ein tief Vertrauen
Und innig an das Herz;
So brüderlich, so milde
Begrüßt uns Leid und Tod,
Als glänzte ums Gefilde
Schon Gottes Morgenrot.

Digitized by Google

Angelo Sarto †

Eine Reiseerinnerung von
Ingeborg Magnussen, Altötting.

Der Bruder des großen gütigen Papstes ist tot! So meldete der Draht mitten durch den Schlachtenlärm. Das weckt das Gedenken schönerer Tage, in denen noch keine schwarze Wand zwischen uns und Italien stand.

Im Frühling 1910 goß es eine Sündflut nördlich der Alpen. Als wir aber über den Brenner gefahren waren, da schien jenseits der Berge lauter Maiensonne. Spät am Abend erreichten wir Mantua, um dort ein paar Tage zu rasten. Wir hatten gerade diese Stadt erwählt, weil Giuseppe Sarto, später als Pius X. auf Petri Stuhl, hier schon als Bischof reformatorisch gewirkt hatte. Seinen Segensspuren wollten wir nachgehen. Es zog uns nach Grazie hinaus, jenem Marienort, welcher der besuchteste Wallfahrtsort in Ober-Italien ist. Zu dessen Gnadenbild hatte der heilige Vater eine besondere Zuneigung gehabt und seine innige Liebe und Hirtensorgfalt besonders dadurch bewiesen, daß er nicht nur sehr oft zum stillen Gebet hinauspilgerte, sondern hier mit Vorliebe die Predigten zur Maiandacht hielt.

Grazie ist von Mantua zu Fuß leicht zu erreichen, und wenn man in der Morgenfrühe nach der ersten hl. Messe aufbricht, sogar noch vor der schlimmsten Hitze. Noch sangen unter duftenden Akazien die Nachtigallen, als wir die Stadt mit der Todesstätte des treuesten Tirolers verließen, noch blühten Feldblumen in unversengter Farbenfülle, üppig dehnte sich die reiche Ebene bis in blaue Bergferne.

Mein Reisegefährte und Landsmann, der Maler Momme Nissen, gedachte am Gnadenort selbst Aufnahmen zu machen, um dem Vater der Christenheit ein Andenken an sein geliebtes Heiligtum bringen zu können, das er, der „Gefangene des Vatikan", nun ja nie mehr besuchen durfte.

Gegen elf Uhr gewahrten wir, vorgeschoben ins flimmernde Flachland, etwas wie eine alte morgenländische Feste aus Kreuzfahrerzeiten. Lautlose Stille weit und breit. Nur die fata morgana zitterte am weißen Horizont. Nach einigen Minuten nahm uns eine aus wenigen hellgetünchten Häusern

Digitized by Google

bestehende Ortschaft auf. Auf dem ausgestorbenen Marktplatz ein Karren mit zwei Eseln, die scharfe Schatten warfen, das war alles sichtbare Leben. Unwillkürlich wandte sich der Fuß nach rechts, der langen starken roten Mauer zu, über die ein leuchtender Giebel herblickte, und hinter deren Bogentoren ein von weiten schattigen Wandelgängen eingefaßter, sonnenglühender Vorhof lag. Wenige kleine Buden mit buntem Allerlei für Wallfahrer und braunen geduldigen Weibern fesselten den Blick nur vorübergehend; denn nun ragte die ruhevolle mächtige Fassade von Unserer Lieben Frau: „Madonna delle Grazie" vor uns empor.

Ihre Pforte war offen und wir traten in die kühlen, dämmerigen Gewölbe des Schweigens. Als das Auge sich eingewöhnt hatte, leuchtete wie aus dunkler Tiefe mit vielen Flämmchen das Gnadenbild her. Der Hochaltar war majestätisch. Nur eine Armee von Riesenkerzen hielt Ehrenwache beim Tabernakel. Statt jeder anderen Zier wallten aus schwindelnder Höhe feierliche Gehänge in farbiger Seide, rot, silbern und goldverbrämt in gewaltigen Bahnen bis auf den Boden herab. Man trat leise auf vor der Weihe der Stätte. Die ewigen Lampen glühten: Gott ist hier — und seine Mutter.

Wir knieten vor Marias Bild. Darauf suchten wir im Kloster der Passionisten, das zur Kirche gehört, um Erlaubnis zum Malen nach. Der freundliche Padre Felice bedauerte, sie uns wegen Abwesenheit des Priors nicht erteilen zu können. „Aber", sagte er, „gehen Sie zu Herrn Sarto, er hält die Post am Marktplatz. Die Kirche untersteht seiner Aufsicht; er wird Ihnen gewiß jeden Wunsch erfüllen, besonders wenn er hört, daß Sie zu Pius X. fahren. Er ist ja der Bruder des heiligen Vaters." Das war eine frohe Überraschung. Wir sahen einander an. Madonna delle Grazie! ist das ihre erste Gnade auf dieser Reise? Wir streben nach Rom zum Haupt der Christenheit und finden unterwegs ungeahnt seinen leiblichen Bruder!

Bald standen wir in dem mit kleinem Hökerladen verbundenen Postraum vor einem strammen alten Herrn in schneeweißem Schnurrbart und schneeweißen Hemdsärmeln, der aber schnell in seinen Rock fuhr und dann die Freundlichkeit selber war. Er tat uns mit einem guten Wort alle gewünschten Türen auf, ging selber mit in die Kirche, um uns den Herren dort besonders warm zu empfehlen. Die Patres hatten nur darauf gewartet und stellten fortan sich und alles, was uns dienen konnte, zu unserer Verfügung, zuvorkommend und zurückhaltend wie die echten und rechten,

Digitized by Google

die guten Italiener, teilnahmvoll und taktvoll wie echte Christen es sind.

Die nächsten beiden Tage war das gnadenreiche Gotteshaus uns stille Werkstatt und Heimat zugleich. Ab und zu kam einer aus dem Kloster, um nach unserm Begehr zu fragen und den Fortschritt der Arbeit zu beglückwünschen. Auch Angelo Sartos weißes Haupt erschien öfter und leistete uns Gesellschaft. Er erfreute uns dauernd durch seine kernige, gesunde Natur. Wie frisch er war trotz seiner 73 Jahre, wie edelmännisch im Benehmen trotz seines kleinbürgerlichen Standes!

Am Sonnabend war Pfingstvigil, das Volk voll Festtag und Vorfreude. Wie die Kinder zum Vaterhause, kamen sie zur Kirche und so benahmen sie sich auch, von den Aeltesten bis zu den Kleinsten, Signori und Bettler in Lumpen, alle zwanglos durcheinander, lebendig bewegt und doch tief respektvoll vor der Heiligkeit des Ortes und des nahen hohen Festes. Nie habe ich Italiener so italienisch, katholisches Volk so katholisch gesehen, wie hier. Als der Chor die lauretanische Litanei intonierte, fiel die Menge mit ein und holte sich wie im Triumph die schönen, schwungvollen Melodien herunter. Das war südliches Temperament, das hier in der adoratio pulsierte, sich in stürmendem Jubelgesang befreite.

Herr Sarto ließ uns versprechen, daß wir morgen zur Pfingstfeier wiederkämen. Wir dagegen baten den alten Herrn um Erlaubnis, ihn zum Andenken für uns zeichnen zu dürfen, worauf er bereitwillig einging. In seinem kühlen, kreuzgewölbten Wohnzimmer haben wir eine gute Stunde fleißig und in fließender Unterhaltung zugebracht. Er schrieb dann wohlgemut seinen Namen unter unsere Zeichnungen und wir stießen bei gutem schlichtem Landwein auf seinen erhabenen Bruder an. Er zeigte uns Bildnisse seiner Familie, insonderheit des Papstes, sprach aber von diesem mit bescheidener Zurückhaltung. Dankbar und froh schieden wir von ihm gerade am Pfingstfest, nachdem er vorher durchs ganze Hochamt noch neben uns gekniet hatte. Von dem Portrait des Papstes, das Nissen in Rom zu malen hatte, erbat er im Voraus eine Nachbildung, die er später bekommen und in seinem Dankschreiben freundlich zustimmend gewürdigt hat.

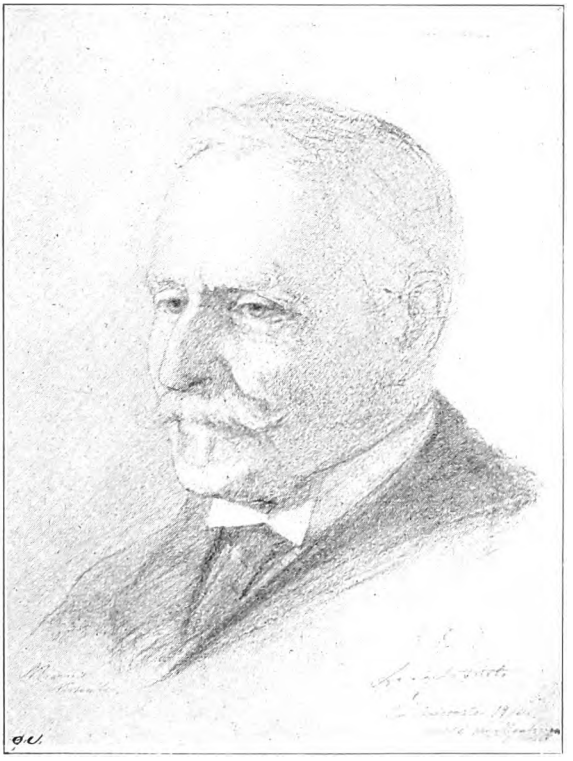
* * *

Bald darnach waren wir in Rom und durften dort Pius X. in sein durchdringendes offenes — wir Deutschen möchten fast sagen, deutsches — Auge sehen. Wie er die hier wiedergegebene Zeichnung nach seinem Bruder sah, sagte

Digitized by Google

er teilnahms- und liebevoll: „Angelo!“ und setzte lebhaft hinzu: „C'ha anche messo la sua firma!“

In ihren Gesichtszügen waren die beiden vom Schicksal so ungleich behandelten Brüder sich nur wenig ähnlich, sehr verwandt aber erschienen sie doch durch die ihnen gemeinsame



Angelo Sarto.
Bleistiftskizze von Ingeborg Magnussen.

innere Ruhe und völlige Anspruchslosigkeit des Benehmens. Sie machten nichts aus sich. Und deshalb wird neben dem geistesgewaltigen Giuseppe, der als Pius X. ein Hauptmerkstein der Kirchengeschichte geworden ist, sicherlich auch seinem gleich demütig gesinnten Bruder Angelo ein bevorzugter Platz im himmlischen Hochzeitssaale zuteil werden.

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Bahnbrechende Gedanken*)

Wer für Ideen kämpft, von welchen er überzeugt ist, daß sie Ewigkeitswert haben, der darf nicht auf den zeitlichen Erfolg, am wenigsten auf den augenblicklichen Erfolg sehen. Leider konnte man sich vor dem Kriege vielfach die betrübende Tatsache nicht verhehlen, daß ein großer, vielleicht der größte Teil unserer katholischen Aktion auf den „zeitlichen Erfolg" eingestellt war. Die Folge davon war, daß die Zeitkrankheit des Opportunismus auch das katholische Leben ergreifen, zur Zurückstellung oder Verleugnung unbequemer, scheinbar den Erfolg in Frage stellender Grundsätze und zur Überschätzung gewisser, rein äußerlicher Vorteile und Kniffe in der Arbeitsweise unserer Gegner führen konnte. Aus diesem Widerstreit zwischen der furchtlos und unbedingt auf den Kompaß der ewigen Ideen, auf rücksichtslose Grundsatztreue eingestellten Arbeitsweise und jener, die den Erfolg auf Kosten der Grundsätze oder vielmehr auf Kosten der führenden Stellung der Grundsätze in opportunistisch angehauchten Versöhnungsbestrebungen zwischen Wahrheit und Irrtum, in einem „Ausgleiche" zwischen Christus und der Welt suchte, entstanden alle Spaltungen unter den Katholiken, die wir trauernd erlebten und beklagten. Auch der sogenannte „Literaturstreit" entstand nur aus diesem Gegensatze.

Weil wir in diesem Streite die rücksichtslose Geltendmachung der Grundsätze, der katholischen Grundsätze auf den Gebieten der Kunst und Literatur auf unsere Fahne geschrieben hatten, brauchte uns um den Erfolg nicht bange zu sein. Dieser Erfolg lag nicht bei uns, er lag einfach in der Antwort auf die Frage: Sind diese Grundsätze eine Erscheinungsform, eine unabänderliche Erscheinungsform der ewigen Wahrheit oder nicht? Wenn ja, so muß schließlich die literarische und künstlerische Betätigung der Katholiken zu ihnen zurückkehren. Man konnte eine zeitlang andere Wege versuchen, und solange der Streit dauerte, darauf beharren, um den Irrtum nicht eingestehen zu müssen, aber schließlich mußte auf die Dauer die unwiderstehliche

*) Zu „Unsere literarischen Aufgaben." Von Dr. Joseph Froberger, Bonn, Verlag des Borromäusvereins.

Digitized by Google

Anziehungs- und Abstoßungskraft des alle guten Willen regierenden Wahrheitspoles sich geltend machen, entweder mußte der mit ihm nicht übereinstimmende Pol zurückkehren oder sich durch reinliche Scheidung ganz in die Abstoßungssphäre flüchten. Und so muß es kommen, so wird es kommen.

Diese Gedanken haben sich uns unwillkürlich aufgedrängt, als wir das kleine Schriftchen „Unsere literarischen Aufgaben" von Dr. Josef Froberger lasen. Wer den „Literaturstreit" aufmerksam verfolgt hat, ist dem Namen des Verfassers dieser Schrift wiederholt begegnet und zwar in einer Weise, die keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß er nicht auf unserer Seite stehe. Umso schwerer fällt die Tatsache ins Gewicht, daß sich Dr. Froberger in dieser Schrift zu einer Auffassung unseres katholischen Literaturlebens und den darin nach Gestaltung drängenden Fragen und Ideen bekennt, die sich mit der unsern, dem „Gralprogramm" seine besondere Färbung gebenden, fast in allen Hauptstücken so vollkommen deckt, daß kaum noch ein Raum für kleine Verschiedenheiten übrig bleibt. Zum Beweise möge es uns gestattet sein, die Grundgedanken der Schrift knapp herauszuheben und zu skizzieren.

Der bei weitem größte Teil der Schrift besteht aus grundsätzlichen Betrachtungen und Feststellungen, der kleinere aus praktischen Vorschlägen zur besseren Lösung unserer literarischen Aufgaben. Die grundsätzlichen Betrachtungen beginnen mit einem Überblick über den gegenwärtigen Stand der deutschen Literatur. Vernehmen wir folgendes Urteil:

»Bemißt man unser literarisches Leben nach den tonangebenden Größen und den herrschenden Cliquen und Organisationen, so kann dieses Urteil kaum günstig ausfallen. Auf allen Gebieten ist es die Großstadt, welche die Herrschaft führt, sind es die großstädtischen Literaten, welche durch ihre Vereinigungen in Ringe und ihre Zusammenhänge mit finanziellen Größen und finanzierten Unternehmungen über Erfolg und Mißerfolg gebieten, die Berühmtheiten schaffen und die Pforten des literarischen Tempels öffnen und schließen. Auf dem Felde der dramatischen Kunst haben einige wenige Unternehmungen die Alleinherrschaft. Als gegenwärtige Größen der dramatischen Literatur sind Sudermann, Gerhart Hauptmann, Karl Schönherr, Wedekind, Max Halbe der öffentlichen Meinung allmählich aufgezwungen worden. Für den modernen Roman sind maßgebend die großen Verlagsanstalten, welche die nötigen Beziehungen zu den literarischen Zentralen besitzen und über die entsprechenden Mittel zur Reklame verfügen. Auch da sind es einige Namen, die im Vordergrund stehen, die beiden Mann, die Herzog, Lauff, Viebig, Bartsch, Heer, Zahn, Ewers. Auf dem Gebiete der Lyrik kennt man eigentlich nur jene wenigen verstiegenen und rätselredenden Dichter, welche ihre Kunst mit einem Stacheldraht von Unverständlichkeit umgeben haben, daß sie in ziemlicher Sicherheit dahinter träumen können, weil man mehr ihre Namen nennt als ihre Werke liest: Rilke, Stefan George, Mombert, Dauthendey, Morgenstern.

Digitized by Google

Was uns in dieser Literatur am meisten auffällt und fast entmutigen könnte, ist ihre Inhaltslosigkeit und Gedankenarmut. Man hat oft den Eindruck, als ob diese Dichter über nichts in der Welt ihre eigenen inneren Anschauungen besitzen, als ob sie in ihrem ganzen Leben nie ernstlich über irgend ein Problem nachgedacht haben. Das beweisen ihre krampfhaften Versuche, irgend einen „neuen" Stoff ausfindig zu machen, wobei sie „Neu" in rein äußerlichem Sinne als fremdartig und entlegen auffassen und ihre Leser mit den krausesten Einfällen zu verblüffen suchen. In der Darstellung solcher Stoffe versuchen sie es mit seltsamen Kunststücken, die uns wie die Gesichtsverzerrungen von Wahnsinnigen anmuten, und den Eindruck von Verrücktheit, den die gewählten Stoffe ohnehin schon vermitteln, noch verstärken müssen. Was hat nicht gerade Deutschlands neueste Literatur darin geleistet? Man denke nur an die grauenhaften Geschichten von Hans Heinz Ewers, in denen er den Amerikaner Poe zum Vorbilde nahm aber nur Karikaturen seiner Vorlage lieferte, oder an einen Franz Kafka, der in seiner unlängst erschienenen „Verwandlung" berichtet, wie ein Handlungsreisender sich eines schönen Morgens beim Aufwachen in ein ungeheueres Insekt verwandelt findet, und der für diesen Unsinn solche Bewunderung erntet, daß ihm Karl Sternheim den erhaltenen Fontanepreis zuwendet Da wäre die Redewendung von Sich im Grabe umdrehen Fontanes wohlangebracht. Gustav Meyrink selbst hat übrigens in seinem Roman „Der Golem" die armen deutschen Leser mit derartigen Ausgeburten einer abgequälten Phantasie zu verblüffen sich bemüht, daß er hinter Franz Kafka nicht zurückzustehen braucht Wir erwähnen solche Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit nur deswegen, damit man erkennen mag, wie sehr diesen Schriftstellern große Ideen fehlen, wie sie kein Empfinden haben für die ernsten Lebensfragen der Menschheit, wie ferne ihnen große Gedankengänge stehen, wie sehr sie alle Fäden zwischen sich und der frischen Wirklichkeit gleichsam mit einer Schere abgeschnitten haben.

Diese ganze Literatur steht dem deutschen Volke so fern, hat so wenige Beziehungen zu seinem Leben, zu seinen Sorgen und seiner Sehnsucht, daß fast keinerlei Vebindungsfäden von ihr zur Seele des Volkes ausgehen. In dieser ganzen offiziellen Gegenwartsliteratur Deutschlands ist kaum etwas, das uns das Herz höher schlagen läßt, da ist nichts, das uns erhebt und über trübe Stunden hinweghilft; wenn es hoch kommt, so ist es Unterhaltungsliteratur, d. h. irgend ein Zeitvertreib oder ein Lückenbüßer.«

Das Zitat ist etwas lang ausgefallen, aber es muß unsere freudige Feststellung tragen, daß der „Gral" mit seiner Auffassung der modernen deutschen Literatur nicht mehr vereinzelt dasteht, daß diese Auffassung sich vielmehr außerhalb des Gralkreises mächtig Bahn gebrochen hat.

Wie Dr. Froberger sodann den Gegensatz zwischen dieser modernen Literatur und dem deutschen Literaturideal entwickelt, wie wahre und kräftige Worte er über die Täuschung der Öffentlichkeit durch eine künstliche, falsche Aufmachung spricht, die der gesamten Leserwelt, auch der katholischen, die hohlen, aufgeblasenen Modegrößen aufschwatzt und dafür gleichwertige katholische Talente glatt unterschlägt — das möge Jeder selbst Seite 10 ff. nachlesen.

Digitized by Google

Für die scharfe Beobachtungsgabe Frobergers zeugt die Aufdeckung eines Kunstgriffs, dessen sich „unsere Gegner und leider zuweilen auch übelberatene Katholiken" zur Täuschung der Öffentlichkeit bedienen, indem sie katholischen Unterhaltungsschriftstellern nicht Unterhaltungsschriftsteller der andern Seite, sondern große allseitig anerkannte Künstler gegenüberstellen, um so ihre Bedeutungslosigkeit ins helle Licht zu rücken und die Werke der nichtkatholischen Literatur mit einem höheren Nimbus zu umgeben. Die daraus sich ergebende selbstverständliche Forderung, katholische Dichter und Schriftsteller stets nur mit solchen zu vergleichen, die inbezug auf Begabung und Können im andern Lager etwa den gleichen Rang einnehmen, ist im Gral wiederholt erhoben worden, ohne bisher Beachtung zu finden.

Beim folgenden Kapitel „Der Kampf gegen die schlechte Literatur" tut uns nur das eine leid, daß wir es nicht ganz im Gral zitieren können. Gleich anfangs die Feststellung, daß der Kampf gegen die schlechte Literatur nur mit aller Kraft geführt werden könne, wenn man von klaren Anschauungen (die natürlich von klaren Grundsätzen herkommen) durchdrungen und von innerlicher Wärme für ein künstlerisches Idealbild erfüllt ist, erscheint wie aus dem „Gral" herausgeschnitten.

Nun müssen wir aber doch wieder zitieren, denn das folgende ist zu wichtig:

„Leider macht man sich in katholischen Kreisen die Sache oft zu leicht; man glaubt alles mit einigen warnenden Worten vor schlechten Büchern abgetan, indem man die ganze Stellungnahme gegenüber der Literatur rein äußerlich auffaßt und das Heilmittel schon gefunden zu haben glaubt, wenn man an Stelle schlechter Romane sogenannte gute Romane der Leserwelt zu empfehlen sucht Man beschränkt sich überhaupt viel zu sehr nur auf die Erzählungsliteratur; auf dem Gebiete des Dramas hat man teilweise unseren Gegnern fast kampflos die Bühne überlassen und es über furchtloses Klagen und Jammern nicht herausgebracht; um die moderne Lyrik bekümmert man sich erst recht nicht. Man vergißt vielfach, daß es in der Literatur nicht nur einzelne gefährliche Erscheinungen zu bekämpfen gibt, sondern religiöse und sittliche Anschauungen von tiefgehenden Wirkungen, daß man mit Warnungen vor einzelnen Verfassern nicht auskommen kann, sondern einen planmäßigen Kampf zu führen hat gegen die Gesamtheit einer feindlichen modernen Weltanschauung."

Und noch ein Kernsatz, für dessen Anerkennung der Gral schon lange kämpft: „Vielfach hat zu dieser mit einer gewissen Schwachheit in der Abwehr verbundenen Einseitigkeit die allzuscharfe Gegenüberstellung zwischen seelsorglichen und künstlerischen Gesichtspunkten beigetragen." Dadurch sei es möglich gewesen, die ersteren leicht verächtlich zu machen und nur für die

Digitized by Google

Jugend gelten zu lassen, den Erwachsenen aber alles zu erlauben, ja anzuraten. Jeder weiß, welche „Richtung" im katholischen Literaturleben bezw. in der Kritik sich diese Gegenüberstellung sosehr zu eigen gemacht hat, daß sie einfach in sich zusammenfällt, wenn man ihr diese Grundlage entzieht. Gewiß, wenn die im Gral vertretene Anschauung, daß ein Kunstwerk nicht nur nach den Gesetzen einer vom göttlichen Gesetz völlig losgelösten Ästhetik, sondern nur als harmonische Einheit im Schönen, Guten und Wahren beurteilt werden darf, daß wahre große Kunst nur im Einklange dieser untrennbaren Einheiten besteht — dann müssen wir Neunzehntel der Leistungen unserer sogenannten „fortschrittlichen" kritischen Wertungen als ebensoviele gefährliche Irrtümer buchen.

Froberger faßt die Frage so auf, daß man die seelsorgerlichen Gesichtspunkte als Normen und Gesetze von überliterarischer Bedeutung ansehen müsse, die über jeder Kunst und Literatur stehen und höhere als rein literarische Werte darstellen, darum nicht Gegenstand einer Nebenbetrachtung, sondern Haupt- und Ausgangspunkt jeder literarischen Erwägung und Kritik sein müssen. Darum vermag die in Bewunderung der Technik und Formalismus aufgehende Ästhetik den Schöpfungen unserer größten Dichter nicht gerecht zu werden, weil deren tiefste schöpferische Ideen ihr notwendigerweise entgehen müssen. Dieser Satz scheint uns geradezu der Ausgangspunkt für das Verständnis jener Stellung, die wir im Gral gegenüber der heute fast allmächtigen modernen Kritik und Literaturbewertung einnehmen und die nur deshalb sooft verlacht und verdächtigt wurde, weil man ihr ganz falsche, äußerliche Gründe unterschoben hat. Froberger sieht klar, um was es sich in dieser Streitfrage handelt: „Um den Seelenadel, um die geistigen Güter der Menschheit, um das Wohl der Gesellschaft, um unser ewiges Ziel, schließlich um den echten hohen Geist der Literatur selbst und deren inneren Aufschwung."

Damit hängt eng zusammen, was Froberger über die sooft, leider auch auf katholischer Seite übersehene Bedeutung des inneren Gehaltes sagt, der zwischen dem geschilderten Gegenstand und der künstlerischen Form als Drittes steht und alles umfaßt, was der Dichter in sein Werk legt, sein Seelenleben, seine Gedanken und Stimmungen, seine sittliche und religiöse Lebensansicht, seinen Charakter, seine Lebenserfahrung, seine Stellung zu den Dingen auf und über der Welt. Allerdings bedarf dieser innere Gehalt noch der künstlerischen Darstellungsweise, wenn ein Kunstwerk zustande kommen soll, aber schließlich bleibt er

Digitized by Google

doch das Wichtigste. Und darum sei es so verfehlt, die seelsorgerlichen Gesichtspunkte so zaghaft und kleinlich den künstlerischen Werturteilen gesondert gegenüberzustellen, einseitig und armselig sei der Standpunkt der Kritiker, die gleich Krämpfe bekommen, wenn man bei einem Kunstwerk sittliche oder grundsätzliche Bedenken äußert. Diese Kritiker wissen nicht, daß erst der Gehalt einem Kunstwerk seine Bedeutung gibt.

Man lese wieder an Ort und Stelle nach (S. 18 ff.), welche praktischen Schlüsse sich für Froberger aus diesen Tatsachen ergeben und wie er sich auf ihrem Grunde die notwendige durchgreifende literarische Erziehung unseres Volkes vorstellt. Darüber wollen wir, um unsere Leser nicht zu ermüden, im nächsten Hefte berichten. F. E.

Kritische Warte

Bilderwerke über den Krieg.

Wie die Kriegsberichterstattung selten die Grenze der Literatur, so erreicht auch die aktuelle Kriegsberichtmalerei selten die Grenze wahrer Kunst. Kunst braucht Reife, Abstand vom Stoff — das alles fehlt der Arbeit des Malers, der mit der Aufgabe betraut ist, für die gefräßige Tagespresse Bilder aus dem Kriege festzuhalten. Daß aber diese Berichterstatterarbeit auch Werke zeitigen kann, die über dem Bedarf des Tages stehen, Werke, die ganz durchtränkt von der ernsten Stimmung und Poesie des Krieges viel besser als wortreiche Berichte das Leben und Treiben an der Front veranschaulichen, zeigt das wahrhaft prächtige Buch „Kriegsfahrten deutscher Maler", Selbsterlebtes im Weltkrieg 1914—15 mit Beiträgen von Th. Rocholl, W. Schreuer, Ernst Liebermann, Am. Faure und Ernst Vollbehr. (Velhagen & Klasing, Bielefeld, Leipzig, Preis Mk. 3.—.)

Es ist bezeichnend, daß in diesen Kriegsgaben begabter Künstler das eigentliche Schlachtenbild, wie wir es in den illustrierten Zeitungen finden, fast ganz zurücktritt, daß vielmehr Landschafts- und Stimmungsbilder, Skizzen aus dem Leben im Schützengraben, auf dem Marsche, Soldatentypen usw. vorwiegen. Diese mitunter köstlichen, vom Verlage in erstklassiger, die Feinheiten des Originals möglichst widergebender Technik reproduzierten künstlerischen Momentaufnahmen entbehren nicht eines starken Reizes und übertreffen u. E. die meisten Schlachtenbilder an künstlerischem Wert, sind mitunter kleine Kabinetstücke in Farbengebung und Zeichnung und in der restlosen Widergabe eines starken Stimmungsgehaltes. Für Soldaten, die mitgekämpft haben, wie auch für die Daheimgebliebenen ist dies Buch ein wertvolles, infolge seines billigen Preises für Jeden erschwingliches Andenken.

Neben dem Pinsel des Malers fordert auch das Lichtbild im Kriege sein Recht und es läßt sich nicht leugnen, daß gute Wirklichkeitsaufnahmen, besonders wenn sie durch die verlebendigende Kraft einer guten Schil-

Digitized by Google

derung unterstützt werden, auch dem Fernstehenden das Leben im Kriege und damit das Bewußtsein der großen Zeit, in der wir leben, so nahe als möglich bringen. Diese Aufgabe erfüllen für das deutsche Volk in hervorragender Weise die „Montanusbücher" (Verlag Herm. Montanus, Siegen), die ihre große Verbreitung (bis Ende 1915 wurden laut Anzeige des Verlags 400 000 Exemplare abgesetzt) einerseits dem reichen, sorgfältig ausgewählten und technisch vorzüglich wiedergegebenen Bildermateriale, dem von tüchtigen Fachmännern geschriebenen Texte und der großen Billigkeit (2 Mark jeder Band) verdanken. Der uns vorliegende Band „Deutschlands Eroberung der Luft" behandelt aufgrund der Darstellungen eines Beteiligten, des Ingenieurs W. Hackenberger, die Entwicklung des deutschen Flugwesens und unterstützt die bei aller Knappheit alle Hauptmomente umfassende Schilderung durch 315 vorzüglich reproduzierte Wirklichkeitsaufnahmen. Die Entwicklung unseres Flugwesens und seine Erprobung und Betätigung im Kriege ist heute für weite Volkskreise ein Gegenstand lebhaftester Anteilnahme, ihr kommt dieses prächtige Werk wirksam entgegen.

Womöglich noch prächtiger und reichhaltiger ist der Sonderband der „Montanus-Bücher": „Österreich-Ungarn im Weltkrieg" ausgestattet. Wer an einem Beispiele prüfen will, was die Reproduktionstechnik heute auch in Massenbuchdruck (die Bände erscheinen in Auflagen von je 30 000, wodurch allein der billige Preis ermöglicht werden kann) zu leisten imstande ist, der betrachte die bis in jedes Detail scharfen zahlreichen Vollbilder und Textillustrationen dieses Bandes, die durchwegs nach Aufnahmen an Ort und Stelle, also auf den Kriegsschauplätzen, angefertigt wurden. Diese lebensvollen Wirklichkeitsbilder sind denn auch besser als manche Schilderungen geeignet, den Daheimgebliebenen die richtige Vorstellung vom Leben und Treiben an der Front zu vermitteln. Sie geben in ihrer scheinbar zufälligen und doch planvollen Zusammenstellung ein Kriegsbilderbuch für das Volk, das so recht geeignet ist, Verständnis für die große Zeit zu wecken und ihre Erinnerung festzuhalten. Der vorliegende Band behandelt, wie schon sein Titel besagt, die glorreichen Kämpfe der österreichisch-ungarischen Armee bis Sommer 1915 und legt ein besonderes Gewicht auf die Erweckung des Verständnisses für die Bundestreue, mit der Österreich Schulter an Schulter mit seinen deutschen Verbündeten kämpft! Möge bald ein zweiter Band nachfolgen und die Großtaten bei der Verdrängung der Russen aus Galizien und Polen und bei der Eroberung Serbiens zur Darstellung bringen.

Ein ganz eigenartiges Bilderwerk hat Eduard Fuchs, der Geschichtsschreiber der Karrikatur, aus einem reichen und schwer zugänglichen, der Presse aller Kulturvölker entnommenen Materiale ausgewählt und unter dem Titel „Der Weltkrieg in der Karrikatur" bei A. Langen in München erscheinen lassen (30 Lieferungen zu 1 Mark). Es ist einleuchtend, daß die Karrikatur, „der konzentrierteste Ausdruck der Tagesleidenschaften" in Kriegszeiten besonders hervortritt und aus der Erregung der Leidenschaften Antriebe empfängt, die vielfach die schärfsten Lichter auf die Wandlungen der Volksseele im Kriege, auf die Kriegsereignisse selbst wie auf die ethischen Kräfte der Kriegführenden fallen lassen. Fuchs geht bei seiner Arbeit von der ganz richtigen Anschauung aus, daß der jetzige Krieg nur aus dem Zusammenhange aller früheren Kämpfe um die Weltmacht, wie aus der langjährigen Richtung und Erziehung der Volkscharaktere durch eine zielbewußte politische Tradition verstanden werden kann und holt darum ziemlich weit in der Geschichte aus. In der Einleitung sucht er den Krieg überhaupt — was wohl etwas zu weit geht — aus der revolutionären Kraft des Geldes und der Geldwirtschaft zu erklären. Nach der ganzen Anlage des Werkes darf nicht übersehen werden, daß vielfach grasse, auch der christlichen Moral widersprechende

Digitized by Google

Darstellungen herangezogen werden, was sich katholische Interessenten vor Augen halten müssen. Wir werden über den Fortgang des in vieler Hinsicht bedeutsamen und jede andere Darstellung wirksam ergänzenden Werkes berichten.

Das in 6 bis 8 Abteilungen zu je 3 bis 4 Mark bei Velhagen & Klasing, Bielefeld, erscheinende Werk „Der große Krieg" von Hans von Zobeltitz gehört eigentlich nicht zu den reinen Bilderwerken, insofern dem Bilde nur eine begleitende Rolle im Rahmen einer hier wohl zum erstenmal versuchten großzügigen einheitlichen, umfassenden geschichtlichen Darstellung des Krieges zugeteilt ist. Es ist selbstverständlich noch nicht die Geschichte des Krieges, die erst in späterer Zukunft wird geschrieben werden können, immerhin aber ein geschickter Versuch, die vorliegenden Einzeldarstellungen zu einem möglichst übersichtlichen Bilde zu vereinen. Daß der Verfasser als beliebter Romanschriftsteller die Technik der Schilderung und Darstellung meistert, gereicht diesem Buche sehr zum Vorteil. Die Ausstattung steht technisch auf der vollen Höhe und die beigegebenen Textbilder und Tafeln, zumeist nach Lichtbildaufnahmen an Ort und Stelle, sowie zahlreiche Kartenskizzen sind gut ausgewählt und dienen zu lebhafterer Veranschaulichung.

Kriegsliteratur.

Manchmal kommt einem die kuriose Idee, daß die gegenwärtige Kriegsliteratur, deren Strom immer mächtiger anschwillt, möglicherweise den Anstoß zu einer Erneuerung unserer Literatur bieten, daß in ihr der Keim zu einer gesünderen Entwicklung unseres verrotteten und verfaulten Literaturlebens schlummern könnte. Zunächst wird einmal der Sinn unserer Schriftsteller mächtig von der herkömmlichen, bloß äußerlichen, inhaltlosen Mache und von der blutlosen Phantasiekonstruktion der öden Romanschreiberei abgelenkt und auf das Tatsächliche, auf ein großes Geschehen hingewiesen. Es waren gewiß bessere Zeiten für die Poesie, als noch im Volke der alte Heldensang und die alte Heldensage lebte und blühte und den Liedern der Sänger ihren Inhalt gab, als die Dichter sich nicht in der handwerksmäßigen Fabrikation künstlich ersonnener und erstunkener Romane für Modeweiber und Lebemänner erschöpften. Heute drängt sich der große Inhalt des Lebens so stark und mächtig wieder in die Dichtung hinein, daß er die geschniegelten und gebügelten Formen sprengt und selbstherrlich ohne äußeres Gepränge herrscht und gebietet.

Tatsächlich scheint in einem Teile der heutigen Kriegsliteratur der Rohstoff zu einer neuen nationalen Dichtung zu schlummern, die sich allerdings erst nach dem Kriege wird entwickeln können, wenn nicht wieder der dann unvermeidliche Rückschlag den alten Stank hereinfegt.

Man begreift wirklich nicht, wie man heute noch erdichtete Alltags-Romane schreiben kann, jetzt, da die Weltgeschichte den gewaltigsten Roman, wie ihn die kühnste Phantasie nicht ausdenken konnte, mit blutigem Griffel dichtet. Besonders lebhaft drängt sich diese Empfindung auf, wenn Schriftsteller von Ruf zum Stift des Kriegsberichterstatters greifen und uns ein so lebensvolles Bild aus dem gewaltigen Ringen vorführen, wie z. B. Wilhelm Hegeler in seinem bei Aug. Scherl erschienenen Büchlein „Der Siegeszug durch Serbien." (Preis 1 Mark.) Das ist wirklich ein neues Heldenlied, anschaulich und lebensfroh geschildert und mit einer gewissen großen Schlichtheit, die unsern modernen Schriftstellern ganz abhanden gekommen war, zu der aber der große Stoff geradezu erzieht. Man lege neben dies Büchlein einmal einen modernen Roman und man wird sich selbst wundern, daß man sich bisher an solchen Nichtigkeiten genügen ließ.

Digitized by Google

Ein anderer, ein österreichischer Dichter, F. K. Ginzkey, schildert in mehr dichterischer Weise den Heldenkampf gegen den wälschen Feind in seinem Büchlein „Die Front in Tirol" (S. Fischer Verlag, Berlin, gebd. Mk. 1.—). Während der Zug durch Serbien einem in sich geschlossenen Drama gleicht, haben sich die Kämpfe an der Tiroler Front bisher aus Einzelunternehmungen zusammengefügt und demgemäß kann auch Ginzkey kein geschlossenes Bild, sondern nur Einzelbilder bieten, die er mit scharfer Beobachtungsgabe und mit dichterischer Anschaulichkeit entwirft. Allerdings fehlt die schönste Farbe in dem Bilde: die hehre Glaubenskraft des Tiroler Volkes, die wie 1809 auch heute noch Wunder wirkt. Diese Farbe hat leider Ginzkey nicht auf seiner Palette. Einigermaßen ersetzt er diesen Mangel durch prächtige Volks- und Naturschilderungen, aber die Lücke bleibt doch offen.

Ebenfalls eine Fülle scheinbar ungeordneter, aber doch wie die Fazetten in einem Krystallglas sich gegenseitig ergänzender und erleuchtender Bilder aus den Kriegsereignissen des Jahres 1914 bietet Wilhelm Schmidtbonn in seinem Buche: „Menschen und Städte im Kriege." (Verlag E. Fleischel, Berlin, Mk. 2.—.) Von diesem Buche scheint es mir besonders zuzutreffen, daß hier ein Dichter Bausteine für eine Dichtung der Zukunft sammelt, ähnlich wie Enrika v. Handel-Mazzetti das Werden einer künftigen großen Dichtung in ihren Erlebnissen aus dem Linzer Reservespital ahnen läßt. Dieses Buch dürfte mit zu den stärksten dichterischen Erlebnissen, die der Krieg bisher gezeitigt, gehören. Man sieht hier, daß auch im Schrecken der Zerstörung Kräfte der Schönheit und Güte schlummern und daß es nur des Zauberstabs der Poesie bedarf, um sie zu heben. Manchmal liegt eine leichte sinnliche Wolke über einzelnen Bildern, ohne sich jedoch zu greifbarer Gestalt zu verdichten. Meistens sind aber die Bilder und Eindrücke — das Buch bietet nur solche — scharf geschaut und doch mit der weichen Wärme dichterischen Fühlens umsponnen.

Zu den nachdenklichsten und merkwürdigsten Schriftchen, die der Krieg im Herzen eines Dichters reifen ließ, gehören die „Zwiegespräche über den Weltkrieg, gehalten mit Fischen auf dem Meeresgrund" von Heinrich Hansjakob (Stuttgart, Ad. Bonz & Co., Preis Mk. 0.35). Hansjakob ist hier im Spintisieren über den Krieg, seine Ursachen und Wirkungen so recht in seinem Element, und was er sagt, kommt aus einem abgeklärten Kopfe und einem warmen Herzen. Und wenn er auch hier seinem Ruf als Original (manche sagen „Querkopf") nicht ganz untreu wird und mancher sichs anders denkt, so liest man doch mit Spannung und Interesse diese eigenartige Kriegs-Fischpredigt.

Vielleicht nicht so dichterisch gesehen, dafür aus unmittelbarem Erlebnis hervorgehend und demgemäß packend und lebensvoll gezeichnet sind die Bilder, die ein österreichischer Offizier, Rifat Gozdovic Pascha, von den ersten Kämpfen der österreichischen Truppen in Serbien entwirft. Das Buch heißt: „Im blutigen Karst", ist mit 8 Tonbildern von Willy Plank geschmückt bei K Thienemann, Stuttgart, erschienen. (Gebd. Mk. 3.—.) Die im hohen Grade spannenden, an Abenteuerlichkeit manchmal Karl May übertrumpfenden, buntmalerischen Schilderungen des Verfassers, der Land und Leute aus eigenem Erleben kennt, entwerfen ein so packendes und aufregendes Bild von den ersten, schweren, weil vielfach mit unzureichenden Kräften gegen einen tapferen, fanatischen, glänzend gerüsteten Feind mit hohem Heldenmut unternommenen Kämpfen der Österreicher mit den Serben, daß man daraus vielfach ein klareres Bild von den Schrecknissen des Kampfes mit einem zähen Feinde und einer gewaltigen Natur, wie von dem aufopfernden

Digitized by Google

Heldentum der tapferen Streiter gewinnt als aus einem ganzen Bündel von Zeitungsberichten.

Eine ganz ähnliche, wirbelnde Spannung lebt in der Schilderung der ganz eigens gearteten Kämpfe im Osten, die der Kriegsberichterstatter beim deutschen Ostheere, W. C. Gomoll, in seinem bei F. A. Brockhaus erschienenen Büchlein „Im Kampf gegen Rußland" entwirft. (Preis Mk. 1.—). Die Erlebnisse eines Kriegsberichterstatters sind natürlich im Bewegungskrieg, wie er im Osten gleich anfangs einem an Zahl ungeheuer überlegenen Feinde gegenüber sich entwickelte, viel reicher und abwechselnder als im Stellungskriege, und darum lesen sich die Schilderungen wie ein spannender, abenteuerlicher Roman, zumal die ganz eigen- und fremdartigen Verhältnisse im bald hoch-, bald ganz unkultivierten „Drecklande" in Gomoll einen scharfen Beobachter und lebendigen Schilderer finden. Eine Reihe von Bildern, die der Verfasser selbst an Ort und Stelle aufgenommen hat, vermehren die Anschaulichkeit dieser Schilderungen.

Ein ganz eigenartiges, alle andern Werke über den Krieg ergänzendes Buch, betitelt: „Aus der Werkstatt des Krieges" erschien im Verlage der Manz'schen k. und k. Hofbuchhandlung in Wien, unter der Leitung des Direktors des k. und k. Kriegsarchivs, General von Woinovich, herausgegeben und redigiert vom Abteilungsvorstand Oberstleutnant Alois Veltzé. (Preis Mk 5 —, gebd. Mk. 6.—, Volksausgabe Mk. 2 50.) Das Werk will einen Rundblick über die organisatorische und soziale Kriegsarbeit 1914/15 in Österreich-Ungarn bieten und erreicht dieses Ziel in vollem Maße durch eine lange Reihe von Schilderungen der verschiedensten Organisationen, Tätigkeiten und Behelfe im Kriege, die alle von Fachmännern mit großer Sachkenntnis verfaßt sind. So wird uns z. B. die Organisation des Armeeoberkommandos, des Kriegsministeriums, überhaupt der obersten leitenden Stellen im Kriege, der Ergänzungskörper des Heeres, der Weg ins Feld, die Stellung, die Feldpost, die Hilfskräfte der Kriegführung, die Krieger- und Verwundetenfürsorge und noch vieles andere in teilweise oft sehr lebensvollen Schilderungen vorgeführt. Also ein Buch, wie es heute jeder Zeitungsleser, jeder Schriftsteller, jeder Gebildete braucht, um das komplizierte Räderwerk der Kriegsmaschine, soweit dies möglich ist, zu verstehen und die Leistungen der Kräfte, die diese Maschine in Betrieb setzen, einigermaßen würdigen zu können.

Das Ziel, in volkstümlicher und möglichst unterhaltender Weise über Gegenstände der Kriegführung aufzuklären, verfolgt auch die von Dr. Clemens Wagner im Volksvereinsverlag, M.-Gladbach erscheinende Sammlung „Kriegsallerlei". So bietet das 2. Bändchen „Auf See, über See, unter See" (Preis 80 Pf) allerlei Interessantes, Aufklärendes und Wissenswertes in reicher Abwechslung über die deutsche Flotte, den See- und Tauchbootkrieg u. a. m; das 3. Bändchen, betitelt „Bei Stab und Troß" (Preis 80 Pf), ebensolche Nachrichten und Aufklärungen über die Heerführung, die Leitung einer Schlacht, Aufklärungsdienst, Festungskrieg, über Wirtschafts- und Verwaltungsleben des Heeres, Sanitätswesen und vieles andere; neues und altes, aber jetzt zeitgemäß und interessant.

Aber soviel Lesenswertes und Bedeutendes schon über den Krieg geschrieben wurde, das Größte, Ergreifendste scheint mir das, was sozusagen der Krieg selber dichtet — die „Feldpostbriefe". Hier spricht frischeste Unmittelbarkeit des Erlebnisses, hier spricht der Geist unserer Kämpfer, hier spricht aber auch schlichte Größe, die uns auch dann mit Bewunderung erfüllt, wenn sie nur stammelt von dem, was sich oft kaum aussprechen läßt. Vor mir liegen zwei solcher Sammlungen von Feldpostbriefen, jede in ihrer Art ein Dokument jenes deutschen Geistes, der

Digitized by Google

vor dem Kriege unter tausend Masken verborgen und unerkannt unter uns einherging und erst im Kriege plötzlich wie ein Wunder in seiner stillen Größe erschien. Das eine, „Feldpostbriefe 1914—15", ist zumeist aus Zeitungen gesammelt und herausgegeben von Hermann Sparr, verlegt von Otto Spamer in Leipzig und liegt bereits in zweiter, vermehrter Auflage vor. (Preis gebd. Mk. 2.50). Das andere: „Kriegsbriefe deutscher Studenten" gab Professor Dr. Philipp Witkop im Verlage von F. A. Perthes, A.-G. in Gotha, heraus. Die Titel deuten schon auf den Unterschied hin. Im ersten Buche tritt mehr das schlichte, volksmäßige, im zweiten mehr das bewußte Erleben der Größe des Augenblicks hervor. Aber wie viel Großes, wie viel Ergreifendes, Rührendes in beiden Büchern! Was malt und dichtet da deutsche Kraft, deutsches Herz in unbewußter Heldengröße, im warmen Schein deutschen Gemüts über alle Lieder unserer Dichter, die wir vor dem Kriege gehört haben! Solche Bücher werden noch unsere Enkelkinder mit heißem Herzen lesen!

Es ist selbstverständlich, daß das Bestreben aller Erzieher dahin gerichtet sein muß, auch der Jugend das Verständnis der großen Zeit und der sittlichen Größe, die der Krieg aus unserm Volke herausgeholt hat, zu vermitteln. Diesem Zwecke dienen u. a. die vom Schulwissenschaftlichen Verlag A. Haase in Prag herausgegebenen „Schwarzgelben Bändchen". (Jedes Bändchen gebd. Mk. 1.65.) Sie sind, wie schon der Titel sagt, zunächst für die österreichische Jugend, namentlich die Schuljugend berechnet. Das 1. Bändchen „Hinter der Front", von Edgar Weyrich verfaßt, bietet recht anschauliche und lebendige, dem kindlichen Verständnis nahegebrachte Bilder aus dem Etappenbereich hinter der russischen Front. Das zweite, ebenfalls von E. Weyrich verfaßt, ist betitelt: „Der Weltkrieg. Wie er kam und was er brachte" und erzählt die Vorgeschichte des Krieges, schildert die wichtigsten Ereignisse, die Kampfmittel, die durch den Krieg der Bevölkerung auferlegten Beschränkungen und sucht für all dies das Verständis der Jugend zu wecken. Das 3. Bändchen, wieder von E. Weyrich, bringt: „Die Schule des Krieges." Er will darin der Jugend die Augen öffnen für die erzieherischen Kräfte und Wirkungen des Krieges, für die großen Wandlungen, die er gebracht hat und namentlich das patriotische Empfinden wecken. Wenn wir von unserm besondern Standpunkte etwas anders wünschen sollten, so wäre das die stärkere Betonung und Anregung der religiösen Kräfte. Freilich zieht das interkonfessionelle Schulgesetz in dieser Beziehung sehr enge Schranken. Der katholische Erzieher, der die sonst in jeder Hinsicht trefflichen Bändchen benützt, muß eben diese Hauptsache aus eigenem dazugeben.

An diesem Mangel leiden übrigens auch Bücher, die von katholischen Verfassern in katholischen Verlagen erschienen sind, wie das sonst ausgezeichnete Jugendbuch „Unsere Führer im Weltkrieg" von Franz Weigl (Verlag J. Kösel, Kempten, Preis Mk. 3.—, gebd. Mk. 3.75). Allerdings ist das Buch für die gesammte deutsche Jugend bestimmt, kann somit infolgedessen das Positiv-Religiöse oder wie man heute sagt „Konfessionelle" nicht allzusehr herauskehren. Umsomehr wäre zu wünschen, daß für die katholische Jugend inbezug auf die Einprägung und Nutzbarmachung der Kriegslehren besonders gesorgt würde. Die Sache wäre wichtig genug, um das Geschrei über „konfessionelle Engherzigkeit" nicht zu scheuen. Von diesem Moment abgesehen, ist das Buch von Weigl jedenfalls eine sehr gute Leistung, voll lebendiger Anregung, dem jugendlichen Verständnis angepaßt, überall die gesunden Lebenswerte betonend, gut geschrieben und trefflich illustriert und ausgestattet.

Digitized by Google

Die Liebe zum Heldentum und Heldensinn in die Herzen der Jugend zu pflanzen, versucht mit gutem Erfolg Leo Smolle in seinem Buche „Von großen und kleinen Helden" (K. k. Schulbücherverlag, Wien, Preis Mk. 2 50). Das schön ausgestattete und von A. Mandlick wirkungsvoll illustrierte Buch bringt 20 warm und gemütvoll geschriebene Erzählungen von bekannten und unbekannten Helden aus den Kriegen der österreichischen Vergangenheit, die wohl nicht ohne tiefen Eindruck auf das kindliche Gemüt bleiben und ihren eingangs erwähnten Zweck kaum verfehlen können.

Inbezug auf Ausstattung und reiche Fülle interessanter, teilweise literarischen Ansprüchen genügender Beiträge wäre unter den Jugendbüchern, die vom Kriege handeln, jedenfalls mit an erster Stelle „Scherls Jungdeutschland-Buch 1916" (Verlag August Scherl, Berlin, Preis gebd. Mk. 4.—) zu nennen — aber auch an erster Stelle inbezug auf den fast gänzlichen Mangel im lebendigen Erfassen jener Kräfte, die doch in letztem Grunde auch dem vaterländischen Aufschwung zugrunde liegen, der religiösen. Das hängt wohl damit zusammen, daß dieses Jugendbuch sich als Jahrbuch des Jungdeutschlandbundes und des Pfadfinderbundes gibt, sich also auf die großen interkonfessionellen (in manchen Schattierungen auch „antikonfessionellen") Jugendvereinigungen stützt. Wenn dieser Mangel durch entsprechende positive Einflußnahme ersetzt wird, dann mögen die reichen Schätze von Belehrung und vaterländischer Begeisterung, die es ausmünzt, auch für die katholische Jugend nutzbar gemacht werden; antireligiöse Angriffe und Ausfälle hat Referent, soweit er sehen konnte, in dem Buche nicht gefunden, obwohl es u. a. einen Aufsatz über „Das Tier im Kriege" vom bekannten Monistenapostel Wilh. Bölsche enthält. Es ist geradezu staunenswert, was hier um den Preis von 4 Mark an fachmännischer, fast immer dem Auffassungsvermögen der reiferen Jugend geschickt angepaßter Belehrung über die verschiedensten Wissenszweige und industriellen Fortschritte — namentlich der Kriegshilfswaffen —, an spannenden, den abenteuerlichen Sinn der Jugend befriedigenden Erzählungen wie an trefflichen Bilderschmuck geboten wird. Das ist nur durch die Herstellung einer Riesenauflage möglich!

Romane, Novellen.

Bonde, Sophus: Die Prise der Britannia. Erzählung. 3. Aufl. 286 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Mk. 1.80.

Diese Erzählung ist ein seltsames Gemisch von abenteuerlicher Romantik und Naturalismus. Sie steckt ganz voll ausschweifender Phantasie, die ein buntes Bild um das andere flickt. Diese Bilder sind durch die Komposition nur notdürftig zusammengehalten, doch die stets rege erhaltene Spannung täuscht über die notdürftige Verbindung hinweg. Kein literarisches, aber ein unterhaltendes Buch, das aber leider wegen einiger kraß-erotischer Stellen gewissenhaften katholischen Lesern nicht empfohlen werden kann.

Zeitgeschichte

Kralik, Dr. Richard von, Geschichte des Weltkrieges. (Österreichs Ehrenbücher.) Erster Halbband: Das Jahr 1914. Mit 40 Tafelbildern. 362 S. Wien, Adolf Holzhausen. Gebd. Mk. 18.—.

Wir haben bereits angedeutet, daß Kraliks „Geschichte des Weltkrieges", nach dem vorliegenden 1. Band beurteilt, eine ganz eigenartige

Digitized by Google

und einzige Stellung unter allen bisher unternommenen Versuchen einer Geschichte dieses größten aller Kriege einnimmt. Wir sagen: unter allen Versuchen — denn tatsächlich kann die Geschichtschreibung bei dem geringen Abstand, der uns von den noch mitten im Flusse befindlichen Ereignissen trennt, bei den Schwierigkeiten eines Überblicks und dem Fehlen wichtiger Quellen, die aus militärischen Rücksichten noch geheim gehalten werden müssen, ihre Aufgabe nur bruchstückweise erfüllen, vorzugsweise als eine übersichtlich geordnete Kriegschronik. Kralik bietet aber ungleich mehr: er steigt zu den verborgenen Quellen der Ereignisse hinab, zu Quellen, die nicht auf dem Gebiete des Sinnlich-wahrnehmbaren liegen und gewinnt so einen Standpunkt, von dem aus die noch fließenden verworrenen Ereignisse sich schon zu einem klaren Bilde zusammenfügen. In dieser Arbeit zeigt sich so recht die — ich möchte sagen, providentielle Bedeutung dieser ungewöhnlichen Persönlichkeit, in welcher Dichter, Philosoph und Historiker sich zu einer untrennbaren Einheit vereinigen. Die wissenschaftliche Arbeit des Historikers wird getragen und ergänzt vom intuitiven Schauen des Dichters und vom kühnen Ideenbau des großen Denkers. Fast wäre man versucht, das paradoxe Wort zu prägen: Kraliks Geschichtsauffassung, wie sie uns hier entgegentritt, ist Dichtung, Dichtung in jenem höchsten Sinne, in dem man von der Welt als einer Dichtung Gottes spricht, als einer realen Auswirkung schöpferischer Ideen; also schaffende Phantasie, gesteigert zum Schauen der unverhüllten Wahrheit. — Dichtung in diesem Sinne ist also nicht, wie der oberflächliche Sprachgebrauch sagen will, ein Gegensatz zur Wahrheit, zum realen Leben, sondern Wahrheit und Leben selbst in vollkommenster Ausprägung. Das faßt freilich nur der Gläubige, der christliche Denker. Der ungläubige Geschichtsbaumeister sieht die Geschichte nicht als kunstvollen Teppich an, den Gott wirkt mit Natur als Kette und Übernatur als Einschlag, sondern als Spiel und Rechnungsexempel roher sinnlicher Kräfte. Kralik sieht tiefer, er sieht auf dem Grunde der Ereignisse die göttlichen Ideen als wirkende Kräfte. So faßt er auch den Weltkrieg nicht in jenem kleinlichen Sinne, in welchem „führende Geister" ihn als Ergebnis niedriger menschlicher Leidenschaften, des Neides, der Habgier, der Rachsucht hinstellten, sondern als einen Kampf großer Ideen; also auch sein Ziel nicht als rein militärische, wirtschaftliche, politische Erprobung und Erneuerung, sondern als Erprobung der ewigen Ideen des Wahren und Sittlichen.

Möge Kraliks „Geschichte des Weltkriegs" in diesem Sinne, vorab in Österreich, dessen weltgeschichtliche Sendung er schon lang als Rufer in der Wüste verkündigte, gewürdigt, gelesen und beherzigt werden; es gehört in jede höhere Schule, in jede Bibliothek und in die Familien der Gebildeten, vorab in die Hände aller Führer, Lehrer und Berater des Volkes! F. E.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18.1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz). — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Kein Religionskrieg.

Von Dr. Richard von Kralik.

Ich möchte überhaupt die paradoxe These wagen, daß es keinen Religionskrieg gibt und geben kann. Freilich, die Religion beherrscht alles, sie ist in und über allem, in und über allen Lebensäußerungen und Lebensverhältnissen. Sie ist nicht nur in der Kirche, nicht nur am Sonntag, nicht nur während des Gottesdienstes wirksam, sondern immer und überall. Sie ist des Geistes atembare Luft, sie ist das Wesen Gottes, seine Allmacht und Allgegenwart, sie ist der Geist des Wahren, Guten und Schönen, ohne welchen es weder Wissenschaft, noch Moral, noch Kunst gibt. Sie ist im Frieden wie im Krieg, sie lenkt und leitet den Ackersmann wie den Helden. Aber nicht die Religion an sich ist es, die den Menschen zum Krieg treibt. Bei den Eroberungskriegen des Islam und bei den Abwehrkriegen der Kreuzzüge waren auch politische Gründe maßgebend. Die christlichen Ritter kämpften nicht eigentlich, um die Gegner zu bekehren oder ihre Religion zu bestreiten, sondern um den bis dahin freien Zugang zu den Wallfahrtsorten im heiligen Land sich freizuerhalten. Überhaupt ist es von höchster Wichtigkeit zum Verständnis des Weltkrieges, daß erst durch ihn jene Abschließung des Orients ein Ende nimmt und der für die Kultur so wichtige Zugang zu Innerasien und Ostasien wieder eröffnet wird. Dadurch, daß die Kreuzfahrten mißlangen, wurde der Kulturweg, den wir heute „Hamburg-Bagdad" nennen, gesperrt und die Macht ging von den Zentralmächten Europas vorübergehend auf die sogenannten Westmächte oder Seemächte über. Allerdings litt auch dadurch das Christentum. Dafür ist jetzt die Rückkehr der Macht zu den Landmächten und Zentralmächten zu erwarten und ein mehr organischerer Einfluß des Christentums, als das im 16. Jahrhundert im fernen Osten der

Digitized by Google

Fall war. Das sind keine Nebensachen, aber doch Nebenerscheinungen. So war es auch eine Nebenwirkung der Türkennot um 1529, daß dadurch der Aufstieg des Luthertums erleichtert wurde.

Wenn wir jetzt vom konfessionellen Standpunkt die Kriegsparteien betrachten, so finden wir durchaus keine religiös geschlossenen Gruppen. Neben dem überwiegend protestantischen deutschen Reich steht das überwiegend katholische Österreich, das griechisch-orientalische Bulgarien und das islamische Türkenreich; auf der Gegenseite eine ähnliche Mannigfaltigkeit. Freilich ist nur England entschieden konfessionell protestantisch, Rußland entschieden griechisch-orientalisch-schismatisch, Frankreich ist in seiner Regierung ebenso antikirchlich, wie Italien gegenpäpstlich ist. Daher kann man Frankreich und Italien nicht zu den katholischen Staaten zählen, wenn es dort auch viele gute Katholiken gibt. Aber mehr oder weniger ist in einem demokratischen Staat jeder einzelne für seine Regierung mitverantwortlich, denn die Regierung ist nichts anderes als die Komponente der einzelnen Staatsbürger.

Ein eigentlicher Religionskrieg ist schon deshalb nicht möglich, weil es meines Wissens nur zwei vornehmlich religiöse Autoritäten gibt, die hier in Betracht kommen: der Papst und der Kalif. Der Kalif ist allerdings als Sultan in den Krieg getreten und hat sogar einen heiligen Religionskrieg verkündigen lassen; aber dieser heilige Krieg ist nicht gegen eine andere Religion gerichtet, sondern nur gegen die politischen Gefährder der Muselmanen. Der Papst aber ist, sozusagen, der einzige völlig Neutrale auf der Erde; er könnte freilich auch in den Krieg eintreten, wie es früher zur Zeit des Kirchenstaates geschehen ist; aber alle jene Kriege der Päpste waren auch keine Religionskriege, sondern galten der Verteidigung des Kirchenstaats. Keine reinen Religionskriege waren die Züge gegen die Albigenser, da ja dies Ketzersystem hauptsächlich wegen seiner politisch-sozialen Konsequenzen zur Bekämpfung aufforderte, ebenso wie später die Wiedertäufer.

Digitized by Google

Wesentlich ist die Neutralität des Papstes, sein Eifer für den Frieden. Das ist eine ganz einzig dastehende Erscheinung, wichtig und höchst bezeichnend, wenn auch die Mahnung des Papstes scheinbar unbefolgt bleibt. Die Tatsache allein, die Existenz einer solchen Autorität, ist von unvergleichlicher Bedeutung und kann weder von Katholiken wie Andersgläubigen verkannt werden. Die Folgen können nicht ausbleiben. Man braucht da nicht an eine Wiederherstellung des Kirchenstaates in der alten Weise zu denken; ich begnüge mich einfach damit, das zu Erwartende durch das Gegenabkommen der Entente anzudeuten, wonach man sich vor irgend einer von den Zentralmächten zu erwartenden Garantie der Stellung des Papstes zu fürchten scheint. Mehr zu sagen, wäre noch phantastisch.

Auch der Bruch, der zwischen dem deutschen Reich und England eingetreten ist, darf heute nicht mehr als ein Riß innerhalb des Protestantismus betrachtet werden. Die Zeit, da man Preußen und England als die protestantischen Vormächte bezeichnete, da man die gemeinsame Gründung eines Bistums Jerusalem als ein protestantisches Gegenpapsttum betrachtete, da man auch die englisch-preußische Fürstenheirat von diesem Standpunkt in Reden und Schriften erklären wollte, sind längst vorüber. Nicht als ob die religiösen Gesichtspunkte seitdem aufgegeben worden wären; aber sie haben sich geklärt. Manche Illusionen sind geschwunden, manche Befürchtungen, Verdächtigungen haben sich als grundlos erwiesen.

Jedenfalls geht aus der Darlegung des Tatsächlichen, wie mir scheint, hervor, daß wir Katholiken keinen Grund haben, der weiteren Entwicklung mit Sorge entgegenzusehen, wofern wir uns nur selber treu bleiben und uns nicht selber schädigen. Wie immer, wie überall haben wir nur vor inneren Gefahren uns zu fürchten und zu wahren. In der inneren Stärkung liegt unsere Hauptarbeit. Arbeit genug! Wir brauchen keine Polemik gegen andere zu treiben; wenn wir nur nicht gegen uns selbst polemisieren!

Digitized by Google

Die Mystik des Islam.

Von Prof. Dr. Wilhelm Oehl, Freiburg, Schweiz.

III.

Die persische Mystik.

In den ersten Jahrhunderten fällt die Mystik der persischen Moslemim völlig zusammen mit der arabischen Mystik. Die zwei Hauptmomente der persischen Mystik treten erst später auf: die Verwendung der persischen Sprache und eine ganz ausgesprochen pantheistische Richtung. Aber auch später, während und nach der Blüte mystischer Poesie, besteht ein reger Zusammenhang zwischen den mystischen Literaturen der Araber und Perser. Auch jetzt noch ist das Arabische für den schiitischen Perser die heilige Sprache, wie das Lateinische für das christliche Europa. Bei Dschelâl ud-dîn, bei Dschâmî und bei vielen anderen Persern finden sich wiederholt inmitten des persischen Textes arabische Zitate oder sogar Stellen, die der Dichter selbst zur Erhöhung des Nachdrucks arabisch schreibt. Übrigens sind auch umgekehrt die Rückwirkungen der mystischen Literatur Persiens auf Arabien beachtenswert. So ist Ibn ul-Fârids gefeierte Dichtung in ihrem merklichen Pantheismus von Persien aus beeinflußt. Auch die Vermittlerrolle der persischen Literatur zwischen Indien und Arabien war sicher viel bedeutender, als wir heute wissen.

Die persische Mystik ist keine direkte Fortentwicklung aus der „rechtgläubigen" arabischen Mystik, wie sie so früh in Syrien und Mesopotamien erblühte. Die Mystik Persiens ist ebenso heterodox wie die Schia gegenüber der Sunna. Den Sufismus, wie er sich innerhalb der Schia ausbildete, haben die Perser als ein hochwillkommenes Mittel aufgegriffen, sich dem orthodoxen Islam noch weiter zu entziehen. Die zeitliche Einteilung des Sufismus in drei Entwicklungsstadien, wie man sie gewöhnlich antrifft, ist nur mit Einschränkungen richtig. Man spricht von einer älteren Periode (zirka 800—1100) orthodoxen Sufitums, von einer ausgesprochen pantheistischen Zeit (1100—1300) als der Blütezeit persischer Mystik und endlich von einer Spätzeit (1300—1700). Dieses Schema hat wohl den Vorzug einer gewissen Übersichtlichkeit, aber wie bei allen solchen Einteilungen fließen die Grenzen.

Digitized by Google

Als erster Mystiker, der in persischer Sprache gedichtet haben soll, wird Abû Jesîd ul-Bistamî genannt († 875). Nach der Überlieferung ist er im Alter von neunzig Jahren herrlich in den Himmel aufgefahren, was er selbst klar vorausverkündete. Einige Biographien geben Proben seiner mystischen Poesie, doch ist ihre Echtheit nicht unbestritten. Bistamî gehört zu den pantheisierenden Sufi. Attârs Tadkiret ul-aulijâ überliefern von ihm die Aussprüche: „Ich bin ein Meer ohne Grund, ohne Anfang, ohne Grenzen." — „Ich bin der Thron Gottes." — „Ich bin Abraham, Moses und Jesus. Ich bin Gabriel, Michael, Rafael. Denn was immer zum wahren Wesen gelangt, wird in Gott verschlungen und ist also Gott." Diese Worte müssen nicht notwendig als Vermessenheit gedeutet werden. Ganz ähnlich klingt oft das, was die Scholastiker und kirchlichen Mystiker von der „Vergottung" sagen. Der hl. Thomas, der Fürst der Scholastik, erklärt die Seligkeit in seiner theologischen Summe im Anschluß an den 1. Petrusbrief als participatio divinae naturae, als „Teilnahme an der göttlichen Natur": wir erhalten aus Gnade die göttliche Natur als Eigenschaft, während sie Gott als sein Wesen besitzt. In dem Itinerarium mentis ad Deum des hl. Bonaventura lesen wir von der Vergottung: „Bei diesem Übergange muß, wenn er vollkommen ist, der Gipfel des Gefühls ganz in Gott übertragen und überbildet werden (transferatur et transformetur in Deum). Das ist aber mystisch und höchst geheimnisvoll; niemand versteht es, nur wer es selbst empfing." Ebenso kühn und wunderbar spricht der sel. Albertus Magnus in seinem Schriftchen De adhaerendo Deo von der mystischen Vereinigung mit Gott. Die Seele wird „gottförmig" (deiformis). „Sie wird gleichsam in Gott überbildet" (transformatur quodam modo in Deum). „Dann wird nichts zwischen dir und Gott stehn." „Denn wer Gott anhanget, ist Ein Geist mit ihm" (unus spiritus cum eo). „Die Liebe allein ist es, wodurch wir gewendet werden zu Gott, verwandelt in Gott" (convertimur ad Deum, transformamur in Deum). Die Liebe „verwandelt den Liebenden in den Geliebten" (transformans amantem in amatum). „Jene Einheit, die jetzt der Vater mit dem Sohne und der Sohn mit dem Vater hat, sie wird dann in unseren Sinn und Geist übergossen" (Unio fuerit in nostrum sensum mentemque transfusa). „Wir wandeln uns in Gott" (mutamus nos in Deum). Und so sprechen alle christlichen Mystik-Lehrer. — Mit dieser kleinen Abschweifung wollen wir nicht gerade allein dem Bistamî zu Hilfe kommen; es soll die geniale Kühnheit der persischen Mystik in etwa begreiflich und verständlich gemacht werden.

Digitized by Google

Unsere christliche Mystik war freilich ebenso kühn und genial, aber doch viel klarer, sicherer und gesünder, weil auf den Logos gegründet.

Der unzweifelhaft älteste Vertreter mystischer Poesie in persischer Sprache ist Scheich Alî Bâbâ Kûhî aus Schiras, gestorben 1050. Wir haben von ihm einen mystischen Diwan. Die hymnenartigen Lieder dieser Sammlung feiern alle den ‚Tauhid', die absolute Einheit Gottes. Man sieht bei Kûhî noch deutlich den Übergang von gemäßigter theosophischer Spekulation zum eigentlichen Sufismus. Noch aber legt er das Hauptgewicht auf die gesetzliche Werkheiligkeit, über die sich die Späteren meist hoch erhaben glauben. Doch hat Kûhî bereits die Lehre vom Fanâ, dem völligen Aufgehn der Seele in Gott, im Sinne des Nirwana.

Der Altmeister und Begründer der sufischen Dichtung ist Abû Saîd ben Abû 'l Chair, er lebte 968—1049. Zwischen seiner Poesie und der des Kûhî ist ein starker Abstand. Bei Abû Saîd begegnet uns zuerst jene üppige Farbenpracht der persischen Mystik, jene allegorisch-symbolische Sprache, deren Bilder von der irdischen Liebe und vom Wein genommen sind. Er ist auch der Begründer des Rubâî oder „Vierzeilers", einer Dichtungsform, die für die spätere Dichtung bedeutsam wurde. Sehr viele von Abû Saîds Rubâîjat sind uns erhalten. Eines davon haben wir schon früher gehört. Ein anderes, mit dem Faltermotiv, lautet:

An jenem Tage, da zuerst der Liebe Feuer aufgegangen,
Hat Unterricht im Liebesdienst der Liebende vom Lieb empfangen.
Dies Schmelzen all in Flammenglut, es rührt allein vom Lieben her,
Denn eh' er in das Licht nicht fährt, wird nie der Falter Feuer fangen.

Abû Saîds Lehrer waren Abû 'l Fadl ben Muhammed und sein Investitor mit der Sufikutte Abd ur-rahmân Muhammed Sullamî aus Nischapur († 1021). Sullamî war der Schüler des Abû 'l Kâsim Nasrâbadî († um 980), dieser war der Schüler des bekannten Schibli († 946), dieser war der Schüler des berühmten Dschoneid († 910). Also ein ganzer Schüler-Stammbaum. Auch Abû 'l Fadl war im dritten Grade der Schüler eines Dschoneidschülers. Hinwieder Dschoneids Lehrer war, wie wir hörten, Sari Sakti († 870), dessen Lehrer war Maaruf († 814). *Die Schülerschaft war für den Sufi etwas sehr Wichtiges.* Es ist vermutlich eine indische Anschauung, die wir bei den Sufi wiederfinden, nämlich, daß man nur von einem guten Lehrer in die Gottesweisheit eingeweiht werden könne. „Ohne Lehrer ist hier kein Zugang", heißt es in der Kâthaka-Upanischad. Zu den indischen Waldasketen gehen sogar die Götter in die Lehre, so z. B. Indra zu Prajâpati. In der

Digitized by Google

Biographie eines Sufi erfahren wir fast immer genau, wessen Schüler er war. Der jüngere Suhrawardî schrieb ein Buch über die Bedeutung und Notwendigkeit, sich unter der Führung eines bewährten Meisters heranzubilden. Viele Sufi hörten mehrere Lehrer und reisten in aller Welt umher, um die berühmten Geistesmänner ihrer Zeit zu hören. Arabî war der Schüler von achtundfünfzig Lehrern. Gelegentlich empfing der Lieblingsschüler dann wohl den Sufimantel seines Meisters als Erbe, gleichsam als Geisteskonduktor, ähnlich wie Elisäus den Mantel des Elias erbte. Der Überlieferung nach vererbte sich die Kutte des Dschoneid von Schüler zu Schüler fort. Wir haben übrigens von verschiedenen Mystikern Werke über die geistliche Bedeutung des Sufimantels.

Abû Saîd stand zu dem berühmten Philosophen Ibn Sina in Beziehungen; doch stimmten ihre Meinungen über das Sufitum nicht zusammen. — Auf die Frage nach dem Wesen des Sufitums gab Abû Saîd einmal die Antwort: „Was du im Kopfe hast, laß fahren; was du in der Hand hast, wirf fort; was auch immer dir begegne, weiche nicht!" (Nach Dschâmî, Beharistân, I.)

Welche Verbreitung, welchen Einfluß die Sufimystik damals in Persien schon hatte, ersehen wir daraus, daß selbst Firdusi († 1020) sich ihrem Einflusse nicht entziehen konnte. Merkwürdigerweise zeigt das Schâhnâmeh, das iranische Heldenepos, stellenweise starke Spuren der Mystik. In der berühmten Episode vom geheimnisvollen Verschwinden des Kai Chusrau hat Firdusi eine treffliche mystische Allegorie geschaffen. Da heißt es unter anderm:

Des treulosen Staubes bin ich satt.
Ich gehe zu Gottes reinem Licht,
Den Weg der Rückkehr seh' ich nicht — — —
Keiner blieb auf der Welt so lang,
Der nicht endlich zu gehn verlang' — — —
Laut ruft er: Herr der Majestät,
Bringe mich schnell zu Deiner Stadt,
Denn des dunkeln Staubes bin ich satt.

Noch zu Abû Saîds Lebzeiten wurde der größte Rubâî-Dichter Persiens geboren, Omar ben Chajjâm aus Nischapur. Omar Chajjâm war zu seiner Zeit ebenso berühmt als Mathematiker und Astronom wie als Dichter. Seine wissenschaftlichen Leistungen waren sehr bedeutend; unter anderem begründete er eine treffliche Kalenderreform. Seine Gedichtsammlung enthält etwa 500 authentische „Vierzeiler" und ist seit einigen Jahrzehnten durch englische und deutsche Übersetzungen im Abendlande berühmt, ja geradezu

Digitized by Google

Mode geworden. Sehr viel hat zu dieser späten Berühmtheit jedenfalls sein merkwürdiger, zweideutiger Charakter beigetragen. Eine zerrissene Seele spricht aus seinen Strophen. Chajjâm ist ein Typus des antinomistischen, antiklerikalen Sufismus. Mit unglaublicher Grobheit schlägt er immer wieder los gegen die offizielle Kirchlichkeit, gegen Gebet und Koranlesen. Der muhammedanische Rosenkranz ist ihm der „Inbegriff der Dummheit und der Heuchelei." Vom mystischen Weingenuß ist er längst zum wirklichen übergegangen. Grasser Zynismus spreizt sich höhnisch in manchem seiner Rubâjjat, in anderen tönt das wehmütige Lied weltschmerzlicher Entsagung und Verzweiflung. Gegen Vorsehung und Schicksal bäumt er sich jetzt frech, jetzt titanenhaft auf, bald bricht er unter dem Drucke haltlos zusammen.

Dieser Himmel, der tyrannisch droben wälzt sein ewges Rad,
Gibt es Einen, dem des Lebens Mühsal er erleichtert hat?
Nein! Doch wenn auf seinem Wege er ein wundes Herz gefunden,
Neue Wunden hat er ihm geschlagen zu den alten Wunden.

Was kann der Mensch für seine Sünden? Gott selbst ist an Allem schuld. Wie der Schöpfer ihn aus Ton geformt hat, so ist der Mensch. Was soll überhaupt Tugend? Sie ist zwecklos. Die ganze Welt ist ja nichts als ein zweckloses, frivoles Spiel, wo Gott zugleich Schauspiel und Zuschauer ist. Und wenn wir am Ende unserer Tage stehen, fallen wir ins vorige Nichts zurück. Darum ist das Beste: Lieben und Trinken! In kurzer Zeit ist unser Leib wieder zu Erde geworden, und aus unserem Staube formt ein Töpfer Krüge, daraus unsere Nachfolger zechen. Wer weiß, ob nicht der Becher hier in unserer Hand aus Kai Chusraus oder Anuschirwans Überresten gebildet ist? — Dann aber wieder erklingen ergreifend echte, mystische Saiten:

An Rubinenlippen schwelgend, in der Hand den Becher Wein,
Sich beim Schall der Tamburine aller Lust der Erde weih'n, —
Wohl ist schön das! Aber dann erst, wenn du jedes Band zerrissen,
Das dich an die Erde kettet: — dann beginnt dein wahres Sein.

Oder, Gott unter dem Bilde des mystischen Weines:

Dieser Wein, dessen Geist vielgestaltiger Art
In der Pflanze sich gleichwie in mir offenbart,
Bleibt immer derselbe, ein ewiges Eins,
Nur wechselnd die Formen des schwindenden Seins.

Einige andere Vierzeiler mögen noch die merkwürdige Zerrissenheit des Omar'schen Denkens und Fühlens beleuchten:

O mein Herz! Wenn von des schweren Leibes Last du dich befreist,
Dich empor zum Himmel schwingen wirst du, ein verklärter Geist.
Dann nur mit Beschämung droben, von des Lebens Leid genesen,
Denkst du, daß du ein Bewohner dieser Erde je gewesen.

* * *

Digitized by Google

Blindheit ist's, ihr Menschen, daß ihr vor dem Tode bange seid;
Denn erblühn wird aus dem Tode, glaubt mir, die Unsterblichkeit!
Seit mit seinem Wunderhauche Jesus meinen Geist belebt,
Ward ich von dem ewgen Tode und der Furcht vor ihm befreit.

* * *

Philosophie hat oft genug
Mit „ist" und „nicht ist" mir ins Ohr geklungen.
Doch bin ich nie so weit drin vorgedrungen
Wie in den weingefüllten Krug.

* * *

Hinter den geheimnisvollen Vorhang drang noch nie ein Blick.
Keiner hob noch je den Schleier, der verhüllt das Weltgeschick.
Zweiundsiebzig Jahre hab' ich Tag und Nacht darob gesonnen,
Doch das Rätsel blieb mir dunkel und mein Leben ist verronnen.

* * *

Nur Puppen, mit denen das Schicksal spielt, sind hier auf Erden wir,
Erkennen muß ein Jeder das, der klareren Gesichts.
Figuren auf dem Schachbrett gleich geschoben werden wir,
Dann nimmt man uns hinweg und legt uns in den Sarg des Nichts.

* * *

Bald verhüllt und jedem Blicke unerreichbar walteſt du,
Bald auch in der Schöpfung tausend Bildern dich entfaltest du.
Und es scheint, daß nur zur Kurzweil all das für dich selber ist,
Da du selbst das Schauspiel und auch selber der Beschauer bist.

* * *

Alles Leben hier auf Erden ist nur Trug und hohler Schaum.
Wer kein Tor ist, muß erkennen, daß die ganze Welt ein Traum.
Drum, zum Becher Weines greifend, scheuch hinweg die Wahngestalten
Und die Hirngespinste, welche manchen Geist gefangen halten!

* * *

Du, nach dem die Welt, die ganze, unaufhaltsam strebt und ringt,
Den zu finden so dem Reichsten, wie dem Ärmsten nicht gelingt:
Vor den Augen Aller schwebst du, aber alle sind sie blind;
Alle nennen deinen Namen, während taub sie alle sind.

* * *

Erkunden wollt' ich, wo der Garten Eden
Und wo die Hölle sei, der Marterort.
Da hört' ich meinen Meister also reden:
„In dir sind Beide. Such sie dort!" —

Diese wenigen Proben zeigen, wie schwankend und zügellos die durch keine Offenbarung, keine unfehlbare Autorität geleitete Mystik des Islam werden konnte und werden mußte. — Omar Chajjâms Vierzeiler wurden erst nach seinem Tode gesammelt. Er starb als alter Mann im Jahre 1123. Als Rubâî-Dichter ist Chajjâm unerreicht. Gleichwohl nennt die spätere persische Literaturgeschichte noch einige bedeutende mystische Rubâî-Dichter, so Bâbâ Afdal ud-dîn Muhammed Kâschî († 1307), der auch mehrere theosophische und metaphysische Prosawerke schrieb, dann Sahâbi († 1601) und Mahwî, der lange in Indien lebte und 1607 starb.

Im Verlauf des 11. und 12. Jahrhunderts war in Persien die Didaktik zu hoher Blüte gelangt. Als hervor-

Digitized by Google

ragender Didaktiker ist besonders der vielgewanderte Nasir-i-Chusrau († 1088) zu nennen. Aber nach kurzer selbständiger Blüte verschmolz diese lehrhafte Dichtung für alle Zeit mit der mystischen Poesie. Besonders viel trugen zur Vereinigung der beiden poetischen Gattungen Ansârî und Senâî bei. Scheich Abû Ismaîl Abdallah ul-Ansârî aus Herat, geboren 1006, gestorben 1088, ist der Verfasser eines mystisch-didaktischen Romanes „Jussuf und Zalicha". Dies ist die erste und zwar prosaische Bearbeitung jenes vielbeliebten und vielbehandelten Stoffes, natürlich mit Koranversen verbrämt und mit den Worten berühmter Scheiche durchwirkt. Für die Geschichte der muhammedanischen Mystik ist Ansârî außerdem noch wichtig durch seine Bearbeitung eines biographischen Sammelwerkes von Sullamî, der schon erwähnten „Klassen der Sufi-Scheichs." Sullamî, — im übrigen ein unzuverlässiger Autor, da er sich nicht scheute, Sufigeschichten einfach zu erdichten, — Sullamî hat außer dieser Sammelbiographie Tabakât ussûfijje noch viele andere Bücher verfaßt, so das berühmte Tassîr hakâik, „Interpretation der mystischen Wahrheiten." In seinen Tabakât ordnet er die Scheiche nach zeitlicher Reihenfolge in fünf Klassen mit je zwanzig Namen. Die Art der Darstellung ist die bekannte: das Hauptgewicht liegt auf den Aussprüchen der Scheiche. Dieses arabisch geschriebene Werk nun überarbeitete Ansârî in persischer Sprache. Es ist ziemlich genau vier Jahrhunderte später die Grundlage von Dschâmîs Nafahât ul-uns geworden, die 1478 vollendet wurden. — Noch mehr hat Senâî (gest. nach 1149) getan für die Verschmelzung der mystischen Lyrik mit der Didaktik. Unter seinen sieben mystischen Lehrgedichten ist das erste und bedeutendste Hadikat ul-hakike, „der Ziergarten der Wahrheit", wozu im 17. Jahrhundert zwei Kommentare geschrieben wurden: von Abd ul-latif († 1638) und von dessen Zeitgenossen Mir Muhammed Nûr-ullâh, dessen Kommentar 1634 vollendet wurde. Die Hadikat besteht aus zehn Gesängen und ist ein Gemisch aus Erzählungen, Anekdoten, versetzt mit theoretischen Lehren und mystischen Exkursen über Gottes Einheit, die Allseele, die mystische Liebe, über Weltentsagung ꝛc. Außerdem haben wir von Senâi einen Diwan.

Auch die romantischen Dichter dichten zugleich auch mystisch, so vor allen Nizâmi, 1141—1203. In seinem Iskendernâmeh, dem „Alexanderbuch", einer berühmten Fassung der Alexander-Sage, hat er am Ende des ersten Teiles eine echt poetische Darstellung aller Hauptlehren des Sufismus gegeben. Dieses Alexander-Epos geht in seinem zweiten

Digitized by Google

Teile völlig in ein philosophisches Lehrgedicht über — nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß die Alexandersage im Mittelalter ganz ins Religiöse, Philosophische gezogen wurde, wie die persischen, äthiopischen, syrischen, mittellateinischen, altfranzösischen und mittelhochdeutschen Bearbeitungen beweisen. Nizâmi hat auch noch ein didaktisch-mystisches Gedicht geschrieben, das „Schatzhaus des Geheimnisses."

Nizâmî ist bereits ein Zeitgenosse des Ersten aus dem leuchtenden Dreigestirn mystischer Dichter Persiens: Attâr, Rûmi und Saadi. Ferid ud-din, mit seinem Dichternamen Attâr (Gewürzhändler, Apotheker) ist geboren im Jahre 1119 als Sohn eines reichen Gewürzhändlers, dessen Kaufladen er später selbst übernahm. Wie der Weltmensch Ferid ud-din von einem Bettelmönche bekehrt wurde, haben wir schon gehört. In seinem langen Leben widmete sich nun Attâr der Beschaulichkeit und der mystischen Poesie. Attâr hat nicht die sonnentrunkene Pracht, nicht die adlergleiche Kühnheit Dschelâl ud-din Rûmis. Seine Dichtungen sind mehr die Frucht unendlicher Ausdauer und emsigsten Fleißes; es fehlt ihnen der hinreißende Zauber Rûmis. Gleichwohl sind einige seiner Dichtungen wunderschön. Dichterisch wie mystisch sein bestes Werk sind die berühmten „Vogelgespräche", Mantik uttair. Das Gedicht ist — die Datierungen schwanken — um 1187 oder 1190 verfaßt; es gibt auch eine hindustanische Übersetzung davon. In wunderbarer Allegorie wird in diesem Gedichte, das einigermaßen an Bunyans Gedicht „The Pilgrims Progreß", an St. Theresias „Castillo interior" und Frau Guyons „Torrents" erinnert, die Wanderschaft der Seele zu Gott erzählt. Die gottsuchenden Seelen sind durch die Vögel symbolisiert, die zum Throne des allweisen Vogels Simurg, des Phönix, wandern. Ein ganzes Heer von Vögeln ist vom Vogelvolke ausgesandt, dem Simurg die Krone des Vogelreichs anzubieten. Nach langer Reise, nach unendlichen Mühen und Gefahren sind sie dem Ziele nahe gekommen. Von dem zahllosen Heere, das einst auszog, sind nur mehr dreißig am Leben. Die furchtbaren Schreckniße der sieben Täler, die sie durchwandern mußten, haben die Meisten dahingerafft. Endlich nun sind sie dem Berge Kâf im Kaukasus nahe, auf dessen weltfernem Gipfel der Riesenvogel Simurg in ewiger Beschaulichkeit stille thront — ein Bild der in stille Selbstbeschauung versunkenen Gottheit.

Und endlich kamen dreißig zum Ziel.
Dreißig, ohne Fittich, ohne Flügel,
Gebrochnen Herzens, kranker Seele.

Digitized by Google

Sie sahn die höchste Majestät,
Erhaben über die Vernunft.
Durch einen Blitz verzehret sie
Mit einem Blicke hundert Welten.
Denn was sind hunderttausend Sonnen,
Was hunderttausend Monde ihr!
Versunken stehn sie in Erstaunen,
Wie Sonnenstäubchen, fast vergehend.
Sie sprachen: Seht, die Sonne ist
Vor dieser Majestät ein Stäubchen.
Wie sollen wir zu ihr gelangen?
Ach weh! Umsonst war unser Weg!

Hammer-Purgstall, von dem diese Übersetzung herrührt, hat fälschlich „drei" statt „dreißig" übersetzt. (Im Persischen heißt sih „drei" und sî „dreißig.") Da das Wort „Simurg" im Persischen auch so viel heißen kann als „dreißig Vögel" (si murgh), wird der Sinn der folgenden Verse noch viel tiefer und geheimnisvoller. — Ein Himmelsbote stärkt die Verzagenden und endlich, endlich stehn sie, aus vielen Tausenden dreißig, unmittelbar vor dem Throne des Simurg.

Der Vögel Seele war beschämt,
Ihr Leib war ganz und gar vernichtet.
Sie hatten sich getrennt vom Staube
Und waren nur von Licht beseelt.
Sie hatten eine neue Seele
Und waren einer andern Gattung.
Was war und nicht war, das Vergangne
War ausgelöscht in ihrer Brust.
Die nahe Sonne strahlte ihnen
Den hellsten Schimmer in die Seele.
Der Abglanz des Simurges strahlt
Als Eins zurück von ihnen dreien [dreißig].
Sie wissen nicht, erstaunt, ob sie
Nun dieser oder Jener sind.
Sie schauen ganz sich als Simurg.
Wenn zum Simurg hinauf sie blicken,
Erblicken sie ihn unter sich;
Und wenn sie auf sich selber schauen,
So schauen sie sich im Simurg.
Ein einziger Blick vermengte Beide,
Simurg entstand, Simurg entschwand,
In Jenen dies, in diesen Jenes,
Was niemals noch die Welt erhört.
So blieben sie versenkt in Staunen,
Gedankenlos im tiefsten Denken
Und ihrer selbst gar nicht bewußt.
Verstummend flehten sie zum Höchsten,
Zu offenbaren dies Geheimnis
Und aufzulösen ‚Du' und ‚Wir'.
Da kam die Antwort ohne Zungen:
Der Höchste ist ein Sonnenspiegel,
Wer zu Ihm kommt, schaut sich darinnen,
Schaut Seel' und Leib und Leib und Seel'.
Da ihr zu dem Simurg gekommen,

Digitized by Google

Seid drei [dreißig] darinnen ihr erschienen.
Und wäret fünfzig ihr gekommen,
So hättet fünfzig ihr gesehen.
U n s hat noch keiner je erschaut —
Ameisen schau'n Plejaden nicht!
Kann wohl die Mücke mit den Zähnen
Des Elefanten Leib ergreifen?
Was ihr gesehen, ist nicht E r!
Was ihr gehöret, ist nicht E r!
Die Täler, die ihr durchgewandert,
Die Taten, die ihr ausgeübt,
Sie liegen unter Unserm Handel
Und unter Unsern Eigenschaften.
Weit über euch bin Ich erhaben,
Denn Ich bin in der Tat Simurg.
Löscht aus denn euer eignes Wesen,
Um euch an Meinem Thron zu finden!
Auf ewig löschen sie sich aus
Wie Schatten in der Sonn'. Fahrt wohl! —
Sie gingen fort. —
Das Wort ist aus,
Hier hat es weiter keinen Grund,
Deswegen breche ich es ab. —
Geh nun den Weg! Nun liegt er offen!

So enden die „Vogelgespräche". Die Symbolik dieses Buches, zumal des Schlusses, ist in der Tat erhaben. Die darzustellende Einheit von Gott und Natur und die dennoch unendliche Kluft zwischen Beiden konnte nicht leicht schöner, feiner zum Ausdruck gebracht werden. Das Doppelspiel mit den „dreißig Vögeln" und dem „Simurg", der auch dasselbe bedeuten kann, die Vermengung von Beiden, die Relativität des an sich unnahbaren Gottesbegriffes — es ist tiefsinnig und kunstvoll. Und wie in Dantes Weltgedicht bricht der Schluß jäh ab: mehr ist nicht mehr zu sagen; es ist unbeschreiblich. Auch bei Attâr ist es die „Gottesliebe, die Sonne und Sterne bewegt." (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Verschollen!

Erzählung aus dem Volksleben von M. Buol

XII. (Schluß)

Als Don Tommaso in sein Pfarrdorf zurückkehrte, war dort bereits das Ehepaar Kofler aus St. Michael eingetroffen. Emilia erfüllte das Haus, wo die Leiche lag, mit Wehgeschrei und klagte es der ganzen Nachbarschaft unter strömenden Tränen, wie unsäglich viel sie an der Mutter verloren habe. „Solch eine Frau! So klug! So tüchtig!" Dazwischen aber schaffte sie sich viel Arbeit im Hause, kramte in Truhe und Lade, und suchte nach einem Testamente. Sie hoffte, daß sie keines finden würde. Alte Leute sind ja oft so einfältig, Messenstiftungen und größere Almosen an Kirchen und fromme Anstalten zu verfügen, ohne im Geringsten zu bedenken, welcher Schaden daraus ihren gesetzlichen Erben entsteht!

Zu ihrem Troste fand sich kein Testament, kein Schriftstück, das eine letzte Verfügung enthalten hätte. Emilia konnte sich ungestört der Erbschaft freuen. Sie wußte auch genau, was sie zu erwarten habe. Da war einmal das Haus. Das war nun freilich nicht viel wert. Fortuna hatte zwar die Schulden, die darauf lagen, nach und nach abgezahlt, hatte aber in all den Jahren weder an Dach noch Mauerwerk je das Geringste ausgebessert. In Sarnonico pflegte man zu sagen, wenn einmal ein Betrunkener aus Versehen an das Haus Zia Fortunas stoße, dann werde es gleich einstürzen. Besser als das Haus waren die Kapitalien die auf Grund und Boden lagen, meist erste Hypotheken. Und das Beste war ein rundes Sümmchen von zwanzigtausend Kronen, das Fortuna auf Rat des Kaplans von Fondo in der Banca cattolica von Trient angelegt hatte. Sie hatte die Summe nach Lorenzos Tode aus Amerika erhalten und hatte sie nicht brach liegen lassen.

Emilia und ihr Mann wußten schon, was sie mit dem Gelde anfangen würden und wo sie es anlegen wollten. Manches wollten sie gleich flüssig machen, denn die Reblaus verursacht dem Etschländer Weinbauer empfindliche Auslagen. Diese Auslagen brauchten die Koflerleute jetzt nicht mehr zu scheuen. Das alles besprach das Ehepaar Kofler eifrig, und nicht nur unter sich. Jedem, der es hören wollte, redeten sie davon. Auch dem Pfarrer, als sie zu ihm kamen,

Digitized by Google

um die Bestattniskosten zu entrichten. Der Pfarrer erwiderte nichts; er gönnte ihnen all ihr Geld. Aber er machte sich doch seine Gedanken. Ihm ging's im Kopfe herum, was ihm Giovanni Larcher erzählt hatte. Wo war denn jene Summe, die sich Larcher mit einem Schlage verdient hatte, und von der er sagte, sie sei in der Cassa Rurale von Fondo angelegt? Dem Pfarrer schien es sehr unwahrscheinlich, daß solch eine kleine ländliche Sparkasse einen größern Betrag überhaupt annehme. Und wenn es geschehen wäre, so hätte das gewiß Aufsehen gemacht, und er hätte wohl auch etwas davon gehört. Sollte er sich vielleicht erkundigen? Er brauchte nur Don Felice zu fragen. Aber dem Pfarrer widerstrebte es, sich ungebeten in Geldgeschäfte einzumischen. Schließlich konnte er Giovannis aufgeregten Bericht auch falsch verstanden haben. Am besten war's vielleicht, sich um die ganze Sache nicht zu kümmern. Giovanni und Giovanna hatten sich gefunden, das war einmal die Hauptsache. Und Don Tommasos priesterlicher Blick hatte tief hineingeschaut in Giovannas Seele. Er war Zeuge gewesen, wie Gott den Stolz in dieser Seele zertrümmert hatte. Und wo der Stolz zertrümmert ist, da kann Gott bauen. So hoffte Don Tommaso.

Einige Tage vergingen. Der Pfarrer sah und hörte nichts mehr von den Koflerleuten und meinte nicht anders, als daß beide nach Hause gegangen seien. Da überraschte ihn eines Tages Emilia mitten in seinem Predigtstudium.

Er war über den Besuch wenig erfreut, aber das mochte er nicht merken lassen. „Ah, Siora Emilia, Sie noch hier?" begrüßte er sie und lud sie ein, sich zu setzen. „Ich glaubte, Sie seien längst zu Ihren Kindern heimgekehrt."

„Freilich, freilich sollte ich dort sein," seufzte sie. „Aber es geht noch nicht! Es gibt so viel zu tun!"

„Und Ihr Mann?"

„Der ist schon nach Hause gegangen. Ach, der könnte nie so lange hier bleiben. Er ist Abgeordneter, wissen Sie, und hat wichtige Geschäfte. Und dann muß er mit einem Advokaten in Bozen sprechen wegen des Nachlasses. Ach, es gibt so viele Verdrießlichkeiten! Aber was ich sagen wollte! Ich bin daran, im Hause der armen Mutter alles zu ordnen. . . ." Emilia rasselte ein wenig mit der Nase, um ein unterdrücktes Schluchzen anzudeuten.

Der Pfarrer wußte nicht, was er mit der Frau anfangen solle. Gleichgiltig erwiderte er, er hoffe, das Ordnen werde ihr nicht gar zu viel Arbeit machen, denn überflüssigen Hausrat habe ja die Mutter nicht besessen.

Digitized by Google

Aber Emilia versicherte, sie finde ungeheuer viel zu tun. Und während sie das sagte, zog sie unter ihrem Schal ein großes, etwas abgebrauchtes Buch hervor. „Sehen Sie, Herr Pfarrer, das hab ich beim Aufräumen gefunden. Es steht Ihr Name darin."

Er nahm das Buch entgegen. Es war eine italienische Übersetzung des alten Goffine. „Ach meine gute Emilia," bemerkte er schmunzelnd, „mit dem Zurückgeben wäre es nicht so heikel gewesen. Daß ich's Ihnen nur aufrichtig sage, ich hatte das Buch Ihrer Mutter eigentlich zum Geschenk gemacht. Sie war, wie Sie ja wissen, eine sehr beschäftigte Frau und fand nicht leicht Zeit, die Predigt zu besuchen. Da dachte ich, ein Evangeliumbuch wäre gerade das Richtige für sie. Ich muß aber bekennen, daß ich das Buch ganz vergessen hatte."

„Und meine povera Mamma hat es wohl auch vergessen!", erwiderte Emilia. „Das Buch lag ganz hinten in einer versperrten Lade; der Schlosser mußte sie erst aufbrechen. Hinter allem möglichen Gerümpel lag es, hinter Tuchfetzen und Brotresten und alten Zeitungen, und was weiß ich! Überhaupt, wenn Sie wüßten, Herr Pfarrer, welche Unordnung ich in der Wohnung getroffen habe! Alles drunter und drüber, alles durcheinander! Schon als ich mit den Kindern in der Sommerfrische hier war, ist's mir aufgefallen. Und wenn man denkt, wie sie früher war, die povera Mamma! Die Ordnung und Sauberkeit selber! Aber seit Lorenzos Tode ist sie ganz anders geworden. Ach ja, ganz anders! Auch die Nachbarn haben mir das bestätigt."

Sie hielt einen Augenblick inne, neigte den Kopf auf die Seite und seufzte. „Herr Pfarrer, könnten nicht auch Sie es mir bestätigen?"

„Ich? wie? was?"

„Nun Sie haben ja doch gewiß auch etwas bemerkt, Herr Pfarrer! Sie haben meine arme Mutter doch zuweilen beobachtet, wie sie sich verändert hat . . ."

„Ich habe gar nichts bemerkt," erwiderte der Pfarrer unmutig. Zugleich begann er im alten Buche, das er in der Hand hielt, heftig zu blättern. Er wollte seiner Besucherin einen Wink geben, daß ihr Geschwätz ihm lästig sei. Aber Emilia verstand den Wink nicht. Im Gegenteil, jetzt erst rückte sie mit ihrem ganzen Jammer heraus.

Sie war tags vorher mit ihrem Manne zum Gerichte nach Fondo berufen worden. Und dort erfuhr sie zu ihrem Schrecken, daß ihre Mutter keineswegs ohne Testament aus dem Leben geschieden war. Vielmehr hatte sie selbst kurz zuvor dem Amtsleiter von Fondo ihren letzten Willen

Digitized by Google

übergeben. Das Schriftstück, von ihrer Hand geschrieben, war knapp und deutlich abgefaßt. Und darin hatte Fortuna, ohne es ausdrücklich zu sagen, ihre Tochter auf den Pflichtteil gesetzt. Denn jene Summe von 20,000 Kronen, die bei der Trientner Bank hinterlegt war, vermachte sie ihrem Neffen Giovanni Larcher oder, falls er nicht mehr leben sollte, seinem Sohne Federigo.

„O Herr Pfarrer, erbarmen Sie sich!" rief Emilia und erhob schluchzend die Hände. „Denken Sie an meine unschuldigen Kinder, die in solcher Weise verkürzt werden! Es ist himmelschreiend! Sie wissen ja selbst, daß meine Mutter mit den Larcher nie etwas zu tun haben mochte. Vom Alten dachte sie nicht hoch, von Giovanni noch weniger und vom Kleinen wußte sie kaum, ob es ein Bube oder ein Mädel sei. Jeder Vernünftige muß einsehen, daß sie bei klarem Verstande diesen Leuten nie einen soldo vermacht hätte. Nun, ich wollte noch gar nichts sagen, wenn sich's etwa nur um ein kleines Andenken handelte. Da hätte ich den letzten Willen meiner Mutter gewiß heilig gehalten. Aber die Hälfte ihres Vermögens! Und das Beste vom Ganzen! Das Haus ist eine Spelunke, und die Kapitalien, die bei den Bauern liegen, kann man nicht so leicht flüssig machen. Aber das schöne Geld bei der Trientner Bank! Das hätten wir so gut brauchen können, um neue Rebenanlagen zu machen. Nun, mein Mann wird sich's nicht gefallen lassen. Er ist ein Reichsratsabgeordneter, wissen Sie! So einer kann zum Kaiser gehn, wann er will. Und das wird er. Er wird beweisen, daß meine Mutter nicht mehr bei Verstand war, daß das Testament nichts wert ist . . ."

„Und dazu wünschen Sie mein Zeugnis?" unterbrach sie Don Tommaso.

Emilia nickte lebhaft. Sie hatte es in ihrem Eifer nicht bemerkt, daß der Geistliche, während er im Evangelienbuche blätterte, leicht zusammengefahren war, als sei er auf etwas Überraschendes gestoßen.

„Siora Emilia," sagte der Pfarrer, „hören Sie! In diesem alten Buche hat Ihre Mutter einen Brief hinterlegt, ob mit Absicht oder nicht, das weiß ich nicht. Es ist der Brief, den ich ihr übergeben mußte, als die Nachricht vom Tode Lorenzos ans hiesige Pfarramt kam. Der Brief ist von der Hand des Priesters, der Ihrem Bruder Lorenzo in seinen letzten Stunden Beistand leistete. Ich glaube nicht, daß Ihre Mutter geistesgestört war; aber vielleicht enthält dieser Brief einige Aufklärung. Soll ich ihn laut lesen, Siora Emilia?"

Digitized by Google

Sie sah verdutzt darein. Er wartete keine Antwort ab und las.

Was er las, war in kurzen, schlichten, fast dürren Worten die Geschichte einer Seele. Einer Seele, die von der Sünde niedergerungen und gequält und von der Reue wieder aufgerichtet wurde. Wer kennt die Geheimnisse menschlicher Schwäche? Lorenzo Seppi war ein redlicher Mensch gewesen bis zum Augenblicke, wo Giovanni Larcher so unerwartet sein Glück machte. Da war der Dämon der Habgier in Lorenzo erwacht und hatte ihn unter sein Joch gezwungen. Und als der geschäftsunkundige Giovanni ihm das Geld übergab, damit er alles besorge, da legte es Lorenzo in einer Bank in Philadelphia auf seinen eigenen Namen an und spiegelte dem Ahnungslosen vor, er habe es in die Heimat geschickt. Dieses erste Verbrechen verwickelte ihn in ein Netz von Betrug und Lüge. Er sah sich, um nicht entdeckt zu werden, gezwungen, den Briefwechsel der beiden Gatten zu unterschlagen und dem unglücklichen Giovanni, der sich in Angst um Weib und Kind verzehrte, falsche Nachrichten aus der Heimat vorzuspiegeln. Dabei folterte ihn immerfort die Angst, Giovannis unbefangene Leichtgläubigkeit könne denn doch einmal zu Ende sein oder ein unerwarteter Zwischenfall könne an ihm selber zum Verräter werden. Oft stieg in Lorenzo der blutige Gedanke auf, daß es am Besten wäre, den lästigen Vetter für immer unschädlich zu machen. Aber es kam doch nicht zum Äußersten. Als Giovanni die Kohlengruben von Ohio verließ, um ziel- und ruhelos Amerika zu durchwandern, da schied auch Lorenzo aus dem Dienste jener Gesellschaft und ließ sich unter anderm Namen in New-York nieder. Dort lebte er kurze Zeit in wildem Taumel, sein Gewissen betäubend. Dann aber kam eine tötliche Krankheit über ihn und .... Gottes Gnade!

Am Schlusse seines Schreibens trug der Priester, der Lorenzos Bekenntnis entgegengenommen hatte, die letzten Bitten des Verstorbenen vor. Lorenzo bat die Eheleute Larcher demütig um Vergebung wegen seines Diebstahls und wegen des Kummers, den er ihnen verursacht hatte. Er bat seine arme Mutter kniefällig um Verzeihung, weil er ihre grauen Haare mit Schande bedeckt hatte. Er beschwor sie um des Blutes Christi willen, den Schaden, den er seinem Vetter getan hatte, zu ersetzen. Im Bankhause Wells und Brothers in New-York seien 5000 Dollars auf seinen Namen hinterlegt. Sie möge als seine Erbin diese Summe beheben und die viertausend Dollars, die er dem Vetter entwendet hatte, mit Zinsen und Zinseszinsen zurückerstatten. Der Pfarrer von Sarnonico möge ihr dabei an die Hand gehn.

Digitized by Google

Don Tommaso hatte den Brief zu Ende gelesen; er schwieg. Vor ihm stand Fortuna Seppi, wie er sie in den letzten Monaten so oft von ferne gesehen hatte, das Bild unausgesprochenen, geheimnisvollen Schmerzes. O, nicht der Tod des Sohnes hatte an ihrem Herzen genagt, sondern seine Schande! Diese Schande vor der Welt zu verbergen, war all ihr Bestreben gewesen. Und als nun Giovanni Larcher, der Verschollene, Totgeglaubte, plötzlich vor ihr stand, da wußte sie, daß Lorenzos Verbrechen offenbar werden müsse und ihr Herz stand stille. Nicht vor Freude war sie gestorben, die Unglückliche, nein, vor Schrecken.

Wohl hatte Fortuna nach dem Maße ihres Begreifens Lorenzos Schuld gesühnt. Keinen Heller unredlich erworbenen Gutes wollte sie den Ihrigen zurücklassen. Nur das hatte sie nicht erfaßt, daß ihr Sohn mehr, unendlich mehr geraubt hatte als Geld und Gut, daß seine Frevlerhand das Glück und den Frieden zweier Herzen zerstört hatte und daß ihr Schweigen seinen Frevel fortsetze. Nun mochte Gott ihr gnädig sein!

„Was sagen Sie, Emilia?" fragte der Pfarrer in ernstem Tone. „Werden Sie sich jetzt zufrieden geben? Werden Sie die geistige Klarheit Ihrer Mutter anerkennen? Oder muß dieser Brief, der die Ehre Ihres unglücklichen Bruders vernichtet, dem Gerichte vorgelegt werden?"

Emilia stand rasch auf. Ihr Gesicht glühte vor Zorn. „Wenn ich das gewußt hätte ...." stammelte sie. Und die Faust ballend: „Nie, nie hätte ich Ihnen die alte Scharteke da zurückgebracht! Man ist doch immer zu ehrlich!"

* * *

Einige Tage später erhielt das Gericht von Fondo eine Zuschrift der Frau Emilie Kofler geborenen Seppi des Inhalts, daß „Unterfertigte" den letzten Willen ihrer seligen Mutter Fortuna Seppi anerkenne und die Erbschaft samt allen damit verknüpften Beschränkungen antrete.

Der Pfarrer von Sarnonico hielt es für seine Pflicht, den Eheleuten Larcher von dem Briefe Mitteilung zu machen, der auf so seltsame Weise wieder in seine Hände gelangt war. Giovanni war vom Inhalte nicht eben überrascht. Am Abend nach seiner Heimkehr hatte er zwar noch mit Liebe und Vertrauen von seinem Vetter Lorenzo gesprochen. Aber seither hatte er sich bei der Cassa Rurale in Fondo nach seinem Kapital erkundigt und hatte hören müssen, daß man dort nichts davon wisse. Das hatte ihn tief bekümmert und ihn auf den Gedanken gebracht, daß eine verbrecherische Hand sich an seinem Eigentum vergriffen habe. Die nämliche

Digitized by Google

Hand mochte wohl auch in den Briefwechsel mit seinem Weibe eingegriffen haben. Sein Verdacht konnte sich nur gegen Lorenzo wenden. Und nun, da der Verdacht zur Gewißheit geworden war, stieg große Bitterkeit in ihm auf. Wie unsäglich viel Leid hatte der treulose Freund über ihn und sein armes Weib gebracht! Die Kunde, daß Fortuna reichen Ersatz für ihres Sohnes Diebstahl geleistet habe, ließ Giovanni fast kalt. „Uns beiden ist mehr geraubt worden als die lumpigen Dollars!" erwiderte er herb. Doch ließ er sich durch Don Tommasos Zureden dazu bringen, das Andenken Lorenzos vor der Welt zu schonen. Der Brief an Lorenzos Mutter sollte verbrannt werden. Niemand brauchte zu wissen, warum Fortuna ihren Neffen Giovanni so reich bedacht hatte.

Die Nachricht von Giovanni Larchers unerwarteter Erbschaft verbreitete sich rasch. In Ruffrè und in Sarnonico sprach man von nichts anderm. „Das hätte man nicht gemeint, daß die Fortuna so in den Sohn ihres Bruders verschossen war," sagten die Leute. Aber man gönnte dem wackern Giovanni sein Glück und ein bißchen gönnte man auch der „Siora Kosler" ihre Enttäuschung, und so grübelte man nicht allzuviel über die Gründe, die Fortuna zu einer so auffallenden Verfügung bewogen haben mochten.

Die alte Gina machte dem Heimgekehrten gleich ein großmütiges Angebot. „Ihr seid nun reich, Giovanni, und möchtet gewiß das hübsche Haus wieder haben, das ihr euch vor einigen Jahren selber gebaut habt. Wenn man Familie hat, geht doch gar nichts über ein eigenes Haus. Ich habe es von euerm Vater, dessen Seele Gott aufnehme, gekauft, weil wir damals alle meinten, ihr würdet nicht mehr wiederkommen. Aber nun seid ihr gottlob wieder da und wenn es euch recht ist, will ich gerne den Kauf rückgängig machen."

Giovanni dankte ihr und versprach, sich die Sache zu überlegen. Dann aber fiel ihm ein, daß er, wenn er nun doch sein altes Gewerbe wieder aufnehmen wolle, besser daran täte, nicht im Nonstal zu bleiben. Denn dort sind der Häuser doch schon zu viele, und im deutschen Lande gibt es für einen Maurermeister mehr Arbeit. Und vielleicht — und das war für Giovanni die Hauptsache — vielleicht würde sich Giovanna unter den Deutschen doch glücklicher fühlen.

Don Tommaso, mit dem er die Sache besprach, gab ihm recht. „Giovanni," sagte er, „in jener Stunde, die euerm Wiedersehen voranging, habe ich deinem Weibe ein bischen

Digitized by Google

in die Seele geguckt. Glaub mir, sie ist auf gutem Wege. Aber wenn sie die Wahrheit von solchen hört, die ihre Sprache sprechen, wird es ihr den Weg zur Wahrheit abkürzen."

* * *

Über das weite Etschland flutet Allerseelensonnenschein. Der Himmel so blau, die Berge so fern! Rot und golden funkeln die Wälder. Wie kraftvolle Pinselstriche, von eines übermächtigen Meisters Hand geführt, ziehen die Rebenreihen mit ihrem reichen, grellgelben Laube über Hügel und Hänge. Heiterer Friede strömt über diese stille, frohe Spätherbstlandschaft.

Den Windungen der Mendelstraße entlang steigt ein Paar zu Tale. Man möchte die Beiden für Neuvermählte halten, so froh sehen sie aus, so selig blicken sie einander in die Augen. Und doch sind es Zwei, die gezweifelt und gelitten haben und die sich wiedergefunden haben nach langer Trennung. Und auch jetzt ist's keine bloße Vergnügungsfahrt, was sie hinunterführt ins schöne weite Land. Eine Allerseelenwallfahrt wollen sie machen zu einem Kirchhofe drunten im Tale, wo zwischen Tujen und Rosensträuchen ein müder alter Mann zur letzten Ruhe gebettet worden ist.

Johanna erzählt ihrem Giovanni vom Tode des Vaters und von seinem Begräbnisse und vom schönen Kranze, den sie mit ihrem letzten Notpfennig gekauft hat. „O Giovanni, ich stellte mir vor, es sei d e i n Grab, das ich schmückte!" sagt sie und lächelt über sich selber und umklammert mit ihren schlanken Fingern zärtlich den Arm des Mannes.

Auch er lächelt. Er bleibt einen Augenblick stehn und schaut ihr tief ins liebe Gesicht.

In ihren Augen glänzt eine Träne. „Hätten wir uns doch nie getrennt, Giovanni!" flüstert sie.

Giovanni seufzt und setzt seinen Weg fort. „Es hat sein müssen!" sagt er.

„Müssen?" wiederholt sie erstaunt. „Rigos wegen, meinst Du?"

„O freilich Rigos wegen," wiederholt er. Aber es ist als wolle er noch etwas sagen. Und endlich sagt er's. „Du warst so stolz auf unsern schönen Knaben, Giovanna. Da dacht' ich: Der soll ein Herr werden. Und so ging ich weg, um zu verdienen."

Eine Zeit lang gehn sie schweigend dahin. Weit und breit in der Stille dieses wundervollen Spätherbsttages hört man nichts als den regelmäßigen Schritt der beiden Wanderer auf der harten Straße.

Digitized by Google

„Lieber," beginnt Johanna zögernd nach einer Weile, „ich weiß nicht, hab' ich dich recht verstanden. Hast Du sagen wollen, daß Du .... daß Du meinetwegen ...." Sie stockt. Sie wartet, ob er ihre Rede aufnehme. Erst wie er das nicht tut, ergänzt sie selber ihre Worte. „Ich glaubte doch immer, du wolleſt aus unſerm Kinde etwas Rechtes machen."

„Etwas Rechtes? Natürlich! Aber ein Maurer iſt doch auch etwas Rechtes. Weißt Du, ich hatte immer Freude an meinem Handwerke und wünſchte mir nichts anderes. Und ich meine, daß auch Rigo dabei glücklich wäre."

„Aber Du haſt ja jetzt ſo viel Geld," meint Johanna etwas kleinlaut.

„Das ſchon. Doch wenn der Herrgott unſerm Rigo, wie ich hoffe, noch ein paar Geſchwiſter ſchickt, dann braucht's das Geld ſchon, damit alle ſatt werden und auch etwas lernen."

Johanna nickt und ſchweigt. Und wie Giovanni über eine Weile fragt, was ſie denn habe, da erwidert ſie „Nichts!" und fährt fort, zu ſchweigen und zu denken:

Alſo ſie ſelber war's, die ohne es zu ahnen, den Mann hinausgetrieben hat in die Fremde, weit weg über den Ozean! Nicht ſein waren die ſtolzen Träume, die ihr ſeither ſo teuer zu ſtehn gekommen ſind; und die Opfer, die ſie in der Zeit ihrer eingebildeten Witwenſchaft für Rigos Zukunft zu bringen glaubte, die hat ſie, wenn ſie es recht erwägt, nur ihrem eigenen Ehrgeiz gebracht! Und auch jetzt noch beſchleicht es ſie wie unwillkürliche Enttäuſchung, daß Giovanni, der reiche Giovanni, ſo demütig zufrieden iſt mit dem ſchlichten Berufe, den Gott ihm beſchieden hat!

„Was haſt Du?" fragt Giovanni nach einer Weile wieder.

Da erwidert ſie mit traurigem Lächeln: „O Giovanni, ich denke! Ich glaube, ich habe oft zu wenig gedacht, es wäre ſonſt vielleicht manches anders gekommen. Nun ſehe ich's erſt, ich bin dir keine ſo gute Frau geweſen, wie ich's meinte und wie du's verdient hätteſt. Aber es ſoll anders werden. Und mit Gottes Hilfe werden wir ein großes, ſtilles Glück haben."

* * *

Am ſteilen Berghange, der die erſten Strahlen der Morgenſonne auffängt, ſteht das Kirchlein von Sankt Nikolaus. Starre Felſen drohen ihm zu Häupten; ihm zu Füßen lachen blühende Weingärten. So ſteht es da und ſchaut ins Land, ein Wallfahrtsziel für alle, die Vertrauen haben zur mächtigen Mutter des Heilands. Und vom neuen, goldſtrotzenden Altare blickt die dunkle Madonna herab mit ihren gefaltenen Händen, als wolle ſie allen, die

Digitized by Google

zu ihr kommen, sagen: „Ihr armen Menschenkinder, wie hab' ich Mitleid mit euch!"

Es wallen nicht große Pilgerzüge nach dem Kirchlein wie etwa nach Weißenstein oder auf die Waldrast. Nein, es ist ein ganz stilles, kleines Marienheiligtum, zu dem die Beter nur einzeln ziehen oder in kleinen Gruppen. Und nicht gerade weit her kommen sie; nur wenn in den Dörfern und Weilern der Umgebung Jemand ein liebes Krankes hat oder sonst eine schwere Last auf dem Herzen trägt, dann nimmt er seinen Rosenkranz und sagt: „Ich gehe zur Niklaser Mutter: die wird schon helfen!"

Auch gibt es Zeiten, wo es still und einsam ist im Kirchlein von Sankt Nikolaus. Dann tritt, wenn sie sich ungesehen glaubt, ein junges Weib herein. Einen blonden Knaben führt sie an der Hand, ein Kleines hält sie im Arm. So steht sie da und schaut hinauf zum Marienbilde. Sie flüstert kein Gebet, aber sie hört es gerne, wenn ihr Knabe mit hellem Stimmchen laut sein Ave Maria spricht; und das Gebet des Kindes tönt in ihrem Herzen wieder.

Seit mehr als einem Jahre hat Giovanni Larcher im Schatten des Sankt Nikolaus-Kirchleins sein neues Heim gegründet. Arbeit und Verdienst findet er hier reichlich, denn die Leute schätzen den braven, fleißigen Mann. Aber auch seinem Weibe ist man gut; sie ist ja so still und häuslich und so zufrieden in ihrem schlichten Arbeitsleben. Daß sie eine Fremde und eine Lutherische ist, weiß man wohl, aber man beobachtet auch ihre heimlichen Kirchgänge und ihr stilles Verweilen beim Marienbilde. „Die Muttergottes wird sie schon herüberziehen," hoffen die Leute.

Auch Giovanni hofft das. Gar oft denkt er zurück an all das Bittere, das gewesen ist, aber kein Groll ist jetzt mehr in ihm gegen den Elenden, der ihm und seinem Weibe solche Herzensmarter angetan hat. Sie beide fühlen es, daß ihre Liebe stärker und reiner geworden ist durch Leiden. Kein Geheimnis gibt's zwischen ihnen. Giovanni weiß von Schütters Brief und von dem Entschlusse, den nur schlecht verstandene Liebe zu ihm, dem Totgeglaubten, ihr abgerungen hat. Und auch sie kennt die Stürme, die in seiner Mannesbrust tobten in jener schrecklichen Zeit, da er sich von seinem Weibe verlassen und verraten wähnte. „Die Madonna hat mich damals gehalten," hat er ihr oft gesagt. Was Wunder, wenn auch sie gelernt hat, die Madonna zu lieben!

Er aber wartet still und geduldig auf den Tag, wo es in ihrer Seele völlig hell geworden sein wird und wo sie zu ihm sprechen wird: „Dein Glaube ist auch der meine!"

Digitized by Google

Der Erzähler P. Maurus Carnot

Von Professor Josef Schälin, Schwyz.*)

Einst sprach man von Sonnengöttern. Jetzt gibt es noch Sonnenmenschen, glücklich in glänzendem Eigenbesitz und für Andere von segnender Wärme, wegweisender Helle. Das Licht einer solchen Sonne möchten wir durch das Prisma der Besprechung leiten, es in einzelne Strahlen zerlegen und diese vereinigen in dem Brennpunkt eines Urteils. Wir meinen den Dichtermönch Maurus Carnot. Geboren 1865 zu Samnaun (St. Magnus) im Bündnerland (Schweiz), nach Studien in Schwyz und Innsbruck Mitglied geworden des Stiftes Disentis, jetzt dessen verehrter Dekan und allbeliebter Lehrer an der Klosterschule, steht er am Punkte seiner Sonnenbahn, wo es recht anfängt, aufwärts zu gehen.

Wo nun immer durch die Menschenwelt Wärme flutet und Licht flimmert, da geschieht es in der Liebe Sonnenkraft.

*) Unten folgt ein Verzeichnis der hier behandelten und benützten Werke Carnots. Es kamen nicht alle daran, aber doch die meisten, mit Ausschluß der Dichtungen in romanischer Sprache. Außerdem dienten uns besonders Salzers Literaturgeschichte, 3. Band, und manche verdankenswerte Winke von Freunden und Schülern des Dichters. Andere Literaturnachweise im Text. —

Bei Benziger erschienen:

1. Der Friedensengel, Schauspiel;
2. Sigisbert im räthischen Tale, den kleinen Kindern erzählt;
3. Pulverhorn und Zither und andere Geschichten, enthaltend die Titelgeschichte und: Zwei Liebesleut; Hinter Gotterbarm; Violandas Weihnachtsnovellen; Die Mutter des Admirals; Der alte Tyroler; Das Größte aber ist die Liebe.

Im Verlag von Orell Füßli, Zürich:

1. Gedichte;
2. General Demont;
3. Wo die Bündnertannen rauschen, enthaltend: Das Fräulein von Zernetz; Der Kaplan von Selva; Der wilde Mann.

Bei der „Styria" (Graz und Wien): Geschichten aus dem Bündnerlande, das heißt: Steinbock und Adler; Bündnerblut.

Bei Jul. Rich, Chur;

Schlichte Geschichten: Roswitha; Der Landrichter.

In der Thomasdruckerei Kempen:

1. Feurige Kohlen (Schauspiel);
2. Der letzte Hohenstaufe (Trauerspiel);
3. Franz Pizarro (Trauerspiel);
4. Venantius (Dramatische Legende).

Digitized by Google

Wenn also je aus poetischen Werken Licht und Wärme entspringt, dann hat deren Schöpfer Welt und Menschen mit der Wärme seines Herzens angehaucht, sie angeschaut mit Beatriceaugen, von denen Dante singt:

„Aus meiner Herrin Augen bricht ein Schein
So klar und zart, daß wo immer er niederfällt,
Sich Dinge zeigen, die ein Sterblicher nimmer behält,
Bei ihrem wunderhohen ganz neuen Sein."
(Sonett, italienisch mitget. bei Scartazzini, Ausg. der Divina Commed. II p. 667.)

P. Maurus Carnot O.S.B.

Es gilt jetzt, in Carnots Dichtungen dieses weite Herz, diesen Seherblick, mit einem Wort, diese sonnenmächtige Liebe nachzuweisen. Finden wir sie bei ihm, und zwar priesterlich allumfassend und mönchisch rein, dann hat Pater Maurus wahrlich Mission an die Seele der Volksmassen, daß er dort im Namen Jesu eine Feuer werfe (Vgl. Luc. 12, 49).

Digitized by Google

Die folgende Einreihung der Werke Carnots unter Heimatliebe, Verwandtenliebe, Dichterliebe strebt besonders nach einer Übersicht und will gar nicht fein säuberlich scheiden. Auch beim Spektrum fließen die Farben ineinander, und immer ist's das gleiche Licht.

Die Heimatliebe.

Jeder Schweizer, der nicht feurig seine Heimat liebt, hat zuviel im Kopf oder im Herzen zuwenig und bedarf der Kur. Vollends der gesunde Bündner schmiegt sich nach Carnot an den Felsenhang, gleich der „Alpen-Enziane" (Gedichte, S. 95) und läßt sich vom sonnigen Bündnersommer die Stirne braun brennen. Nimmt er „Abschied vom Gebirge" (Ged., S. 54 f.), und wärs nur im Traum, dann tropft die Männerträne, das Lied aber weiß:

„O dann hat Heimweh mich ergriffen
Nach den Bergen, wo die Geier pfiffen."

Muß das Scheiden und Meiden in Wirklichkeit sein, und ist der Schmerz der ersten Tage verwunden, so ziehen die Bündner Hand in Hand, wie „Selige Kinder" (Ged., S. 191 f.) durch den Jahrmarkt der Fremde. Am Blumenstand erhandeln sie Maiglöcklein und Alpenrosen: sie sehen und suchen auch hier nur die Heimat! Und findet ein Bündner in der Ferne den Tod, seine „Letzte Bitte" (Ged., S. 26) wird lauten:

„. . . . . Auf die Stirn, die totenfahle,
Leg von der Tanne, die fern grünend ragt,
Mir einen Zweig vom lieben Heimattale!"

Auf solche Weise faßt Pater Maurus Land und Leute Bündens auf und verrät dabei sein eigenes Gefühl. Nicht minder ideal sind seine Gestalten aus der Bündner Geschichte.

Samnaun, genauer Laret, das Heimatdörfchen Carnots, stellt den Helden zu „Steinbock und Adler", Korsin von Laret. Diesem hatte der Abt von Marienberg beim Austritt aus der Klosterschule gesagt: „Du hast alles, um recht glücklich, aber auch alles, um recht unglücklich zu werden" (S. 46). Er besitzt Reichtum und Ansehen, und für gewöhnlich das Gemüt eines Kindes. Wenn aber das Gewitter eines bösen Erlebnisses sein Herz anschwellt, so kann daraus ein leidenschaftlicher Wildbach stürzen, um bald zu versiegen und nur noch in Tränen nachzutröpfeln.

Man zählt 1499. Der Krieg Österreichs gegen die drei Bünde liegt in der Luft. An Korsin hinauf möchte eine heimatliche Rose ihre Liebe ranken. Er stößt sie weg und

Digitized by Google

läuft zur Johanna von Pfunds im Tyrol. Bei ihr hat er zwei Nebenbuhler: den gelben Leopold aus Innsbruck, der gedeckt durch den Titel „Kaiserlicher Kommissär" die größten Schuftereien wagt, und den zarten Ferdinand von Maltitz, den Sohn des Vogtes von Nauders. An einem Tag erhält der Bündner von der Österreicherin das Jawort, besteht einen Wettschuß mit Ferdinand, aber weil dieser auf den Steinbock schießt, das Wappen von Korsins Gotteshausbund, so durchbohrt er selber den Kaiseradler, wird im neuen Zwingbünden, dem Pfundser Turm, eingekerkert, wieder freigelassen, und zwar auf Johannas Bitten, die um ihn zu retten sich scheinbar mit Ferdinand verlobt. Korsin hält die Geliebte für treulos. Tiefer getroffen als Steinbock und Adler wankt er fort, und der Blick in die Zukunft auf dem Heimweg staut ihm das Blut in den Adern. Bevor er als Hauptmann in dem nun entbrennenden Kampfe mittut, feiert er mit Johanna, deren Treue er nachträglich erkannt, seine Verlobung auf dem Mörderbrücklein, hart am Haus des Henkers. In der Schlacht bei der Schmelzhütte (= rom. Chalavaina, verdeutscht Kalven; 22. Mai 1499) zerschmelzen die Kaiserlichen vor der lodernden Glut der Tapferkeit Fontanas und seiner Bündner. Korsin wird verwundet und schleppt sich mühsam nach Marienberg, wo der Abt ihn in der eigenen Zelle pflegt. Mitten durch die Fieberträume wälzt er felsblockschwere Worte: Johanna, Maltitz, Mord! Halb genesen, hört er, daß Ferdinand an der Klosterpforte rastet und bald wieder weiterreitet. Rasch entschlossen ergreift er den Dolch, weist das Gewissen mit dem Bescheid zur Ruh, er handle als Krieger, schleicht hinaus, dem Reiter nach und stößt ihn nieder. Gleich wird er gefangen, nach Pfunds geschleppt und wieder in den Turm geworfen. Ein Gericht, in dem auch der gelbe Kommissär sitzt, verdammt ihn zum Tode auf den gleichen Abend. Während er sich wie ein Mann und Christ zum Sterben rüstet, beginnt ein Duell zwischen Liebe und Eifersucht. Johanna eilte zum Kaiser, um Gnade oder wenigstens Aufschub zu erflehen. Der Gelbe sucht ihr zuvorzukommen. Er rastet nicht, bis er eine Rotte kaiserlicher Soldaten befehligen kann, die Korsin sogleich auf den Richtplatz führen. Sie lassen ihn ohne Ketten und sagen ausdrücklich, es sei jetzt wieder neuer Krieg. Mitten auf das Mörderbrücklein gelangt, beginnt auch er diesen neuen Krieg: ein wilder Stoß, ein rascher Griff nach der Waffe des Nächsten, ein Sprung in die Freiheit, ein wütendes Fechten, zwei Soldaten zum Tod und zweien zu schweren Wunden, endlich ein Feindesstreich auf seine Brust, — er fällt und stirbt als Held des Gotteshausbundes. Da fliegt ein kaiser-

Digitized by Google

licher Bote daher und schwenkt das weiße Tuch, — er kommt zu spät! Und darum stirbt auch die treue Braut vor dem Altar zu Pfunds an wehzersprengtem Herzen . . . . . Das Leitmotiv dieses erschütternden Heimatsanges scheint uns zu lauten: Treue an der Heimat, durch alle Konflikte des Lebens hindurch!

Ein weiteres Werk des Benediktiners untersucht das „Bündnerblut", entdeckt darin den Bazillus des Bauernzornes und warnt in vaterländischer Besorgnis vor der Gefahr. — Silvester Wolf, ein Held aus der Schlacht bei der Chalabaina (Kalven), übt das Kommissariat über Chiavenna (Kläven). Sein berechtigter Stolz und sein unschuldiges Verhängnis bildet Sabina, seine schwarzäugige Tochter. Sie wird einem wackern Bündner, Ulrich Risch, angelobt. Doch ein anderer Risch, in der Fremde der Person und dem Namen nach zu einem Andrea Riccio verkommen, hat schon ein lüsternes Auge auf sie geworfen. In der Hoffnung, sie in seine Gewalt zu bekommen, überfällt er im Solde des Medicäerbanditen Hansjakob von Musso die Burg Kläven. Dreifach ungewollter Lohn wird ihm zuteil: die Verachtung der Begehrten, der Fluch ihrer Mutter und der Tod bei Morbegno. Aber Vater Wolf fällt bei seinen Landleuten in den Verdacht, Kläven an den Musser verkauft zu haben. Ein herzloses, rasendes Bauerngericht reißt den Schuldlosen in die Folterkammer und auf's Blutgerüst. Als die fliegende Kunde kommt: „Kommissär Wolf ist kein Verräter" (Seite 227)! — da ist es auch hier zu spät!

„Der Landrichter" hält der Volksseele ebenfalls den Sittenspiegel vor. Er bildet ein Gegenstück zu „Bündnerblut", doch der Held erscheint weniger rein. — Nikolaus Maissen ist der breite, hohe, schöne Einzige der armen Witwe im ärmsten Hüttlein von Sombvir. Er vernimmt das Orakel: Aus den armen Holzhäusern muß des Volkes Rettung kommen! Er hört auch aber vergißt die Warnung, daß Viele den Herrn und seine Sache verlassen „um eine Handvoll Gerste" . . . Der Entschluß Maissens steht fest: er will wachsen bis hinauf zum Ruhmesgrad, der größte Mann des Grauen Bundes zu heißen. Dahin gehts nun mit Bergsteigerschritt. Erst wird er Hauptmann der Jungen in der Heimat, dann drüben in Sondrio Hauptmann der Häscher, drauf wieder zu Hause Bräutigam einer reichen Tochter und Landammann im scharlachroten Ehrenkleid, später Landrichter und endlich allmächtiger Landeshauptmann des geknechteten Veltlin. So ist er oben in Schnee und Eis. Doch die „Handvoll Gerste", gelbes, geprägtes Gold, woran die Träne des Hasses und der Liebe klebt, und das Blut, das

Digitized by Google

er vergossen oder das für ihn geflossen, und vor allem der zähe Schweiß der verfluchten Habsucht, — diese „Handvoll Gerste" schleudert die Rache ihm vor die Füße. Eine Unglückslawine löst sich los und führt den Armen mit, in Acht und Tod.

In der Geschichte Korsins von Laret wehte uns die Fahne des Gotteshausbundes mit dem „Steinbock" entgegen. — „Der wilde Mann" trägt das Banner des Prätigaues auf die Bühne.

Wieder erwachen vor uns kriegerische Zeiten. Der mit Feuer und Schwert „beweisenden" Predigt des „reinen Evangeliums" war als Antwort der Katholiken der sogenannte Veltlinermord gefolgt. Diesen wollen die Zwinglianer wieder wettmachen durch einen Rachezug über die Berge. Ein Dagobert Margadant zieht auch mit. Wer ist er denn? Eben — „Der wilde Mann"! So heißt ein Volksspiel der Prätigauer, das den Sinn hat: Im gereuteten Land ist es um die Herrschaft der Waldgeister geschehen. Dabei hat Dagobert 1619 die Titelrolle gespielt und durch scheinbaren Selbstmord die geliebte, stolze „Schneekönigin", Hadewig von Salis, zum Geständnis ihrer Liebe gebracht. Und wieder fragen wir: wer ist er denn, daß er, der nur als Sohn einer Taglöhnerin gilt, die Augen so hoch erhebt? Er selber weiß das nicht und die Mutter wagt nicht, es zu sagen. In seinen Adern rollt adeliges Blut, die Sünde hats freilich hineingegossen. Nun kann er nicht anders, — er muß in Allem das Kühnste wollen und erreicht nur Geringes, er gleicht dem Adler, der mit gebundenen Flügeln im Morast liegt. Jetzt will er hinaus, hinüber ins Veltlin, nicht um Rache zu üben, aber um etwas zu werden. Das Glück lächelt ihm zu. Bei Morbegno wird er Rottmeister, vor Tirano Hauptmann, drauf zu Hause Truppenwerber und Teilnehmer am Bunde der „Gutherzigen" zum Sturze des Katholikenführers Pompejus Planta. Da erfährt er von der tötlich erschrockenen Mutter das Geheimnis seines Lebens: „Dagobert — nicht gegen die Planta! — O Du bist selber . . . ." (Bündnertannen S. 274.) Er will nun erst recht zur Verschwörung gehören, um in Blut seine und der Mutter Ehre rein zu baden. Ein wilder Nachtritt und die Schar der Schrecklichen steht vor dem Schloß Rietberg. Der Mord des Schloßherrn — vielleicht seines Vaters — geschieht ohne Dagobert. Denn ihn erfaßt plötzlich eine wahnsinnige Liebe zu Lukrezia, wahrscheinlich seiner Schwester. Vor sich selbst fliehend verläßt er die Heimat, und erst auf die Kunde vom Verzweiflungskampf der Prätigauer gegen Österreichs Truppen sprengt er zurück. Von Hadewig em-

Digitized by Google

pfängt er ein Banner, in das sie für ihn „den wilden Mann" eingestickt. Er zieht damit in den Kampf. Nach dem Gefecht bei Aquasana finden sie ihn tot, das Banner mit beiden Armen an die blutige Brust gepreßt.

Aus wiederholtem Lesen meinten wir als Grundton F. W. Webers Worte (vergl. Ged. „Zw. Halde und Heerweg") herauszuhören:

„Wir alle sind arg, wir alle sind Schächer."

Die vaterländische Ernte dieser Erzählung wäre mithin demütige Nachsicht gegen Andersdenkende.

In ähnlichen Gedanken bewegt sich „**das Fräulein von Zernetz**". Ob damit der Verfasser nicht den Drohfinger erheben will gegen kurzsichtige Parteipolitik? — Einen Schauplatz der Handlung kennen wir schon, das Schloß von Tirano, wo auch Nikolaus Maissen drei harte Jahre regiert hat. Das Spiel ist ein anderes, ein sehr verwickeltes. Sehen wir recht, dann ist nicht der Landeshauptmann Peter von Planta die Hauptperson, sondern dessen einzige Tochter Margaretha. Sie wird umschwärmt vom breiten, braunen Claude Planta, dem langen, blonden Dietegen von Salis und dem schönen Obersten Nikolaus Christ. Daneben bettelt in weichen Liedern Luigi Venosta, der Schützling der Madonna von Tirano, um ihre Liebe. Aus Furcht vor dem protestantischen Vater verschließt sie ihm endlich nach qualvollem Ringen ihr Herz. Zur Rache hierfür bringt er sein Land später in Aufruhr, reißt das Veltlin auf ewig von der Rätia los und treibt es in die Arme der cisalpinischen Republik. — Der Landeshauptmann hatte immer eine harte Stirn. Die der Tochter wird durch das Leben nicht minder hart. Unter den drei noch bleibenden Bewerbern wählt sie doch einen aus, und zwar den katholischen Obersten Christ. Der Vater will seinen Vetter Claude Planta als Schwiegersohn. Es bleibt nur der Kampf. Und daß er durch Kerker, Schnee, Gewalt und List hindurch für das Paar sich zum Siege verzieht, das ist das Werk bräutlicher Treue und deren Gehilfin, der derben, wackern Magd Urschla.

Pater Maurus stellte seine Kunst auch in den Dienst des Heimatschutzes. Das Gedicht „Der alte Adler (Ged., S. 27)" beklagt das Schwinden des guten Alten aus Tracht und Sitte. Die Erzählung „**Hinter Gotterbarm**" mahnt zum Aufsehen vor manchem Neuen. Hören wir zu!

Zwischen dem großartigsten Haus der Talschaft, dem „Bären" und der letzten Holzhütte an der Berghalde hinter Gotterbarm steht es so: Vital von der Hütte hat sein Herz des Bärenwirts Resi zugewandt. Diese gibt ihm kein rundes

Digitized by Google

Ja, auch kein eckiges Nein, hat von Schwärmerei für die neue Straße und von kühnen Plänen zur Hebung des Geschäftes das Köpfchen voll, schäckert und tändelt, und donnert ihrem Seelsorger die Türen zu. Mit einem fremden Straßenmeister geht sie in die Welt, „und wenns der Seele Seligkeit kostet!" Nach geraumer Zeit berichtet ein Brief, sie sei im Gefängnis. Soviel Trotz und Leidenschaft in ihrem Wesen läßt das Schlimmste fürchten, wohl gar an Kindsmord denken. Daß es nicht soweit gekommen und Resi nur sich vergriffen am Gute Anderer, um der Schande entfliehen zu können, das hat das Gebet des Pfarrers, Vitals Opfer und — des Dichters Kunst zustandegebracht. Vital holt die Geliebte heim in das Erbarmen Gottes und in das seine.

Carnots Geisteskinder, die sich bis jetzt uns vorgestellt, überraschen durch ihre gesunden Sinne. Sie besitzen offene Augen für die Fehler des Volkes, scharfes Gehör für die Lehren der Geschichte, guten Geschmack für das Althergebrachte und feines Gefühl für die Schönheiten der Scholle. Das alles muß auch hier von der Seele kommen, die ihnen der Urheber eingehaucht. Und da kann die Seele keine andere sein als die große, heilige Heimatliebe!

Die Verwandtenliebe.

Diese ist eine Verwandte der Liebe zur Heimat, vielleicht deren Mutter. Mithin werden die Werke Carnots, welche der einen die Tore weit öffnen, gewiß auch der andern eine Herberge bieten. Das geschieht in der Tat, ja uns will scheinen, als bewohnten die „Verwandten" lauter bessere Zimmer. Wir denken dabei keineswegs an Nepotismus, auch nicht bloß an Blutsverwandte, sondern an Verwandtschaft dem Leibe oder dem Geiste nach.

In diesem Sinne verwandt ist der Freund.

Pater Maurus führt durch die Maiflur seiner Dichtung eine ganze Prozession von Freundespaaren: In „Feurige Kohlen" finden wir Carlos mit Fernando, bei „Venantius" steht Paulinus; „der letzte Hohenstaufe" hat seinen Rudolf; bei den „zwei Liebesleut" geht der Jurist mit dem Theologen Arm in Arm; in „Pulverhorn und Zither" erkennen Arzt und Soldat sich als Freunde; „der Friedensengel" ist ebensosehr ein Engel der Freundschaft!

Treu und gut werden sie alle, oder sind es schon, gerade wie der Dichter, der „Am Abendrot" (Gedichte, S. 68 f.) seiner Freunde in Treue gedenkt, und dem nur „Ein Wunsch" (Ged., S. 56) im Herzen lebt: . . . . .

Digitized by Google

»Wenn meine Asche auf dem Kirchplatz ruht,
Wenn hart am Grab die frühern Freunde scherzen;
Dann tritt, sobald es still ist in der Runde,
Ans Grab und sprich: „Er war mir treu und gut."
Nur dieses, Freund, in stiller Abendstunde!«

„Treu und gut"! Ein letztes Gedicht dieser Art verlegt den Hauptton auf das Wort „gut". Wir meinen „Die Trauer des Engels" (Ged., S. 221 ff.). Es überträgt menschliches Fühlen auf die Geisterwelt. Noch vor der Prüfung hatten zwei Engel Freundschaft geschlossen. Der eine fiel dann und ward ein Teufel, der andere widerstand und blieb ein Engel. Aber vor Schmerz und Sehnsucht lächelt dieser auch im Himmel nur unter Tränen. — Das ist wohl ein Bild für den Gedanken, daß wahre, beidseitig beglückende Freundschaft nur gedeiht an der Tugend Sonnenwärme.

Der Muse Carnots geistesverwandt ist die Unschuld.

An ihren Weg stellt er manche meist grell bemalte Tafeln. In der Ballade „Am Heidsee" (Gedichte, S. 312 ff.) mischt er die Farbe aus Blut und Seewasser, in „Feuer der Liebe" (Ged., S. 327 f.) aus Tränen und Flammen. „Ein Bild der Menschheit" (Ged., 193 f.) und „Empedokles" (Ged., S. 207 ff.) zeichnen dämonische Triumphe der Lust über die Erkenntnis. Stark an Goethes „Heidenröslein" erinnert die „Ballade vom Edelweiß" (Ged., S. 200), nur sind hier Bergblume und Sennerin nicht ganz und gar eins geworden, wie dort Mädchen und Rose. Dafür freilich finden wir auch nicht jene kalte, sinnlich-tyrannische Gleichgiltigkeit, daß es „eben leiden" mußte, sondern Schmerz und Mitleid. — Hierher will wohl die Skizze gehören: „Der alte Tyroler". Einer ganz reinen und tief in Gott versenkten Seele werden vom dunklen Geiste feinste Fallstricke gedreht. Er läßt sie das Leben langweilig finden und sich verzehren in weltschmerzlichem Schwärmen. Aber da tritt mit einem wirklichen, ungeheuren und doch ergebenen Vaterschmerz „der alte Tyroler" an sie heran, öffnet die Schlinge und bannt die Schwarmgeister.

Als Freunde behandelt Pater Maurus seine Schüler.

Bei der Betrachtung der Worte des Herrn: . . . »Ihr geht ins Himmelreich nicht ein, . . . Fürwahr, wenn ihr nicht wollet sein wie jene Kleinen,« (Vgl. Math. 18, 3) kommt er über sich selbst zum Schluß: . . . „Nun bin ich doch im welken Haar wie jene Kleinen" (Gedichte, S. 168 f.). Und jenen Kleinen, besonders den Schulkindern seines Kantons, schenkt er das Büchlein „Sigis-

Digitized by Google

bert im „rätischen Tode". Darin nimmt der heilige Glaubensbote, ganz anders geartet als Robinson, den Kinderunverstand und den Bärentrotz in die milde Schule des Kreuzes. — Doch Carnots Lieblinge sind die Studenten. Man hat schon gesagt, er dichte eigentlich nur für sie. Nach dem Zeugnis der Schüler wandelt er die Schule in einen geistigen Musentempel um. Dahinein stellt er mit vielen andern Statuen auch „das Haupt des Brutus" (Ged., S. 220), des ermordeten Mörders, und die Büste von „Trebonius" (Ged., S. 216 ff.), der aus Notwehr für Ehre und Scham einen Tribunen erschlagen. Auch erzählt er dort die schönsten Geschichten, kleidet diese in weiche Verse und erlaubt am Ende, zu Genuß und Erbauung und zum Sichverlieben in die deutsche Sprache das Spiel des Gehörten (Vgl. Vorrede zu „Franz Pizarro"). Da haben wir seine **Schauspiele!**

„Venantius." Das ist der Heilige des 18. Mai, den die Kirche „Athleta Christi nobilis" nennt. — Antiochus, der Statthalter von Kamerinum in Umbrien, hat geschworen (S. 27):

„Eh' jene Sonne sinkt zum dritten Male,
Hat schon der letzte Hauch des letzten Christen
Zum letzten Mal besudelt unsre Mauern!"

In der genannten Frist wird Venantius mündig, und sein Mund bekennt: ich bin ein Christ! Nun beginnt der Kampf des Fünfzehnjährigen gegen ein Heer von Leid und Lüge, List und Liebe. Aber „Venanz trägt einen Löwen in der Brust" (S. 89), sein tapferes Herz, das nur eine Antwort hat (S. 95 ff.):

„Ich bleibe treu dem Gotte meines Herzens!"

Und dieser Löwe aus dem Stamme Juda siegt über Alle und Alles.*)

„Der letzte Hohenstaufe" macht die Geschichte vom armen Konradin zur Gegenwart. Wieder täuscht ihn der Feind, flieht der Oheim feig, spielt ein Freund den Verräter. Da steht das Blutgerüst und darauf stirbt der junge Fürst sanft und lächelnd. Darunter gehört als Spruchband: Schmeichelworte, selbst gutgemeinte, sind Schergen des Glückes (Vgl. S. 10)! In den Hintergrund die Stadt Neapel, und darüber, vom Vesuvschein übergossen, ein schwebender Engel, der mit hohler Stimme immer wiederholt: So straft Gott des Stammes Blutschuld, ach, bis ins vierte, letzte Glied (Vgl. S. 9)! (Schluß folgt).

*) Sachlich verwandt ist das Gedicht: „Der Brautkranz" (Ged., S. 248 ff.).

Digitized by Google

Fronleichnam im Kriegsjahr

Von Pater Gaudentius Koch, Kapuziner.

Knittelfeld! Richtig, da grüßen ja zwei lachende Augen aus der Bahnhofhalle mir zu. Meine Anmeldung war noch zurechtgekommen in Seckau.

„Benedicite", sag ich, denn einem Benediktiner-Oblaten soll man immer monastisch begegnen. Und der Student nahm mir den Mantel ab und warf ihn sich über die Schulter und wanderte mit mir hinaus. Gleich ist man außer der Stadt Knittelfeld und das Wiesental tut sich auf. Da hatte man den ländlichen Zaun zur Rechten, er begrenzte eine prangende Wiese voll blauer Glocken, weiter zurück wogte ein silbriges Ährenfeld, nicht zu fern tauchten halb sichtbar vereinzelte Lindenkronen empor und den Hintergrund bildeten grüne Bergzüge, nur gen links hinauf tönten sie sich etwas blau. „Was hört man da rauschen?" fragte ich den Begleiter. „Das ist die Mur." Und schon glänzte ihr himmelfarbiger Spiegel entgegen. Vom Wege aber äugte der Ehrenpreis kindlich zu uns herauf, der Löwenzahn war meist verschwunden und der Juni hatte auf Fronleichnam bereits alle Lichtlein beigestellt. „Sehn Sie," zeigte der Oblate zur Linken empor, „hinter dem Berg da liegts." „Nun, da mögen wir uns sputen." „In zwei Stunden haben wirs." Die Landleute grüßten artig. Wir wählten den geraden Weg zur Talsenke. Der Jüngling erzählte von den russischen Gefangenen in Seckau. Drei seien bereits durchgebrannt, einer sogar bis Innsbruck gekommen. Besonders klug hab's der gemacht, der auf dem Rad davongefahren sei: stramm hab' er die Wache gegrüßt und diese ihn. Doch man habe sie alle erwischt und nun säßen sie auf der Festung. „Das wird Winterroggen sein?" fragte ich. Bereits über unsre Köpfe schwankten die grünen Ähren. Die Gerste begann sich stellenweise schon zu lagern. Nein, nein, ihr englischen Füchse, ihr hungert das deutsche Volk nicht aus. Ich fragte den Burschen nach seiner Wehrpflicht. Er sei von Hohenzollern und zwar aus Beuron selber, gehöre jedoch zur Abtei Emaus in Prag: er wäre längst gefaßt auf die Einberufung, nur treffe es in Deutschland die Neunzehnjährigen noch nicht. Aus Beuron allein hätten sie vierzig Mitbrüder im Feld, sechs hätten sich das Eiserne Kreuz geholt: zwei Patres, ein Kleriker und drei Laienbrüder. Von Seckau ständen soviele Brüder in Galizien, daß man die Feldarbeit nicht bewältigen könnte ohne die gefangenen Russen, die aber täten es gerne. Ja sie hätten dem Abt erklärt, sie wollten keine Vormittagspause, sonst würden sie verwöhnt: denn zu Haus hätten sie's nicht so gut.

Wir schritten jetzt dem Dörfchen Kobenz zu. Ein altes Kirchdach sah herüber mit romanischem Turmhelm. Auf der Dorfbrücke standen zwei Soldaten und plauderten mit einer Bäuerin. Wie

Digitized by Google

wir näher kamen, standen abseits zwischen den Häusern drei, vier Bauern und ein Bub in Kniehosen und freien Waden: sie arbeiteten an einer Scheuer. Wir bogen links über ein Wässerlein und standen dann still, um den Heuduft kräftig einzuatmen. „Jetzt können wir die Abtei bald seh'n", machte der Führer mich aufmerksam. Ich war dessen froh, denn von Wien her hatte die Fahrt mich ermüdet und ich hatte noch kein Essen bekommen können, denn der Zug war erst drei Uhr Nachmittag in Knittelfeld eingetroffen. Wir hatten vor uns jungen Buchenbestand, mit Birken und Tannen untermischt. In der Tat guckte das Kloster schon hervor über'm Jungholz und hob sich mit seinen alten Türmen vom Waldhintergrund. Aus der Höh' psalmodierte eine Lerche wie in reinstem Silber, ohne Zweifel erst Novizin; denn um Seckau vereinigt die gesamte Lerchenwelt ihre besten Kräfte. Die Gründe wurden blumiger, je näher wir dem Gotteshaus kamen, die Wucherblumen weißer, die Glocken blauer, rechts hinab war eine Wiese ganz zum blauen Auge geworden, das nur den Himmel sucht und aus dem Forst orgelte der Bach merklich liturgischer. Und jetzt fing der Kuckuck an auf der Morgenseite, er mag schon Profesße gewesen sein und horch, schon kam das Echo von Abend her, ganz rein und hell, ohne Zweifel ein Oblate noch. Gewiß, die Natur seufzt seit Jahrtausenden, doch die lebt bisweilen auch auf, das ist dort, wo man dem alten Einklang wieder entgegenstrebt: da vollzieht sich die Weihe der Natur wieder mehr und mehr.

Wir kamen jetzt an Auen vorüber, wo die Sauerampfer vorherrschte mit ihrem braunroten Geblüh', doch stand alles untermischt mit dem Weiß der Wucherblume und tat wohl. Wir pilgerten tief an der Talsohle hinein, so sah die Abtei mit ihren machtvollen Türmen hoch und gebietend herab in die Niederung: sie war an den Waldhintergrund gemalt, nur der äußere Zwiebelturm links stand gegen den blauen Himmel. Da begreift man, was die Sage meldet. Der Frühlingsmond sei diesen Mönchen besonders günstig. In heiligen Nächten schlagen die Wiesen mit ihren Blütenwogen schwer gegen die Mauern der Abtei und oft tun sie's mit solcher Wucht, daß die Bewohner aufwachen vor dem Rauschen dieser Musik.

Jetzt fingen alle Glocken an zu läuten. Es war fünf Uhr. „Was ist jetzt?" fragte ich. „Zur Matutin", erklärte mein Freund, „morgen ist Fronleichnam." Das Kloster hatte sich uns entzogen. Eine Gruppe spitzer Tannen baute sich weit vor uns hin. „Es ist die letzte Steigung", wurde ich getröstet, „beim Marterl beginnt schon des Klosters Besitz." Wir hatten die Stelle erreicht und wandten uns zurück: da sahen wir ein breites, von Waldwellen durchhügeltes Tal, im Kranz von mäßig hohen Rücken abgeschlossen. Eine Schwenkung aus dem Forst und es liegt unser Seckau da, breit, geruhig, gesichert wie in Gottes Schoß. Ave cella Dei amata.

Als wir unter der ersten Einfahrt hindurchschritten, grüßte die militärische Wache; auch ein gefangener Russe am Abhang lüftete untertänig die Kappe. Am Platz steckten die Oblaten junge Birken auf zum Fest.

Digitized by Google

Der Engelkopf über dem Haustor aber lachte und lachte wie ein friedlich Gewissen, denn hier ist gut sein. Mein Führer geleitete mich in den äußern Klosterhof: die Hallen ziehn sich in fürstlichem Bilde rundum. Auf den ebenerdigen Kreuzgang bau'n sich die Hallen noch zweimal auf im weiten Geviert. Durch ein tieferes Gewölbe gelangt man in den zweiten, ältern Klosterhof, zwei Hallen übereinander gereiht.

Im Remter angelangt, erkundigte ich mich gleich nach dem Gastpater. Unterdessen ergötzte ich mich, wie geistreich hier an der Decke die Künstlerhand Antike und Renaissance zu verschmelzen gewußt: die freie, luftige Art der Barockmotive durch die Beuroner-linie gemäßigt, gehoben und geweiht. Und sieh, wer kam da herbei? Der liebe Pater Augustin, Dr. Josef Egger, weiland Schriftmeister an der Brixner Chronik von Tirol.

Auf seine Anwesenheit hätte ich fast vergessen gehabt; so sah ich nun gleich einen alten Freund vor mir. „Wenn Sie so ein gutes Personengedächtnis haben wie ich," ließ sich eine andre Stimme beim Herkommen vernehmen; „schon gut," fiel ich ihm ins Wort, „Dr. Drinkwelder, herzlich gegrüßt." Er ist Choral-lehrer gegenwärtig im Priesterseminar von Siebenbürgen und hat hier lang musikalische Studien gemacht. Gleich entspann sich eine Unterhaltung. Mir hatten sie einstweilen etwas Warmes gebracht und so störte der Hunger meine Heiterkeit nicht mehr. „Wie glücklich müssen Sie sein, Pater Augustin, hier im Schatten des Heilig-tums allimmer vor seinem Angesicht zu stehn." „Ich wünsche auch nichts weiter auf der ganzen Welt," ergänzte er befriedigt mein Wort.

Der Gastbruder kam zu fragen, ob ich noch einer weitern Zehr bedürfte. Beim Öffnen der Tür vernahm man fernen Orgel-ton: die Mette mußte begonnen haben. Es galt somit, rasch ins Münster zu gelangen. Pater Augustin hielt ohnedies schon die Kukulle auf dem Arm, ihn drängte es sicher zum heiligen Dienst. Auf dem Weg erklärte er mir kundig das Bauwerk.

Bei allen romanischen Kirchen durchschreitet man vorerst das Paradies. Wenn man sich hier umwendet, so funkeln klare Gold-sterne durch das Blau der Scheiben. In der Tat sahen die Himmelslichter dort auch anders auf die Erde herunter. Schon hörte man singen im fernen Chor. Und man tritt ein: eja, hehres Gotteshaus. Eine hohe, romanische Basilika, lang und schmal, frische Bäumchen stehn an den Pfeilern hinauf; zwischen den Säulen hängen aus den Seitenschiffen herein ernste Kron-leuchter, mit bunten Glasgemmen geschmückt. Eine Frau hatte eben noch fertig zu kehren hinter der Kirchtür.

Die Decke des Domes ist gotisch, doch wundersam logisch, ganz so wie das Römertum ja christlich ausgeblüht hat ins edle Germanentum. Lang ist der Tempel und schmal, dadurch gewinnt die Höhe umsomehr. In den beiden Seitenschiffen legen sich die Altäre flach an die Wand. Ich dankte Pater Augustin für seine Freundlichkeit und jetzt verschwand seine Kukulle nach oben dem Mönchschor zu. Et ambulabat in fortidudine cibi illius, melodierte der Vorsänger, „und er wanderte in der Kraft dieser Speise bis zum Berge Gottes".

Digitized by Google

Unter dem Ciborium des Hochaltars herrschte Dunkel, nur der rote Lampenstern vom Ewigen Licht flackerte groß hernieder in unsere Not. O dies Licht vor dem Tabernakel und diese kleine weiße Hostie, wieviel Kunstwerke gab sie uns auf Gottes weiter Erde, was muß es doch um sie sein: seit dem Jahr 5232 nach Erschaffung von Himmel und Erde haben wir sie auf unserm Planeten, 785 nach Erbauung der Stadt Rom, und es ist alles anders geworden seit sie da ist. Doch Hunderte und Tausende künden ihre Zaubermacht, allen ist es nicht gegeben: sie bleibt das Geheimnis des Königs. Introibo ad altare Dei, beginnt wieder der Kantor, hintreten will ich zu Gottes Altar.

Doch sei es auch so, daß der Herr zuerst an seine Bundespriester gedacht: wir alle haben teil an diesen Wundern. Sie singens ja eben in der Mette: Venite, commedite panem meum, „kommet, esset mein Brot und trinket meinen Wein, den ich gemischt habe für euch. So werden deiner Tage viele werden und die Jahre deines Lebens sich mehren. Höret das Wort des Herrn: der Israel zerstreut hat, wird es auch sammeln, ja wird es hüten wie ein Hirt seine Herde. Dann werden sie lobsingen auf Sions Berg, zusammenströmen zu den Gütern des Herrn, zu Getreide, Wein und Öl. Dann wird sich die Jungfrau am Reigen erfreun, Jünglinge und Greise zumal: all ihre Trauer will in Freuden ich wandeln." Siehe Sprichw. 9, 5 und 11 u. Jerem. 31, 10. ff.

Eine Reihe von Lampen, alle gleich, schließen das Schiff ab gegen den Chor, goldflüglige Tauben, die dem Lichte zuschweben, Sinnbilder für uns nach den Worten der Schrift: Posteriora dorsi ejus, daß wir den Tauben gleichen, deren Flügelsaum schimmert wie blaßgelbes Gold. Ps. 67, 14.

Zum Tedeum spielt die Orgel ein. Sie besingen heut Venerandum tuum verum et unicum filium, den wahren, einen, preiswürdigen Gottessohn und singen vom rex gloriæ, dem König der Herrlichkeit. Da sah man mit Ehrfurcht zum Kruzifix empor über dem Querbalken des Triumphbogens. Dort stand der König auf seinem Thron und darunter hieß es: Cum exaltatus fuero, wann ich einst erhöht bin, will ich alles an mich ziehn. So wird auch dieser Krieg zu deiner Ehre sein, du siegreicher König auf weißem Roß.

All die Riesen sind nur Zwerge,
All die Herrn nur arme Knechte:
Ob sie gleich den Frevel wollen,
Fördern müssen sie das Rechte.
Dienen müssen sie der Ordnung,
Ob sie gleich das Wüste treiben:
Denn unsterblich ist das Gute,
Und der Sieg muß Gottes bleiben.

Dreizehnlinden 17. Gesang.

Gott gab uns Krieg, weil er gerecht ist. Der achtzigjährige Greis zu Zwittau in Mähren hat es mir ja in den Beichtstuhl hineingeseufzt: Ich habe es hundert und tausendmal gesagt, Gott muß strafen, weil auf der Erde kein Gebot Gottes mehr gehalten wird. Gott gab uns Krieg, weil er barmherzig ist. Durch diese

Digitized by Google

Heimsuchung können wir unsre Sünden und Schulden abzahlen. Und gerade die eucharistische Bewegung hat mächtig gewonnen durch den Fingerzeig dieses Schwertes. Darum wohl sang der Kantor jetzt sein Benedicamus Domino so herzfröhlich hinaus wie einer aus der Fürstentümer dankgestimmter Heerschar. Und als sie das Divinum auxilium schlossen: Et cum omnibus fratribus nostris absentibus, es sei die Hilfe von oben auch mit unsern abwesenden Brüdern, dachte man an den Vater Abt, der eben auf einer Amtsreise nach Brasilien war. Rings an den Pfeilern in den Seitenschiffen zitterten die Birken schon vor Freude und das Abendlicht nahm jetzt den Hymnus der Mönche auf und melodierte ihn weiter und sang es in alle Winkel hinein und sang es über alle Treppen hinaus und fort durch alle Gänge: Recedant vetera, nova sint omnia, alles Alte hab' ein Ende und soll anders werden, Herz und Mund und unsere Werke.

Nach dem Abendessen führte mich Pater Augustin in die Aula der ehemaligen Stiftspröpste. Da flatterte ängstlich eine Schwalbe an der Decke umher. Der Choral hatte sie verlockt, unter diesem Dach zu lauschen; da hatte sie den Ausweg nimmer gefunden. Die Bücherei konnte nur eines raschen Blicks gewürdigt werden, Hauskapelle und Kapitelsaal wurden besichtigt. Im Garten erfreuten mich die Bienenstände und der Eichhörnchenzwinger. Und weil man innerhalb des Gartens bequem über die Mauerbrüstung sehn kann, lugten jetzt die Fischteiche wie träumerische Augen herauf aus ihrer Abenddämmerung. Endlich ließen wir uns nieder auf einer Warte, wo man weitum die Aussicht hat. Gleich unter uns zog sich die zinnenbewehrte Türkenschanze hin. „Sie konnten nicht herein," erklärte der Benediktiner, „ihre Waffen waren nur Schwert und Pfeil, und davor schützte die Bastei." Eine Amsel sang jetzt ihren Abendgruß empor. „Sie nistet auf dem Senior aller Bäume," wußte der Freund; unter dem Birnbaum sind schon die alten Augustiner gewandelt; er stammt aus dem achtzehnten Jahrhundert. „Und hinter dem Berg dort," hob er seine weiße Hand, „liegt die Stadt Knittelfeld." Und weitab über der fernen Gartenmauer Wald und Hügel und Wiesengrund, alles vom Heuduft schwer. Eine Stätte, um geistig zu arbeiten, wie auch geistig auszuruhn.

Dann läutete es zum Nachtgebet. Mein Pater mußte in den Chor und ich nahm teil ganz unten im Schiff. Das Ewige Licht schien mir wie ein seltsamer Stern, den der liebe Gott nie hat untergehn lassen, sondern der uns fort und fort leuchten soll in unsere weltliche Nacht. Die Glocken begannen jetzt zusammenzuläuten. Die Mönche knieten derweil schweigend im Chor. Aber das können doch nicht alle Glocken sein. Doch, jetzt fällt auch die große ein.

So rüsten wir alle das Feierkleid,
Das Leben es hat auch Lust nach Leid,
Denn morgen halten wir fröhlich Gelag,
Morgen ist Feiertag. Nach Gustav Schwab.

Zur andern Tagesfrüh feierte ich nach sechs Uhr das heilige Opfer. Wenn man beim Dominus vobiscum die Augen ein

Digitized by Google

wenig öffnete zum Blick in den Tempel, so zogen sich die Pfeiler wie eine grüne Wand hinab wegen des Birkenschmucks. Mit Recht, wo hätte ein Text auf Erden, sei es von einem Geschichtschreiber oder von einem Dichter, solche Bürgschaft, daß man seinen Beginn mit dem Siegel göttlicher Wahrhaftigkeit bezeichnete, wie dieser Text des Evangeliums nach Johannes am sechsten: Caro mea vere est cibus, mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise und mein Blut ist wahrhaft ein Trank.

Nach der Wandlung kam es mir zum Bewußtsein, welch ein anderes Beten es ist, wenn man zum Vater im Himmel sprechen darf und derweil seinen Sohn in den Händen hält: Vater unser, der du bist in dem Himmel.

Als ich nach der Messe in aller Stille die Danksagung machen wollte vor dem Sakramentsaltar, da schoß es plötzlich wie ein jauchzender Schrei aus der Orgelwand neben mir, ein Tönedonner und Akkordgeblitz, daß ich jäh zusammenfuhr: es war der Jubelschrei der Braut zum Siegestag des eucharistischen Bräutigams. Diese Kunde darf nicht anders als so verkündet werden. Es soll das, was der Heiland uns wie ins Ohr geflüstert, heut gepredigt und gesungen werden von allen Dächern, wie von Fels und Berg und Alpengipfel muß es hinausposaunt werden in die Lande: ja vulkanartig mag das Reich des Geschöpflichen heut in Wonne ausbrechen, weil es triumphieren darf als mit dem Geistigen vereint und somit verklärt, das Irdische mit dem Überirdischen, das Menschliche mit dem Göttlichen, das Zeitliche mit dem Ewigen: wir feiern corporis Christi, da hat diese Erde auch das Ihrige beitragen dürfen, terra dedit fructum suum zum hochheiligen, liebseligen Fronleichnamstag.

Trotz alles Idealismus galt es doch in Eile nach dem Frühstück sich umzusehn. Pater Augustin leistete Gesellschaft. Er konnte deshalb der Terz nicht beiwohnen im Chor, und unsereiner hat dazu die üble Gewohnheit, durch allerhand Geplauder den Gastpater aufzuhalten. Doch Seckau war mir neu und so mochte ich über Gründung und Entfaltung der Abtei und ihre heutige Bedeutung nicht in Unkenntnis bleiben. Während der Hora des Heiligen Geistes läutete es zusammen zum Hochgottesdienst des Eucharistietages.

Wie wir durch die Gänge schritten, mußte das Amt schon begonnen haben. Denn an allen Wänden hin zitterten Lichter, Sonnengrüße aus höheren Gefilden und es war, als ob die Strahlen aus unsichtbaren Ritzen der Domquadern hervorbrächen, wie wenn das Heiligtum die Überfülle eucharistischen Gnadenglanzes nicht mehr zu bergen vermöchte und ihre Verklärungswunder alle Mauern und Gewölbe durchdrängen und hinausleuchten müßten über Hügel und Wald und die steirischen Berge und die ragenden Dolomiten.

Wie ich ins Schiff eintrat und unter dem Volke mir Platz nahm, sangen sie das Kyrie im Chor. Es war die Bitte um wahre Würdigkeit zu diesem Opferdienst. Und sie werdens alle werden, auch die jetzt noch zwei, vier, sechs, acht Sommer hinwarten müssen, bis man sie mit der Kasel bekleidet. Doch schon

Digitized by Google

jetzt stehn sie all im Dienste der Eucharistie und sie wissen es auch, daher ihre tiefe Verneigung zur Oration. Ein schönes Bild, die beiden Reihen tiefgebeugter Gestalten und über sie weg erging die Oration: „O Gott, der du uns in diesem wunderbaren Sakrament das Andenken an dein Leiden hinterlassen hast." Die Reihe Lampen brannten weiter vor dem Presbyterium, ihre Feuerzungen bewegten sich heiß und ernst.

Freilich gehört auch unser Eifer zu dieser Verwaltung, und darum des Subdiakons Mahnung in der Epistel: Probet autem seipsum homo, es prüfe sich aber der Mensch. Doch das tun wir ja und heute ist der Tag, zu danken für dies alles. Darum dies Alleluja nach dem Graduale. Die Melodie war ein solches Gewelle und Gewoge, daß die Töne wie ein Kranz von Goldglorien emporstiegen und sich wieder schlossen wie zum Gewinde von Rosen aus Morgenrot, und alles galt dieser kleinen Hostie. Und aus dem Nimbus guckten Cherubimköpfe heraus, das waren die jungen Kleriker, die all das so fromm sangen.

Wo das Mausoleum ans Presbyterium sich anlehnt, seine linke Wand bildet, war heut auch alles anders denn sonst. Dort saß deutlich der römisch-deutsche Kaiser und stützte sein Haupt in die Hand und lauschte und lauschte herunter und schloß wieder sein Auge und saß wie traumverloren bei dieser Töne Herrlichkeit. Ganz wie einst König Kanut, der auf der Insel Ely dem Singen der Mönche gelauscht. Und so spricht der Kaiser heut wohl ein Wort von dazumal: Schön singen die Mönche von Seckau.

Zur Sequenz bot das Drama eine neue Überraschung. Das dreizehnte Jahrhundert fügte dem Liturgierahmen des Opfers seine neuen Edelsteine ein. Und richtig, das Mendikantenwesen ergänzte die Vornehmheit des Clugnyazensertums um eine Note von Einfalt und mystischer Kindlichkeit. Sieh, Sankt Dominikus schreitet aus dem Schiff in den Mönchschor hinauf, er trägt heute den Stab wie der Primizerius, aus dem Abtstuhl tritt Sankt Benedikt ihm entgegen und beide umarmen sich im Mittelgrund vor den Stallen. Aus den Stallen aber ertönt jetzt des Aquinaten Lauda Sion. Und neue Jahrhunderte mögen wieder ihre Gottesboten entsenden und späte Zukunften werden Vergangenheiten küssen im Jubel ob der Eucharistie.

Und all diese Feierlichkeit gründet sich auf das Evangelium. In illo tempore, es sprach der Herr in jener Zeit: „Mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise." Neben mir saß ein Bauernknecht, so um die zwanzig Jahr, mit derben Ackerhänden: er kam wohl aus anderer Luft in diese Sphäre; doch wisse es, auch dich wird diese Speise halten, sonst nichts auf dieser Welt. Qui manducat me et ipse vivet propter me, wer ihn ißt, wird durch ihn leben. Ein Laienbruder kam jetzt und steckte bei der Säule nebenan eine weiße Prozessionsfahne in den hölzernen Fußstock am Boden.

So ward man sich wieder recht bewußt, was es ist um das Geheimnis vom Incarnatus est. In Wahrheit, Gott war ein Mensch geworden, um uns die Eucharistie zu schenken, und nun ist seines Reiches kein Ende mehr. Eben kam ein verspäteter Pater aus dem Beichtstuhl, stieg zum Chor hinauf und verschwand im

Digitized by Google

Gestühl. Bald zeigte sich denn auch eine bäuerliche Mutter mit ihrem Buben am Kommuniongitter der Sakramentskapelle: dort brachte ihr ein Diakon die Gottesspeise. So versehen diese Benediktiner nicht nur den Ehrendienst des Altars, sie steigen auch herab zum Volk und bringen ihm den Segen dieses erhabenen Sakramentes. Zuerst freilich sind sie da, die betende Kirche zu verkörpern und das ist das Höchste auf Erden. Darum preisen wir den Vater, von dem alles Gute kommt, daß er uns in so irdisch versunkener Zeit einen so idealen Orden geschenkt hat: Erleuchtungen des Mittelalters werden hier über uns ergossen. So nehmen wir es denn auch gerne hin, wenn wir nach der Opferung durch die Inzens erinnert werden, daß wir Tabernakel des Allerhöchsten sein sollen. Ich begreife nur nicht, warum man hier dem Volke kein Inzensum vergönnt hat: in der Predigt kann man den Leuten alles begreiflich machen und sie bekommen Freude daran. Ein leises Angstgefühl konnte ich dabei nicht loswerden, es möchte beim betreffenden Akolythen Moengals Urteil sich bewahrheiten: quadam rusticitate imbutum.

Zum Sanktus erschienen die erwartenden Lichter, den König von oben zu empfangen, so wie man einem Bräutigam mit Fackeln entgegenzieht. Und bald gingen die Orgelweisen über in Motive aus dem Hohen Lied, denn unser Heiland Jesus Christus war bereits anwesend durch die heilige Wandlung. Und gleich verschmolzen die Töne der Hingebung in die Anbetung des Benediktus beim „Pater" in die Bitte: Schau hervor aus Deinen Ewigkeiten und neig Dich her in unsere Not, Du Vater aller Erlösten. Und sieh, von der Altarmensa zog der Par durch alle Reihen herab. Seht, wie sie einander lieben: welch edler Kunstausdruck für dieses Wort.

Wenn man all das mitgefeiert hat, freut man sich, daß der Kirche des neunzehnten Jahrhunderts das wieder geschenkt worden ist, was einst Clugny der Welt gewesen. Unsre demokratische Fabrikenzeit braucht Höhenstimmung nur zu sehr. — Nach dem Ite missa est hatte die Orgel auch wirklich ein wahres Weltgeschmetter von Dank für all diese Gotteserbarmung: wir hatten seine Herrlichkeit gesehn, die Herrlichkeit als des Eingebornen aus dem Vater.

Und bald bewegte sich die Fronleichnamsprozession durch das Münster hinab. Vor dem Portal wartete die militärische Ehrenwache auf den Traghimmel. Die Mönche sangen zuerst ihren Choralhymnus und so ging es zwischen den Häusern durch und den Feldern zu. Ich selber ging zuletzt hinter den Patern. Die Häuser trugen ländlichen Schmuck, zwischen den Blumentöpfen brannten Kerzen von allen Fenstern herunter. Am Boden hin lagen Wiesenblumen und Eichenlaub gestreut. Über eine Gartenmauer zur Rechten senkte eine Linde ihre Arme anbetend nieder und vor uns lag festgoldiger Sonnenschein soweit wir sahen, der Himmel wölbte sich ohne Wolke. Und jetzt fiel weit vor uns die Musik ein. Als wir uns dem ersten Altar näherten, und die Reihe der Pater sich öffnete und zurücktrat, um das Höchste Gut vorüberzulassen an die Stufen, sah ich die Schar der gefangenen

Digitized by Google

russischen Offiziere, die hinter den Beamten an der Feier teilnehmen durften. Es waren meist jüngere Männer mit dürftigem Bartwuchs. Ihre Feldgewandung weist das Erdbraun ihrer Landschaft. Der Offizier in der ersten Dreierreihe war ein heller Knabe. Ich fragte später, wer das gewesen sei. Ein Jurist aus Warschau, hieß es. Sie sahen alle gut aus. Und sie gestehn auch, daß sie hier viel besser leben wie daheim und schwer wieder fortgehn.

Sonst bleibt sich der Fronleichnamsritus überall gleich. Nur daß hier bessere Stimmen singen denn anderswo. Als Offiziant waltete der Rektor von Sant Anselmo in Rom. Die dortigen Hochschullehrer waren noch zur rechten Zeit nach Hause gekommen. Der Rektor, ein prächtig geschnittener Kopf, sang mit hellsilbernem Organ und freudig seine Oration durch alle Gärten, und weit über die Fluren klang seine Stimme hinaus.

Und weiter ging der Festzug. In großem Bogen wandten sie sich übers Feld aufwärts. Wir sahen vor uns in der Weite die weiße Schar der Marienkinder mit ihren langen Brautschleiern: durch schimmernde Ährenwellen schritten sie aufwärts. Vor ihnen draußen sah man wieder das Feld wogen und jetzt hörte man schon deutlich, daß das fromme Rauschen ein Hymnus war vom Geheimnis des Brotes. Den Hintergrund schlossen schön gewölbt die Halbschnitte von Lindenkronen ab und in der Ferne wellten sich blaue Berge hin. Zur Rechten aufwärts sah man die große Leitfahne sich rot vom Waldgebirge abheben. Unterdessen waren wir eine kleine Frist schweigend dahingewallt, denn die Natur hatte uns abgelöst. Erst sang ja das Kornfeld nach strenger Kirchentonart, und nach dem Kornfeld hatte die Wiesenflur begonnen in freieren Tönen, es war ein eigenes Benedicite. Doch die zartesten Weisen waren dem Ehrenpreis heut übertragen und so hatte er sämtlich am Wege hin Platz genommen und man mußte des öftern wieder hinsehen, so gut verwaltete er sein Amt. Dann wieder sah es uns an mit abertausend strahlenden Tauaugen, wir Menschen sollten die Ablösung wieder übernehmen, wir hätten ja mehr Grund. Da begann der Primizerius hinter mir in der Schola den Psalm Laudate Dominum de coelis.

Die Wiesenglocken ließen es sich nicht nehmen, sie läuteten in feinen Silberakkorden dazu soweit wir hörten die Flur entlang. Richtig, zwischen den Gräsern saßen seelenvergnügt die Zwerglein und zogen an den Glockensträngen aus Leibeskraft. Die Prozession ging jetzt in gerader Linie dem Berghintergrund zu; man hatte das Fahnengewirr in allen Farben vor sich. Zur Rechten abwärts blickend, sah man die Abtei an den Himmel hin gelagert. Die Fahnen vor uns flatterten, deutlich hörte man die Lerchen in der Höh' jetzt anstimmen, denn unsre Schola war schon beim Vers: Laudate Dominum in sanctis ejus, lobet den Herrn in seinem Heiligtum. Ps. 150, 1. Das Spalier von Ehrenpreis verharrte still zu beiden Seiten, doch sein Auge war die reine Kindesseligkeit an diesem Tag.

Beim dritten Altar angelangt, sahen wir die Blumen zu allen Gitterfenstern heraushängen, es hätte nichts mehr Platz gehabt. Mich wunderte nur, daß nicht auch von den Dachrinnen und aus

Digitized by Google

den Traufenmündungen Pfingstrosen heraushingen. Weil hier die Oblaten vor dem Altar gegen die Sonne zu stehn kamen, studierte ich ihre Köpfe. Sie sangen eben: O quam suavis est, wie liebreich, o Herr, ist dein Geist; du willst die Kinder deine Süßigkeit kosten lassen und gewährst ihnen Brot vom Himmel her. Die Leutchen hatten in der Tat etwas vom Segen Isaaks auf der Stirn, die Beuroner Jungmannschaft, die monastische Heerschar trug den Geruch eines vollen Feldes an sich: sie waren durch die Segensfluren der Eucharistie gegangen.

Bis jetzt war meine Kerze noch gar nie ausgelöscht, obwohl das so leicht geschieht. Mein Nebenmann, der Pater Cellerar, konnte darum die seine bei mir anzünden. Das ganze Bild umher war ländlich. Geranien an allen Fenstern, Pfingstrosen am Altar und zerpflückte Blätter am Boden, dazwischen Eichenlaub. Eine Kuh muhte aus dem Stall nebenan. Die Schwalben ließen sich ihr Volkslied auch nicht länger nehmen. Und jetzt wagten sie gar etwas wie einen Reigen, einen wiegenden Huldigungstanz. Da mußte ich wohl meines Seraphischen Vaters Amt übernehmen: Schweiget, ihr Schwalben, bis wir die Feier beschließen. Die gestickten Cherubköpfe am Traghimmel aber lachten jetzt alle und lachten so überirdisch selig und überlegen auf uns her, daß mir die Engelköpfe vom Antoniusaltar zu Salem einfielen, wo sie auch alle lachen, daß viele Menschen so töricht sein können und zweifeln an der Eucharistie: so etwas hätten Menschen ja doch nie erdacht.

Wir zogen dem vierten Altar vor der Abtei jetzt zu. Es ging über ein singendes Wässerlein. Man verstand seine Weise deutlich:

Weites Meer, allumher, Wieviel zählst du Tröpfelein?
Ohne Zahl. Soviel mal sei gelobt das Sakrament.
Kirchenlied.

Meine Kerze hatte bereits einen langen Tropfbart; doch es ging dem Kirchplatz zu. Jetzt sah ich genau, daß die Musikanten vorn lauter Laienbrüder waren im Chorrock. Man sah, wie dem hintersten Bruder, der die Pauke schob, bei jedem Streich der weiße Ärmel herausschlug. Die Natur tat wieder fleißig mit. Am Wegrand wollte sogar das Geschlecht der Nesseln nicht zurückbleiben: sie trugen schimmernden Tau auf den Blättern. Zur Sühne für das Böse, das die Judenzungen je gesprochen gegen den Stifter der Eucharistie. Jetzt war auch meine Kerze verlöscht.

Beim vierten Evangelium bildet die Mariensäule mit den steinernen Heiligen im Geviert und den hohen Pappeln einen günstigen Aussetzungsaltar. Die Heiligen trugen Kränze von Eichenlaub auf den Häuptern. Und vor den Stufen hatten die Laienbrüder eine Teppichzier aus frischen Blüten in den Rasen gebreitet. Leider schritt der Offiziant nicht darüber hin, und doch war es ja einzig für den, den er darüber zu tragen hatte. Und wieder der Hymnus und darauf das letzte Evangelium von dem, der Mensch geworden und all seine Schritte mit Wohltun bezeichnet.

Wieder gings der Front des hohen Münsters zu. Mächtig ragten die Türme in den Himmel. Weil der Löwenzahn bereits verblüht war vor der Einfahrt, hatte der Rasen seine ungezählten Wiesenlichtlein herangeschoben. Aus den Tiefen der Kirche brauste

Digitized by Google

wie zum Brautchor die Orgel in allen Fugen. Auf zwei Warten zwischen lebendigen Blumen hatten sich noch etliche Heilige zusammengedrängt aus dem Laden des Pförtners: auch die wollten ihn sehn, wenn er vorüberzöge am Weg, ihn, dem all diese Feier galt und dem auch sie ja alles verdanken.

Durchs hohe Domportal zogen wir ein unter der brausenden Orgel. Am Altar vorn brannten alle Kerzen, zwischen den Säulen alle Kronleuchter, durch eins der obern schmalen Fenster vom Mittelschiff brach triumphierend die Sonne herein. Aus den Schattengründen der Chorapsis schimmerte das Goldziborium des Hochaltars, geschmückt wie mit Gemmen, gelb und grün und weiß und rot. Mir hatte freilich die Altarbeleuchtung von Emaus besser gefallen: dort sahen die runden Birnchen aus wie matte Perlen in Abendrot getaucht. Hier waren sie für meinen Geschmack etwas stark. Allerdings ist Emaus Stadt und Seckau Land. Und als nun die Orgel ihre Schlußweisen sang, war uns allen, als ob jetzt die Engel selber dankten für diesen Tag: auf allen Feldern rings lagen ihre Locken im Grün weit um das benediktinische Seckau.

In einer Gartenecke unter jungen Tannen, alle mit frischen Trieben, saß ich darauf mit Pater Augustin. Über der fernen Klausurmauer sah man ins grüne Land hinab. Ich pries dem Freund die Schönheit dieses Tages.

„Nur hab ich Wachstropfen in meinem Notizbuch," sagte ich, „denn beim Aufzeichnen mußte ich zugleich die Kerze halten. Und hier mein Habit, sehn Sie." „Ich bin auch immer gefaßt auf diesen Tag," ergänzte er, „sehn Sie, dort drüben hängt meine Kukulle." Sie hing an einer Holzlege an der Sonne. „Die Sonne zieht am besten aus."

Dann äußerte ich meine Meinung wegen der Prozessionsmusik. Der Choral war mustergiltig, die Psalmen tadellos; nur die Musik hatte nicht den geeigneten Text gewählt. Es war die landesübliche Art von Tirol und Steiermark und das gehört sich nicht. Auf dem Heimweg hab ich dann zufällig vom Postillon gehört, daß am Tag selber die Geistlichkeit alles hielte, die Gemeinde habe ihr Fest am Sonntag drauf. Also, dachte ich, wozu dann dies Opfer an den Bauerngeschmack? Ich mache nun ein paar Vorschläge. Also Blechmusik, aber zu liturgischem Gesang. Und zwar Begleitung zu diesem Choral oder zu getragenen Hymnen oder schließlich zum gewöhnlichen Kirchenlied. Nur nicht diese Reigen, nein, das nicht. Ich denke, es ließe sich sogar mit Choral machen. Hat doch die Ulmer Regimentsmusik die Laudes Hincmari zu begleiten gewußt. Im andern Fall etwas breite Hymnen von kirchlichen Meistern. Und im schlimmsten Fall ließe sich was machen mit dem Kirchenlied. Leicht kann man den Jünglingsverein und auch die Marienkinder durch etliche Proben herschulen zum Vortrag und im allerletzten Fall die Kleriker und Oblaten. Also, ein neues Geschlecht wird das ändern, und dann wird der Tag von Seckau zum Vorbild werden für die umliegenden Gaue und die Leute werden kommen so zahlreich wie jetzt in Brixen, wo mans endlich auch anders gemacht hat: das Volk sieht es nun selber ein.

Digitized by Google

Bald nach Mittag verabschiedete ich mich an der Klosterpforte vom Gastpater und von Pater Augustin. Gerne hätt ich noch länger geweilt, doch die Pflicht rief mich heim, nachdem ich ohnedies einen Monat lang als Kriegsprediger in Mähren geweilt.

Auf der Talfahrt saß ich neben dem Postillon im Wägelchen. Und als wir schon die halbe Fahrt zurückgelegt hatten, begann es weit hinter uns zusammenzuläuten. „Jetzt sehn Sie das Kloster noch einmal," meinte der Postillon. Wir ließen das Rößchen halten. Richtig, der Jungwald weit von oben ließ eine Lücke offen: fern in der Höh lag die Abtei mit ihren zwei Türmen. Sie läuteten nach Herzenslust, es war halb drei Uhr, zur Vesper. Ade, du begnadetes Gotteshaus.

Hau- u. Bausteine

Bahnbrechende Gedanken (Schluß.)

Im zweiten Teile seiner Schrift behandelt Froberger die Notwendigkeit einer durchgreifenden literarischen Erziehung unseres Volkes und zwar einer Erziehung, „die mehr Wert legt auf den Geist als auf die Oberfläche, auf den Gehalt als auf die Form, auf die innere Tiefe der Überzeugung und die Geltendmachung eigenen Lebens als auf die technische Gestaltung und Routine."

Mit diesen Sätzen wird wieder der Nagel auf den Kopf getroffen. Sie enthalten zugleich die Grund- und Richtlinien für die praktische Literaturarbeit, die wir im „Gral" zu leisten uns vorgenommen haben. Und alle Verirrungen und Verstiegenheiten, die wir in unserem katholischen Literaturleben bekämpfen, lassen sich auf die Umkehrung dieser Grundsätze zurückführen, namentlich auf die Überschätzung der Form auf Kosten des inneren Gehalts.

Eine auf diesen Grundsätzen ausgebaute literarische Erziehung unseres katholischen Volkes ist schon darum notwendig, weil sie das einzige Mittel ist, um der geradezu jämmerlichen Zersplitterung und Verwirrung unseres literarischen Urteils zu entrinnen. Man braucht nur einmal ein Modebuch herzunehmen und die Urteile darüber in unserer katholischen Presse zu vergleichen. Man wird dabei auf eine Unsicherheit und Verwirrung des literarischen Urteils stoßen, die an Anarchie grenzt: was der eine Kritiker lobt, tadelt der andere, wo der eine segnet, hört man den andern fluchen. Das kommt davon, weil den meisten Gebildeten,

Digitized by Google

die das Kritikeramt verwalten, die klaren Grundsätze die felsenfest unverrückbaren Mark- und Grundsteine des katholischen Glaubens in einen verschwommenen Nebel von Kompromißsüchtelei, Versöhnungsdusel und molluskenweichen Friedensgesäusels sich aufgelöst haben. Wenn aber das immer schwankende menschliche Urteil nicht zwischen den unverrückbaren Dämmen der ewigen Grundsätze in eine feste Bahn geleitet wird, dann fließt es ins Uferlose auseinander und an die Stelle der klaren, geraden, sicheren Bahnen tritt der weg- und steglose Sumpf unseres gegenwärtigen Literaturelends. Unsere im Großen und Ganzen nicht mehr von sicheren Grundsätzen, sondern von opportunistischen Klügeleien geleitete Kritik ist der Blinde, der den Blinden in alle Gruben führt. Und das wird nicht besser werden, ehe nicht das von seinen literarischen Führern ins Irre geleitete Volk sich dieser Führung entzieht und sich seinen Weg durch die verschlungenen Irrwege der Literatur allein sucht. Denn im katholischen Volke ist noch der gute Kern, ist noch Grundsatztreue, ist noch der Glaube und in ihm das wahre Licht mit der Unterscheidungsgabe zwischen Schale und Kern. Aber zu den klaren Grundsätzen muß noch die literarische Erziehung kommen, dann kann unser Volk seiner blinden Führer entraten und dann wird es die ihm aufgeschwatzten literarischen Götzen zerschlagen und auch mit seiner Literatur nur dem einen wahren Gott zu dienen suchen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung, die eigentlich eine Fortsetzung ist, zu Frobergers Entwicklung der praktischen Grundsätze zurück, die bei dieser literarischen Erziehung maßgebend sein müssen. Froberger faßt zunächst die Romanliteratur ins Auge, die er in zwei Klassen einteilt: Romane von hohem künstlerischen Werte, Romane, die bestimmte gute Ideen und Lehren verbreiten wollen (Tendenzromane) und die rein unterhaltenden Romane. Schon diese Einteilung zeigt, daß er die letzte Klasse, ganz wie wir es immer getan haben, am niedrigsten stellt. Und das sagt er auch ausdrücklich in seinen späteren Ausführungen, in welchen er die einseitige Bevorzugung der Unterhaltungsliteratur als geradezu schädlich darstellt und als Gegengewicht den unermüdlichen Hinweis auf gute belehrende Literatur verlangt. Man wolle das alles auf Seite 20 ff. nachlesen. Was er im Anschlusse obenan über „Tendenzromane" sagt, das dürfen wir aber unsern Lesern nicht vorenthalten:

„Im Kampfe gegen gewisse Tendenzromane, wie er vom künstlerischen Standpunkt gewiß vielfach berechtigt war, ist leider oft übersehen worden, auf den inhaltlichen Wert belehrender und erziehender

Digitized by Google

Romane hinzuweisen, der sie weit höher stellt als die gewöhnlichen Unterhaltungsschriften. Das war ein großes Unglück. Es gibt manche katholische Schriftsteller, die es seitdem mit bedauernswerter Ängstlichkeit vermieden haben, ihre Überzeugungen und guten Absichten so zum Ausdruck zu bringen, als sie es sonst getan hätten. Eine gewisse Scheu vor der Aussprache katholischer Gedanken ist in unserer Romanliteratur eingerissen. Die Furcht vor dem Vorwurfe, eine Tendenz zu haben, hat manche Schriftsteller dazu geführt, eine Zurückhaltung zu üben, die ein Zurücktreten ihrer heiligsten Überzeugungen in ihren Werken im Gefolge hatte. Sie glaubten damit in der Kunst eine Stufe höher zu steigen, und sie sind tatsächlich im Werte ihrer Schöpfungen um eine Stufe tiefer gesunken; statt belehrend und anregend auf die Volksseele einzuwirken, sich um die sittliche Kultur Verdienste zu erwerben, gute Gedanken und Gesinnungen zu wecken, sind sie heruntergesunken auf die Stufe der Unterhaltungsschriftsteller, die nur zerstreuen, nur »amüsieren« wollen. Mit aller Entschiedenheit muß angekämpft werden gegen diesen bedrohlichen Rückgang an inhaltlichen Werten; die Parole soll nicht heißen: Schreibt keine Tendenzromane, sondern sie muß heißen: Vor allem Inhalt und Gedanken, und immer wieder Inhalt und Gedanken, wer es kann, der wird das in künstlerischer Form tun, wer es aber nicht kann, der möge doch lieber noch Inhalt und Gedanken geben, die bei einem oder dem andern Leser etwas Gutes stiften, als den ungeheueren Berg stofflicher Unterhaltungsliteratur um ein weiteres Steinchen zu vermehren."

Diese Ausführungen enthalten eine — gewiß vom Verfasser ungewollte — scharfe Spitze gegen eine gewisse „Richtung" im katholischen Literaturleben. Infolgedessen sieht sich Froberger bemüßigt, im besonderen Karl Muth gegen den Vorwurf zu schützen, daß er gegen die katholische Tendenz, bezw. gegen das Hervortreten katholischer Überzeugungen in Romanen angekämpft habe. Dagegen ließe sich vor allem sagen, daß man die Streitfrage, ob Karl Muth unter der von ihm bekämpften Tendenz auch das Hervortreten katholischer Überzeugungen verstanden habe, ganz auf sich beruhen lassen kann, daß aber das praktische Ergebnis seiner Bemühungen tatsächlich jene Erscheinung in unserem Literaturleben war, die Froberger selbst als „eine gewiße Scheu vor der Aussprache katholischer Gedanken" in unserer Romanliteratur charakterisiert. Wenn heute eine solche Scheu tatsächlich vorhanden ist — und sie ist vorhanden, denn man muß heute, von einigen Ausnahmefällen abgesehen, katholische Ideen und Gedanken in unserer katholischen schönen Literatur mit der Laterne suchen — dann haben jedenfalls Karl Muth und noch mehr seine extremen Nachtreter zu dieser Verwässerung — die notabene auch vom künstlerischen Standpunkt ein kaum genug zu beklagendes Übel ist — am meisten beigetragen; einerlei ob sie mißverstanden wurden oder nicht, das Ergebnis ist in beiden Fällen das gleiche, nur die Schuldfrage ändert sich. Diese letztere haben wir aber nicht zu untersuchen.

Digitized by Google

Wie eine heiligernste Verurteilung der Art und Weise, wie heute leider auch katholische Schriftsteller und Zeitschriften ihr kritisches Amt verwalten, indem sie praktisch nach dem Grundsatze handeln, dem Dichter dürfe die Darstellung des vollen und ganzen Lebens, also auch der schlimmsten sittlichen Verirrungen nicht verwehrt werden, klingt die folgende Mahnung:

„Um den verhängnisvollen Einfluß der schlechten Literatur festzustellen, muß vor allem im Auge behalten werden, daß er dort besonders groß ist, wo die vom Stoff ausgehenden üblen Einwirkungen durch die Darstellung eher noch verstärkt als gemildert werden. Schriften, welche die Leidenschaften wecken, statt sie zu bezähmen, welche die Verwirrung unserer gegensätzlichen Triebe vergrößern, statt eine wohltuende Harmonie hervorzurufen, welche sich geradezu an die niederen Triebe wenden und sie in berechneter Weise aufstacheln, statt sie zu überwinden, sind sowohl vom Standpunkte der Religion aus als auch von dem jeder menschlichen Kultur als schädliche und als gemeingefährliche Produkte zu behandeln. In einem weiteren Sinne gehören noch dazu jene Schriften, welche durch Anhäufung von aufregenden Tatsachen, von unglaublichen Abenteuern, von Verbrechen und leidenschaftlichen Erlebnissen kaum einen anderen Zweck verfolgen, als die Phantasie mit einer Fülle von Bildern zu überschwemmen und durch heftige Eindrücke zu erhitzen. Welch geringe Ahnung vom Wesen echter Kunst haben jene Leser, die sich mit Vorliebe an solcher Lektüre ergötzen und sich dadurch immer unfähiger machen zum Verständnis wahrer Dichtung!"

Und wieder spricht Froberger einen Gedanken aus, der im „Gral" immer und immer wiederkehrt, wenn er betont, daß nur durch „Vertiefung einer gediegenen Weltanschauung", also für Katholiken durch Vertiefung des lebendigen Glaubenslebens in und mit der katholischen Kirche, eine solche Literatur erfolgreich bekämpft und an der Entfaltung ihrer verhängnisvollen Wirkungen gehindert werden kann. Denn

„der Kampf gegen solche Art von Literatur kann nicht geführt werden durch schwächliche Zugeständnisse, indem man schon etwas zu erreichen glaubt, wenn man mit Rücksicht auf grundsatzlose Leser ihnen weniger gefährliche Lektüre gestattet, um sie von noch gefährlicherer abzuhalten. Man hat hier und da geglaubt, in Volksbibliotheken auch stofflich bedenkliche Bücher einstellen zu können, man hat dafür den sogenannten »reiferen Lesern« die Verantwortung überlassen und gemeint, auf diese Weise ließe sich der Kreis der in die gute Bibliotheksbewegung einbezogenen Leser bedeutend erweitern."

Was hier von der verfehlten Praxis katholischer Volksbibliotheken gesagt wird, gilt in ungleich höherem Grade selbstverständlich auch von jener in katholischen Zeitschriften, also für katholische Leser geübten Kritik, die sich von den gleichen verhängnisvollen Grundsätzen leiten läßt.

Die Besprechung der positiven Aufgaben, die Froberger den Katholiken auf dem Gebiet der Literatur vorhält und

Digitized by Google

der praktischen Vorschläge, die er macht, können wir an dieser Stelle unterlassen, weil wir die Absicht haben, uns über diesen wichtigen Gegenstand bald ausführlich zu äußern.

Alles in allem genommen, war es für uns eine unerwartete freudige Überraschung, in Frobergers Schrift fast alle Grund- und Richtlinien unserer vielverkannten und geschmähten Literaturarbeit anerkannt, gebilligt und verteidigt zu sehen — ein Erfolg, der uns wenigstens den Trost und die Erkenntnis bedeutet, daß unser zähes „Durchhalten" gegen fast unbesiegbar scheinende Widerstände doch nicht vergeblich war und, so Gott will, einst mit dem vollen Siege gekrönt sein wird. Wie und wann, ist nebensächlich. Wir können warten!

F. E.

Stimmen der Zeit

„Erweckungen"

Im „Kunstwart" (XXVIII, 23) finden wir die folgenden Sätze, die uns manches zu denken geben:

„Wir alle waren bei Kriegsausbruch wohl mehr noch von der schlichten Selbstverständlichkeit als von der Begeisterung ergriffen, mit der sich ein jeder, sei es zur Tat, sei es zum Entbehren willig zeigte. Dem gab die Presse lauten Ausdruck, wiederum unter allgemeiner Zustimmung. Aber man ging weiter. Man pries den Krieg an sich als einen Segen, als ein Glück, als eine notwendige Aufrüttelung unseres stagnierenden Seelenlebens, eine Wendung zum Einfachgroßen, zum Gesunden, als die in letzter Stunde eingetretene Errettung unsrer von schwächlicher Überfeinerung, von Ästhetizismus gefährdeten Kultur. Man frohlockte, daß das Leben wieder einen großen Inhalt habe, und daß nun die echten an Stelle der falschen Werte gesetzt werden. Und immer noch ging man weiter: man kündete prophetisch gleich nach dem Kriege gewaltige, himmelstürmende Dichtungen, Urausbrüche des erweckten germanischen Geistes an.

Nun ist das Sonderbare: daß gerade die Schriftsteller und Künstler, deren Arbeit und Leben ganz und gar ästhetisch orientiert war, die Internationalen, die nur in der Kunst Heimatluft atmeten, und vorzugsweise in der ausländischen, die nur die allersubtilsten, auf der Grenze des Naturwidrigen schwankenden Empfindungen der Darstellung für würdig hielten und die großen, einfachen, reinen und starken Gefühle als banal verachteten, die Pflichtgefühl, sittlichen Ernst, Selbstopferung für die Allgemeinheit ins Bereich der Sonntagsschulbücher verwiesen, — daß gerade diese Ästheten es sind, die auf die »in Fäulnis verkommende« Welt, der wir durch den Krieg glücklich entronnen, schaudernd zurückblicken und die Segnungen des Krieges mit beinahe hysterischer Inbrunst preisen."

Digitized by Google

Den weiteren Gedankengängen der Verfasserin des zitierten Aufsatzes (H. von Beaulieu) zu folgen, scheint uns schon aus dem Grunde überflüssig, weil sie keine andern Schmerzen hat, als daß durch die von ihr gekennzeichneten „Apostaten" das — Schöne (!) überhaupt in Verruf kommen könne. Uns scheint eine andere Feststellung viel wichtiger. Diese „Künstler", die ohne jede innere Wandlung oder Nötigung mit Affenbehendigkeit stets jenen Standpunkt gewinnen, der „for den Ruhm" und „for's Geschäft" ihnen der einträglichste scheint, beweisen eben durch ihre neueste komödiantenhafte Wendung am klarsten, daß auch ihr verflossener „Ästhetizismus" nur theatralische Pose, nur Komödie war, ebenso wie ihr jetziger Übergang zur derzeit erfolgreichen künstlerischen Weltanschauung nur widerwärtige Komödie ist, widerwärtig deshalb, weil sie diesmal nicht mit unheiligen, sondern mit großen und heiligen Gefühlen ihre Affentänze aufführen. Nun wird wohl mancher einsehen, daß die ablehnende Haltung, die der „Gral" stets gegenüber dieser Künstler- oder vielmehr Komödiantensippe eingenommen hat, noch ein viel zu schwacher Ausdruck für die Wertschätzung war, die ihr gebührt und die ihr die Nachwelt nicht vorenthalten wird, wenn sich die Mitwelt auch im Angesichte des plötzlich veränderten Weltbildes von alten Vorurteilen nicht so schnell loslösen kann.

• • •

Auch du, mein Brutus . . .

Mit seinem neuesten Buche „Glocke Roland" hat sich auch Johannes Jörgensen, wenn die „Kölnische Volkszeitung" nicht zu schwarz sieht — in die Reihe unserer Feinde oder doch in die Reihe Jener gestellt, die den Haß gegen deutsches Wesen predigen: Haß und Verachtung insbesondere gegen die deutsche Kultur, in der Jörgensen weibische Züge findet, aber nur jene, die das Weib abstoßend machen, Mangel an Pflichtgefühl (!) gegenüber der Wahrheit und Gewissenlosigkeit (!), und die er deshalb zu einer heidnischen stempelt, die in diesem Kriege gegen die christliche Kultur (der Franzosen und Engländer!) kämpft; Haß und Verachtung sogar gegen die Religiosität der Deutschen, die ihm nur eine Religion des Egoismus ist!

Diese Offenbarungen eines lange zurückgedämmten Hasses dürften wohl manchen Leser der früheren Werke Jörgensens, die deutschem Wesen gegenüber auf einen ganz anderen Ton gestimmt waren, besonders aber jene katholischen Kreise in Deutschland und Österreich überraschen, von welchen sich

Digitized by Google

Jörgensen so gern feiern ließ, deren hilfsbereite Verehrung er so bereitwillig annahm. Uns vom „Gral" kommt diese Wendung zwar auch überraschend, aber sie trifft uns doch nicht so ganz unvorbereitet. Wir hatten schon vor geraumer Zeit die Absicht, über unser Verhältnis zu Jörgensen ein offenes Wort zu sprechen, wurden aber durch Rücksichten davon abgehalten, die nun wegfallen müssen. Wir sind dieses Wort der Aufklärung namentlich jenen Lesern schuldig, die ganz richtig herausgefühlt haben, daß die im 8. Jahrgange des „Gral" veröffentlichte literarische Studie (es waren eigentlich nur Stimmungsbilder) „*Auf den Pfaden des jungen Goethe*" manchen leisen und lauten Widerspruch gegen jene grundsätzlich-katholische Auffassung der behandelten Fragen und Probleme anklingen ließ, die wir bisher im Gral festgehalten hatten, festgehalten im völligen Einklang mit jenem Geiste, aus dem das große Goethewerk von Baumgartner und Stockmann geboren wurde. Um wie viel Grade stärker dieser Widerspruch sich geltend gemacht hätte, wenn wir das von Jörgensen vorgelegte Manuskript *unverändert* abgedruckt hätten, davon wollen wir gar nicht reden. Das Werk bezw. dessen deutsche Ausgabe war nämlich zur Veröffentlichung im Gral unter Umständen angenommen worden, die eine vorherige eingehende Prüfung des Wortlautes der deutschen Übertragung ausschlossen.

Wir hätten uns bei der schweren Aufgabe, das Manuskript nachträglich von allen Spitzen und Häkchen zu befreien, die im „Gral" sicher Anstoß erregt haben würden, zur Genüge von der Kompliziertheit, besser gesagt Unklarheit der Denk- und Vortragsweise Jörgensens überzeugen können, wenn wir nicht schon vorher die ebenso schwere Aufgabe hätten übernehmen müssen, die in der Zeitschrift „Über den Wassern" von Jörgensen vertretene, durch und durch falsche, ganz unhaltbare Auffassung der Aufgaben und des Wesens katholischer Literatur zwar entschieden, aber mit gebotener Rücksichtnahme auf die Verdienste des Verfassers zurückzuweisen.

Warum das hier gesagt werden muß? — Es bietet den Schlüssel zu dem sonst ganz unverständlichen Hineinwachsen Jörgensens in eine Kampfstellung gegen deutsches Wesen, besonders gegen die deutschen Katholiken. *Jörgensen ist alles eher als ein klarer Kopf.* Die Verworrenheit, die Kompliziertheit und die leichte Ablenkbarkeit durch Stimmungen und Eindrücke vom geraden Wege der Ordnung und Pflicht hat er als unliebes Erbe aus seiner Bohême-Vergangenheit mit in die neue Welt der Einfachheit und Klarheit herübergebracht und das erklärt

Digitized by Google

wohl zur Genüge die Tatsache, daß einfache, kindlich-gläubige Seelen sich von Jörgensens Schriften nicht übermäßig angezogen fühlen. Jörgensens Stärke als Dichter liegt eben nur in der außerordentlichen Stimmungsgewalt, nicht in der klaren Verlebendigung von Ideen und Gedanken. Seine mangelnde Widerstandskraft gegen übermächtige Eindrücke, seine geringe Fähigkeit, klar zu sichten und zu urteilen, mit einem Wort seine Abhängigkeit von Stimmungen und Eindrücken hat den, einer uns feindlichen Umwelt ganz ausgelieferten Dichter — er schrieb sein neues Buch in Italien! — in die Reihen unserer Feinde getrieben. Wie lange sich diese aber seiner unbedingten Gefolgschaft erfreuen werden, das weiß wohl am allerwenigsten der Dichter selbst und wir haben für ihn nur den einen Wunsch, daß er wenigstens sein schwer erkämpftes inneres Heiligtum immer auf jene Höhe zu stellen wisse, in der es von den sich überpurzelnden Wogen der „Eindrücke und Stimmungen" verschont bleibt!

F. E.

Kritische Warte

Epische Dichtung

Seeber, Joseph, Christus. Episches Gedicht. Herder, Freiburg. 272 Seiten. 3 Mk., geb. 4 Mk.

So manche Christusdichtung und — das sei gleich vorweg gesagt — auch diese würde den Leser gewiß viel tiefer ergreifen, wenn wir die Gestalt Jesu nur durch die mündliche Überlieferung kennen würden, wenn nicht bereits die hl. Schrift des Neuen Testamentes die Persönlichkeit Christi in unnachahmlicher Weise dargestellt hätte. Und so erscheint uns nun alles Dichten über Christus im Grunde klein daneben. Worte Christi und des heiligen Geistes sind eigentlich höchste, göttliche Kunst. Darum wird jede dichterische Wiedergabe von Worten Jesu im gewissen Sinne überflüssig, kommt mir vor wie eine Sisyphusarbeit.

Was nun ein menschlicher Dichtergeist an der Person Jesu zum Kunstwerk gestalten kann, das zu schaffen hat sich der Sänger des „Ewigen Juden", jenes Epos, in das ja die Gestalt Christi bereits bedeutungsvoll hineinragte, redlich bemüht. Im Unterhaltungsblatt des evangelischen „Reichsboten" Nr. 168, 1. April 1915 hat Dr. Martin Kegel sogleich nach Erscheinen des Buches dem dichterischen Wert dieser neuen Christusdichtung überaus anerkennende Worte gewidmet. Er steht nicht an, das Buch „ein herrliches, reifes Kunstwerk", den Dichter einen „neuen Klopstock" zu nennen. Und es ist sicher eine kostbare Frucht des alternden Dichters, die uns in diesem „Christus" beschert worden ist. Klarer Aufbau der Handlung, planvolle psychologisch recht einleuchtende Anordnung und Aufeinanderfolge der einzelnen Szenen der Leidensgeschichte — denn nur um diese handelt es sich in

Digitized by Google

dem ganzen Gedicht —, schöne lyrische Partien, kleine packende Einzelbilder, aber auch längere, anschaulich, kühn und mächtig hingeworfene Schilderungen, eine blühende, abwechslungsreiche, echt dichterische Sprache, das sind einige Vorzüge, die mich auf den ersten Blick sympathisch berührten. Von den Schwächen, von denen ja natürlich nichts Menschliches frei ist, sei wenigstens eine erwähnt, nämlich eine recht unbiblische Äußerung Christi, ein Hineintragen unserer jetzigen katholischen Marienauffassung und -Verehrung in die heilige Schrift, die durch nichts gerechtfertigt ist. Als nämlich Jesus bei seiner Himmelfahrt die letzten Abschiedsworte an seine Jünger richtet, da legt Seeber dem Heiland die Worte in den Mund:

„Empfangt die Mutter hier aus meiner Hand:
Sie wird euch trösten, eure Mühen teilen;
Zu ihr, der Mutter, könnt ihr immer eilen
In jeder Not, mit kindlich frommem Sinn:
Sie ist ja meines Herzens Königin!"

Zumal für den Gedanken des letzten Verses, so sympathisch er uns Katholiken auch berührt, bietet die heilige Schrift nicht den geringsten Anhaltspunkt. K. J.

Literaturwissenschaft

Buchta, Dr. phil. P. Aegidius, O. F. M., das Religiöse in Klemens Brentanos Werken. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Verlag von Franz Goerlich, Breslau 1915. 272 Seiten. 6 Mk.

Es ist doch erfreulich zu sehen, wie selbst Einzelerscheinungen, Einzelpersönlichkeiten, Detailfragen aus der so lange und systematisch vernachlässigten Romantik anfangen, Gegenstand fachwissenschaftlicher eingehender Untersuchungen zu werden, wie man Baustein um Baustein zusammenträgt für den herrlichen Graltempelbau der deutschen Romantik, zu einem Denkmal, das immer wuchtiger, immer eindringlicher und unvergänglicher vor uns ersteht. Auch die vorliegende Schrift trägt den unverkennbaren Stempel der wissenschaftlichen Fach- und Spezialforschung an sich. Darin liegt ihr Wert gegenüber dem oft beliebten geistreich schillernden, irreführenden Herumreden um die Romantik. Denn die Romantik ist ohnehin ein so schwieriges, problematisches Gebiet, ein so dunkel geheimnisvoller Raum in dem großen Gebäude der deutschen Literatur, daß man nicht noch mit dem irrlichternden bunten Lämpchen geistreicher Einfälle, Vermutungen, Kombinationen, sondern nur mit dem hellen Fackelschein der Wissenschaft da hineinleuchten sollte. Nur durch sach- und fachverständige Einzelarbeiten von der Art der vorliegenden, die aus der Schule des in wissenschaftlichen Kreisen rühmlichst bekannten Breslauer Literarhistorikers Max Koch hervorgegangen ist, kann endlich einmal in allmählicher, mühsamer Erkenntnis Geist und Wesen der Romantik in befriedigender Weise erforscht und klar gestellt werden. Freilich wird durch den Charakter der wissenschaftlichen Facharbeit der Leserkreis dieses übrigens durchaus nicht etwa trockenen, sondern im Gegenteil frisch und schön geschriebenen Buches naturgemäß leider etwas beschränkt.[1]) Bis in die verborgensten Tiefen des Seelenlebens der religiösen Entwicklung Brentanos nachzuspüren, jede einzelne seiner Schriften auf ihren religiösen Ton und Ge-

[1]) Der selbst für uns Katholiken, die wir ja von unseren Verlegern wirklich nicht verwöhnt werden, recht hohe Preis des Buches kann seiner Verbreitung natürlich auch nur hinderlich sein.

Digitized by Google

halt zu prüfen, ist natürlich nicht jedermanns Geschmack. Dem Freunde der Romantik aber — und deren gibt es ja Gott sei Dank recht viele — wird das Studium dieser den Eindruck der Gründlichkeit erweckenden, von berufenen Kritikern gut aufgenommenen literarhistorischen Untersuchung viel Freude, Belehrung und neues Verständnis für die Romantik vermitteln. Schon die einen zusammenfassenden Überblick ermöglichenden „Allgemeinen Grundlagen der Untersuchung" in den 53 Seiten des 1. Teiles bieten in der Darstellung des äußeren religiösen Lebensganges Brentanos ein anschauliches, wenn auch vorerst nur in großen Zügen gezeichnetes Bild seiner Religiosität, in das dann die 200 Seiten umfassende Prüfung der sämtlichen großen und kleinen Werke auf ihren religiösen Gehalt hin noch die Einzelzüge, die feiner ausmalenden Pinselstriche nachträgt. Den praktischen Wert des Buches vervollständigen ein umfangreiches Literaturverzeichnis sowie ein Personen- und Sachregister.

Gerade den Lesern dieser Zeitschrift, deren Programm ja zu einem nicht geringen Teile die Fortführung der romantischen Kunstanschauungen bedeutet, wird diese Geschichte der religiösen Psyche eines der interessantesten Romantikers gewiß willkommen sein. K. J.

Verschiedenes

Weiler J., Pfarrer zu Roth, Post Müllenborn (Eifel). Dorffrühling und Dorfheime. Erschienen im Selbstverlag des Verfassers. 80 Pfennig.

Das köstliche Büchlein gibt in flotter, blumenreicher Sprache zahlreiche wertvolle Anregungen zur Verhütung der Landflucht. Es schildert meisterhaft den kernhaften, konservativen Geist der Landbevölkerung, den zu erhalten und zu pflegen eine der dringensten Zukunft-Aufgaben des Heimatlandes ist. Das Ende dieses furchtbaren Krieges, das die Bedeutung des Ackerbaus in hellstes Licht gerückt hat, wird dem Verfasser hoffentlich die erwartete Förderung seiner segensreichen Bestrebungen bringen. Während die Großstadt an zuviel Geselligkeit krankt, findet er, daß auf dem Lande in dieser Beziehung zu wenig geschieht. Deshalb fordert er mit mancherlei guten Gründen neben der Dorfkirche und der Dorfschule das Dorfheim. Jeder Pfarrer auf dem Lande, jeder, dem an der Erhaltung eines seßhaften, urwüchsigen, religiösen Bauernvolkes gelegen ist, wird mit viel Freude und Nutzen dieses Büchlein lesen.

Wie das Volk dichtet.

Wie das Volkslied Quell und Jungbrunn aller Kunstlyrik, so sind Märchen und Sage die ursprüngliche Dichtungsarten des Volkes. Das Märchen ist ein lebendiger Protest gegen den seelenlosen Naturalismus, denn es zeigt uns an der Wiege der Dichtung den heimlichen Wunderglauben des Volkes, das ganz vertraute Schauen in die Geheimniswelt der Übernatur, die nicht als eine getrennte Welt neben der Sinnenwelt steht, sondern überall in sie hineinragt, sie umschließt und belebt wie Sonne und Himmelsluft die Erde, mit ihr eins geworden ist wie Leib und Seele in der Menschennatur. Darum sollten unsere Dichter aus der kalten und frostigen Atmosphäre des Unglaubens unserer Tage, der den Tod wahrer Dichtung bedeutet, sich oft in den warmen Sonnenschein der bunten Märchenwelt unseres Volkes flüchten, um der schönen Form die lebendige Seele wiederzugeben.

Gerade heute, da der Krieg mit soviel Unnatur, falschem Flitter und Effekthascherei in der Kunst und im Leben aufgeräumt hat, da wir

Digitized by Google

uns auf die alten heiligen Quellen unserer Kraft wieder besinnen, ist die geeignete Zeit, dem Volksmärchen wieder zu seinem Recht zu verhelfen. Vielleicht ist es auch kein bloßer Zufall, daß mitten im Kriegslärm einige treffliche Märchensammlungen teils neu, teils in neuer Auflage erschienen, so z. B. die „Schweizer Märchen" von Hans Bächthold (Mit Bildern von Lore Rippmann, Basel, F. Rober), die beiden Sammlungen von J. Jägerlehner: „Was die Sennen erzählen" und „Am Herdfeuer der Sennen" (Bern, A. Franke) und die Neuausgabe der „Kinder- und Hausmärchen aus Tirol" von Zingerle, besorgt von O. von Schaching (Regensburg, F. Pustet).

Alle diese Märchenbücher haben das Gemeinsame, daß sie nicht die Bedürfnisse der Kinderstube, also nicht das Erzieherische, Didaktische, sondern die Schönheit der Märchenpoesie als Selbstzweck voranstellen, folglich nicht Bücher für die Kinderwelt, sondern für Erwachsene sein wollen.

Hans Bächtold war bestrebt in seiner Sammlung die alten Schweizermärchen dem Inhalt nach möglichst rein und unverfälscht, der Form nach in einer etwas geglätteten Sprache wiederzugeben, dabei aber doch die ursprünglichen Wendungen und auch Härten der Form möglichst wenig zu ändern. Er hat eine Anzahl wenig bekannter Märchen, die wohl nur noch in verlorenen Tälern sich erhalten hatten, aufgestöbert, aber auch die bereits bekannten und schon in der Grimmschen Sammlung enthaltenen wieder aufgenommen. Der Verlag hat auf schöne Ausstattung gehalten, die reich eingestreuten Bilder von Lore Rippmann, obwohl ganz im modernen Stil, sind der Märchenstimmung meist sehr originell angepaßt. Das Buch ist selbstverständlich nicht für Kinder geschrieben, Erwachsene sollen vor allem darnach greifen, denn es ist voll ursprünglicher herber Poesie und voll phantastischem Stimmungsgehalt.

Die beiden Sammlungen von J. Jägerlehner liegen schon in 4. bezw. in 2. Auflage vor — ein Beweis, daß die mühevolle Arbeit des Sammlers nicht vergeblich war. Der erste Band ist von Rudolf Münger prächtig illustriert und dem Künstler ist es gelungen, mit seinem Stift das Tiefste und Köstlichste aus der oft so dunklen Märchenpoesie herauszuholen. Zum 2. Band zeichnete Hannah Egger Bilder voll Feinheit und Stimmungsreiz, die meist das Charakteristische scharf hervortreten lassen und so einen Schlüssel zum tieferen Verständnis der Märchenpoesie abgeben. In diesen Märchen, die in Wallis hauptsächlich bei den Sennen, die schon von berufswegen als die berufenen Bewahrer der alten Märchenschätze gelten können, gesammelt sind, ist zwar der ursprüngliche Gehalt offenbar sorgsam gewahrt, vom Herausgeber aber oft in eine neue Form gebracht und es ist ihm oft gelungen, den poetischen Reiz der ursprünglichen Fassung noch zu vertiefen oder durch trefflich angepaßte Naturschilderungen, wie z. B. im „Märjelensee", im „Bethensee" usw. neue Reize hineinzubringen. Manche Märchen decken sich mit einigen der Sammlung von Bächtold, aber man merkt doch immer wieder die schaffenden Kräfte der Volkspoesie am Werke, die den ursprünglichen Stoff immer neu gestalten und in veränderte Formen gießen. Auch die Sammlungen Jägerlehners enthalten einige prächtige, seltene Stücke, die hier aus dem Zwielicht dämmernder Sennhütten wohl zum erstenmal ins volle Licht des Tages treten.

Die von den Brüdern Ignaz und Joseph Zingerle im Jahre 1852 herausgegebenen Volksmärchen aus Tirol und die 2 Jahre später erschienenen „Kinder- und Hausmärchen" haben leider nicht jene Beachtung gefunden, die sie verdient hätten und die der Sammlung der Brüder Grimm beschieden war. Erst jetzt wurden sie von Dr. Otto

Digitized by Google

Denk (Otto von Schaching) wieder neu herausgegeben und hoffentlich winkt ihnen ein besserer Erfolg, als der ersten Ausgabe. Von dieser Sammlung gilt fast noch mehr als von der vorhergehenden, daß sie eine ziemliche Anzahl ganz seltener, außerhalb der Grenzen Tirols fast ganz unbekannter Stücke enthält, andere wieder in einer ganz ursprünglichen Fassung, die durch spätere Änderungen ganz verdeckt wurde und verschollen ist.

Etwa zwei Dutzend der schönsten Volks- und Kunstmärchen sind in dem mit erlesenem Geschmack ausgestatteten „Märchenbuch der deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung" (Hamburg-Großborstel) vereinigt. Neben den vertrauten alten Volksmärchen von den Brüdern Grimm und Bechstein finden wir einige der schönsten von Andersen, W. Hauff, Fritz Reuter, Heinr. Seidel und einige weniger bekannte, aber nicht minder schöne von Th. Krausbauer, J. Segerstedt, Rob. Reinick und Volkmann-Leander, sowie das köstliche, lustige Märchenspiel „Die Großmutterbrille" von Vikt. Blüthgen. Die in kräftiger Schwarzweißmanier keck und phantastisch hingeworfenen Bilder von Th. Herrmann sind gesättigt von Poesie und Humor und mit dem Inhalt so innig verwachsen, daß Bild und Dichtung sich gegenseitig heben und ergänzen.

Notiz.

Die schwierigen Postverbindungen der jetzigen Zeit haben es leider mit sich gebracht, daß im letzten Heft (Mai S. 433) ein unliebsames Versehen unterlaufen ist. Die auf dieser Seite wiedergegebene Bleistiftskizze von Angelo Sarto, dem inzwischen verstorbenen Bruder des hochseligen Papstes Pius X., stammt nämlich nicht von der Verfasserin der Abhandlung, Ingeborg Magnussen, sondern wurde von der Hand des bekannten Malers Momme Nissen gezeichnet. Wir bitten unsere Leser, den Irrtum zu entschuldigen.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz), — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Philosophische Einwirkungen auf Schiller.

Von Dr. Richard v. Kralik, Wien.

Ich habe hier schon einmal das Buch von Hugo Bund über „Kant als Philosoph des Katholizismus" (Berlin 1913, C. Hause, 357 Seiten) erwähnt. Die spitzfindigen Darlegungen werden selbstverständlich sowohl von katholischer wie von protestantischer Seite keinen Beifall finden können. Bund will als Protestant den ihm verhaßten Kant der katholischen Kirche, oder wie er selber konsequent und löblich sagt, der „Kirche" zuschieben und ihn von protestantischem Standpunkt aus ganz ablehnen, im Gegensatz zu Paulsen und anderen Protestanten, die Kant als den „Philosophen des Protestantismus" bezeichnet haben. Beides ist wohl gleich falsch. Aber eines, was Bund kaum berührt, scheint mir doch einmal gesagt werden zu müssen: daß nämlich Kant mit seiner populärsten und wirkungsvollsten Leistung, mit seiner Ethik, mit seinem kategorischen Imperativ der Pflicht und des Gewissens eine Reaktion in unserem Sinn bedeutet, kulturgeschichtlich von der gleichen Bedeutung, wie die Reaktion der Romantiker gegen die Gedankenrichtung der drei vorhergehenden Jahrhunderte auf allen Gebieten der Kultur und Literatur.

Man hat nicht ohne Grund gesagt, daß es vor allem das deutsche Pflichtbewußtsein, das Verantwortlichkeitsgefühl ist, was sich in diesem Weltkrieg als siegreich erwiesen hat. Es ist richtig, daß Kant durch seine Erneuerung einer strengen ethischen Forderung auf das nationale Pflichtbewußtsein günstig wirken konnte. Aber Kants Tat war nicht eine neue Offenbarung, sondern sie bedeutete die Hinwegräumung einiger ethischer Irrtümer, die seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts einen großen Teil der deutschen Nation beherrscht hielten. Man erinnere sich, daß

Digitized by Google

Luther den Widerstand des Geistes gegen die Begierden des Fleisches für unmöglich hielt, daher er den Cölibat bekämpfte und die Trennung der Ehe erleichterte. Er schrieb gegen die Freiheit des menschlichen Willens die Schrift „De servo arbitrio"; und neben den Determinismus des Willens stellten die Schweizer Reformatoren sogar die Prädestinationslehre. Damit hing auch die Minderschätzung der guten Werke gegenüber dem Glauben zusammen. Diese ethischen Anschauungen gingen im Rationalismus, Utilitarismus, Materialismus, Sensualismus des 18. Jahrhunderts noch weiter ihre eigenen Wege und es entstand jene sittliche Atmosphäre, die der französischen Revolution vorausging. Hier griff nun Kant mit seiner Kritik der praktischen Vernunft, scheinbar im Widerspruch mit aller Wissenschaft der Zeit ein (1788), und sein Lehrwort hat unzweifelhaft sehr stark auf jene protestantischen Kreise eingewirkt, aus denen dann die katholisierende Romantik entsprossen ist. Vor allem auf unsere Klassiker, am tiefsten auf Schiller, der als nationalster Dichter edelste Künstlerschaft mit tiefsinniger Weisheit verband.

Kants Einfluß auf Schillers ethische Selbstbesinnung ist unverkennbar. Man vergleiche seine Jugendgedichte mit denen seiner Reife. Im Gedicht „An einen Moralisten" spottet er noch: „die Philosophie schlägt um, wie unsere Pulse anders schlagen; zu Göttern schaffst Du Menschen nie". Und im „Kampf" sagt er: „Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen, den Riesenkampf der Pflicht". Aber schon in den „Künstlern" (1789) verkündet die Poesie Wahrheit und Gerechtigkeit. Sie vereint (1793) „Anmut und Würde", sie wird „ästhetische Erziehung" (1795). In den „Weltaltern" wird die Askese des Mönchs und der Nonne gewürdigt. Schiller erkennt: „Gehorsam ist die erste Pflicht" des Christen, Zucht, „der Ordnung heilig Band". „Gehorsam ist des Christen Schmuck." Der Pflichten schwerste ist: zu bändigen den eignen Willen, des Herren Joch zu tragen, sich selber in Demut zu bezwingen. Er verehrt das göttliche Walten im frommen Grafen von Habsburg, dem Verehrer der hl. Eucharistie, in den Wundern der hl. Messe Fridolins. Er erkennt das Entsetzliche der Revolution mit ihrer

Digitized by Google

„Freiheit und Gleichheit“: „Nichts Heiliges ist mehr, es lösen sich alle Bande frommer Scheu.“ Er preist die Religion des Kreuzes, die bei den Johannitern in einem Kranze „Der Demut und Kraft Palme“ verknüpft. Vor allem lehrt er: „Die Tugend ist kein leerer Schall, der Mensch *kann* sie üben im Leben . . . Und ein Gott ist!“

Ähnlich geht die Entwicklung in den Dramen; die der Jugend, die vor 1788 fallen, haben noch nicht das volle moralische Ethos. Aber umso bezeichnender ist es, wie im Wallenstein das Problem der Verantwortlichkeit in die Mitte gestellt wird, wie der astrologische Determinismus des Haupthelden besiegt wird, der sich durch das Schicksal, die Sterne prädestiniert glaubt und mit allen Pflichten spielt. Maria Stuart wird als die reuige, büßende und beichtende Katholikin gegenüber der heuchlerischen, würdelosen Elisabeth fast zur Würde einer Märtyrin erhoben. In der Braut von Messina wird wieder gegen allen schicksalsgläubigen Determinismus als Summe aller Weisheit verkündet: der Übel größtes ist die *Schuld*, die Verletzung der Pflicht. Die Jungfrau von Orleans zeigt, daß die Heldin kein totes Werkzeug in der Hand einer höheren Macht ist, sondern daß sie nur stark ist in ihrer Pflichttreue. Im Wilhelm Tell gibt sich Schiller durch den notwendigen 5. Akt alle Mühe zu zeigen, daß die Tat kein Racheakt, sondern ein pflichtgemäßes Tun war.

Man sieht, wie sehr Schiller in alldem positivere Bahnen geht, wie er in seinen ihm überlieferten Anschauungen über den Wert der Sittlichkeit durch Kant erschüttert und darüber erhoben wurde, wie er sogar, gegenüber der Auffassung der Aufklärungszeit durch die höhere Einschätzung des sittlichen Tuns, des rechten und guten Werkes, auch zum volleren Verständnis der katholischen Ethik kam mit ihrer absolut bindenden und verpflichtenden Kraft der Gebote und Gelübde, mit ihrem kategorischen Imperativ der Pflicht gegenüber jeder Weichlichkeit und Bequemlichkeit des Fleisches und seiner Begierden, mit der Lehre der unbedingten Gewissenhaftigkeit, der Lehre, daß es dem freien menschlichen Willen nicht unmöglich ist, allen Versuchungen und Anfech-

Digitized by Google

tungen mit Gottes Hilfe und durch die Gnadenmittel der Kirche wirksam widerstehen zu können. Kant ist selbstverständlich nicht der Philosoph des Katholizismus; er muß im Gegenteil, da er seine Forderungen der Pflicht nicht aus den Geboten Gottes, sondern aus der reinen Vernunft ableitet, als destruktiver Meister gewertet werden; aber er hat wohl — wenn auch ungewollt — beigetragen, Irrtümer der Ethik, die sich außerhalb der Kirche festgesetzt hatten, zu berichtigen. Das zeigt unter anderem das gesamte Wirken seines genialsten Schülers, Schiller, durch dessen poetische Werke die Ethik der Pflicht und des Gewissens wieder neu in die Herzen so vieler Deutschen eingepflanzt wurde, gewiß auch zur siegbringenden Wirkung im Weltkriege.

Das Brünnlein

Von L. Rob. Enzmann.

Ein Brünnlein, das am Wege stund,
In tiefem Schnee verloren,
Bekannte mir mit wehem Mund,
Es sei nun eingefroren.

Es sei die Nacht so sternenklar
So wundervoll gewesen,
Da hab' es bis es Morgen war,
Im Sternenbuch gelesen.

Ob all der Pracht im Übermaß
Hab es sich so verloren,
Daß es sein Wässerlein vergaß;
Nun sei's ihm eingefroren.

„So mußt halt, bis es aufgefriert,
Auf's Wässerlein verzichten.
Gedulde Dich — so was passiert
Fast allen, die da dichten."

Digitized by Google

Die Mystik des Islams

Von Prof. Dr. Wilhelm Oehl, Freiburg, Schweiz.

(Fortsetzung.)

Mehr als zwanzig Werke hat Attâr verfaßt. Das kurze Gedicht „Heft vâdi", „Die sieben Täler", ist eine Art Einleitung und Ergänzung zu den „Vogelgesprächen". Die sieben Täler sind die sieben Stufen des inneren Weges der gottsuchenden Seele, ähnlich wie in Rulman Merswins „Neunfelsenbuch". — Volkstümlicher, aber nicht so poetisch wie die Mantik uttair ist das Pendnâmeh, das „Buch des Rates", eine wahre Schatzkammer ethischer Weisheit und im Orient viel gelesen. Eine andere Allegorie als in den „Vogelgesprächen", aber auch eine zoologische, behandelt das Uschturnâmeh oder „Kamelbuch"; die ungestillte Gottesliebe des Sufi ist hier symbolisiert durch das rastlos zur Kaaba hineilende Kamel des Mekkapilgers — ein echt morgenländisches Bild. Wieder ein anderes Bild, ein den Persern überaus geläufiges, führt das Bulbulnâmeh aus, das „Nachtigallenbuch". Es erzählt uns von der Liebe der Nachtigall zur Rose. Dieses wunderschöne Gleichnis variieren die mystischen wie die realistischen Dichter in tausendfältigen Wendungen. Um ein Beispiel dieser seltsamen, anmutigen Allegorie zu geben, setzen wir ein paar Ghaselen aus Hâfis hierher, der wie kein Zweiter von Nachtigallen und Rosen sang:

Horch, es hat Bulbul (die Nachtigall) soeben kund gemacht,
Wie der Dorn der Rose sie so wund gemacht.
Ach, warum so viele Dornen in der Welt,
Welche mit Holdseligem den Bund gemacht?
Ach, warum so leicht gebohrt ist Wundenharm
Und warum das Herz so schwer gesund gemacht?

Oder:

Nachtigall, die fromme, lebt und webet
Ewig in der Rose Dienst und Pflicht.
Doch die Rose sendet hart und herbe
Dornen in ihr Herze, bis es bricht.
Und von ihrem Aste sinkt verblutend
Nachtigall hinunter in den Staub,
Richtet auf die stolze, kalte Blume
Matt empor ihr sterbend Aug' und spricht:
„Allzu tief verachtest du mich Arme,
Allzu sehr verkennst du meinen Wert.

Digitized by Google

Nicht so ganz entbehr' ich allen Adels,
Ob mir auch der äußre Schein gebricht.
Meine Seele, wiss', ist eine Rose,
Ganz wie du so zart, so schön, so licht;
Schau herab, du allzu Ahnungslose,
Kennst du deine Schwesterblume nicht?"

Und wieder:

Die Nachtigall, nachdem sie
Lang ihre Not umsonst geklagt,
Sie hat am Ende grollend
Zur Rose dieses Wort gesagt:
„Sei nicht so stolz! Es pranget
So manche schöne Blume noch,
Die auch mit ihrem Dufte,
Die auch mit ihrem Glanz behagt!"
Worauf die Rose dieses:
„Nicht ohne Wahrheit sprichst du das.
Doch wehe dem, der also
Mit seinem Lieb zu sprechen wagt.
Denn wisse, daß Verliebten
Jedweder harten Rede Trotz,
Jedwede Selbsterhebung
Unziemlich ist und untersagt.
Wer nicht mit seiner Stirne
Die Erde küßt, wer aus dem Staub,
Worein er liebend stürzte,
Je wieder auf zur Höhe ragt, —
Der, als ein eingedrungen-
Unheimischer im Minnereich,
Er sei ohn' alle Gnade
Sogleich aus ihm hinausgejagt!"

Diese Liebe der Nachtigall zur Rose ist ein Sinnbild der Liebe der Seele zu Gott. Es wird uns schwer, so natürlich-plastische Bilder künstlich-mystisch zu zerdeuten, — es ist aber so. Attâr nun hat dieses Sinnbild zu einem ganzen großen Gedicht ausgesponnen, was auch andere nach ihm taten. Das Gedicht des Türken Fasli, „Gül und Bülbül", „Rose und Nachtigall", haben wir schon genannt.

Ein anderes, sehr umfangreiches Werk Attârs ist das Dschewâhirnâmeh oder „Buch der Wesenheiten", auch „Kleinod der Substanz", benannt. Es ist eine der schwächsten Dichtungen Attârs, mehr eine Skizze als ein fertiges Werk, voll matter Stellen und Wiederholungen. Doch finden sich mehrere Stellen darin, die an Pracht und Tiefe zum Besten aller mystischen Poesie gehören. Im folgenden Stück mischen sich die Worte des Dichters und Allahs Worte absichtlich so unter einander, daß man nicht recht weiß, sagt das Attâr oder Allah.

Eja! Jubl' ich fröhlich. Kenn' ich nun nicht selbst als einfach mich?
Zu mir selbst in Liebe brenn' ich, berg' in diese Liebe mich.
In mir ist das Zentrum, eja! Und das Zentrum wunderbar

Digitized by Google

Liegt zugleich vor mir als Kreis da. Anfang hier auch Ende war.
Eja, zeig' ich nicht im Spiegel Weltengeistes Angesicht?
Eja, meines Rätsels Siegel lösen tausend Jahre nicht.
Traun, in meines Geistes Klarheit zeigt nicht bloß die Menschheit sich,
Nicht im Abbild, nein, in Wahrheit bin das Ursein selber ich!
Keiner woll' den Ruhm gewinnen, daß er sage, was ich bin!
Wer es wagt, mag wohl beginnen, — doch das End' ist wirrer Sinn.
Keiner hat mich je ergründet, Keiner je mein Bildnis wies;
Hat mich einer je verkündet, war ich's, der sich selber pries.
Perl' und Kaufmann bin zugleich ich, ein Geheimnis wunderbar,
Lege auf den Kaufplatz selbst mich zum Verkauf dem Käufer dar.
Ein Juwel bin ich, es spiegeln in dem diamantnen Licht
Wie in hunderttausend Spiegeln alle Wesen ihr Gesicht.
Zeit und Raum liegt mir zu Füßen, drum rühm' meine Einheit ich.
Wenn ich schweigend will genießen, stürz' ich in mich selber mich.
Lösung deine Seel' begehret aller Wesen wunderlich;
Rätsel und Geheimnis lehret alle dir mein eignes Ich.
Herold bin ich selbst mir worden, weis' dich zu den Wundern hin,
Daß jetzt in Attarens Worten Ich, Gott selbst, der Redner bin.
Attar ist jetzt Mund und Ohr mir, da ich mich ihm selber zeig',
O des Wunders! Denn er spricht hier und hört sich auch selbst zugleich.
Tief versunken in Verzückung ist Attar und regt sich nicht.
Ich bin's, der in der Entrückung statt Attar die Worte spricht.
Ich betäubte seine Kräfte, ich betäubte seinen Sinn,
Zog ihn aus der Welt Geschäfte in mein eignes Wesen hin.
Nichts schaut er als mich alleine, alles Andre sieht er nicht.
Was er spricht, red' Ich alleine, und er lauschet dem, was spricht.
Also hab' ich in der Weihe das Geheimnis aufgedeckt;
Jetzt wird es verhüllt aufs Neue -- ewig bleib es nun verdeckt!
Ich will Attar jetzt erregen, jetzt verberg' ich vor ihm mich —
Seht die Zunge ihn bewegen, seht, das Auge öffnet sich!
Eja, Attar, Geisteskönig! Sag, ob du dein Rätsel weißt?
Trägst das Weltall samt dem König alles Seins in deinem Geist!

An das vorhin zitierte Wort von Bistami erinnert folgende Stelle, die den Menschen als Alles in Allem preist:

Was du bist, o Menschenkind, ist dir selbst verborgen.
Weißt du nicht, dein Innres ist Abend, Mittag, Morgen?
Weißt du nicht, daß du fürwahr bist der neunte Himmel?
Aus den Sphären sankst herab du ins Weltgetümmel.
Du fürwahr der Pinsel bist, der das Weltall malte;
Du das Licht des Lebens bist, das ins Nichtsein strahlte.
Bist du nicht das Paradies? Wie auf weitem Beete
Auf des Körpers Scholle hin dich dein Gärtner säte.
Ja, du bist des Himmels Sonn', ob dich gleich gefangen
Auf der Erde hält anjetzt sündliches Verlangen.
Bist du nicht der Michael, der, von Gott genähret,
Allen Wesen auch zugleich Gottesspeis' gewähret?
Bist du nicht der Gabriel, dem ununterbrochen
Offenbarung Gottes wird in das Herz gesprochen?
Rafael bist du fürwahr, der am jüngsten Tage
Alle Toten wecken wird mit Drommetenschlage.
Adam bist du. Namen gab Adam allen Wesen;
Du auch kannst in deinem Geist alle Rätsel lösen.
Noah bist du, den die Flut ringsumher umspület,
Der im Bauch des Schiffes ruht und sich sicher fühlet.
Abraham bist du fürwahr, mordest deinen Nimrod —

Digitized by Google

Geist dem leeren Truggebild der Erscheinung bringt Tod.
Moses bist du, lichtumstrahlt, auf dem Berge Sina —
Wahrheitslicht wie Meeresflut wogt um deinen Sinn da.
Bist du nicht der Isaak, der sogleich sein Leben
Bei der Liebe süßem Drang in den Tod gegeben?
Jakob bist du, der voll Freud' Tränen viel vergossen,
Da noch einmal Josef er in den Arm geschlossen.

Ein wichtiges Prosawerk Attârs ist noch zu nennen, die Tedkiret ul-aulijâ. Wir haben diese wichtige Sammelbiographie schon wiederholt zitiert. Attâr hat die 97 Heiligenleben dieses Buches zum Teil nach eigenen Forschungen aufgeschrieben. — Als uralter Mann wurde dieser große Mystiker und Dichter während des Mongoleneinfalles erschlagen im Jahre 1230. Wie Fârid und Arâbi war er ein Zeitgenosse unserer Heiligen und Mystiker Franziskus und Dominikus.

Ferid ud-din Attâr war ein weitberühmter Sufi und stand schon am Abend seines Lebens, als eines Tages ein fünfjähriger Knabe mit seinem Vater vor ihm erschien, wie die Überlieferung will, im Jahre 1212. Es war der junge Dschelâl ud-din, geboren in Balch 1207. Sein Vater, ein angesehener Theologe, hatte wegen der Umtriebe seiner Feinde aus Balch fliehen müssen. Attâr soll in prophetischem Geiste die weltbedeutende Größe dieses „Glaubensglanzes" (das bedeutet nämlich Dschelâl ud-din) vorhergeschaut und dem Knaben sein „Buch der Geheimnisse", Esrârnâmeh, mitgegeben haben. Dschelâl ud-din und sein Vater lebten dann in verschiedenen Städten Syriens, in Damaskus, auch in Mekka, und er studierte die theologischen Wissenschaften seiner Zeit. Dieses Wanderleben dauerte bis 1226; in diesem Jahre lud der seldschukische Sultan von Rûm (der Name Rûm = „Rom" war längst auf das oströmische, byzantinische Reich und dann auf Kleinasien übergegangen) Vater und Sohn nach Kônija, dem einstigen Ikonium. In dieser Stadt verbrachte Dschelâl ud-din, eine Reise abgerechnet, sein ganzes folgendes Leben, fern allen Ereignissen der großen Welt. Er starb 1273. Die erste Zeit lebte und lehrte der künftige Dichter wie alle Theologen des Islam. Das Jahr 1244 aber brachte eine bedeutsame Wendung. Er war schon ein berühmter Theologe, als plötzlich ein genialer Fanatiker seine Wege kreuzte, der sein ganzes Wesen gefangen nahm. Das war der Wanderderwisch Schems ud-din Muhammed Tabrîzî. Dieser faszinierende Mann übte drei Jahre lang eine unglaubliche Gewalt aus über unseren Dichter; er auch führte ihn in die heimlichsten Geheimnisse der Mystik ein. Daß ein solcher Genius wie

Digitized by Google

Dschelâl ud-dîn — seit er in Rûm lebte, hieß er Rûmî, der „Römer" — sich einem Fremden so ganz gefangen gab, läßt wohl auf dessen bedeutenden Geist schließen.

Schems ud-dîn war aber auch ein hochfahrender Mann, und sein Stolz wurde sein Untergang. Wie weit er sich wagte, zeigt folgender Vorfall. Einer seiner begeisterten Anhänger — er hatte deren ebenso viele als haßerfüllte Feinde — ruft ihn auf offener Straße an und sagt: „Es ist nur Ein Gott und Schems ud-dîn ist sein Prophet!" Das Volk ist empört; dieser Anruf gebührt nur Muhammed, dem Begründer des Islam, dem letzten und größten Propheten. Was aber tut Schems ud-dîn Muhammed? Er sagt jenem Rufer kühl und ruhig: „Du hättest schon sagen können: ‚Und Muhammed ist sein Prophet.' Ich heiße ja auch Muhammed." — Bei einem Volksauflauf in Kônija verschwand Schems ud-dîn im Jahre 1247 spurlos. Dschelâl ud-dîn aber bewahrte das Angedenken seines Freundes und Meisters treu bis ans Ende, ja, er veröffentlichte seine Poesien nicht unter seinem eigenen Namen, sondern unter dem des Schems ud-dîn aus Tebrîz.

Rumî ist der größte mystische Dichter nicht nur Persiens, sondern der ganzen außerchristlichen Weltliteratur. Seine beiden unsterblichen Werke sind das Methnewî und sein Diwan. Das Methnewî enthält in 6 Büchern 40 000 Doppelverse; es ist der Inbegriff aller mystischen Weisheit und Poesie des Orients. Die späteren Sufi betrachten es als Hauptkanon. Rûmî hat dieses wunderbare Buch verfaßt auf Anregung seines Lieblingsschülers Tschelebî Husâm ud-dîn († 1284). Innerhalb vierzehn Jahren wurde es mit mehrfachen langen Unterbrechungen zu Ende geführt. Die Anlage des Methnewî ähnelt der des Hadîkat des Senâî oder des Gulistân von Saadî: es sind mannigfache Erzählungen, Legenden, Anekdoten, Geschichten aus der Bibel, aus dem Koran, aus dem Khalifenzeitalter, Episoden aus dem täglichen Leben, aus dem Leben der Propheten, von Muhammed und Alî, von Jakob und Josef, von David und Salomon, von Moses und Pharao, von Jesus und Chider, von Abraham, von Ibrâhîm Adham, von Omar u. s. f. Und all diese Geschichten sind von einer mystischen Tendenz getragen und durchleuchtet; und obwohl die Anlage des Ganzen planlos scheint, ist der mystische Sinn im Zusammenhange ein geschlossenes System. Wir wollen jetzt Mehreres aus dem Methnewî kennen lernen.

Digitized by Google

Ein Zug aus der reichen Salomo-Legende:

Zur Morgenzeit trat einst ein edler Gast
Mit banger Eil' in Salomos Palast,
Aus Gram sein Antlitz bleich und blau sein Mund.
Der König sprach: „Was ist dir? Tu mir's kund!"
Er sprach: „Es sah, im Auge wilde Gier,
Der Todesengel Asrael nach mir."
Der König sprach: „Was soll ich tun, verkünde!"
Er sprach: „O Seelenhirt, befiehl dem Winde,
Daß er nach Indien alsobald mich bringe,
Ob dort vielleicht zu leben mir gelinge." —
Und über Land und Meer trug ihn sofort
Der Wind nach Indien auf des Königs Wort.
Im Ratsaal aber sprach am andern Tage
Der König zu dem Todesengel: „Sage,
Was schautest du so grimm nach jenem Frommen,
Daß ihm die Angst das Leben fast genommen?"
Er sprach: „Nicht grimm hab ich ihn angesehn;
Verwundert nur sah ich am Weg ihn stehn,
Da für denselben Tag mir Gott befohlen,
Aus Indien seine Seele herzuholen.
Ich sprach erstaunt: ‚Und hätt' er hundert Schwingen,
Gar weit ist's, heut bis Indien zu dringen'" —
Was alles ird'sche Tun, hiernach ermiß es!
Mach klar dein Auge und zum Schau'n erschließ es!
Vermagst du je, dir selber zu entflieh'n,
Sündhaft dich dem Allmächt'gen zu entzieh'n?

Sehr schön sagt Rûmî von der Askese:

Geist'ger Wandel macht den Leib zur Wüstenei,
Doch hernach sprießt aus der Wüst' ein Eden neu.
Umgegraben ob des Schatzes wird das Haus,
Durch den Schatz dann baust du zum Palast es aus.

Zu welcher Macht und Herrlichkeit dann der weltentsagende Gottesfreund gelangt, zeigt die Legende von Ibrâhîm Adham:

Adham Ibrahim saß einst am Meeresstrand,
Nähte dort als Bettler sich sein Mönchsgewand.
Plötzlich tritt ein Emir mit Gefolg heran,
Der vormals dem Seelenkönig untertan,
Küßt den Fuß ihm und wird alsobald verwirrt,
Da den Scheich er mit der Kutt' ansichtig wird.
Den, dem einst gehorcht ein weites Landgebiet,
Staunend er jetzt seine Kutte nähen sieht. —
Jener Geisteslöwe, dem die ganze Welt
Nur ein Wald war, wo er seine Jagden hält,
Spürt in seinem Herzen bald das Staunen auf
Und sieht seiner innersten Gedanken Lauf.
Leibesleuten äußerliche Art genügt,
Vor den Seelen ihnen dicht ein Schleier liegt;
Seelenleute seh'n des Herzens Herze an,
Weil Gott selbst die Tiefe ihnen aufgetan. —
Plötzlich wirft der Scheich die Nadel in das Meer
Und ruft laut: „Ihr Fische, bringt die Nadel her!"

Digitized by Google

Alsbald ragen hunderttausend Köpf' empor,
Jeder Fisch bringt eine goldne Nadel vor.
Nun der Scheich mit Ernst sich zu dem Emir kehrt:
„Wunderst du dich noch, daß ich die Kutt' begehrt?
Groß fürwahr die Herrschaft meines Reiches ist,
Größer noch die Macht im Reich der Herzen ist.
Dieses Zeichen war ein äußeres; innen nur
Findest meiner Macht du die geheime Spur.
Einen Zweig des Gartens bringt man wohl zur Stadt,
Doch den Garten nie zur Stadt gebracht man hat,
Wen'ger jenen Garten noch, von dem die Welt
Wahrlich nur ein Blatt ist, das zu Boden fällt.
Seele, o begnüg' dich nicht, wenn nur der Lust
Du dir und des Gartens Sehnsucht bist bewußt.
Laß die Sehnsucht dir der Blüte Bote sein,
Gnüge hast du nur, saugst du die Düfte ein.
Einen Duft nur braucht's, daß deine ganze Seel'
Sich für ewig diesen Garten auserwähl'.
Zieht der Duft dich zu dem Blütengarten hin,
Sehnend wird dir Brust und Herz und Aug' und Sinn."

Hören wir die Schilderung einer Verzückung:

Morgens einst zu Said, dem Knecht, Muhammed sprach:
„Sag, wie bist du aufgewacht an diesem Tag?"
Jener sprach: „Als Gläubiger." Drauf der Prophet:
„Was ist Zeichen, daß dein Glaub' in Blüte steht?"
Jener spricht: „Die Zunge klebt, es wallt das Blut;
Nächte wacht' ich schlaflos durch in Liebesglut,
Bis mir Nacht und Tag so schnell vorüberfuhr,
Wie ein Speer berührt des Schildes Spitze nur.
Hundert Religionen wurden mir da gleich,*)
Augenblick und hunderttausend Jahre gleich.
Jene Ewigkeit, die *vor* der Weltenzeit,
Nach der Weltenzeit die lange Ewigkeit —
Alle waren mir in einem Nu vereint.
Freilich, dem Verstand es unbegreiflich scheint."
Der Prophet drauf: „Bringst du ein Geschenk zurück,
Daß Verstand auch gläubig werd' an dein Geschick?"
Jener dann: „Wenn Menschen Wolken schauen an,
Schau des neunten Himmels Gottesthron ich an.
Paradies und Hölle sind mir aufgetan,
Jedem Menschen seh' ich die Bestimmung an.
Meinem Blicke Erd' und Himmel untergehn,
Meinem Blick schon jetzt die Toten auferstehn.
O Gesandter Gottes! Läßt du reden mich,
Das Geheimnis jener Welt verkünde ich.
Ich zerreiß' der Welten Schleier auf einmal,
Steh' als Sonne lichthell in des Himmels Saal."

Gott ist der Ozean alles Seins:

Gott ist aller Wesen absolutes Meer.
Alle Wesen sammt der Himmel Himmelheer,
Splittergleich hintreiben sie auf Seinem Meer.

*) Hier der *religiöse Indifferentismus* so vieler persischer Mystiker!

Digitized by Google

Wenn das absolute Meer im Sturm erbebt,
Bebend auch der Splitter sich zum Tanze hebt.
Will das Urmeer seine Splitter trocken seh'n,
Treibt es fort sie an des Ufers dürre Höhn.
Schlingt's vom Ufer sie in seine Strudel ein,
Müssen dienend sie, wie Stroh der Flamme, sein.

In Gott hört alle Vielheit auf:

Leben quillt mir perlend aus dem Untergang.
O wie lang bin heimatlos ich, o wie lang!
Wie der Fremdling aus der Fremde heimwärts zieht,
Aus der Vielheit so der Geist zur Einheit flieht. –

Im göttlichen Ursein des Pantheismus herrscht absolute Identität, alle Individuation vergeht hier:

‚Ich' und ‚Ihr' kein Gegensatz im Ursein ist.
Heil dir, Geist, der du befreit von ‚Ich' und ‚Ihr';
Der nicht Mann, nicht Weib du bist, Heil, Kühner, dir!
Mann und Weib in Eins vereint im Ursein ist,
Alle Vielheit in dem Eins vertilgt du bist.
Du die ‚Ich' und ‚Wir', die all der Weltkreis faßt,
Schach zu spielen mit dir selbst geschaffen hast.
Bis durchs Weltenall einst nur die Einheit kreist,
Sucht Vernichtung jetzt im Anschau'n jeder Geist.

Gottes Wesen ist zweifach, er ruht und wirkt zugleich. Die ruhende Gottheit ist in unabänderlicher Stille, der wirkende Gott entläßt aus seinem Geiste die Welten in die raumzeitliche Vielheit. So unendlich fern uns die ruhende Gottheit ist, der wirkende Gott ist Alles in Allem. In Ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir:

Sind wir töricht, sind wir Gottes Kerkerzwang,
Sind wir weise, sind wir Gottes Säulengang.
Wenn wir schlafen, Gottes Trunk'ne sind wir dann,
Wenn wir wachen, Gottes Herold sind wir dann.
Sind wir weinend, Wolken Seines Zorns wir sind,
Sind wir lachend, Blitze Seiner Lieb' wir sind.
Unser Kampf nur Seiner Stärke Abglanz ist,
Unser Friede Seiner Liebe Abglanz ist.

Die ganze Natur und alle Menschenseelen drängen aus ihrer Gottesferne und Gottentfremdung zu ihrem Quell zurück, um in Gott vereinigt zu ruhen:

Behlul fragte einen Mönch: „Wie geht es dir?
Immer kommst du mir so seelenfröhlich für."
Jener drauf: „Ei nun, wie sollt' es Jenem gehn,
Dem die Wesen all nach seinem Wunsch bestehn?
Dem der Strom nach seinem Wunsche Wasser geußt,
Dem nach seiner Seele Wunsch der Himmel kreist;
Dem sich Tod und Leben als Gesinde bückt,
Das er, wie er will, in seinem Dienste schickt;
Dem im Universum keine Lippe lacht,
Ohne daß er selbst sie lachend hat gemacht;
Dem im Universum keine Träne fließt,
Ohne daß er selbst aus seinem Aug' sie gießt;

Digitized by Google

Dem vom Sirius herab bis zu der Mück'
Nicht ein Puls schlägt ohne seinen Herrscherblick?
Gut und Bös, was auch geschieht, ihm gilt es gleich,
Weil vergöttlicht worden ist sein Geistesreich."

Wer seinen Willen dem in der Welt sich auswirkenden Gotteswillen gleichförmig gemacht, hat eine unerschütterliche Basis gefunden. Er steht wirklich über der Welt. Sie geht ihren Lauf, wie Gott und er wollen. Auch die scheinbare Absolutheit von Gut und Böse vergeht dann[1]):

Von dem Namen komm zur Form, von Form zum Sein
Und dann stürz' kopfunter in das Sein hinein!
Wenn dein Aug' gleichfarbig siehet Bös und Gut,
Ungeteilt es dann nur in dem Einen ruht.

Ja, das Böse, die Sünde haben sozusagen einen besonderen Vorteil: sie sind die Wurzel und Ursache der Reue, die Gott noch wohlgefälliger ist als Gehorsam. Ein reuiger Sünder ist Gott lieber als neunundneunzig Gerechte. Das ist der paradoxe „Segen" der Sünde:

Wer ans Ziel gelangt, im Wesen sich ertränkt
Und nicht mehr an Eigenschaft und Richtung hängt.
Badest du im Grund des Brunnens dein Gesicht,
Weißt du von des Wassers Farb' und Aussehn nicht.
Ziehst du aus dem Grund dein Angesicht heraus,
Dann nur sieht das Wasser blau und grünlich aus.
Was dem Frommen Sünde und Verletzung dünkt,
Einem Gottesfreunde Ruhm und Ehre bringt.[2])
Was dem Fernen Einheit dünkt und Reinigung,
Ist dem Freunde Trennung statt Vereinigung.

Diese Gedanken konnten und mußten gefährlich werden und fürchterliche Verheerung anrichten. Fast ebenso gefährlich sind folgende Gedanken:

Blitzt die Sonne in des Erdrunds Nacht hinein,
Sprich, was soll uns ferner noch der Lampe Schein?
Steht der Freund [Gott] vor Augen dir, den du geliebt,
Brauchst du da den Boten noch, der Nachricht gibt?
Wird im Innern dir der Herr nicht offenbar,
Wohl, so lauf dann hin zu jener Botenschar! —

Denn, wenn Gott selbst sich zeigt, scheinen Mittler und Gesetz nicht mehr vonnöten:

Wer zum Freunde schon den Weg gefunden hat,
Nichts mit Wegeweisern mehr zu schaffen hat.
Wer schon an des Himmels höchster Kuppel steht,
Nimmer der nach einer Leiter suchen geht.
Nach Gesandten oder Briefen fraget nicht,
Wer geborgen an des Sultans [Gottes] Busen liegt. —

[1]) Wieder ein gefährlicher Irrtum.
[2]) Dieser falsche Gedanke hatte sehr schlimme praktische Folgen!

Digitized by Google

Dem Gottvereinten vergeht die Welt wie ein Traum:

Alles Leben ist mir nur ein Traumgesicht. —

Er ist berauscht von der Gottheit:

Trunken sind wir alle von dem Gotteswein. —

An einer der eben zitierten Stellen wird die Welt mit einem Schachspiel verglichen. Gott ist gleichsam ein einsamer Spieler, der zu seinem Zeitvertreib einen imaginären Gegner matt setzt und die weißen, die schwarzen Figuren für sich, gegen sich stellt. Das wunderkühne Bild, die Welt als Spiel Gottes aufzufassen, ist im Orient verbreitet. Auch in den Upanischaden finden wir diesen Vergleich, der in seiner Gleichnishaftigkeit dem Wesen der Welt vielleicht am nächsten kommt. Auch Rûmî bringt diese Allegorie wiederholt. Die Welt erscheint ihm als nichtiges Kinderspiel:

Im Koran spricht Gott: „Was ihr hier nennt Gewinn,
Kinderei ist's gegen jener Welt Gewinn."
Gleichwie Kinder sich im Spiel bau'n Buden auf —
Zeitvertreib bezielt ihr Kauf und ihr Verkauf;
Kommt der Abend, hungrig sie nach Hause gehn,
Lassen ihre Bude sammt den Waren stehn:
So ist Spielzeug diese Welt und Tod die Nacht.
Jeder hat den Beutel leer nach Haus gebracht.
Einzeln jeder und betrübt zum Friedhof zieht,
Klageschrei folgt, wenn die Freude abgeblüht.
So vergänglich dieser Welt Gewinnste sind,
Dieser Welt Gewinnst flieht hin geschwind, geschwind.

Wie sich der Teufel seine negative Rolle im Weltspiel zurechtlegt, besagt folgende Stelle:

All die weite Welt für Gott ein Schachbrett ist.
Wenn die Steine spielen, Gott der Spieler ist!
Hab' ein Spielchen auch gespielt, weil Er's befahl.
Zum Verderben ward das Spiel mir diesesmal.
Aber auch im Unglück Er bewahrt mich hat:
Bin ich matt, bin gottes-matt ich, gottes-matt!

Die mystischen Gedanken des Methnewî, so schön und edel und wahr sie vielfach auch sind, bewegen sich, wie diese Proben zeigen, teilweise an gefährlichen Grenzen und sind denn auch, wie ja überhaupt die ganze islamitische Mystik, stellenweise in gefährlichsten Pantheismus ausgeartet.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Herr Walter.

Von Hans Eschelbach, Bonn.

I.

Das war Herr Walter vom Wasgenwald,
Ein Held sonder Furcht und Tadel;
Er war nicht mehr jung, er war noch nicht alt,
Er war vom ältesten Adel.

Sein Herz war größer als sein Reich,
Eng waren des Landes Marken;
Aber Bürger und Bauern, alle zugleich
Waren glücklich im Schutz des Starken.

Sein Arm war von Stahl, sein Herz war von Gold,
Kein Sänger sang süßere Lieder,
Es waren ihm alle Frauen hold
Und schlugen die Augen nieder.

Er sah es nicht, er ahnte es nicht,
Er ist vorbeigegangen;
Ihn hielt mit ihrer Augen Licht
König Werwalds Tochter gefangen. —

II.

König Werwald war ein strenger Mann,
Herr Walter war ihm nicht pflichtig;
Doch tat ihn der König in Acht und Bann
Um eine Sache, die nichtig.

Man sagte: Wo König Werwald haust,
Da ist nicht Heil noch Segen.
Schwer hat des Königs Eisenfaust
Auf dem eigenen Volke gelegen.

Er machte den freien Mann zum Knecht,
Und den Knechtsknecht macht' er zum Büttel,
Er achtete nicht verbrieftes Recht,
Er bog es mit Eisen und Knüttel.

Und wie er dem Volke Freud' und Fried'
Und Achtung und Ehre genommen,
Da ist Herrn Walters Freiheitslied
Weit über die Grenze gekommen.

Digitized by Google

Seine Lieder gingen von Mund zu Mund,
Man folgte nicht mehr den Bütteln;
Das Volk begann in derselben Stund'
An seinen Ketten zu rütteln. —

III.

König Werwald saß auf seinem Thron,
Er stützte sich schwer auf sein Schwert;
„Ich merke" grollte er, „lange schon,
Daß es im Volke gärt.

Es zehntet verdrossen. Es murrt und stöhnt,
Meine Faust sei ihm zu schwer;
Es war doch meine Faust gewöhnt —
Das Murren, wo kommt es her?"

Da schlichen die Räte sich hindann,
Es schwiegen Kanzler und Knecht;
Es sprach nur ein treuer Aldermann:
„Das Volk verlangt sein Recht."

„Sein Recht? — Mein Wille ist sein Recht!"
— Da wurden die Rücken krumm —
„Herrn Walter mach' ich zum letzten Knecht,
Und sein Lied, ich mach' es stumm!"

König Werwald biß sich die Lippen wund.
„Ich werd' ihn schon beugen, den Mann!
Herr Walter ist von dieser Stund'
In des Königs Acht und Bann!"

IV.

Und als man die Sage von Acht und Bann
Herrn Walter hat überbracht:
„Ich bin doch selbst ein freiherrlicher Mann!"
Rief er und hat gelacht.

„Und wenn es vor Freiheitsliedern grauſt,
König Werwald — mir ist es gleich;
Ich bin nicht der Knecht seiner Eisenfaust,
Freiherrlich ist mein Reich!

Sagt ihm, ich habe des Bannes gelacht;
Ich habe mein eigenes Recht.
Wer ein freies Volk zu Knechten macht,
Ist im Herzen selbst ein Knecht!

Digitized by Google

Was solls, wenn König Werwalds Hand
Mir dräut und mich bekriegt?
Seine Tochter ist die Schönste im Land,
Die hat mich längst besiegt!"

V.

Sechs Wochen später, da war es vorbei,
Da lag die Burg im Sand,
Da ging ein wilder Verzweiflungsschrei
Durch Herrn Walters verwüstetes Land.

Das war der Tag, wo meuchlings man
Vom Hengst den Helden stach
Und über des Schlosses Trümmern dann
Ihm Schwert und Pflug zerbrach.

Man bracht' ihn vor König Werwalds Thron,
Da stand er blutig und bleich.
„Ei, seht doch", so rief der König voll Hohn
„Den Herrscher ohn' Krone und Reich!" —

„Und ob du auch den Bannfluch sprachst,
Mich zwingst du nicht ins Joch!
Und ob du gleich mein Schwert zerbrachst:
Ein freier Mann bin ich doch!"

Herr Walter rief es von Ketten gedrückt
Dem Könige ins Gesicht. —
„Mein Nacken ist in Ketten gebückt!" —
„Mein Herz, das beugst du nicht!"

„Du hobst deine Augen zu meinem Kind,
Du botest Trotz mir, du Tropf,
Henker, nun wirf ihm als Lohn geschwind
Vor die Füße den stolzen Kopf!" — —

„Vater! — —" Ein wilder Entsetzensschrei —
„Er ist kein Schelm und kein Dieb,
Vater, ich küß meinen Helden frei,
Vater, ich hab' ihn lieb!"

Ihre Locken flogen im Frühlingswind,
Blaß stand er, blutig und wund,
Es hing ihm am Halse das Königskind
Und küßte ihn auf den Mund. —

Digitized by Google

VI.

König Werwald wurde wie Wachs so weiß
Und sagte: „Führt sie hindann.
Wen meine Tochter küßte so heiß,
Den rührt kein Henker mehr an. — —

Du verführtest mein Volk, du verführtest mein Kind,
Dein Lied brachte Zwiespalt und Sturm —
Wo die Eisenstäbe am mächtigsten sind
Verstummt schon dein Lied. — In den Turm!" —

Wohl lag Herr Walter in Leid und Not
In Ketten rostig und schwer,
Wohl grinste durchs Gitterfenster der Tod
Und die Wunden schmerzten ihn sehr.

Doch als nach Monden der Frühling kam
Und die Dommel rief im Ried,
Da sang im Kerker trotz langem Gram
Herr Walter sein Freiheitslied.

Und die Bettler und Fröner habens gehört
Und es ging von Mund zu Mund.
„Er hat mir mein ganzes Volk betört!"
Rief der König in schlimmer Stund'.

„Sein Lied hat Flügel wie der Wind,
Unfriede hat es gebracht;
Tags träumt mit offenen Augen mein Kind
Und ich hör' es weinen bei Nacht.

Durch den mir Leid und Kummer kam
Er singt in Ketten noch,
Der meinen Nächten den Schlummer nahm:
Walter, ich zwinge dich doch!" — —

VII.

In den Kerker, in seinen Mantel vermummt,
Trat der König und sah sich um:
„Walter, wenn nicht dein Lied verstummt,
Mach' ich dich selber stumm!

Ich halte die Zügel in fester Hand
— Du hast ihre Kraft verspürt —
Ich will nicht, daß man mir Volk und Land
Mit Torenliedern verführt!

Digitized by Google

Dein Lied, dem niemand mehr entrinnt,
Es hat zu große Gewalt!
Lasse in Frieden mein einziges Kind;
Sie ist jung und du wirst alt.

Bezähm' deines Herzens heißes Gelüst,
Verschließ deinen Liedermund,
Vergiß meine Tochter, die dich geküßt,
Und ich mache dich frei zur Stund! — —"

„Und hältst du mich auch in deiner Gewalt,
König Werwald, dein Wort zerstiebt;
Der ist und wird fürwahr nicht alt,
Den die Jugend versteht und liebt.

Ich lieb' dein holdseliges Töchterlein — — —"
„Du bist ein gefangener Mann!"
„Das müßte ein schlechter Adler sein,
Der niedriger fliegt als er kann!

Mein Herz singt weiter ohn' Ruh und Rast,
Und machst du mich stumm und blind:
Zehntausendmal mehr als ihr Vater mich haßt
Lieb' ich dein blondes Kind!

Und lieg' ich in Unglimpf und Ungemach
Wie ein Sklave gefesselt im Turm:
Ich singe auch noch in Ketten wach
Deines Volks Freiheitssturm!"

Wohl hob König Werwald dreimal sein Schwert,
Doch dreimal sank es ihm sacht;
Es hat den Starrkopf zu viel gelehrt
Seines Kindes Weinen bei Nacht.

Er ging aus dem Kerker tief gebückt,
Langsam und müd' war sein Gang,
Er hielt das Schwert an die Brust gedrückt — —
Herr Walter aber sang:

Mein Herz ist wund, mein Herz ist schwer,
Es wandert rastlos wie Ahasver
Und sucht dich auf allen Straßen.
Meiner Seele so nah, meiner Sehnsucht so weit,
In Haft und Banden, in Not und Leid:
Ich liebe dich ohne Maßen!

Wohl ziehen der Krüppel und Bettler viel
Um Habedank mit dem Saitenspiel

Digitized by Google

Elend in Weh und Wunden;
Doch wie sie das Schicksal zu Boden warf:
Lieb', die nicht hoffen noch reden darf,
Tut weher zu allen Stunden.

Wohl trennen uns Riegel und Schranken viel,
Doch bist du meiner Gedanken Ziel,
Doch gilt dir mein Sehnen und Werben.
Und brechen die eisernen Gitter nicht,
So will ich, treulich der Ritterpflicht,
In deinem Namen sterben.

An die Eisenstäbe drück' ich die Stirn,
Flammen im Herzen und Flammen im Hirn;
Doch brechen dereinstens die Bande:
Du warst im Kerker das Trostlicht mein,
Nun sollst du die leuchtende Sonne sein
Dem glücklichsten Manne im Lande!

VIII.

Drei Jahre lag Herr Walter im Turm,
Dunkel war sein Gemach,
Doch sang sein Lied den Freiheitssturm
Und alle Sehnsucht wach.

Die Mauer war morsch; er stieg hinan,
Er sah hinaus ins Licht,
Es drückte der unglückselige Mann
An das Gitter sein glühheiß Gesicht.

Es drückte das Eisen die Stirn ihm wund,
Er hatte deß nicht acht,
Er sah über Wald und Wiesengrund
Hinaus in die Frühlingspracht.

Und das Heimweh rief, und die Sehnsucht schrie,
Und der Sprosser sang süßer als je — —
„O Welt, so schön warst du noch nie
Und so groß war nie mein Weh!"

Herr Walter rief es. — Der Abend kam
Mit Sternen ohne Zahl,
Da lehrte ihn der lange Gram
Ein Lied voll Sehnsuchtsqual.

Das flog zu König Werwald geschwind,
Rot ward er vor Zorn und Haß,

Digitized by Google

Er sah auf sein einziges Herzenskind,
Das war wie der Tod so blaß.

Es hob sich vom Wocken und ging hinaus
Wie aus tiefem Traume erwacht — — —
König Werwald löschte die Lichter aus
Und sah hinaus in die Nacht.

IX.

„Du, die ich nie erreichen kann,
Dich sucht mein Lied!
Ich liege in Aberacht und Bann
Ohn' Freud' und Fried'.

Und draußen, ach, die junge Welt
Sie blüht und mait,
Dieweil mein Herz, das dir gesellt,
Vor Sehnsucht schreit.

Reißt dich nicht auch die Sehnsucht hin?
Sie sucht und sucht — —
Um meiner Liebe willen bin
Ich ja verflucht.

Wohl trennt uns Eisen und Fluch und Not
In Qual und Pein;
Doch deine Seele, bis über den Tod
Mein hört sie, mein!

Und unsere Herzen trennen sie nicht
Was auch geschieht — — —
O du mein Trost und mein Kerkerlicht,
Dich sucht mein Lied!"

* * *

Und es hörte das Lied das Königskind,
Die Nachtigall sang ein Gedicht,
Der Mond ging auf und leuchtete lind,
Und der Turm lag in lauter Licht.

Der Turm auf steilem Felsen stand,
Der Abgrund war schaurig und tief;
Alter Epheu um Fels und Turm sich wand,
Und das Lied es schluchzte und rief — — —

Und rief und weinte so heimwehkrank,
So voll von Liebe und Not — —
Da raschelte es im Epheugerank
Und hinauf gings auf Leben und Tod.

Digitized by Google

Sie wußte nimmer, wie ihr geschah — — —
Sie hing an dem Gitter voll Pein.
Zwei starke Hände kamen ihr nah
Und zogen sie rettend hinein.

Und ein Jauchzen, das im Schrecken erstickt,
Kam aus der Finsternis.
Sie hat unter Tränen ihn angeblickt,
Als an sein Herz er sie riß.

Und eine junge Nachtigall
Sang drunten am Mühlenwehr:
„Es ist der Liebe doch überall
Kein Weg zu weit und zu schwer!"

X.

Es war eine kinderselige Zeit,
Die die Beiden im Kerker vollbracht,
Dieweilen es draußen Blüten schneit
In schweigender Vollmondnacht.

Ihre Stirne glänzte in Jugendschein,
Ihre Augen leuchteten blau,
Bald sah daraus ein Kind so rein
Und bald die glückseligste Frau.

Und den in jahrelanger Haft
Der Lebenshunger gequält:
Das Glück hat seine Muskeln gestrafft
Und seine Sehnen gestählt.

Sein Sehnen war heiß. — „Geliebter mein!"
Sagte sie selig wie nie,
Und sie sah ihn an wie ein Kind so rein.
Das zwang ihn in die Knie.

Da war sie ihm fern und doch so nah,
Und er kannte seine Pflicht.
Wie eine Blume stand sie da
In Unschuld und lauter Licht.

In Seligkeit und süßem Schmerz
Sah er zu ihr hinan,
Und er zwang sein ungestümes Herz
Wie ein echter Edelmann.

Digitized by Google

Dann stand er auf und strich ihr das Haar
Und küßt' ihr die Stirne lind
Und die Kinderaugen wunderbar
Und war selber ein reines Kind. —

XI.

„König Werwald, die Kemenate ist leer,
Dein Kind ward nicht gefunden;
Das ganze Gesinde rennt hin und her — — —
Wir suchen sie schon seit Stunden."

„Mein Kind?" — Er fuhr aus dem Brüten auf —
„Ihr sollt sie mir wiederbringen! — — —"
Er tastete nach des Lehnstuhls Knauf —
„Hier saß sie und hörte ihn singen — — —

Und ging hinaus und folgte dem Sang — — —
— Was wollen draußen die Schreier? —
Wer kommt dort gebückt die Wand entlang?" —
„Der Kanzler. Er bringt — — — ihren Schleier."

„Ihren — — Schleier? Wo war der? — —
Was starrst du mich an? — — —"
„König, draußen war Sturm — — —
Und der Schleier — — es brachte ihn eben
ein Mann —
Er hing überm Abgrund am Turm."

„Überm Abgrund? — — Am Turm? — —
Herr, hilf meiner Not! — —
Mein Kind am Abgrund? — — — Sucht
— — — sucht!
Doch wer mir sagt mein Kind sei tot,
Der sei verdammt und verflucht!"

XII.

In der Halle, die nun stumm und leer,
Stand der König gebeugt und fahl.
Da stürmte mit Schritten stolpernd und schwer
Der Wächter in den Saal.

Der rief: „König Werwald, ich tue dir kund
— Unschuldig bin ich bei Gott! —
Herr Walter treibt zu dieser Stund'
Mit deiner Ehre Spott!

Digitized by Google

Ich habe die Tür nicht aufgemacht,
Doch bin ich nicht taub und blind:
In Walters Kerker weint und lacht
Die Stimme von deinem Kind!"

XIII.

Die Tür flog auf. — Mit nacktem Schwert
Stürzte der König vor:
„So hältst du meine Ehre wert? — —
Das ist dein Tod, du Tor!"

Ausholt er zum Streiche wuchtig und wild,
Rasend vor Zorn und Schmerz.
Da warf sich Herrn Walter als Schutz und Schild
Das Königskind ans Herz.

„Vater!" rief sie „für ihn, der mir lieb,
Ging über den Abgrund mein Schritt,
Und tötest du ihn wie ein Schelm und Dieb,
Vater, dann sterb' ich mit!"

Das Schwert fiel klirrend aus seiner Hand,
Tief sank sein weißes Haupt,
Und er lehnte sich schwer an die Kerkerwand:
„Du hast mir mein Liebstes geraubt!"

Herr Walter rief: „Das ist nicht wahr!
Laß deine Klagen sein. —
Ihre Kinderaugen wunderbar
Die haben noch hellen Schein.

Wohl raste stürmend mein wildes Blut,
Und mein Herz war durstig wie nie;
Doch ihrer Unschuld heil'ges Gut,
Das zwang mich in die Knie.

Ich liebe sie mehr als die ganze Welt;
Doch ein Mann kennt seine Pflicht.
Wer des Feindes Ehre nicht heilig hält,
Ist selbst ein ehrloser Wicht!

Die meine Seele gefangen nahm,
Sie ist mein ganzes Glück;
Doch rein, wie an mein Herz sie kam,
Rein geb' ich sie dir zurück!" — —

Der König nahm seines Kindes Hand:
„So führ' ich sie selber dir zu!

Digitized by Google

Ich weiß, es ist im ganzen Land
Ihrer würdiger keiner, als du!

Ich gebe dir Freiheit und Land und Schatz,
Dein sei mein Kind und mein Thron,
Und suchst du an meinem Herzen Platz,
So komm' und werde mein Sohn!"

Und Hände, die sich wild bekriegt,
Sie fanden sich warm und lang;
Was Haß und Hader nie besiegt,
Der Liebe nur gelang.

Es hat es der jungen Nachtigall
Der Lenz wohl eingeflößt;
Denn sie sang in die Welt mit lautem Schall:
„Die Liebe — — die Liebe erlöst!"

Nachtgebet.

Von Hans Sturm

Tiefe Stille
Hoch über der Welt — —
Gewaltiger Wille
Lenkt und hält
Sternenheere,
Die niemand ermißt . . .
Steh schaudernd und ehre,
Den, der da ist!

• • •

Digitized by Google

Der Erzähler P. Maurus Carnot

Von Professor Josef Schälin, Schwyz.

(Schluß.)

„Feurige Kohlen" (Vgl. Rom. 12, 20). Vom blutigroten Mantel umflossen steht ein anderer Toter auf, Kardinal Ximenez. Mit ihm erscheint die Zeit seiner Kämpfe, bis auf den „letzten Maurenseufzer" in Gestalt des düstern Abdallah, der das Herz des edlen Spaniers Carlos mit Haß vergiftet gegen Fernando. Dieser muß darum den Pflegevater, Schloß und Heimat, selbst die Freiheit verlieren, aber vermag dennoch zu sprechen (S. 57):

„O Carlos, feurige Kohlen muß ich sammeln,
Und feurige Kohlen legen auf Dein Haupt,
Daß Deine tote Liebe wieder brenne!"

Und er führt Carlos, der bald auch alles verlor, wieder in Freiheit, Heimat, Besitz, zum Vater zurück, und überwältigt durch solche Weltmacht des Christenvergebens den Feind gewordenen Freund. Aber auch Ximenez legt dem Abdallah durch ungehoffte Großmut brennendes Feuer auf die Sünderstirn.

„Franz Pizarro". Spanien entsendet nach Peru vier Eroberer: einen Löwen — den Titelhelden —, einen Leoparden — Almagro —, eine Hyäne — Herlando Pizarro — und ein Lamm — Fra Bartolomé. Letzteres vermag dem Wüten der andern nicht zu wehren, ja wird selber beinahe zerrissen. Der Leopard erliegt dem Löwen, die Hyäne muß vor ihm entfliehen, aber schließlich wird er selbst erlegt.

„Der Friedensengel". Er scheint uns mit „Feurige Kohlen" gedankenverwandt, aber formvollendeter und daher die Perle unter Carnots Bühnenwerken. — Gustavo „Sasso" ist wahrlich ein „Stein", den aber die Hölle ausgeworfen, daß er das Glück der stillen Stadt Urbino zerschlage. Schon fiel er schwer auf drei kostbare Leben herab. Eben will er das Haupt des Fürsten Odone Montefeltre zerschmettern, — da ergreift ihn Gottes Hand und schleudert ihn in den Abgrund zurück. Dieses Wunder erbetet, eropfert „Der Friedensengel" Ugone, des Fürsten Enkel. Ihm hat schon das Büchlein, der Leib der Benediktusregel, das Leben gerettet. Deren Geist aber gibt ihm Kraft zum Verzicht auf die Krone zu Gunsten des gegnerischen Hauses Ubaldi. —

Digitized by Google

Das hohe Lied der Lehrerliebe singt uns Carnot nicht als Dramatiker, sondern als Erzähler der Geschichte des „General Demont". Darin stellte der Dichter auch ein Denkmal auf für den Rechenmeister der Revolution, Lazare Carnot. Wir vermuten, ein bischen Verwandtenstolz habe dabei den Meißel geschärft. Demont selber gleicht dem „Wilden Mann", noch mehr dem „Landrichter". Er wendet sich aber nach Frankreich und jagt dort nach der Gemse „Ehre." Er trifft sie erst spät und muß auf einsamer Höhe mit der Erkenntnis sterben: Ruhm füllt wohl ein Leben an, aber nicht aus! Und ihm folgt von der Zelle aus, die Lippen bewegt zu Warnung, Rat oder Gebet, Basil Veith, ein Lehrer und Dichter von Disentis! Dieser Mann ohne Kinder weiß seinen Schülern mehr als Vater zu sein. Von ihm hat Sankt Paulus sicher nicht gesagt: „Divisus est (I. Cor. 7, 33)"!

Freundschaftlichkeit, Unschuld und Jugendfrische machen also mit der Muse unseres Dichters geistesverwandt. Finden sich die Drei als Eigenschaften an Gliedern desselben Hauses, dann erscheinen Blutsverwandte, wie Carnot sie im Herzen trägt und in seinen Werken darstellt.

Das Gedicht „Mein Schwesterlein" (Ged., S. 131 f.) klagt um „Lieb-Philomenchen", das der Knabe schon verlor und dem noch der Mann Heimwehlieder ins Grab nachsingt. Wars die einzige Schwester? Aus dem Inhalt der zwei folgenden Geschichten vermuten wir eher, Pater Maurus habe zum wenigsten eine zweite Schwester gehabt als Engel in entscheidender Zeit.

„Pulverhorn und Zither." Zum Seminaristen Xaveri in Brixen kommt kurz vor den Weihen der Versucher in der seltsamen Gestalt eines — Pulverhorns. Dieses ist gefüllt mit Liebe zu Jagd und Heldentum und zum Röseli vom Goldenen Adler. Die Entscheidung schwankt. Da kommt die Nachricht: die Mutter ist tot! Der Sohn atmet auf: jetzt bin ich frei! Dem guten Kaiser Franz Joseph folgt er nun nach Italien. Doch beim Rückzug vom Gardasee schlägt ihn ein piemontesisches Roß in Wunden und Ohnmacht. Fast wunderbar gerettet, findet er sich aus langer Leidensnacht zum Priesterberuf zurück. — Die Schwester Maria, die Zitherspielerin, verzichtete schon früher im Gedanken an die Zukunft ihres Bruders auf die bräutliche Myrte. Jetzt betet und wallfahrtet und opfert sie für ihn alle Enttäuschungen und Leiden, ja ihm zulieb verkauft sie sogar das geliebte Instrument, bekommt es aber unerwartet wieder geschenkt und dazu noch als Bräutigam den Retter ihres Bruders und diesen selbst als zukünftigen Pfarrer.

Digitized by Google

„Der Kaplan von Selva." — Johann Joseph und Annali Deplatz sind ein Geschwisterpaar, wie sie wohl nur im Himmel vorkommen und in — Graubünden. Schon als kleiner „Malefizbub" verteidigt der Bruder sein Schwesterlein gegen Zigeuner und Krieger. Und als die böse Lauwine das Häuslein fortwischt, da faßt er den Entschluß, sich und der Schwester ein neues, gemeinsames Glück zu schaffen in der Kaplanei des heimatlichen Dörfchens. Er zieht nach Salzburg und ringt mit dem Hunger und den Fächern des Gymnasiums und wird endlich Hauslehrer beim Grafen Brandis. Da tobt nun in furchtbarer Nacht eine Entscheidungsschlacht unter dem Feldgeschrei: Hie Gold, Stadt, Hochzeitsbecher, Isabella, die verliebte gräfliche Schülerin, — hie Armut, Wildnis, der Kelch des Herrn, Annali von Selva, die geliebte Schwester! Erst die heißen Rufe der Muttergotteslitanei und der Segen einer kleinen Marienmedaille gewinnen den Sieg für Anna und Altar. Bald darauf ist er „der Kaplan von Selva". Die Schwester schickt ein für jede Pfarrköchin vorbildliches Gelöbnis zum Himmel: „Ich will für den Bruder leben, weil er ein Hirt der Seelen ist (S. 201)"! Jahre darnach sieht er Salzburg wieder, nur um eine verirrte Seele zu suchen. Unterdessen bittet Anna Gott, ihr jetzt den Tod zu senden, damit sie nicht von ihrem Bruder Abschied nehmen müsse. Da er zurückkehrt, liegt sie schon im Grabe, betrauert als der gute Engel des Todes. Er bleibt der nun einsame gute Hirt.

Aus den Gedichten „Meinem Vater" (Ged., S. 75 f.) und „Die Paradiesesgrenze" (Ged., S. 63 ff.) vernehmen wir folgendes: Der kleine Carnot geht eines Tages mit seinem Vater, einem stolzen Bauern, über Acker. Die blauen Kornblumen gefallen dem Kind besser als das Korn. Das betrübt den Mann. Denn er weiß nun, daß sein Sprößling aus der Art geschlagen. So scheint er den Sohn gar nicht ungern zum Studieren entlassen zu haben. Wenigstens will er auf dessen Heimkehr in die Ferien das Kämmerlein neu malen lassen. Doch mitten im Schuljahr muß er schon sterben . . . Sonst redet Pater Maurus wenig vom Vater. Er hat ihn ja gar früh verloren: das gibt seinem Dichten vielfach etwas Weiches und etwas Parteiisches für die Frauen. Die Männer sind auch bei ihm zu Allem fähig. Unter den Frauen kennt P. Maurus nur Marienkinder! Und erst die Mütter, — sagen wirs kurz: Pater Maurus ist der Sänger der Mutterminne! Wollten wir alle Zeugen hierfür verhören, die ganze Schar seiner Musenkinder stände auf. Statt dessen vorläufig einige neue Titel aus den Gedichten: „Die Mutterhand" (S. 85): „Briefe der Mut-

Digitized by Google

ter" (S. 82 ff.); „Eine Träne" (S. 86); „Kamillenblumen" (S. 87 f.); „Der Ast am Fensterbogen" (S. 32); „Wallfahrt mit der Mutter" (S. 91); „Vergiß nicht Deine alte Mutter" (S. 92 f.); „Vielleicht, wenn meine Totenglocke geht" (S. 43). Deren Inhalt spiegelt ein Leben und Sterben ab auf Mutterarmen, unter Muttersegen, im Muttergedanken. — Aber Pater Maurus widmet der Mutter auch drei besondere Geschichten.

„Zwei Liebesleut". Die Liebenden darin sind Mutter und Sohn. Sie heißt Paulina, wie die Mutter unseres Dichters (Vgl. Ged., S. 131). Er nennt sich Hans, dazu Wilderich, denn er ist ein Schalk, trotz der stillen Sehnsucht nach dem Kloster. Im Kreis der Kameraden trägt er mit Feuer das Lied vor:

„O Schönste Du im ganzen Tale
Mit Deinem braunen Augenpaar!
Ich sehe Dich am Garbenacker,
Das weiße Tuch, das braune Haar!

O Schönste Du im ganzen Tale,
Ich sehe Dich im Kirchlein knien,
Wenn durch die runden Fensterscheiben
Die roten Abendwolken ziehn . . . . . .

Ich weiß, Du bist mir treu geblieben,
Und ohne Kummer, ohne Qual,
Bleibt unsere stille, treue Liebe,
O Schönste Du im ganzen Tal!"

Kein Wunder, wenn der verliebte Jurist Heini Federspiel reinfällt und diese „Geliebte" seines Freundes und zukünftigen Schwagers nicht am rechten Orte sucht!

„Die Mutter des Admirals". Hier zeigt sich die Mutter als die große Beterin für das verirrte Kind: das erhabene Motiv der Monika. Und wie diese den Augustinus, so besiegt die Mutter des Siegers von Lissa, des Admirals Tegetthoff, ihren Wilhelm durch geduldiges Beten, und gibt ihn am Ende seines Lebens dem Himmel zurück.

„Das Größte aber ist die Liebe", — die Mutterliebe einer böhmischen Frau. Ihr Ferdi steht unter den Millionen Fechtern des heutigen Weltkrieges. Wochen, Monate bringen von ihm keine Grüße mehr. Die Braut — wieder ein Resli! — denkt sich den Verlobten verstümmelt oder treulos. Aus ihrem Herzen entweicht die Liebe und Haß schleicht hinein. Die Mutter nicht so. Sie schließt das Haus, geht zu Fuß nach Prag, sucht im Lazarett den Sohn umsonst und pflegt nun dort auf ihn wartend seine Kameraden. Da fliegt zu ihr eine Karte, alt, zerknickt, überstempelt und voll Risse. Sie kommt von Ferdi aus Sibirien. Er lebt und hofft, bald nach Hause zu kommen. Darob stürzt soviel Freude ins Mutterherz, daß es zerspringt.

Digitized by Google

Die Dichterliebe.

Dieser neue Lichtstrahl zeigt uns Carnot im Kreise seinesgleichen, in seiner Eigenart, in seinem Wesen.

Man hat Pater Maurus einen **Romantiker** genannt. Uns scheint mit Recht.

Romantiker sind seine Lieblingsdichter! — Wohl redet er gelegentlich auch von Dantes Liebeshölle („Bündnertannen", S. 16), oder macht Tasso einen geistigen Besuch im St. Anna-Hospital zu Ferrara (Gedichte, S. 256 f.). Aber für gewöhnlich bleibt er zu Hause, bei seinem lieben Gaudenz von Salis, dem Dichter des Bündnerheimwehs (Gedichte, S. 23; Gen. Demont, S. 88 ff.), denkt in einsamer Zelle an die einsamere Droste (Ged., S. 183; 261 ff.) oder an seinen „Weggenossen" Edmund Behringer, den Sänger der Apostel des Herrn (Ged., S. 102 f.), pflanzt zwischen die stillen Herzen der Luise Hensel und Clemens Brentanos einen Rosenstock (Ged., S. 258 ff.).

Er geht selber auf die Hauptgedanken der Romantik ein!

Die Romantik gräbt neue Kanäle zu den alten deutschen Quellen zurück. Bei dieser Arbeit hebt auch Carnot Schaufel um Schaufel aus und singt dabei auf Ritterschaft und Ordensstand begeisterte Lieder. Seine Ballade „Des Kreuzritters Kranz" (Ged., S. 289 ff.) krönt einen Sieger über hundert Sarazenen und über sich selbst. Lorberzweige auf das Grab des ersten Messiadendichters deutscher Zunge streut das Gedicht „Mönch Otfried" (Ged., S. 179 f.).

Die erste Künstlernovelle des Pater Maurus feiert „Roswitha", den „clamor validus", die lauteste Stimme von Gandersheim, die Dichternonne des zehnten Jahrhunderts. Hei, wie tapfer ihre sechs keuschen Dramen gegen Terenz, den Lasterpoeten, ins Feld ziehen! Und fast ein Jahrtausend vor Goethes Faust weiß sie mit der Legende „Theophilus" schon den Kampf zu schildern zwischen Himmel und Hölle um eine faustische Seele! Carnots „Roswitha" ist ein Wunder: überall gefeiert erregt sie keinen Neid, von Allen umschmeichelt wird sie nicht stolz, das Leben schenkt ihr Liebe, der frühe Tod eine andere Krone!

Die Romantik hat Freude an Geklingel und Gebimmel, an Geisterspuck und Koboldgelächter. Carnot tritt ins Erbe ein. Wir erinnern bloß an die mitgeteilten Proben in gebundener und freier Form, an die Novalisstimmung in den meisten Balladen, in „Der wilde Mann", „Venantius", „Steinbock und Adler". Überhören wir dabei nicht den

Digitized by Google

prächtigen Humor unseres Dichters! Bisweilen flammt er nur auf zu einem witzigen Wort. So wird die weinende Freundin des Fräuleins von Zernetz „ein gerührtes Milchmuß mit nassen Augen drauf" (Bündnertannen, S. 43). Statt „früh morgens" sagt Pater Maurus einmal: „Ehe die ersten Hennen mit steifen Füßen über die Bretter herabschritten" . . . (Pulverh. u. Zith., S. 50). Sarkastisch läßt er Paulinus in „Venantius" (S. 30) sprechen:

„. . Gewiß, die Männer lassen Bärte wachsen,
Um schlau die Lügenröte zu bedecken . ."

Oft verdichtet sich sein Humor zu drolligen Gestalten. Wir nennen da besonders den trinkfesten Geisterkenner Golf (aus „Roswitha"), den Bruder Kolumban mit den „Augen wie Dotterblumen" und den braunroten Hektor, Peter Plantas Hund (aus „Bündnertannen").

Die Romantik schwärmt für die starke deutsche Frau. Jetzt begreifen wir „Das Fräulein von Zernetz" viel besser. Enträtselt ist auch „Die Löwenmaid" (Ged., S. 320 f.), die vom Grafen träumt und mit dem Löwen spielt und mitten im Traum und Spiel von der eifersüchtigen Löwin erschlagen wird. Und doppelt anziehend erscheint nun die tapfere Scholastika Riedi (Gen. Demont, S. 162—167; 180 f.). Sie ist sanft wie ein Lamm und dankbar wie ein gutes Kind, aber die vier Angreifer auf ihre Unschuld schlägt sie mit vier Streichen tot. — Doch letzten Endes ist nicht Schlegels „Diotima" die eigentliche „Mulier fortis" der Romantik, sondern Maria, „Die Mutter des Herrn" (Ged. v. Carnot, S. 227 f.). Auch fast alle Kinder der Muse Carnots verehren Maria und zwar oft mit heiliger Zudringlichkeit. Einzig in „General Demont" wird die seligste Jungfrau achtmal erwähnt. Die arme Mutter des wilden Mannes (Bündnert., S. 230) empfiehlt ihren Sohn der Schmerzensmutter. Nikolaus Maissens bleiche Frau bettelt Trost bei der Trösterin der Betrübten (Schlichte Gesch., S. 252). Sogar das protestantische Fräulein von Zernetz betet für den kranken Luigi Venosta zur Madonna von Tirano (Bündnert., S. 20). Von Carnots Männern, die durch Jene Gnade suchen, die bei Gott Gnade gefunden (Vgl. Ged., S. 225), erwähnen wir nur den Kaplan von Selva (Bündnert., S. 176 f.; 200), den Pfarrer und Vital in „Hinter Gotterbarm" (Pulverh. u. Zith., S. 162; 167), auch den Rechtsbeflissenen Heini Federspiel (abd., S. 85 f.). Nannten wir früher Pater Maurus Werke einen Mutterminnesang, so müssen wir hier den Ausdruck verbessern in: Minnesang der Gottesmutter!

Digitized by Google

Die Romantik hat etwas Weltumspannendes an sich. Und auch Carnot krankt sicher nicht an Engbrüstigkeit. Er schreibt romanische und deutsche Werke. Jene zwei Kulturen, von denen man lügt, sie seien auf ewig verfeindete Schwestern, wohnen einträchtig im Haus seiner Dichtung. Steine hierzu liefern nicht nur die Bündnerberge, sondern Österreich und Italien, Deutschland und Frankreich, Spanien und Afrika, ja sogar Peru, ein Land an den „Grenzen der Erde," als ob es gälte, Salomons Tempel neu zu bauen. — In seiner Jugend fand Carnot „Die blaue Blume" (Ged., S. 76), das von Novalis geprägte, von Rückert aufgefrischte, von Heine verhöhnte Abzeichen der Romantik (Vgl. Salzer, Litt., S. 1405; 1428 f.). Unserm Dichter bedeutet offenbar die Farbe der Blume veilchenmäßiges, bescheidenes Entfliehen aus der Welt, die geöffnete Krone ein weltenweit geöffnetes Herz!

Die Romantik ist Heimweh der edelsten Protestanten nach der Kirche des Mittelalters, neu aufflammende, tätige Freude der Katholiken am niemals weggeworfenen Besitz. Der grundsatztreue Romantiker ist guter Katholik oder muß es werden! — Solche Gedanken beleben Carnots Ballade „Der Gottsucher" (Ged., S. 271 ff.). Diesen lehrt „Die himmelblaue Blume" wieder glauben. Vergleichen wir noch die zweite Künstlernovelle unseres Dichters: „Violandas Weihnachtsnovellen". Die Künstlerin kommt gerade aus Berlin. Nietzsche sitzt ihr hinter der Stirn, Zola im Herzen und das Vorurteil in Fleisch und Blut. Sie träumt an einer Weihnachtsnovelle ohne Bethlehem, aber sie erwacht vor Krippe und Kreuz zu einem Weihnachtsleben mit Bethlehem! — So stellt Pater Maurus seine Kunst in den Dienst der Kirche. Wir lassen uns nicht zu schmeichlerischem Lob auf sein Leben verleiten, behaupten aber ruhig, daß in seinen Werken sich nicht eine einzige Zeile findet, die dem Priester und Mönch zur Unehre gereichte! Und das scheint uns der stärkste Beweis für die Echtheit seiner „Romantik".

„Der Erzähler Carnot." Dieser Titel sprach gleich am Anfang Pater Maurus die Eigenart eines vorwiegend epischen Talentes zu. Das seither Gesagte dürfte ihm wohl Recht geben. Gewiß unterhielt uns der Dichter auch mit Sang und Spiel. Doch gilt auch hier: „A potiore fit denominatio", eine Rose, die in Tautropfen sogar badet, wird dadurch selber niemals Tau, ein Prachtgerät durch die Zierseine nicht selber Stein! Uns kommt die Dichtung Carnots vor wie eine große, gotische Monstranz mit vielen Türmchen — von der Romantik durchgeistigte Erzählungen

Digitized by Google

und Balladen —, daran als Schmuck Gemmen und Kameen — „Gefundenes, Empfundenes" unter den Gedichten —, und hie und da Figürchengruppen — seine Dramen. Um Carnot noch etwas tiefer zu erfassen, versuchen wir eine teilweise Gleichsetzung zwischen ihm und dem Schweizer Maler Paul von Deschwanden (Vgl. Biogr. v. Dr. P. A. Kuhn). Dieser hinterließ die gewaltige Zahl von zweitausend Gemälden. Auch Carnot erweist sich als sehr fruchtbaren Dichter. Die unserer Arbeit grundgelegte Auswahl zählt schon etwa sechzig Nummern. — Als Folge dieses starken schöpferischen Schaffens tritt bei den Beiden eine gewisse Wiederholung der Motive zutage, besonders des „Liebfrauenbildes," das hier Madonna, dort Schwester oder Mutter oder ebenfalls Madonna bedeuten mag. — Deschwandens Gestalten sind alle idealisiert. Auf seinem „Jüngsten Gericht" (St. Oswaldkirche, Zug) kommen selbst die Teufel verhältnismäßig gut davon. Pater Maurus erdachte bis jetzt einen einzigen Schurken, den Gustavo Sasso im „Friedensengel". Die Fehlbaren haben auch wieder gute Eigenschaften, treffen doch die drei rächenden Kugeln sogar Nikolaus Maissen im Gebet. — Deschwanden gießt über das Ganze seiner Werke Milde und Anmut aus, aber die einzelnen Striche zieht er mit eigenartiger Kraft. Geradeso Carnot. Wir denken an seine manchmal ganz wuchtige Bildersprache. Nur wenige Proben: Schimpft der Vater des Luigi Venosta, dann hat „jedes Wort einen Dolch in der Hand" (Bündnert., S. 13). Seiner Mutter hüpft einmal „die Freude von Runzel zu Runzel" (ebd. S. 22). Das Fräulein von Zernetz jammert: „O des Vaters harte Stirn! Der Obrist aus Piemont ist auch ein Mann, aber . . , seine Stirn hat Tür und Fenster" (ebd. S. 32). Das Zwingschloß Kläven steht zur friedvollen Landschaft „fast wie ein Kriegshorn am Gürtel eines Tänzers" (Gesch. a. d. Bündnerb., S. 169). Pater Basil meint, „Frohsinn sei der kantigste Stein, den man dem Teufel an die Stirn schleudern könne" (Gen. Demont, S. 82), Ulysses von Salis behandelt die drei Bünde und das Veltlin, „wie eine riesige Katze vier Mäuse behandelt" (ebd. S. 93). Wachtfeuer schauen „nach Disentis, wie zwei blutigrote Augen des Krieges" (ebd. S. 150). — Das Volk studiert an Deschwandens Werken nicht Anatomie, sondern trinkt aus ihnen wie aus heiligen Schalen Andacht. Und in Carnots Büchern findet das Volk nicht Analyse des Lasters, sondern Kraft zur Tugend! Damit haben wir unser Werturteil über Pater Maurus schon fast ausgesprochen: er ist ein Dichter für das Volk! Zwar zählen wir dazu auch alle

Digitized by Google

Gebildeten, denen nicht Mittelachsenpoesie, Impressionismus und Futurismus den Geschmack verderben. In dieses Volk hinein mit Carnots Schriften, — in die Schule seine Balladen, auf die Bühne der Studenten, Gesellen, Jünglingsvereine seine Dramen, die Erzählungen auf den Familientisch! Der Dichter richtet an seine „arme Muse" (Ged., S. 119 f.) das ermunternde Wort: „O selig wer zum Volke geht"! Auch die Umkehrung ist richtig: Selig das Volk, zu dem ein Carnot geht!

Carnot ist wirklich leuchtende Sonne. Gewiß gibts noch größere, hellere, heißere Sterne. In stolzer Senkrechte stürzen manche davon ihre Strahlen in den Staub und die Kehrichthaufen der Ebene hinein und bringen auf Gräbern ein üppiges Gras zum Reifen. Da fallen freilich Carnots Strahlen bescheiden, fast demütig geneigt auf Hänge, wo der Granit durch den dünnen Rasen scheint, und reifen dort „nur" Alpenkräuter, aber feine, würzige, luftbalsamische, durchsät mit Männertreu und Edelweiß. Aber wir möchten doch nicht wünschen, daß er um den Beifall der Pharisäer und um die Silberlinge buchhändlerischen Massenerfolges die Treue am Dogma und die Reinheit der eigenen und fremder Seelen verkaufen sollte. Er bleibe, wo er ist und wachse dort recht lange, tief und hoch!

Einsam

Von Heinrich Zerkaulen, Düsseldorf

Daß immer erst die Einsamkeit muß kommen,
Bis wir Dich finden, Herr, so wie Du bist.
Und wir mit Wünscheworten, kleinen, frommen,
Dir danken, daß Du doch nicht uns vergißt.

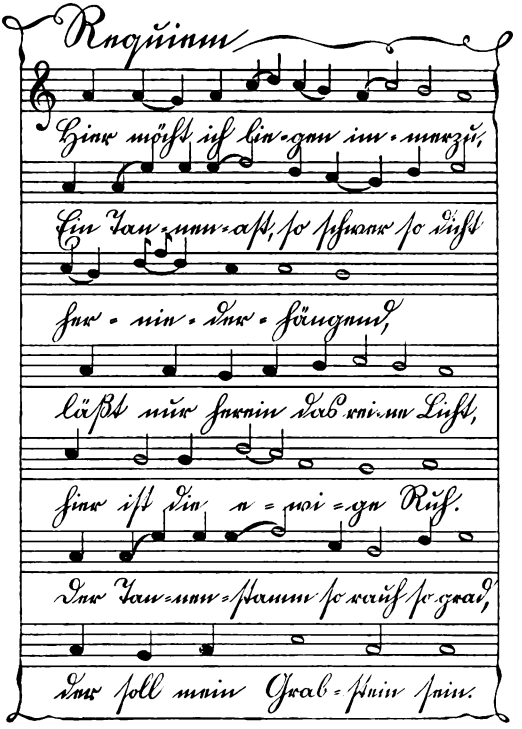
Dann werden zu Gebet die lauten Stunden,
Bis alles wieder blüht in Glanz und Licht,
Und lächelnd wir vergessen Scham und Wunden —
In heißer Demut neig ich mein Gesicht.

Und weißen Kerzen gleich sind die Gedanken,
Die meine zage Seele angebrannt.
Herr, laß von neuem jetzt mein Hoffen ranken
Um all die Treue Deiner Heilandshand . . .

Digitized by Google

Diesseits des Jenseits.

Von Josef Feiten, Essen.



Feldpost.

An meinen Freund Hein in der Ewigkeit.

Lieber P.!

Bist Du wirklich gefallen? Ich denke oft an Dich, ich war doch Zeuge Deines Abschiedes von Deutschland. Wie Du Deinen Eltern Lebewohl sagtest. Sie gingen mit Dir bis hinters Dorf. Dort begegnete ich euch. Sie gaben Dir die Hand, und ich kehrte mit Dir um zur Bahn. Du hast so lange zurückgewinkt und warst stumm. Ich dachte an das Wort, das Dein Vater Dir zum Abschied sagte: „Alles,

Digitized by Google

was ich Dir sag, laß Dich nit von einer Kugel überraschen." Zuerst hatte ich Esel gemeint, das sei Spaß. An Deinem verstehenden Gesicht, dem stummen Ja-Wink hatte ich erst gemerkt, wie Dein Vater Dir seine letzte und größte Sorge mitzuteilen wußte. Konnte jemand das besser machen als diese Bauernweisheit!

Ich bin überzeugt, daß die Kugel Dich nicht überrascht hat. Du hattest einen stillen aber festen Grund in Dir. Den verdankst Du auch Deiner Bauernheimat. Du konntest nicht gut über Religion sprechen, aber Du hingst treu an der Kirche Deiner Väter. Nie hast Du ein unanständiges Wort gesagt. Du hattest ein starkes Gefühl für die Frauenehre; wenn Du tanztest, verriet Dein Benehmen, Dein Wesen eine natürliche Keuschheit. Deine stumme verwickelte Natur fand kein Verhältnis, Du hast keine trauernde Braut hinterlassen. Du hast das Leben so genommen, weil es Dir gut schien. Früher oder später — die Kugel hat Dich nicht überrascht.

Auf Wiedersehn — sagten wir vor zwei Monaten am Bahnhof. Wann ist das? wie ist das? Du weißt es jetzt. Wenn Du mir es sagen dürftest!

Auf Wiedersehn! Dein J.

In die Front.

— — Wenn ich diesen Lärm des Krieges in meiner Seele höre, muß ich immer als Anfangsakkord und Grundmotiv ansetzen die Tat vom 28. Juni in Serajewo, wo ein bis in unsere Lande hochgelobtes brav-treues Fürstenehepaar ermordet wurde. Sollten diese allein für die Sünden des Volkes büßen? Just im selben Jahre hatten die deutschen Bischöfe ihre Stimme erhoben gegen den Umsturz der sittlichen Ordnung. Noch läßt der Schlachtenlenker ein zweites Jahr die Erstgeburt und Abergeburt der Völker erschlagen. Noch tanzt man um das goldene Kalb. Meine liebsten Menschen sind gefallen. Du, mit dem ich die Musik genoß, die Natur durchwanderte und Lebenspläne ersann. Wie ist mir alles dies so leer geworden, weil Du gefallen bist. Lieber Pitt, wo bist Du? Ist drüben auch Musik, Natur und Leben? Übermorgen soll ich auch ins Feld kommen. Auch hinüber? Arme Braut, ich kann Dich nicht mitnehmen, und hab doch mein ganzes Leben zu Dir gestellt. Zu wenig denke ich an meine guten Eltern, deren Sorge um ihre Kinder groß sein muß. Kürzlich las ich an einer Kasernenwand ausgewählte Sprüche Friedrichs des Großen eingerahmt, unter diesen: „Man

Digitized by Google

kann seine Eltern nie genug lieben." Das zu lesen versöhnte mich mit vielem, erinnerte mich auch an meinen Mangel. Solche Sprüche, der Fahneneid, der Kirchgang können unserm ganzen Dienst eine religiöse Seele geben. — — Ich werde keinen Zweifel mehr hegen an den Glaubenssätzen unseres Exerzierreglements. Jawohl, der Exerziermarsch fördert die Geschlossenheit und Manneszucht. Ist auch die Friedensuniform bitter fürs Auge, die Feldgrauen aber sind wahre Opferlämmer. Nur eins noch, nur noch eins, die religiöse Geschlossenheit und die Manneszucht, die innerliche! Die alten Germanen sangen zur Schlacht die Lieder ihrer heroischen Vorbilder, sie waren keusch und ertränkten im Moor den Ehebrecher. — — —

Gestern Abmarsch. Soviel ich schon sagen kann, wird die Formel des Reglements flüssig, je mehr, je näher an den Feind. — Die zerschossenen Häuser, die wir sahen, brachten uns in Kriegsstimmung. In mir formte sich der Ausdruck: die ganze Welt ist ein Kriegsfeld. — Gestern Abend vom Bahnhof hinauf ins Ungewisse, Dunkle gingen wir, schwerbelastet, unter Baumreihen, unter Sternen. Ich dachte: wir gehen Gott entgegen. Mit der Last unserer Nahrung und Kleidung, mit Gewehr und Geschoß in die Notwendigkeit. Gott will es. —

Es ist stärkend und wert gelebt zu haben, der Anblick dieser Männerscharen, die sich von und zur Front bewegen, nichts als starke Männer und Jünglinge, in fast derselben Kleidung; und der Gedanke, daß es nicht allein an dieser Stelle so ist, sondern durch das ganze Land. Unsere Schar wurde stumm, als wir den langen Weg zur Front gingen. Die innere Umwandlung geht weiter vor sich, in beschleunigtem Tempo: Der Wille stark zu sein, zum Tode bereit, und dieses Opfer Gott zu Füßen zu legen. Jeder muß Gott glauben. Ich dachte, hierher müßten alle pilgern, zumal die Philosophen, die in den vier Wänden Gott nicht finden. Wie sie nur mit dem Kopf denken und bei der Rechnung die Stimme ihres ganzen Daseins und Lebens nicht hören. Wir fühlen die Kraft unserer Glieder und hören die Stimme unserer Wünsche und Schuld. Am Ende dieser Gedanken sagte ich zu meinem Nebenmann: „Die Logik ist eine vom Gehirn ausgeübte Tyrannei." Wir aber gehen zu Gott, wir sind bereit, der Erde ihr Teil von uns zurückzugeben. Wir sind feldgrau.

Der Wald mit den ruhenden Truppen und dem Verkehr der Nachschübe und Munition nahm uns auf. Die Front schloß uns ein in ihre Notwendigkeit, Not und Kraft.

Digitized by Google

Ich suche schon all die Tage zu erfahren, wo H . . . geblieben ist. Die . . . Kompanie sei bis auf 34 Mann aufgerieben. Ist er tot oder in Gefangenschaft? Ich brauche nicht mehr zu zittern bei dem Gedanken. Ich denke auch nicht viel an meine Angehörigen. Sie sind so weit weg, nehmen einen so verschwindenden Teil ein von dem Kreis unserer Eindrücke. Kämpfen und Sterben ist hier Trumpf. Daß der Tod verlieren sollte mit seinen Trümpfen, ist nicht wahrscheinlich. Was ist das Leben mit seinen kleinen Dingen? Erkennen ist alles, damit wir gewinnen, wenn wir verlieren.

Hier lernen wir die Nebendinge: Essen, Schlafen, Wohnen gering achten. Im Dunkeln wurden wir um eine Scheune herum zu einem Schuppen geführt, durch Schlamm, und wie beim frühen Morgen zu sehen war, durch Ansammlungen ekelhaften, stinkenden Unrats. Darum war es auch nicht schade, daß der Wind durch das Granatenloch im Dach und durch die zerfetzten Sparren der Wände strich. Die großen Dinge bekommen wieder Raum. Unsere Kultur hat glänzend versagt. Was sagt der Professor, der durch den gepolsterten Sitz nebst Wasserspülung die Notwendigkeit des überirdischen Gottesgedankens verdrängt sehn wollte! Läutet der Prophet auch heute noch zu seinem Gottesdienste mit der Spülvorrichtung? — Heut ist Sonntag. In der Frühe war ich allein über eine Wiese hinaus. Ich warte stumm auf das Gericht Gottes. Möge er jeden unserer irdischen Schritte, jeden Gedanken als Reue und Sühne anrechnen.

Vorgestern gelang es mir, nach vielem Fragen die . . . Kompanie zu finden. Ich fragte den Feldwebel nach H . . .: „Ist er gefallen?" — „Jawohl, am 27. Sind Sie verwandt mit ihm?" Mir ging die Stimme aus. Ich fragte, ob seine Verwandten benachrichtigt seien. Ja, man hatte es seiner Mutter geschrieben. Dann sagte ich noch, der Gefallene sei mein bester Freund gewesen, machte eine Kehrtwendung und ging durch die Waldwege zu meiner Kompanie zurück. Betete mit entblößtem Haupt ein Vaterunser, unfähig zu fassen, was mir in dieser Stunde zugestoßen. Es waren schwere Briefe, die ich zu schreiben hatte. Ich ertrage alles, weil ich mit meinen Gedanken über dem Leben stehe. Dennoch war ich gestern abend sehr traurig.

Die alte Kiefer.

Eine alte Kiefer steht
bei uns im Frankenland,
zum Himmel hebt und fleht
sie wie eine Menschenhand.

Digitized by Google

Ihr Stamm erzitterte mit
am steilen Hang der Schlacht,
als dort mein Freund erlitt
den Tod vor Übermacht.

Nach Osten hebt und neigt
sie jetzt ihr müdes Haupt,
ob schon die Mutter weint,
weil ihr der Sohn geraubt.

Die alte Kiefer schwankt,
als dünke ihr alles Spott,
am Abend steht und dankt
und betet sie zu Gott.

— — Unterstände wie Keller, während die Laufgräben Hausfundamenten gleichen. Alles Ironie Gottes.

(Forts. folgt.)

Am Sonntagmorgen

Von Ferdinand Mayer, Wien

O die Glocke schmettert ihren Schwengel
An das Schallgehäuse von Metall
Und trompetet aus des Domes Sprengel
Ihr Gejubel in das All.

Grad als jauchzte jeder Ton im Wandern
Hosiannah! in die Himmelshöhn,
Gießt des einen Erz sich in den andern
Und verwuchtet im Gedröhn.

Und auch Dir, mein Herz, will es nun scheinen,
Als vermischte sich in Schauern heut
Deines Zügenglöckleins leises Weinen
Mit dem jubelnden Geläut!

Digitized by Google

Die Kunst dem Volke!

Ein Wort über den Wandschmuck des christl. Hauses.

(Fortsetzung.)

Wer in und mit dem Volke lebt und verkehrt und dabei sich Mühe gibt, dessen geistige Regungen und Anlagen zu erforschen, wird häufig überrascht sein, auf dem Grunde eines scheinbaren Mangels an jedem Kunstverständnis einen schlummernden natürlichen Kunstsinn zu entdecken, der nur darauf wartet, geweckt zu werden. Diese natürlichen Anlagen sind sehr verschieden verteilt; mancher Volksstamm, manche Gemeinde ist damit besonders gesegnet und es ist oft sehr verlockend, den mehr oder weniger sichtbaren Einflüssen der Umgebung, der Vererbung und der besondern Eigenschaften des Volkscharakters nachzuspüren. Doch wir haben es hier nur mit der Antwort auf die Frage zu tun, wie dieser schlummernde, zumeist unbewußte, natürliche Kunstsinn geweckt und für die sittliche, kulturelle und religiöse Erhebung der Volksseele durch die vielfach unbekannten, in edler und reiner Kunst wirksamen Kräfte ausgenützt werden kann.

Zwei Wege stehen zur Erreichung dieses Zieles offen: der eine führt *hauptsächlich* durch den Verstand, der andere durch die Sinne, obwohl sie sich immer gegenseitig berühren und keiner *allein* zum Ziele führt. Mit andern Worten: Der Weg der *Belehrung* ist ohne Mitwirkung der Sinne, der *Anschauung* nicht denkbar, ebensowenig der umgekehrte Weg. Die Verschiedenheit der beiden Wege hängt hauptsächlich davon ab, wo der Hebel *zuerst* angesetzt wird und in diesem Sinne kann man die heute üblichen Kunsterziehungsbestrebungen im allgemeinen als den Weg der Belehrung bezeichnen, weil sie sich zuerst und hauptsächlich an den Verstand wenden. Wo es sich um eine tiefgehende Einwirkung auf breite Volksmassen handelt, ist es zumeist sehr schwierig, diesen Weg mit Erfolg zu beschreiten. Handelt es sich doch dabei um einen *planmäßigen Unterricht*, dessen Organisation für größere Volksmassen schon in den Städten außerordentlich schwierig, auf dem Lande aber kaum denkbar ist. Dauernde und durchgreifende Erfolge könnten auf diesem Wege wohl nur *in der Schule* erzielt werden. Das „Wie" zu erörtern, würde uns hier zu weit führen. Eine auf Erfahrungsgrundsätzen aufgebaute, dabei recht volkstümliche und die

Digitized by Google

praktischen Gesichtspunkte nicht aus dem Auge lassende Erörterung der dabei anzuwendenden Methode finden Interessenten in der als Sonderband der „Zeichenunterrichtsbriefe" von Prof. Rodt erschienenen Schrift von Prof. A. Herget: „Das Betrachten künstlerischer Bilder in der Schule." (Prag, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Preis 3 Mark.)

In Anbetracht der großen, zumeist unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich der theoretischen, auf verstandesmäßige Belehrung gegründeten Methode der Erziehung zum Kunstverständnis oder wenigstens zu jenem Kunstgefühl, das zwischen echter Kunst und Scheinkunst richtig unterscheidet, namentlich auf dem Lande entgegenstellen, gründen wir unsere Vorschläge fast ausschließlich auf die rein praktische Methode eines fortdauernden Anschauungsunterrichtes. Trachten wir, in die tägliche Umgebung des Mannes, der Frau aus dem Volke etwas Licht und Sonne aus dem Lichtland wahrer Kunst hineinzubringen, indem wir sie anregen, ihr tägliches Heim anstatt mit den zumeist schreiendbunten, aber innerlich öden und leeren Masken und Fratzen einer nur auf schnöden Gewinn berechneten Afterkunst, mit guten Nachbildungen der Meisterwerke unserer bildenden Kunst zu schmücken. In dieser Umgebung, in dieser praktischen Schule der Geschmacksveredlung wird von selbst der schlummernde Kunstsinn, wo er wenigstens im Keime und in der Anlage vorhanden ist, erwachen und allmählich jenes Unterscheidungsgefühl ausbilden, das zum Erkennen, wenigstens zum Ahnen wahrer Kunst, zur Freude am Kunstwerk und zum Abscheu vor der Afterkunst, vor dem gemalten und geschriebenen Schund befähigt. Ein wohltätiger Kreislauf ist bei dieser Erziehung zum bewußten oder unbewußten Kunstverständnisse tätig, ein in sich selbst zurückkehrender Zirkel: das anfangs nicht aus eigenem Drange, sondern durch äußern Anstoß erfolgte Sichumgeben mit guten Bilderwerken führt nach und nach zum bewußten Kunstgefühl und dieses von selbst wieder zum Hunger nach wahrer Kunst und zur Abwendung von der Scheinkunst.

Man darf sich nun nicht vorstellen, daß dieser Kreislauf sich in jedem Einzelnen gesetzmäßig vollziehen werde. Das wäre eine Täuschung, die leicht zur Entmutigung führen könnte. Man darf von allen Kunsterziehungsbestrebungen nie zuviel erwarten. Gar viele scheitern nur aus dem Grunde, weil die Erwartungen und Anforderungen zu hoch gespannt werden. Man darf nie vergessen, daß ein großer Teil, unter gewissen Verhältnissen sogar die Mehrheit aller Menschen jener natürlichen Anlage entbehren

Digitized by Google

oder verlustig gegangen sind, die zur Entwicklung und Ausbildung eines bewußten Kunstgefühls oder gar Kunstverständnisses ebenso unbedingt erforderlich ist, wie z. B. ein gewisser Grad von Muskelstärke zur Ausübung des Athletenberufs. Man wird viele, vielleicht die meisten Menschen, unter den gegenwärtigen Verhältnissen niemals dazu bringen können, die Perlen der Tonkunst eines Beethoven, eines Wagner usw. einem Walzer von Strauß, oder ein Gemälde von Grünwald, von Böcklin oder Millet einem Bilde von Defregger vorzuziehen. Sie werden sich vielleicht den Anschein geben, als täten sie's, wenn man ihnen vorredet, daß das zur Bildung gehöre; aber innerlich läßt sie jedes Kunstwerk kalt, das zu seinem Verständnisse, zur Ausübung seiner ergreifenden Wirkung jene gewisse geistige Veranlagung fordert, die man zutreffend als „Kunstsinn" bezeichnet. Dieser Kunstsinn kann entwickelt, zur Reife gebracht werden, wo er im Keime, in der Anlage vorhanden, läßt sich aber nicht ohne weiteres anerziehen, wo er gänzlich fehlt.

Wir wiederholen, daß nach unserer begründeten Ueberzeugung gutgemeinte Kunsterziehungsbestrebungen vielfach nur deshalb sowenig oder gar keinen Erfolg aufweisen, weil man auf diese ungleiche Empfänglichkeit der Menschen keine Rücksicht nimmt, die Ziele zu weit, die Forderungen zu hoch spannt und darum mit dem Unerreichbaren zugleich das Erreichbare preisgibt. In unserm Falle ergibt sich daraus die praktische Regel: Will man gegen den Bilderschund und gegen den Ungeschmack, der ihn duldet, mit Erfolg kämpfen, so muß man sich in den meisten Fällen damit zufrieden geben, das Schlechte durch Gutes und Mittelgutes, nicht immer durch das Beste verdrängen zu wollen; man muß also die Bildwerke, die man dem Volke als Ersatz für geschmacktötende „Kunstgreuel" bieten will, nicht immer nur nach dem eigenen, höher oder hochentwickelten Kunstgeschmack auswählen; man darf nicht der im Volke herrschenden Geschmacksrichtung allzu schroff entgegentreten. Man muß vielmehr dieser Richtung gewisse Zugeständnisse machen; man muß z. B. die Farbenfreude, die das Volk zumeist mit dem Kinde teilt, sowie den oft stark hervortretenden Sinn für das Abenteuerliche, Bewegte in der Darstellung zu befriedigen suchen und öfter ein nicht gerade zur vollen Höhe eines Kunstwerks hinanragendes Bild, das zu einfachen Seelen, zum Gemüt des Volkes leicht verständlich spricht, einem künstlerisch höher zu bewertenden Meisterwerke, zu dessen Verständnis der einfache Sinn noch nicht herangereift ist, vorziehen.

Digitized by Google

Namentlich was die Vorliebe des Volkes für farbige Bilder betrifft, wollen wir nicht in den Fehler verfallen, der z. B. die vom „Kunstwart" ausgehenden, in vieler Hinsicht sehr anerkennenswerten Kunsterziehungsbestrebungen für weitere Kreise vielfach unfruchtbar macht. Das von Avenarius geprägte Schlagwort von der „Buntseuche" mag ja eine gewisse Berechtigung haben; andererseits ist es aber doch auch wahr, daß die Farbe mit zu den ausdrucksvollsten Darstellungsmitteln der bildenden Kunst gehört. Der Kampf gegen die „Buntseuche" richtet sich allerdings nur gegen die billigen, eben durch ihre Herstellung den Stempel der Fabrikware tragenden farbigen Nachbildungen; aber wenn man den Leuten sozusagen mit Gewalt das Verständnis für die intimen künstlerischen Reize eines guten Einfarbendruckes eintrichtern will, so macht man sie meistens nur kopfscheu und opfert das unter den gegebenen Verhältnissen Erreichbare dem starren Festhalten an einer zwar schönen, aber an unüberwindlichen Widerständen scheiternden Theorie.

Dieses Sichbegnügen mit dem Erreichbaren, dieses Aufsteigen vom Schlechten nicht gleich zum Besten, sondern durch verschiedene Stufen des Besseren war einer der ersten Gesichtspunkte, die uns bei dem Bestreben leiteten, aus den fast unübersehbaren Listen des Kunsthandels eine Auswahl solcher Bilder zu treffen, die sich besonders als Wandschmuck eines christlichen Hauses und namentlich dazu eignen, die sowohl vom religiösen als vom künstlerischen Standpunkt gleich verwerflichen Erzeugnisse einer nur auf Täuschung und Irreführung berechneten Industrie zu verdrängen.

Wir betonen: Es handelt sich nur um einen Versuch. Doch manche Erfahrung sagte uns, daß ein solcher Versuch notwendig sei. Wir haben in unseren einleitenden Ausführungen besonders auf die Notwendigkeit der Mitwirkung der Geistlichkeit und der Vereine im Kampfe gegen den Kunstschund hingewiesen und niemand, der im Volke lebt, wird diese Notwendigkeit bestreiten. Kann man aber vom Seelsorger, vom Vereinsleiter verlangen, daß sie in der Hauptsache, nämlich in der Auswahl eines guten und zweckentsprechenden Ersatzes für das Minderwertige immer genau Bescheid wissen? Unübersehbar ist heute die Zahl der Erzeugnisse unserer Kunstanstalten, deren Kataloge zu dicken Büchern angeschwollen sind. Wer soll sich da durcharbeiten und die rechte Wahl treffen, besonders wenn es an einem kunstverständigen Berater mangelt? Man sieht sich da vor eine allzuschwierige Aufgabe gestellt, läßt entweder alles gehen oder greift aufs Geradewohl in den Wirrwarr

Digitized by Google

hinein wie in eine Lotterie, unwissend ob das in jedem Fall Passende gerade hier zu finden sein wird.

Leidet also unser Versuch, ein den verschiedenen Bedürfnissen angepaßtes Verzeichnis von Bildern herzustellen, die sich besonders im Hinblick auf den Zweck: den Schund zu verdrängen, als passenden Wandschmuck für die Heimstätten der katholischen Landbevölkerung und des Mittelstandes empfehlen, an tausend Fehlern und Mängeln, so ist er doch besser als nichts und wir hoffen sicher, daß er in vielen Fällen gute Dienste leisten wird.

Außer den bereits erwähnten Gesichtspunkten haben uns bei diesem Versuch noch andere geleitet, die wir nur ganz kurz berühren wollen. Aus Gründen, die wohl jedem Leser von selbst einleuchten, haben wir aus unserer Liste alle Bilder, auch solche von anerkannten Meistern, ferngehalten, die der alten Streitfrage, ob und inwieweit die Darstellung des Nackten in der Kunst erlaubt sei, irgendwie neue Nahrung geben könnten. Es ist nun einmal Tatsache, daß inbezug auf diese, sowohl vom theologischen als vom künstlerischen Standpunkte durchaus nicht leicht zu beantwortende Frage in katholischen Kreisen tiefgehende Meinungsverschiedenheiten, strengere und mildere Auffassungen bestehen, die wir vielleicht einmal am andern Orte, aber jedenfalls nicht hier erörtern können. Doch dürften die Strengen und die Milden unter uns wohl in der Feststellung übereinkommen, daß auch die sittlich erlaubten Darstellungen dieser Art nicht überall am Platze sind, jedenfalls nicht im christlichen Familienheim, wo die Augen der Kinder nur auf ganz Reines, niemals Anstößiges fallen dürfen, denn unzweifelhaft verlangt die richtige Lösung dieser Frage zwei getrennte Untersuchungen: erstens die prinzipielle, ob und inwieweit solche Darstellungen an sich erlaubt, und zweitens die praktische, ob auch die erlaubten überall, an jedem Orte am Platze sind. Diese letztere Frage hat jedoch unseres Wissens noch kein Katholik, sei er auch der fortschrittlichste, mit einer unbedingten Bejahung beantwortet. Die Beschränkung auf völlig einwandfreie, das Gebiet dieser Streitfrage nicht berührende Darstellungen war umsoleichter durchzuführen, weil die Grenzen für unsere Auswahl räumlich sehr eng gesteckt sind und die Zahl jener Werke der bildenden Kunst, die den strengsten sittlichen Anforderungen genügen, ohnehin eine so große ist, daß die Forderungen der Moral wie der Kunst aus diesem Überflusse völlig befriedigt werden können. Es obliegt uns nur noch die Verpflichtung, zur Vermeidung aller Mißverständnisse ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß der Zweck dieser Arbeit auch die Erwähnung oder Em-

Digitized by Google

pfehlung der Erzeugnisse solcher Kunstanstalten erforderte, die ihre Verlagstätigkeit keineswegs nach den christlichen Moralgrundsätzen, sondern nach den davon sehr abweichenden Forderungen einer von antichristlicher Weltanschauung getragenen Ästhetik einrichten und darum Werke veröffentlichen und in ihren Katalogen verzeichnen, die auch der weitherzigste katholische Kritiker keineswegs als sittlich einwandfrei bezeichnen könnte. Wir fühlen uns darum verpflichtet ausdrücklich zu erklären, daß wir nur für die gewissenhafte Beurteilung der ausdrücklich hier erwähnten und besprochenen Werke, nicht aber für andere Erzeugnisse und Veröffentlichungen der von uns genannten Kunstverlags-Anstalten eine Verantwortung übernehmen können. Das ist eigentlich für Jeden, der die Zustände im Kunsthandel kennt, selbstverständlich; aber lange Erfahrung hat uns belehrt, daß auch das Selbstverständliche noch einen weiten Spielraum für verschiedene Beurteilung läßt, besonders in derart heiklen und schwierigen Fragen.

Einige andere Gesichtspunkte, nach welchen unsere Auswahl getroffen wurde, wollen wir nur ganz kurz erwähnen. In das christliche Haus gehören vor allen andern die Meisterwerke der religiösen Kunst, denn neben künstlerischer Anregung vermitteln sie auch religiöse Erhebung und vereinigen am vollkommensten das Gute, das Wahre und das Schöne zu jener höchsten Einheit, in der wir das Wesen wahrer Kunst erkennen. Neben den Werken der religiösen Kunst sollte das Landschaftsbild, besonders das Heimatbild einen bevorzugten Platz im Hause einnehmen. An ihm bildet sich edles Natur- und Kunstgefühl in gleicher Weise und die besten neueren Werke der Landschaftsmalerei sind zumeist von einem so starken Stimmungsreiz umflossen und durchsättigt, daß von ihnen ein Stimmungszauber ausgeht, der auch einfache, den Wirkungen der Kunst wenig zugängliche Gemüter in seinen Bann zu ziehen vermag. — Das sogenannte Genrebild, dessen berechnete Wirkung auf das Gemüt oft in Derbheit und Lüsternheit, oft in Sentimentalität ausartet, haben wir nur in seiner gesunden, dem deutschen Gemüt rein entwachsenen Art berücksichtigt.

Wie schon erwähnt, haben wir in unserer Auswahl farbige Bilder bevorzugt. Das Volk teilt mit dem Kinde die Freude an der Farbe und die Schundindustrie hat diese Farbenfreude weidlich ausgenützt und mit ihren schreiendbunten Darstellungen vielfach bis zur Unnatur gesteigert. Diese Vorliebe des Volkes für farbige Darstellungen muß bei allen Bestrebungen, die minderwertigen Wandbilder durch gute zu verdrängen, berücksichtigt werden; aber man darf

Digitized by Google

dabei nicht vergessen, daß gerade die originalgetreue oder vielmehr originalähnliche Wiedergabe farbiger Originale sehr schwierig ist und daß im allgemeinen die Regel gilt: Je vollkommener die farbige Wiedergabe eines Meisterbildes, desto schwieriger und infolgedessen kostspieliger das graphische Verfahren bei der Herstellung. Doch soll damit nicht geleugnet werden, daß einzelne Kunstanstalten auch mit den minder kostspieligen Arten der graphischen Herstellung farbiger Bilder ganz Vorzügliches leisten, wie u. a. die von der „Gesellschaft für christliche Kunst" herausgegebenen kleinen Kunstblätter der „Gallerie christlicher Kunst" (jedes Blatt 40 Pfennig), die Blätter der Sammlung religiöser Meisterbilder „Glaube und Kunst" (Verlag Glaube und Kunst, München, jedes Blatt kostet eine Mark), die kleinen „Farbigen Kunstblätter" (à Mark 1.—) und noch mehr die „Farbigen Kopien" (à Mark 5.—) des Verlags E. A. Seemann in Leipzig und andere Sammlungen dieser Art beweisen.

Es ist notwendig, hier ein kurzes Wort über die verschiedenen Arten der Herstellung farbiger Nachbildungen von Gemälden zu sagen. Das am wenigsten kostspielige und für Massenherstellung geeignetste Verfahren ist die Farbenautotypie. Dabei wird das Bild zunächst im Schwarzdruck durch Autotypie, d. h. im Wege photographischer Übertragung auf eine durch ein feines Netz (Raster) in unzählige feine Punkte zerlegte Metallplatte, auf der dann die verschiedenen Tonflächen durch Ätzung herausgebracht werden, hergestellt. Auf das schwarze Bild werden dann durch Auf- und Nebeneinanderdrucken von 2, 3, 4 und mehr Farbenplatten (Zwei-Drei-Vierfarbendruck) die Farben aufgetragen. Die Herstellung dieser Bilder erfolgt im Buchdruck. Die reine künstlerische Wirkung des Originals kann auf diesem Wege nicht wiedergegeben werden, besonders wenn bei den billigen Erzeugnissen dieser Art der „Raster" stark hervortritt. Einzelne Kunstanstalten haben dieses Verfahren jedoch so sehr vervollkommnet, daß, wie soeben erwähnt wurde, verhältnismäßig tadelfreie Bilder erzielt werden.

Die früher allgemein übliche Chromolitographie, bei welcher mehr oder weniger geschickte Hände kunstgewerblicher Arbeiter sowohl Zeichnung als Farbe auf den lithographischen Stein auftragen, wird heute mehr und mehr verdrängt durch die sog. „Künstlersteinzeichnung", bei welcher der Künstler selbst die Zeichnung auf den Stein überträgt und auch die Farbengebung besorgt, wenigstens überwacht. Mit diesem Verfahren können verhältnismäßig

Digitized by Google

reine künstlerische Wirkungen erzielt werden. Wir kommen darauf noch zurück.

Beim Aquarelldruck (Aquarell-Kupferdruck) wird das Bild durch Photographie in treuer Wiedergabe der Töne und Lichter ohne mechanische Hilfsmittel, wie Raster usw. auf die Platte übertragen, wodurch Abweichungen vom Original durch Nachzeichnen ausgeschlossen sind und auch die Töne und Lichter originaltreu herausgeätzt werden können. Farbige Bilder werden auf diesem Wege entweder durch nachträgliches, möglichst von Künstlerhand ausgeführtes Kolorieren oder durch nachträglichen Aufdruck von Farbenplatten hergestellt. Bei dem gewöhnlichen Verfahren des Farben-Handkupferdrucks wird dabei auf jede Platte nur eine Farbe eingerieben, während bei dem kostspieligen „Tamponierverfahren" auf eine Platte alle Farben des Originals eingerieben werden, wodurch eine geschickte, künstlerisch geschulte Hand eine fast originalgetreue Kopie erzielt. Weiter unten wird von einigen solchen Bildern die Rede sein, die zwar entsprechend hoch im Preise stehen, jedoch für Kirchen, Anstalten 2c. Original-Ölgemälde, soweit überhaupt möglich, vollkommen ersetzen. Die Firma Hanfstängl bringt sogar solche „Original-Farbenreproduktionen" auf Malleinwand in den Handel, wodurch die Täuschung fast vollkommen wird.

Aber auch die graphischen Verfahren zur Herstellung nicht farbiger Kunstblätter haben eine ungeahnte Vervollkommnung erfahren, und nicht nur dem Kenner, sondern auch dem ungebildeten, aber mit einem gewissen natürlichen Kunstsinn begabten Beschauer ersetzt eine nicht farbige Reproduktion oft das Original besser und vollständiger als eine farbige, weil sie die Lichtverhältnisse, die einem Bilde oft mehr als die Farbe das wesentliche Gepräge verleihen, sowie die verschiedenen Wirkungen und Werte der Töne getreuer wiedergibt. Namentlich wenn der Künstler das Hauptgewicht auf die Zeichnung, auf Tiefen- und Flächenwirkung, auf die Tonwerte gelegt und die Farbe mehr nebensächlich behandelt hat, wird eine gute, nicht farbige Wiedergabe immer vorzuziehen sein.

Inbezug auf das Stoffliche, den Ideengehalt der Bilder mußten wir im Hinblick auf den Zweck unserer Auswahl das Einfache, Natürliche, Leichtverständliche bevorzugen. Mit den gemalten Rätseln und Vexierbildern unserer Hypermodernen weiß das Volk nichts anzufangen; aber einige durch besonders starken Ideen- und Stimmungsgehalt hervorragende Werke moderner Meister glauben wir doch in den Kreis unserer Besprechungen einbeziehen zu müssen, denn

Digitized by Google

man darf auch im natürlichen Kunstsinn einfacher Seelen ein gewisses Ahnungsvermögen für Kunstwerke, über die man sich vernunftgemäß keine Rechenschaft geben kann, voraussetzen. Solche Naturen können sich z. B. dem düsteren Zauber eines Gemäldes, wie Böcklins „Toteninsel" schwerlich entziehen, wenn sie auch auf das „Wie" und „Warum" keine klare Antwort geben können.

Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir nun im nächsten Hefte an den wichtigsten Teil unserer Aufgabe, an den Versuch eines praktischen Leitfadens für Jene, die sich der nicht leichten Aufgabe der Erziehung unseres Volkes zu edlerem Kunstverständnis widmen wollen, herantreten. (Forts. folgt.)

Kritische Warte

Dante-Literatur.

Referat von Karl Jakubczyk, Breslau.

I.

Etwa fünf Jahre trennen uns noch von einem der bedeutungsvollsten Daten der Weltliteratur, von jenem 21. Sept. 1921, an denen sich der Todestag Dantes zum 600. Male jähren soll, ein Tag, dessen Feier schon jetzt und zwar nicht nur in Italien, sondern wohl in allen Ländern europäischer Kultur in irgend einer Form eifrig vorbereitet wird und der ein glänzendes Zeugnis für Dantes geschichtliche Unsterblichkeit werden, der vielleicht auch ein wenig dazu beitragen wird, die durch den Weltkrieg so jäh zerrissenen kulturellen Beziehungen der Nationen wieder anzuknüpfen. Zweifellos werden denn auch in den nächsten Jahren von verschiedenster Seite Versuche gemacht werden, rechtzeitig für den großen Tag einer Wiederbelebung Dantescher Kunst durch Aufsätze, Bücher, Übersetzungen, Anthologien u. dgl., auch in weiteren Kreisen unseres von jeher Dante verehrenden deutschen Volkes, das nötige tiefere Verständnis und den geeigneten Resonanzboden zu schaffen. Die Neugründung der Dante-Gesellschaft, die kurz vor dem Kriege erfolgte, ist gewiß auch ein erfreuliches Anzeichen dieser Bestrebungen um Popularisierung Dantes, soweit das bei einer so ausgesprochen edel-aristokratischen Dichterpersönlichkeit möglich und wünschenswert ist. Im folgenden soll für diese wohl freilich erst nach dem Kriege so ganz einsetzenden und erfolgversprechenden Bemühungen, die uns Katholiken, die wir nicht nur Dantes Kunst bewundern, sondern auch seines Geistes, Kinder seiner Kirche und seiner Weltanschauung sind, besonders willkommen sein müssen, ein kleiner Beitrag geliefert werden durch den Hinweis auf einige besonders schöne und geeignete Bücher aus der überaus umfangreichen Dante-Literatur.

Wer von deutscher Dante-Wissenschaft d. h. von neueren deutschen Büchern über Dante sprechen will, denkt — ohne darum etwa einen Gietmann, Kraus, Hettinger, Voßler u. a. bei Seite schieben zu wollen —

Digitized by Google

unwillkürlich zunächst an Scartazzini, den 1901 gestorbenen reformierten Pfarrer, den bieder-zuverlässigen Altmeister der neueren Dante-Literatur. Der Schweizer Scartazzini hat in italienischer und deutscher Sprache außer kleineren, Einzelfragen behandelnden Fachschriften auch manches größere Werk über Dante geschrieben: so z. B. seine große bei Brockhaus erschienene vierbändige Ausgabe der „Göttl. Komödie", mit eingehendstem Kommentar, wovon am bekanntesten der 4. Band ist, die „Prolegomeni"; ferner seine 2bändigen Werke: „Dante in Germania", und: „Dante. Vita e opere", sein deutsches Buch „Dante Alighieri". Aber für weitere Kreise, die zwar etwas mehr über Dante wissen möchten als was die oft dürftigen und oberflächlichen Einleitungen zu den verschiedenen Ausgaben der „Divina Comédia" bieten — ich nehme hier ganz ausdrücklich die vorzügliche Herdersche Ausgabe aus —, ohne sich darum eingehend wissenschaftlich mit Dante beschäftigen zu wollen, für solche eignet sich wohl am besten Scartazzinis „Dante-Handbuch"[1]), das, wie der Untertitel des Buches besagt, nicht mehr sein will als eine „Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften" des großen Dichters, diesen schönen und dankenswerten Zweck aber auch voll und ganz erreicht. Ich bin nun allerdings in der Dante-Literatur nicht fachmännisch genug bewandert, um im einzelnen den Wert und die Richtigkeit von Scartazzinis Auffassungen in den verschiedenen Detailfragen der Dante-Forschung beurteilen zu können — in so manchen Dingen werden sich übrigens wegen der mangelnden Evidenz der Gründe auf beiden Seiten die Ansichten stets diametral entgegenstehen — aber die große Gediegenheit und Zuverlässigkeit dieses Dante-Handbuches — ganz abgesehen von Scartazzinis anerkanntem wissenschaftlichen Ruf — vermag wohl auch der Laie richtig herauszufühlen. In Fragen der Weltanschauung, denen bei einem Dichter wie Dante eine ganz erhöhte Bedeutung zukommt, zeigt Scartazzini ein uns sonst ungewohntes Verständnis für die katholischen Grundlagen und Grundgedanken der „Göttl. Komödie" und eine vornehme Sachlichkeit und Objektivität, im Urteil meist eine echt wissenschaftlich bescheidene Zurückhaltung, und mehr als einmal müssen wir uns mit seinem ruhigen Eingeständnis: ignoramus zufrieden geben. Scartazzini ist ein Feind aller Phantastereien in der Dante-Forschung, alles Haschens nach Effekten, nach Pikanterien und Sensationen. Leser, denen dergleichen Dinge im Leben großer Männer das Wichtigste und Interessanteste sind, kommen bei Scartazzini allerdings nicht auf ihre Rechnung. Ihm ist Sachlichkeit alles. Dabei ist das Buch durchaus nicht etwa langweilig, sondern im Gegenteil recht anregend und fesselnd, bisweilen geradezu temperamentvoll geschrieben. Die Anordnung des Buches ist klar und übersichtlich. Die 9 Kapitel des 1. Abschnitts behandeln Dantes Lebensgeschichte in seiner Vaterstadt Florenz, die 6 Kapitel des 2. Abschnitts seinen Aufenthalt in der Verbannung; im 3. Abschnitt (6 Kap.) werden sein Geistesleben, im 4. (7 Kap.) seine kleineren Werke, die Briefe und Apokryphen erörtert, während die 6 Kapitel des 5. und letzten Abschnitts einzig der Inhaltsangabe, Erläuterung und Geschichte, den Fragen nach Form, Zweck, Anlage der „Göttl. Komödie" gewidmet sind. Aus dem Abschnitt über „Dantes Geisterleben" waren mir die Darlegungen über das immer noch geheimnisvolle Beatriceproblem, die zwar Gietmanns Ansichten widersprechen, aber zwischen extremen Theorien recht glücklich und einleuchtend zu vermitteln scheinen, und das Kapitel über Dantes Persönlichkeit besonders interessant und wertvoll. Über des Dichters Charakterfehler und sittliche Irrungen geht Scartazzini, wenn auch von einem edlen und gesunden Prinzip aus, vielleicht etwas zu optimistisch hinweg. Alles in

[1]) Brockhaus, Leipzig, 1892. 9 Mk. VII und 511 Seiten.

Digitized by Google

allem hat man den Eindruck, daß dieses leider seit seinem ersten Erscheinen (1892) nicht mehr neu aufgelegte Dante-Handbuch ein ausgezeichnetes Hilfsmittel und einen zuverlässigen Führer für einen jeden darstellt, der danach Verlangen trägt, in die geistigen, moralischen und künstlerischen Schönheiten und Offenbarungen Dantescher Kunst mit Verständnis und Genuß einzudringen.

Nicht dem ganzen Dante in seinem Leben und Schaffen wie Scartazzinis Handbuch, sondern nur Teilgebieten der Dante-Literatur sind zwei andere Schriften gewidmet, die sich auf den ersten Blick als Meisterwerke, als wahre Perlen feinster Einfühlung und Einführung in Dantes Ideenkreis erweisen. Der Münchener Ästhetiker und Philosophiehistoriker Constantin Sauter ist, wie er selbst erzählt, durch sein Studium der mittelalterlichen Philosophie zu Dante geführt worden, und so sind denn auch begreiflicherweise die Dantewerke, denen er sein besonderes Interesse zuwandte und die er übersetzt und mit Einleitungen versehen herausgegeben hat, zwei wissenschaftliche Prosaschriften Dantes[1]): die „Monarchia" und „Das Gastmahl", beide von wesentlicher Bedeutung für ein tieferes, verständnisvolles Eindringen in Dantes Lebenswerk, die „Göttliche Komödie". In der schönen Ausstattung sich der großen Zoozmann'schen Übersetzung von Dantes poetischen Werken (Herder), deren großer Wert zum guten Teil auch wiederum in Sauters glänzenden Einführungen und feinsinnigen Erläuterungen liegt, anpassend, füllen die beiden Neuausgaben — aber diesmal wirklich! — eine schon seit langem klaffende Lücke aus. Denn die letzten Übersetzungen der „Monarchia" und des „Gastmahls" sind die im Jahre 1845 von Kannegießer herausgegebenen. Wenn die Bedeutung dieser beiden Schriften an sich betrachtet auch freilich nicht im entferntesten an die der „Göttl. Komödie" heranreicht, so ist ihre Kenntnis doch wesentlich für das Verständnis der vollen menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit Dantes, wenigstens für ein tieferes Eindringen, für ein lebendiges Erfassen derselben. Und ohne ein solches ist, wenigstens bei Dante, auch ein vollkommener ästhetischer Genuß wohl überhaupt nicht denkbar. Die Schwierigkeiten der oft so dürren, umgewohnten philosophisch-scholastischen Sprache und Terminologie zerfließen in dem angenehmen, gewandten Deutsch des Übersetzers. Fast so wertvoll wie die Herausgabe der Übersetzungen selbst erscheint mir der Umstand, daß Sauter besonderes Gewicht darauf legt, durch seine umfangreichen Einleitungen und überaus geschickt angebrachten und gut erläuternden Anmerkungen den Leser zuvor in dem Gebiete heimisch zu machen, das sich ihm dann in Dantes Schriften selbst als eine Fundgrube menschlicher Lebensweisheit eröffnen soll. Kapitel wie „Die geschichtlichen Grundlagen" oder „Die Staatslehre des Mittelalters" in der Einführung zur „Monarchia" zu lesen, ist, ohne Übertreibung, geradezu ein Genuß und reich an den anregendsten Erkenntnissen. Ganz ähnlich verhält es sich mit Sauters „Gastmahl", das ja als authentischer Kommentar von Dantescher Kanzonen schon ohnehin in viel näherer Beziehung zum Dichter Dante steht. Freilich erfordert die Lektüre der Einführungen, wenn sie dauernden geistigen Gewinn bringen soll, eine gewissenhafte Aufmerksamkeit und Hingabe von Seiten des Lesers, ähnlich dem gründlichen Studium, das Sauter selbst diesen Dingen gewidmet haben mag. Freilich, der souveränen Beherrschung, der wunderbar feinen Darbietung des Stoffes durch Sauter merkt man

[1]) Dantes Monarchia. Übersetzt und erklärt mit einer Einführung von Dr. Constantin Sauter. Mit 2 Bildern. Herder, Freiburg 1913. X u. 209 S. Geb. 5.40 Mk. — Dantes Gastmahl. Übers. u. erklärt mit einer Einführung von Dr. Const. Sauter. Mit 2 Bildern. Herder, Freiburg 1911, IX und 385 Seiten. Geb. 7 Mk.

Digitized by Google

von der sicherlich angewandten Forschermühe nichts mehr an. Im kristallklaren Glase seines leuchtenden Stiles bietet Sauter den lautersten Wein Dantescher Geistes- und Schönheitswelt dem Leser dar. Wer sich an ihr seelisch erheben und bereichern, wer sich zum Aufflieg, zur Wanderung auf den Sonnenberg der „Göttlichen Komödie" selbst rüsten und stärken will, der greife nach den drei Büchern, die hier so eben kurz gekennzeichnet wurden und es wird ihn nicht gereuen.

Kriegsliteratur.

Nicht umsonst hat Karl Fr. Nowak sein bei S. Fischer-Berlin erschienenes Buch, das die Heldentaten und Leistungen der österreichischen Armee in den ersten Kämpfen mit der russischen Uebermacht, in den Karpathen und in der großen Maioffensive 1915 schildert, „Hötzendorfs Lager" (Mk. 2.50, gebd. Mk. 3.50) genannt. Denn in diesem Lager hat sich Oesterreich, wie einst in Radetzkys Tagen, glorreich wiedergefunden, sich selbst kaum mehr kenntlich, denn der jahrelange politisch-nationale Froschmäusekrieg hatte sein Selbstvertrauen zernagt. Nowak verfügt über eine glänzende Darstellungsgabe und seine Schilderungen sind noch durchzittert vom großen Erbeben der Zeit, die sie geboren hat. Sachlich bietet seine Darstellung manches noch Neue und Unbekannte, aus noch nicht erschlossenen Quellen geschöpft.

Neben Werken wie das soeben erwähnte, die Selbsterlebnis und Bericht zu einer höheren Einheit zu verbinden haben, kommt doch jenen ein besonderer Reiz und eine weitreichende Wirksamkeit zu, die ausschließlich Selbsterlebtes geben. Ein solches Büchlein, in welchem dieser Reiz durch dramatische Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Schilderung zu ergreifender Wirkung gesteigert ist, liegt uns eben vor: „Aus Champagne und Vogesen", Kriegsberichte und Aufsätze eines Frontoffiziers von Jos. Gieben (M. Gladbach, Volksvereinsverlag, Preis kart. Mk. 1.60). Daß in die Schilderung eigener Erlebnisse Gedanken über politische und Kulturfragen, wie sie wohl manchem einsamen Sinner im Schützengraben durch den Kopf gehen, eingeschoben sind, mag der Geschlossenheit des Ganzen und der Tiefe des Eindrucks Abbruch tun, wird aber nur von jenem Leser als Nachteil empfunden werden, der mit diesen Gedankengängen nicht übereinstimmt.

Von der hier schon gewürdigten umfassenden, zusammenfassenden und sachlich-gründlichen Darstellung der Ereignisse des ersten Kriegsjahrs an der Westfront: „Der Wall von Eisen und Feuer" von Dr. G. Wegener (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig) erschien ein billiger, doch immerhin alles Wesentliche erschöpfender Auszug im gleichen Verlag als Feldpostausgabe (Preis 1 Mark). Wem die große Ausgabe zu teuer ist, der findet hier in gedrängter Zusammenfassung eine wuchtig und plastisch gezeichnete Darstellung jener Erlebnisse, Stätten und Ereignisse, die in ihrer Gesamtheit ein nationales Heldenepos von noch nie gesehener Größe, das freilich noch der Belebung durch einen künftigen Meister harrt, zusammenfügen.

Manche interessante Spiegelung der großen Ereignisse im Geiste eines Dichters, der immerhin noch zu den gesünderen Erscheinungen der deutschen Literatur gehört, zeigt uns das Kriegsbuch von Otto Ernst: „Gewitterfegen". (Leipzig, F. Staackmann, Mk. 1.—) Einer der Tiefsten ist wohl Ernst gerade nicht, obgleich einer der Erfolgreichsten, doch die große Stunde schlägt aus seiner Harfe manch guten Ton. In manchen Kapiteln verschwindet freilich der Dichter unter Reflexion und Politik, die natürlich das Gepräge freisinniger Lebensanschauung tragen. Doch wird manches Wort, dem auch wir beistimmen, z. B. über den praktischen Nietzscheanismus und sein im Grunde ganz undeutsches, eher unsern

Digitized by Google

Feinden angepaßtes Wesen gesagt, ja der Krieg den wir führen, geradezu als ein Krieg gegen Nietzscheanische Ethik bezeichnet Kräftige Bannflüche schleudert Ernsts Dichtergenie auch gegen das Verrätervolk im Süden und seinen Maulhelden d'Annunzio. In den Randglossen zur modernen deutschen Literaturentwicklung findet sich manches ehrliche Zornwort über die „erotische Vertrottelung" und den verdorbenen Geschmack des am Gängelband der käuflichen Presse daherwackelnden Publikums.

Fast noch mehr zeigt die Kriegsschrift eines andern Dichters, Hermann Bahr, den gesunden Kern. Daß ein solcher in Bahr steckt trotz seiner modernen Kapriolen, hat schon R Kralik immer behauptet. In seinem Büchlein „Kriegssegen" (München, Delphinverlag, Mk. 1.—) steht so mancher gesunde Gedanke, wird so manchem Irrtum abgeschworen. Wir würden manches anders sagen, aber es ist schon ein Fortschritt, wenn der Krieg mit harter Faust verschüttete Quellen in den Seelen unserer Dichter aufdeckt, die schließlich doch im Bereich der Gralburg münden.

Eine sehr dankbare Aufgabe hat sich ein kleines Schriftchen: „Falsche Propheten" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, Preis 25 Pfg.) gesetzt, nämlich die Nachprüfung lügnerischer Prophezeiungen und Stimmungsberichte unserer Feinde an der Hand der Tatsachen. Das Büchlein lehrt: Nur so weiter prophezeien, ihr Feinde, dann wirds euch schon schief gehen!

Dante und der im Mauldrescher D'Annunzio verkörperte Geist Neuitaliens — was das für Gegensätze sind, zeigt klar und deutlich ein deutscher Dantekenner, Constantin Sauter, in der Broschüre: „Dante und der Verrat Italiens". (Verlag Glaube und Kunst, München, Preis 50 Pfg.) Dante, der unerbittliche Eiferer für Wahrheit und Recht, der Hasser der Treulosen und Verräter — und die heutigen Anbeter des „Sacro egoismo", die um den Preis schändlichen Verrats nach Raub gierenden Epigonen dieses Großen — das schreit wie eine vernichtende Anklage gegen Italiens Kriegshetzer aus dem von Sauter heraufbeschworenen Bild Dantescher Geistes.

Zu der theoretischen Verurteilung des italienischen Verrats liefert eine Schwedin, die sich unmittelbar vor dem Kriegsausbruch in Italien aufgehalten und die Tragikomödie der freimaurerischen Kriegshetze miterlebt hat, das praktische Tatsachenmaterial. Ihr aus Eindrücken und Tagebuchaufzeichnungen entstandenes Schriftchen: „Ein irregeführtes Volk" von Annie Wall, ist in deutscher Uebertragung im Verlage der Sallmayer'schen Buchhandlung, Wien, erschienen. (Preis 80 Heller). Das Heftchen, dessen Reinertrag den Kriegsblinden gewidmet ist, bringt interessante und wertvolle Aufschlüsse über die Art und Weise, wie Italien von einer kleinen Rotte gekaufter und bestochener Politiker im Vereine mit der Freimaurerei gegen den Willen der Mehrheit des Volkes in den Krieg getrieben wurde.

Zu den Aufgaben unserer Zeit gehört auch die Richtigstellung sovieler falscher Urteile über Dinge, Menschen und Völker, die vor dem Kriege manche Verwirrung in Deutschland stifteten. Daß England unser Hauptfeind ist, dürfte heute wohl keinem Zweifel mehr unterliegen und darum ist eine wissenschaftlich so gut fundierte und bei aller Entschiedenheit so sachlich gehaltene Darstellung, wie: „England", seine staatliche und politische Entwicklung etc. von Ed Meyer (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachflg. Mk. 1.50) berufen, über den Charakter des englischen Staates und Volkes jene richtigen Ansichten zu verbreiten, die wir brauchen, um diesen Krieg gegen den mächtigsten und zähesten aller Feinde nicht auf falschen Grundlagen und Voraussetzungen zu führen.

Einem ähnlichen, aber noch weit wichtigeren Zwecke, nämlich der Anbahnung des gegenseitigen Verständnisses zwischen Oesterreichern und

Digitized by Google

Norddeutschen dient die mit viel Temperament geschriebene Schrift von Hans Schrott-Fiechtl: „Der deutsche Bruder und Oesterreich" (Heft 10 der „Flugschriften für Oesterreich-Ungarns Erwachen", Warnsdorf, Rob. Strache). Der Verfasser ist wie kaum ein anderer berufen, das Trennende und das Einende zwischen zwei so verschieden veranlagten Volksstämmen, die nun der Krieg mit Macht zusammenschweißt, zu erfassen; hat er doch sein Leben halb in seiner Heimat Tirol, halb in Berlin verbracht und mit offenen Augen um sich geschaut. Darum ist, was er sagt, beherzigenswert, wenn es auch manchen Widerspruch wecken und, wie es kaum anders sein kann, das schwierige Thema nicht erschöpfen dürfte. Jedenfalls zeigt die Schrift von scharfer Beobachtungsgabe und natürlich gesundem Urteil. Leider hat er eine der heikelsten hier in Betracht kommenden Fragen, die religiöse, nicht mit jener Offenheit und Klarheit erörtert, die allein eine gedeihliche Lösung des schwierigen Problems verbürgt.

Ein anderes Problem, das dem deutschen Volke heute auf der Seele brennt, wird in der Schrift: „Das amerikanische Gesicht" (Berlin, S. Fischer, Preis 1 Mk.) von Arthur Holitscher eingehend erörtert. Es fehlt uns der Maßstab, zu beurteilen, ob die hier niedergelegten, auf einer längeren Reise durch die Vereinigten Staaten gesammelten Erfahrungen, Eindrücke, Stimmungsbilder den richtigen Schlüssel zur Lösung des amerikanischen Rätsels geben. Jedenfalls bieten aber die Beobachtungen des Verfassers manch wertvollen Anhaltspunkt zur Beurteilung des vorherrschenden amerikanischen Volkscharakters, soweit man von einem solchen überhaupt reden kann, denn das vorherrschende Gepräge der vielfach in Hab- und Selbstsucht und geistlosem Mammonsdienst versunkenen Mehrheit dieses Volkes scheint die Charakterlosigkeit zu sein.

Die kommende Auseinandersetzung mit Rußland hat schon verschiedene Forscher angeregt, ihr Licht zum besseren Verständnisse der uns vielfach noch fremden russischen Volksseele leuchten zu lassen. Die Diederich'sche Schriftensammlung zum Verständnis der Völker steuert in dem Bändchen „Die slavische Volksseele" (Jena, Eugen Diederichs, Preis Mk. 1.80) zwei Beiträge von Karl Nötzel und Alex. Berwinskyj zur Lösung dieser Frage bei. Auch hier können wir nicht kritisieren, sondern nur referieren, daß die Lösung des Rätsels, die Nötzel versucht, u. E. ein neues Rätsel aufgibt, indem sie das Wesen dieser Volksseele als „Seelische Unabhängigkeit", Uninteressiertheit am Leben — das Wesen des Russen als das eines Künstlers, der sich die zum Leben nötige Hoffnung durch Flucht ins Traumreich und die Wunschwelt rettet, bestimmt.

Eine Ergänzung des von Pastor großzügig entworfenen Lebensbildes des österreichischen Generalstabschefs Conrad von Hötzendorf (besprochen im Märzheft) bietet das im Verlage von Hugo Heller & Co. in Wien erschienene Buch: „Unser Conrad". Ein Lebensbild dargestellt von einem Oesterreicher. Während Pastor mehr die großen geistigen Ausstrahlungen der Persönlichkeit, das eigentlich Historische behandelt, geht der Verfasser der vorliegenden Schrift liebevoll ins Persönliche ein, schildert eingehend den Lebenslauf, den Menschen, sein Werden und Reifen, seine Umgebung. Eine interessante Bereicherung des Schriftchens ist die Veröffentlichung eigener Handzeichnungen von Conrad, überhaupt läßt der Verfasser den künstlerischen Zug im Wesen seines Helden stark hervortreten.

Zu den Kriegsschriften gehört wohl auch das fesselnde und zeitgemäße Büchlein: „Theodor Körner, der schwarze Jäger". (Freiburg, Herder, kart. Mk. 1.—) „Einen Appell an meine Kameraden im Felde" nennt es der Verfasser, Magnus Jochem, mit Recht,

Digitized by Google

denn die edle Gestalt des todesmutigen Freiheitssängers der deutschen Befreiungskriege ist so recht ein Vorbild für unsere Krieger, die um gleichen, ja um höheren Preis kämpfen. Körners Geist ist in unserm Volke wieder lebendig geworden, darum gehört sein Bild in unsere Zeit.

Ein sehr zeitgemäßes und fesselndes Kapitel aus dem reichen Schatze der Kriegslehren behandelt Universitäts-Professor Dr. Seitz in seinem Schriftchen: „Kriegsprophezeiungen" (Fels-Verlag, Frankfurt a. M., Preis 50 Pfg.). Aus alten Urkunden, aus der theosophischen Literatur und aus der Wahrsagerei unserer Tage sind hier eine Menge interessanter Kriegsprophezeiungen, namentlich solche, die sich auf einen Weltkrieg beziehen, zusammengetragen und werden nach wissenschaftlichen und christlichen Grundsätzen auf Gehalt und Wert geprüft.

Noch eingehender und ausführlicher wird dieses interessante Thema in dem Buche: „Prophetische Stimmen und Gesichte über den Weltkrieg 1914/16", von Pfarrer A. Reiners (Verlag Natur und Kultur, München, Preis Mk. 1.20) behandelt. Neben dem Grundsätzlichen über Prophezeiungen — nach katholischer Lehre — ist hier eine Unmenge von Tatsachenmaterial zusammengetragen, alle irgendwie bedeutsamen Prophezeiungen, Privatoffenbarungen, Gesichte, Träume, Hellsehen, Telepathie usw. Das Bestreben des Verfassers, stets die oft verschwommene Scheidelinie zwischen Glaube und Aberglaube sichtbar zu machen, verdient besondere Anerkennung.

Jugendschriften

Noch mehr als die gesamte deutsche Literatur, steht die Jugendliteratur im Zeichen des Weltkrieges. Und zwar fast immer mit der Absicht, die großen Ereignisse und ihre Lehren, den gewaltigen Aufschwung der Geister für die nationale Erziehung, deren wichtigster Teil doch die Jugenderziehung ist, nutzbar zu machen. Die Bestrebungen einer kleinen aber rührigen Klique, die Jugendschrift von jeder Tendenz, namentlich von der religiösen und patriotischen loszulösen und in ihr nur die Auswirkung künstlerischer Kräfte als berechtigt anzuerkennen, dürften wohl für längere Zeit in den Hintergrund treten.

Die Beziehungen der Jugendschrift zu den Kriegsereignissen kommen hauptsächlich in zweifacher Art zum Ausdruck: Entweder stellt sie sich als Erzählung oder Schilderung geradezu mitten in diese Ereignisse hinein oder sie holt ihre Stoffe aus Zeiten, die den unsern ähnlich waren. Im ersten Falle sind die gleichen Schwierigkeiten zu überwältigen wie überhaupt in unserer schönen Literatur, die ihre Stoffe schon dem Kriege entlehnt: Es fehlt noch der Abstand, der die künstlerische Reife gibt. Es ist noch zuviel Leidenschaft, zuviel Gährung in der Zeit und in den Seelen der Dichter, als daß ein Werk höchster künstlerischer Reife leicht erwachsen könnte. Über diese Schwierigkeit hilft sich der Verfasser der Jugendschrift am leichtesten hinweg, wenn er die Erzählung nur als Rahmen um die Schilderung der Ereignisse legt, wie es z. B. Emil Frank in seinem bei J. & A. Temming, Bocholt, erschienenen Buche „Im Weltenbrand" (Gebd. Mk. 3.—) versucht hat. Die Erzählung bezw Handlung ist hier nichts als der Kitt, der eine bunte Reihe von Bildern: die Mobilmachung, vor Lüttich, im Flugzeug, der U-Boot-Krieg, die Masurenschlacht, der Krieg im Westen, notdürftig zusammenhält. Aber die Schilderungen sind gut und lebendig und darüber vergißt man leicht die allzusichtbaren Flickfäden.

Etwas einheitlicher ist die Handlung in der Erzählung „Der Kampf um die Heimat" von Gerhard Hennes (Volksschriftensammlung „Aus allen Zeiten und Ländern", Köln, J. B. Bachem, jeder Band Mk. 2 50, gebd. Mk. 3.—). Aber im wesentlichen sind es auch

Digitized by Google

nur aneinandergereihte Bilder aus dem belgisch-französischen Kriege, recht frisch und anschaulich hingestellt. Etwas Eigenartiges im Stile Jules Vernes bringt Laurenz Kiesgen in derselben Sammlung mit seinen Schilderungen: „Mickelpickels Abenteuer auf drei Kriegsschauplätzen": Ein zweiter Münchhausen, der als Riesenvogel mit seiner selbsterfundenen angeschnallten Flugmaschine von Amerika nach England gondelt, von Sir Edward Grey auf ein englisches Kriegsschiff geschickt wird, das er in die Luft sprengt, während er in der Luft davonfährt, neuen Abenteuern entgegen auf allen drei Kriegsschauplätzen. Das Buch mit den hübschen Bildern von Grengg dürfte bei der Jugend recht beliebt werden. — Die Kämpfe der deutschen Schutztruppe gegen die aufständischen Hottentotten schildert im Rahmen einer spannenden Erzählung recht anschaulich Gerhard Hennes in seiner Erzählung „Wider den heißen Tod" (Band 23 derselben Sammlung), während A. Hilden in der Erzählung „Unter des Feindes Schutz von Moskau nach Paris" (Band 22 ders. Sammlung) zeitgemäße Erinnerungen aus den Jahren 1812—15 auffrischt. Hier ist die Erzählung schon etwas mehr als der bloße Rahmen um Bilder und Schilderungen, ebenso in dem Bande 24 der genannten Sammlung: „Der Fürstenmeister", in welcher Emil Frank ein recht warm gemaltes Bild aus der Geschichte des deutschen Mittelalters, aus den Tagen Engelberts des Heiligen, der als Opfer seines Rechtssinnes durch Mörderhand fiel, erstehen läßt.

Zu den Kriegsjugendschriften der zweiten Gattung, die ihre Stoffe nicht aus dem gegenwärtigen Kriege, sondern aus ähnlichen Zeiten holen, gehören einige literarisch wertvolle Bändchen der Bachem'schen Sammlung „Bachems Volks- und Jugend-Erzählungen" (Köln, J. P. Bachem, jedes Bändchen Mk. 1.—, gebd. Mk. 1.20), so namentlich die zwei von Heinr. Gathmann zusammengestellten Bändchen: „Die eiserne Wehr" (Bd. 68) und „Kriegsvolk" (Bd. 75). Im ersteren Bändchen hat der Herausgeber einige ganz prächtige Kriegserzählungen, so namentlich „Der Fahnlbua" von Rieger, eine Episode aus Hansjakobs „Leutnant von Hasle", „Eine Verborgene" von M. Buol, dann Ausschnitte aus Detlev von Liliencron, W. Ziethe, Isabelle Kaiser zusammengetragen; ebenso bietet das andere Bändchen teils Ausschnitte, teils kleinere Erzählungen aus den Werken der besten Erzähler früherer Kriegsereignisse. Da ist Kraft und Stimmung und vielfach künstlerische Reife! — Den rückschauenden Blick des Lesers richtet in dieser Kriegsnot Emil Frank in seinen Erzählungen aus der Zeit des 30jährigen Krieges: „Die Not der Zeit und die Scholaren" (Bd. 70) auf eine Zeit, die der unsern manche Lehre erteilt und manchen Trost bietet. Frank zeigt sich in diesen historischen Erzählungen seiner Aufgabe völlig gewachsen. Recht lebendig und frisch geschriebene Skizzen und Erzählungen aus dem österreichischen Feldlager bietet Julius Götz in dem Bändchen: „Unter Habsburgs Fahnen." Das mit vier sehr gelungenen Bildern von Grengg geschmückte Büchlein wird überall gern gelesen werden. Friedlichere Luft atmet aus den weiteren vier Bändchen der Sammlung: „Der Förstertoni" von Joseph Wais (69), „Der Fremdling" von F. Ruffieux (71), „Tiergeschichten" von Heinrich Gathmann (72) und „Die Wasserfrau" von Angelika Harten. Die erstgenannten bieten recht gute, gediegene Volkserzählungen, die „Tiergeschichten" auf das Tierleben sich beziehende Ausschnitte aus den Werken der besten Erzähler, das letzte Bändchen enthält ein poesie- und stimmungsvolles Märchen der beliebten, in diesen Blättern seinerzeit eingehend gewürdigten Dichterin.

Eine neue, tiefe, prächtige Märchenwelt erschließt sich auch in dem 16. Bändchen der von Benziger in Einsiedeln herausgegebenen Jugendschriften-Sammlung: „Sonnenschein." Dieses Bändchen enthält das

Digitized by Google

wunderfromme Märchen der leider zu früh verstorbenen gemütvollen Wiener Schriftstellerin Pastor (Therese Schäfer): „Der goldene Schlüssel" und eine Reihe anderer Märchen, eins schöner und gemütvoller als das andere. Dichterisch anspruchsloser, aber ebenfalls durchweht von frommer, reiner Erhebung sind die im 15. Bändchen dieser Sammlung vereinigten Erzählungen „Weihnachtsglocken" von Schwester M. Paula. Das Büchlein ist mit vier hübschen farbigen Bildern geschmückt. (Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln, Preis jedes Bändchens gebd. Mk. 1 —).

Sogar die Mädchenliteratur steht vielfach im Zeichen des Krieges. So namentlich das bei Carl Flemming in Glogau erscheinende, von Thekla von Gumpert begründete „Töchter-Album", von welchem heuer der 61. Band vorliegt. Schon die äußere Ausstattung des umfangreichen Bandes mit zehn teilweise sehr guten Farbendruckbildern, zahlreichen Textbildern und dem hübschen Einband weist auf eine hervorragende Erscheinung der Jugendliteratur, noch mehr das fast in allen Beiträgen sichtbare Bestreben der jetzigen Herausgeberin Berte Wegner-Zell, in der Auswahl der Erzählungen neben den ethisch-erzieherischen auch den literarischen Anforderungen zu entsprechen. Die Beiträge wechseln in bunter Reihe ab: Erzählungen, Gedichte, Lebensbilder, Naturbilder, Belehrendes, Handarbeiten, Sprüche, Rätsel usw. in größter Reichhaltigkeit. Die für katholische Leser wichtigste Frage nach dem religiösen Gehalt läßt sich — soweit die zahlreichen Beiträge daraufhin geprüft werden konnten — wohl am kürzesten dahin beantworten, daß im allgemeinen die Richtschnur einer gewissen Interkonfessionalität mit dem Bestreben, nach keiner Seite hin zu verletzen, eingehalten wurde. Kräftiger ist das Allgemein-Ethische, das Vaterländische betont, und wenn katholische Erzieher sich auch damit nicht ganz zufrieden geben können, so steht dagegen die Tatsache, daß wir auf katholischer Seite ein ähnliches Jahrbuch in dieser Reichhaltigkeit leider nicht aufzuweisen haben. Der fehlende katholische Einschlag muß eben durch persönliche Einflußnahme der Erzieher ersetzt werden.

Der Verlag J. P. Bachem in Köln gibt auch eine Sammlung „Bachems illustr. Erzählungen für Mädchen" heraus, von welcher zwei neue Bände, 32 und 33 (Jeder Band Mk. 2.—, gebd. Mk. 2.50) vorliegen: „Lisabeths Paradies" und „Die vier Burgwitz." Beide stammen aus der Feder von J. von Garten (Freifrau von Gregory), sind von Helene Böhm und Pauli Ebner hübsch illustriert und im allgemeinen zur guten, einwandfreien Unterhaltungsliteratur für die weibliche Jugend zu zählen.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Trier, Petrus-Verlag. — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, Kaiserslautern, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz). — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Warnungssignale.

Von R. Mäder, Pfarr-Rektor, Basel.

Die Zeit ist Minister des Äußern in der göttlichen Weltregierung. Dieser Reichskanzler hat immer Recht. Man muß nur alt genug werden, um das Ende seiner Beweisführung zu erleben. Das Ende dieser Beweisführung ist immer der Sieg der katholischen Wahrheit und der Bankrott und Selbstmord des ihr entgegengesetzten Irrtums. Die schlagendste und volkstümlichste Apologie ist darum die Geschichte. Sie gab uns wieder einmal Recht in der Frage der Zensur.

Die unbeschränkte Druckfreiheit war seit hundert Jahren allgemein geltender liberaler Glaubenssatz. Der Polizeistock solle im Reich der Ideen nichts mehr zu sagen haben. **Nun hat der Weltkrieg das Dogma von 1789 wieder gestürzt. Die Feder steht unter der Diktatur des Schwertes. Die erste Großmacht ist Ohnmacht geworden.** Alles findet sich aus nationalen und militärischen Gründen mit dieser Tatsache ab. Vielleicht ist das die Zeit, wo man auch im geistigen Kampf die Notwendigkeit von Warnungssignalen und Verbottafeln besser begreifen wird.

Wir heißen die Intoleranten. Wir sind es in gewissem Sinne, wir waren es und wir werden es sein. Wir sperren die Grenzen gegen alles Fremde, Falsche und Schlechte. Diese **Grenzsperre liegt durchaus im Wesen des Katholizismus, der an sich selber glaubt. Er hat Gold und Brot genug im eigenen Lande. Seine Kornkammern sind unerschöpflich. Geistige Grenzsperre mag für Andere die Aushungerung bedeuten, für ihn den Sieg.**

Diese unliberale **Abschließungspolitik des Katholizismus verbunden mit peinlicher Grenzkontrolle allen Importes mag unmodern sein — sie ist vernünftig und natürlich,** so vernünftig und natürlich, daß sie sogar von Denjenigen

Digitized by Google

angewendet wird, die sie verurteilen. Wir haben die Lebensmittelkontrolle. Wir haben die Marktpolizei. Wir haben die Sanitätsbehörden. **Für Gift gibt es keine Gewerbefreiheit und kein Marktrecht.** Gift mag in den bakteriologischen Instituten wissenschaftlich untersucht werden, aber es darf nie allgemeiner Verkaufsartikel sein. Die katholische Kirche hat niemals etwas Anderes gesagt. Sie hat schon frühzeitig eingesehen, daß eine Sanitätspolizei gerade so notwendig ist für die Geister wie für die Leiber. Es muß auch einen Sicherheits- und Gesundheitsdienst für die unvergleichlich kostbarerern Güter der Wahrheit und des Gewissens geben. Man fand es für ungerecht, die Lebensmittel der Märkte einer peinlichen Untersuchung zu unterziehen und die geistige Nahrung der Völker straflos vergiften und straflos vergiftet verkaufen zu lassen. Ist es anerkanntes allgemeines Menschenrecht, das Recht auf unverfälschte Nahrung, dann ist der Schluß selbstverständlich: Was für den Leib Menschenrecht ist, ist auch Menschenrecht für die Seele.

Also Zensur! **Ist die militärische Zensur Landesnotwendigkeit, dann ist die kirchliche Zensur von allerhöchstem Menschheitsinteresse.** Die Kirche ist Wahrheitslehrerin. Man kann aber nicht Lehrer sein ohne rote Tinte, ohne das Recht, das Falsche zu korrigieren. Die Kirche ist Arzt. Man kann nicht Arzt sein, ohne das Recht, das Faule wegzuschneiden. Die Kirche soll die Erde zum Garten Gottes machen. Man kann nicht Gärtner sein, ohne das Recht, das Unkraut ausreißen zu dürfen. **Was jeder Lehrer, jeder Arzt und jeder Gärtner darf, das darf auch die Kirche.** Das war ihre Sorge von Anfang an, das ihr anvertraute Wahrheitsgut rein und unbefleckt zu bewahren. Kein Jota dazu, keins davon! Nie kannte Rom das, was jetzt Achtung vor fremder Ueberzeugung genannt wird. Nie verstand es das Liebäugeln, Vertuschen und Verschweigen. Nie beugte es sich vor dem Zeitgeist. Nie suchte es, durch Kompromisse und Zugeständnisse neue Anhänger zu gewinnen. Sein Stolz war die reine Lehre. Es konnte das Haupt seiner Päpste hinlegen vor das Richtschwert — nie einen

Digitized by Google

Glaubenssatz. Es konnte eine Beute fremder Kriegsvölker werden, von Attila bis Viktor Emmanuel — nie eine Beute des Irrtums. Es konnte ganze Nationen abfallen sehen um eines Wortes willen. Es konnte schwere Stürme über die Christenheit hereinbrechen lassen — schweigen nie. Es liebte den Frieden der Erde — die Wahrheit mehr. Deswegen hat die Kirche, vom Recht der Zensur Gebrauch machend, die Bücher auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft und gegebenenfalls verboten. Sie hat im Index ein Verzeichnis der verbotenen Schriften zusammengestellt und das Lesen einiger derselben sogar mit der Exkommunikation bestraft.

Wer folgerichtig denken kann, wird nun im Zeitalter der Militärzensur auch den kirchlichen Index verstehen. Jede Religion hat eine gute Literatur d. h. eine solche, die ihren Grundsätzen entspricht, und eine schlechte Literatur d. h. eine solche, die ihren Lehren widerspricht und vor der sie ihre Anhänger warnt. **Jede Religion hat ihren Index,** gedruckt oder ungedruckt, das ist gleichgiltig. Jede handhabt die Kontrolle über ihre Gegner und verurteilt, was sie sagen und was sie schreiben. Es ist ihre Inderkongregation. Das Indizierungsverfahren ist nicht nur katholisch, es ist international. Keine Religion, keine Philosophie, keine Partei, keine Regierung ohne Index. Gut! Lassen wir Rom den seinigen. Er ist älter, dünner, vernünftiger, gerechter als alle andern. Rom ist der Glockenturm der Welt. Seine Uhr zeigt, wie spät es ist am Tag. Rom wacht. Von seiner Hochwarte aus überblickt es die Länder und wo es Rauch und Flammen sieht, gibt es Signal. **Die Brandstifter hassen den Wächter auf dem Turm.** Das Volk aber weiß ihm Dank.

Aber die Freiheit! Und der Fortschritt! **Es ist immer töricht, von der Wahrheit an die Freiheit als Richterin zu appellieren.** Die Wahrheit ist eine absolute, unumschränkte souveräne Macht. Die Freiheit ist etwas Relatives, Beschränktes. Die Wahrheiten, das sind die Sterne am Himmel. Die Freiheit holt sie nicht hinunter. Am 8. November 1906 rief Viviani: Wir haben am Himmel Lichter gelöscht, die man nie wieder anzünden wird. — Das war Wahnsinn. Die Sterne Gottes reißt man nicht vom Himmel, weder

Digitized by Google

die körperlichen noch die geistigen, Gottes Worte und Gesetze. Hier hört die Freiheit auf, weil die Macht aufhört. Der Mensch mag seine Wut hinaufspeien, er mag seine Tintenfäßchen und sein Zeitungspapier zum Himmel schleudern — Gottes Sterne gehen ihre ewigen Bahnen. Wenn es tatsächlich einen Interessenkonflikt zwischen Wahrheit und Freiheit gibt, so muß er immer zu Gunsten der ersteren entschieden werden. Aber der Konflikt besteht nur in der Einbildung. **Die Autorität, welche die Wahrheit schützt, schützt auch die Freiheit vor ihren zwei einzigen Feinden, dem Irrtum und dem Laster. Das kirchliche Schriftverbot leistet in Wirklichkeit mehr für den Fortschritt der Wissenschaft durch seine Warnungssignale als ganze Universitätsbibliotheken. Im Angesicht des Abgrundes von klarsehenden Geistern gezogene Notbremsen mögen scheinbar im Fahrplan der Weltgeschichte und Kulturentwicklung ein paar Minuten Verspätung herbeiführen, schließlich leisten sie der Sache der Menschheit größere Dienste als eine unter Volldampf von Freiheit und Fortschritt stehende Kultur, die allen Signalen zum Trotz in unabsehbare Katastrophen hineinjagt.**

Freies Spiel der Kräfte ist einer jener Eimer voll Lügen, an dem nur ein Tropfen Wahrheit hängt. Im Jahre 1830 schrieb Thiers: „Mit einer unbeschränkten Druckfreiheit ist keine Gefahr verbunden. Nur die Wahrheit wirkt. Was falsch ist, richtet keinen Schaden an und zerstört sich selber durch seine Gewaltsamkeit. Keine Regierung ist jemals durch Schmähschriften gestützt worden." Jedes Kind könnte mit einem Pfund Dynamit und einem Zündhölzchen den geistreichen französischen Staatsminister widerlegen. Gewiß ist die Wahrheit unsterblich, auch wenn man mit einer Lokomotive über sie hinwegfährt. **Aber es ist nicht richtig, daß der Irrtum, bevor er am Selbstmord stirbt, nicht zerstörend auf seine Umgebung wirkt.** Das Experiment im Großen macht gegenwärtig der Weltkrieg, nach ihm die Weltrevolution. **Die Beweisführung gegen die liberale Phrase vom freien Spiel der Kräfte wird nichts mehr zu wünschen übrig lassen, wenn dieses Kollegium Publikum**

Digitized by Google

über Logik, dem wir seit dem 1. August 1914 beiwohnen, zu Ende ist. Und eines vom Ersten, was man am Schlusse dieser Vorlesung tun wird, ist die Totalrevision des geltenden geistigen Marktrechtes im Sinne des kirchlichen Schriftenverbotes.

Das Aufstellen von amtlichen Warnungssignalen ist Sache des Episkopates und vorab des obersten Lehramtes. Sie sprechen in allen Streitfragen das letzte und entscheidende Wort. Es wäre aber geradezu der Untergang einer arbeits- und kampffrohen katholischen Literatur, wenn man mit den wohlfeilen Schlagworten von „Laientheologie" und „pessimistischen Verdächtigungsbewegungen" dem katholischen Apostolat der Feder und der Zunge die Berechtigung bestreiten würde. **Wozu haben diese Männer ihren Katechismus gelernt, wenn sie ihn nicht mehr aufsagen dürfen? Warum wurden sie gefirmt, wenn sie nicht gegen alles Schlechte, Falsche, Verdächtige und Gefährliche ins Feld ziehen dürfen?** Warum heißen sie Glieder der streitenden Kirche, wenn Kampf eine Sünde und Feigheit und Faulheit Verdienst? **Wer merkt, daß es brennt, soll schreien, selbst wenn er nicht Wächter auf dem Turm ist.** Auch wenn es innerhalb der Mauern brennt! Gefahr ist Gefahr. Irrtum ist Irrtum. Gift ist Gift, selbst, wenn die Bazillenträger Bücher von hochverdienten Männern sind. Es ist ein unsachliches Manöver, den schwersten und undankbarsten aller Kämpfe, den Innenkampf gegen aufsteigende Krisen und schleichende Irrtümer mit dem Vorwurf der Verdächtigung niederschlagen zu wollen. **Personen kommen im Krieg in erster Linie in Betracht, in der Schlacht der Geister die Ideen. Es geht gegen die Fahnen, nicht gegen ihre Träger.** Und was die sogenannten guten Absichten anbetrifft — sie stehen als innere Angelegenheiten außerhalb des Gefechtes. Gott richtet. Nicht einmal die Kirche verdammt. Das Verdammungsrecht ist ausschließliches Gottesrecht.

Im übrigen halten wir es mit Bonald: **„Ein Mann hat die erste und edelste Bestimmung eines intelligenten und vernünftigen Wesens erfüllt, wenn er seinen Geist**

Digitized by Google

darauf gerichtet hält, die Wahrheit kennen zu lernen und sie Andern bekannt zu machen. Es ist eine öffentliche Funktion und eine Art Amt, welches nicht zu teuer bezahlt wird mit dem Vermögen, mit der Ruhe und selbst mit dem Leben." Reden wir weiter!

Bauern.

Von F. Schrönghamer-Heimdal

Ich sehe sie schreiten im Morgenlicht
Mit ernstem, wettergebräunten Gesicht
Und goldenen Samen werfen.
Ich höre sie abends vorm Scheuertor,
Schon lugt der Mond über Giebel empor,
Die singenden Sensen schärfen.

Was zwischen Säen und Dengeln lag?
Ein arbeitsvoller, hartmutiger Tag
Mit tausend dumpfen Sorgen.
Ein rauhes Mal, ein Vesperbrot
Und stumm ein Kampf mit steter Not,
So gestern, so heute, so morgen.

Was würzt ihm das Mahl, was beut ihm der Tag?
Die heimliche Sorge vor Schlossenschlag,
Vor Blitz und währendem Regen;
Der Sturm, der ihm das Dach bedroht,
Das harte Leben, der hämische Tod
Steh'n immer an seinen Wegen.

Drum schreiten sie ernster im Morgenlicht
Und wettergebräunter im Angesicht
Und streuen von neuem den Samen.
Sie wissen, was Leben und Arbeit will,
Sie schauen nach oben und schaffen still,
Ergeben, in Gottes Namen.

Digitized by Google

Die Mystik des Islams

Von Prof. Dr. Wilhelm Oehl, Freiburg, Schweiz.

(Fortsetzung.)

Das Methnewî ist in mehreren Sprachen unzähligemale kommentiert. Es ist eines der gelesensten Bücher in der muhammedanischen Welt. Womöglich noch wunderbarer, noch schwelgerischer, noch trunkener entfaltet sich die Kunst dieses unvergleichlichen, nur manchmal allzu kühnen Dichters in seinem ‚Diwan'. Wenn das Methnewî vielleicht etwas breit angelegt erscheint und nicht straff genug komponiert ist: die Ghaselen, Ringelgedichte, Vierzeiler ꝛc. in Rûmîs Diwan sind ein Gipfel aller Poesie. Schade, daß die Übersetzung im Deutschen die Schönheit der Ursprache nur ahnen läßt. Doch hat Rûmî in Rückert einen ebenso begeisterten als kunstreichen Übersetzer gefunden. Hören wir einige Proben aus dem Diwan!

Wohl endet Tod des Lebens Not,
Doch schauert Leben vor dem Tod.
Das Leben sieht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht, den sie bot.
So schauert vor der Lieb' ein Herz,
Als wie vom Untergang bedroht.
Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot.
Du laß ihn sterben über Nacht
Und atme frei im Morgenrot!

Oder:

Schall, o Trommel, hall, o Flöte! Allah hu!
Wall im Tanze, Morgenröte! Allah hu!
Lichtseel' im Planetenwirbel, Sonne, vom
Herrn im Mittelpunkt erhöhte! Allah hu!
Herzen! Welten! Eure Tänze stockten, wenn
Lieb' im Zentrum nicht geböte. Allah hu!
Unsres Liebesreigens Leiter reicht hinauf
Über Sonn' und Morgenröte, Allah hu!
Rausche, Meer, am Fels im Sturme Gottes Preis!
Nachtigall, um Rosen flöte: Allah hu!
Seele, willst — ein Stern — dich schwingen um dich selbst,
Wirf von dir des Lebens Nöte! Allah hu!
Wer die Kraft des Reigens kennet, lebt in Gott,
Denn er weiß, daß Liebe töte. Allah hu!

Der Reigen, von dem hier die Rede ist, das ist der ‚Semâa', den Rûmî selbst erfand und der in dem von ihm gegründeten Maulawî-Orden noch heute geübt wird. Der Reigen-

Digitized by Google

tanz um sich selbst symbolisiert die selige Bewegung der Sphären und der Seele um ihren göttlichen Mittelpunkt. Auch bei Dionysius, De divinis nominibus, ist die „Bewegung der Seele eine kreisende." Der aus Andalusien stammende Philosoph Ibn Tofail († 1185) spricht in seinem philosophischen Romane „Hai ibn Jakdan" ausführlich vom Kreistanze. Es wird hier die Forderung ausgesprochen, der zum Höchsten ansteigende Philosoph solle sich den Gestirnen gleich machen. Der Held des Romanes richtet sein Leben nach diesem Gebote. Unter anderem „nahm er auch verschiedene Arten von Kreisbewegungen als Pflicht auf sich und umkreiste bald die Insel (auf einer solchen spielt nämlich der Roman) und umwandelte ihre Gestade, bald umkreiste er sein Haus oder einen Stein, eine bestimmte Anzahl von Malen, sei es im Schritt, sei es im Laufe, bald drehte er sich auch um sich selbst, bis er ohnmächtig wurde." „Er bediente sich zur Erlangung der Ekstase der Bewegung um seine eigene Achse und des Reizes, der darin liegt. Und wenn er die Drehbewegung heftig ausführte, dann schwanden alle sinnlichen Gegenstände aus seinem Bewußtsein und die Phantasie sowie die übrigen Kräfte, die körperlicher Organe bedürfen, traten zurück, während seine körperlose Wesenheit ihre Kräfte entfaltete." — Der Tanz als religiöse Übung darf nicht befremden. Im Altertum tanzten Korybanten und Kureten den Göttern zu Ehren ihre orgiastischen Tänze, und auch David „tanzte sechs Schritte vor der Bundeslade." Denken wir auch noch an die Spring-Prozession zu Echternach!

Ein anderes Ghasel aus dem Diwan lautet:

Rein gehalten dein Gewand,
Rein gehalten Mund und Hand!
Rein das Kleid von Erdenputz,
Rein von Erdenschmutz die Hand,
Rein von Erdentrutz das Herz
Und von Gier der Lippe Rand.
Außen sei die Schwelle rein,
Innen rein des Hauses Wand,
Daß einsprechen könn' im Haus
Reiner Gast aus Himmelsland.
Reiner Schmaus und reiner Kelch,
Rein von Rauch des Herdes Brand.
Sohn, die äußre Reinigkeit
Ist der innern Unterpfand.
Rein gehalten Hand und Mund,
Rein gehalten dein Gewand!

Überschwänglich schildert das folgende Gedicht, wie sich der Mystiker in Allem findet, ja selbst Alles ist.

Ich bin das Sonnenstäubchen, ich bin der Sonnenball.
Zum Stäubchen sag' ich: Bleibe! Und zu der Sonn': Entwall!

Digitized by Google

Ich bin der Morgenschimmer, ich bin der Abendhauch,
Ich bin des Haines Säuseln, des Meeres Wogenschwall.
Ich bin der Mast, das Steuer, der Steuermann, das Schiff,
Ich bin, woran es scheitert, die Klippe von Korall.
Ich bin der Vogelsteller, der Vogel und das Netz;
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Widerhall.
Ich bin der Baum des Lebens und drauf der Papagei,
Das Schweigen, der Gedanke, die Zunge und der Schall.
Ich bin der Hauch der Flöte, ich bin des Menschen Geist,
Der Funke im Gesteine, der Goldblick im Metall.
Ich bin der Rausch, die Rebe, die Kelter und der Most,
Der Zecher und die Schenke, der Becher von Krystall,
Die Kerz' und, der die Kerze umkreist, der Schmetterling,
Die Ros' und, von der Rose berauscht, die Nachtigall.
Ich bin der Arzt, die Krankheit, das Gift und Gegengift,
Das Süße und das Bittre, der Honig und die Gall'.
Ich bin der Krieg, der Friede, die Walstatt und der Sieg,
Die Stadt und ihr Beschirmer, der Stürmer und der Wall.
Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meister und der Riß,
Der Grundstein und der Giebel, der Bau und sein Verfall.
Ich bin der Hirsch, der Löwe, das Lamm und auch der Wolf,
Ich bin der Hirt, der alle beschließt in einem Stall.
Ich bin der Welten Kette, ich bin der Welten Ring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.

Dieses Gedicht könnte auch als Rede Allahs erklärt werden. Das folgende aber spricht jedenfalls der Dichter selbst, der hier seine wohl aus Indien stammende Seelenwanderungslehre zugrunde legt.

Ich starb als Stein und ward daraus zur Pflanze.
Ich starb als Pflanze, ward erhöht zum Tier.
Ich starb als Tier und ward ein Mensch. Nicht fürcht' ich,
Daß ich bei neuem Werden je verlier'.
Und auch als Mensch muß wiederum ich sterben,
Erstehn als Engel, bleib' auch Engel nicht.
Auch über diesen komme ich hinaus, denn:
„Alles vergeht, nur nicht Dein Angesicht." (Sure 28, 88.)
Den Engel werd' ich also überwinden
Und etwas werden, was kein Blick erschaut.
Dann bin ich Nichts! Nichts! Horch, die Orgel tönet:
„Ja, wahrlich, zu Ihm kehren wir zurück!" (Sure, 2, 151.)

Das Leben dieses großen Mystikers und unvergleichlichen Dichters war so, wie er es den Seinen im Testamente empfahl: heiligmäßig. Auch seine letzten Worte an seinen Sohn zeigen ihn als einen Mann ernster Sittenstrenge. Rûmî war ein Mystiker, dem nicht Gott in der Welt aufging, sondern die Welt in Gott.

Der Dritte unter den drei großen Mystikern Persiens ist Muslih ud-dîn Saadî aus Schiras. Er lebte von 1184 bis 1291. Er war also ein Zeitgenosse der großen katholischen Mystiker Franziskus von Assisi, der hl. Liutgardis, des hl. Bonaventura, Davids von Augsburg, des sel. Albertus Magnus, der Helftaer Nonnen: Mechtild von Magdeburg,

Digitized by Google

Mechtild von Hackeborn und der hl. Gertrud, des sel. Raimundus Lullus und des Meister Eckehard. Die hundert und sieben Jahre Saadîs sind gerade nichts besonders Auffälliges, da viele muhammedanische Mystiker hohe Jahre erreichten. So wurde Attâr 111 Jahre alt, Hâfis etwa 89 Jahre, Dschâmi 78, Abû Saîd 81, Ansârî 82, Nizâmî 62, Rûmî 66, Omar Chajjâm etwa 75, Koschairi 88, der mittlere Suhrawardî 70, der jüngere 90, Arabî 75 und Bistamî 90 Jahre. Übrigens sind auch viele christliche Mystiker zu hohen Jahren gekommen. Thomas a Kempis mit seinen 92 Jahren kommt den greisen Mystikern des Ostens ganz nahe, aber auch Eckehard, Tauler, Suso wurden mehr als 60 Jahre alt, Christina Ebner 78, Ruysbroek 88, Hildegard 81, Birgitta von Schweden 71, Dionysius Carthusianus 69, Ludwig von Granada 84, Ludwig de Puente 70, Marina von Escobar 79, Gerson 66, Maria von Agreda 63, die hl. Liutgardis 64, Frau von Guyon 69, Tersteegen 72 Jahre u. s. f.

Saadîs Leben zerfällt in drei große Perioden. Seine dreißig Lehrjahre verbrachte er zum größten Teile in Bagdad, wo er Dogmatik und Moralphilosophie studierte und bereits als Student Lieder frischen Lebensgenusses dichtete. Auch schon mit dem Sufismus beschäftigte er sich; sein Lehrer darin war der jüngere Suhrawardi († 1234). Infolge der Mongolenwirren verließ er endlich Bagdad. Diese erste Periode dauerte von 1196 bis 1226. Nun folgten Saadi's dreißig Wanderjahre, 1226—1256. Er durchreiste so ziemlich die ganze muhammedanische Welt von Hindustan bis Tunis und erlebte die merkwürdigsten Schicksale. Auf Gudscharat beobachtete er die indischen Priester; in Syrien wurde er von Kreuzfahrern gefangen genommen und nach Tripolis geschleppt, wo er als Sklave in den Festungsgräben arbeitet; ein Freund kauft ihn los, er muß aber aus Dankbarkeit dessen Tochter heiraten und fällt so in neue Sklaverei, der er sich durch neue Reisen entzieht; er durchwandert ganz Nordafrika und pilgert wiederholt nach Mekka, was indeß seinen Glauben nicht erschütterte. Endlich, nachdem er vieler Menschen Sitten und Städte gesehen, läßt er sich in seiner Heimat Schiras nieder und verbringt die dritte und letzte Periode seines reichen Lebens, dreißig Meisterjahre, in dichterischer Muße zu, 1256—1291. In der Tat ein reiches Leben!

Die Früchte seiner Lebenserfahrung legte Saadî in seinen Dichtungen nieder. Er ist der größte Didaktiker Persiens. Viel gemäßigter in seiner Mystik als der Adler Dschelâl ud-din, ist er weit davon entfernt, in trunkener

Digitized by Google

Begeisterung oder Verblendung Gut und Böse vom Standpunkt des Absoluten gleichzustellen. Er betont weit mehr Moral und Ethik und spricht oft, als wäre er ein Christ. In seinen Meisterjahren dichtete Saadî den Bûstân und den Gulistân.

Das tiefste seiner Lehrgedichte ist der Bûstân oder „Baumgarten", auch Saadînâmeh, „Buch des Saadi" genannt, vollendet 1257. In zehn Gesängen behandelt der Dichter die höchsten Fragen der Ethik. Der 3. Gesang über die „Liebe" ist rein mystisch und bedeutet den sufischen Höhepunkt Saadîs. Wir lassen einige Proben aus dem Bûstân folgen.

Man soll Gott um Seiner selbst willen suchen, nicht wegen Seiner Gaben:

Jemand fragte einst Schah Mahmud: „Wunderbarer, sage mir,
Kommt denn Ajas, dein Geliebter, wirklich dir so reizend für?
Häßlich ist wie Nacht er. Nimmer wählet je die Nachtigall
Eine Ros', die, duft- und farblos, sich den Rosennamen stahl." —
Drauf der Sultan: „Wisse, was mir wert an ihm der Liebe ist!
Nicht Gestalt ist es und Farbe, nein, der Liebe Glanz es ist!
Einst in einer engen Straße fiel trotz aller seiner Müh'n
Ein Kameel, und aus dem Kasten rollten alle Perlen hin.
Als ich meinen Dienern winkte, daß dies All ihr Eigen sei,
Da lief alles, was nur konnte, zu den Perlen schnell herbei.
Einer blieb an meiner Seite — dieser Eine war Ajas,
Der auf seinem Rosse ruhig hinter seinem Sultan saß."
Ich zu ihm: ‚O liebe Seele, hast du Beute auch gemacht?'
‚Keine', sagt er, außer daß ich treulich neben dir gewacht.
O Sultan, ein wahrer Diener seines Herrn nur jener ist,
Der nicht ob des Herren Gnade seinen Herren selbst vergißt.' —
Also wandelt auch nur Jener treu auf seines Gottes Pfad,
Der von Gott sich nur Ihn selber als Geschenk erbeten hat.
Blickst du nur auf Gottes Gaben und nicht auf Ihn selber hin,
Fesselt dich nicht Seine Liebe, sondern nur dein eigner Sinn.
Öffnet sich dein Mund zum Beten nur aus Gierde nach der Hab,
Nimmer strömt dann das Geheimnis Seiner Liebe dir herab.
In dem Hause deiner Seele sind die Lüste böser Staub.
Fege aus den Staub, sonst wahrlich wird dein Aug des Staubes Raub!

Über die Heftigkeit mystischer Liebe:

O staune nicht, wenn, wer die Wesenheit trinkt,
Kopfunter in Fluten des Wesens versinkt.
Die Welt er vergißt, weil des Freundes er ist.
Weil des Freundes er ist, er sich selber vergißt.
Den Menschen entfremdet, läuft Gott er nach,
Wie trunken der Schenk', der die Flasche zerbrach.
O wollt nicht zu Hilf mit Arznei ihnen gehn!
Ihr könnt nicht die Art dieser Krankheit verstehn.
Was Gott bei Erschaffung der Welten gesagt,
Dasselbe Er jetzt die Trunkenen fragt:
„Seid all ihr nicht Kinder? Bin Herr ich euch nicht?"
Der Trunkene jauchzend sein Jawort spricht.
Im Winkel sie sitzen und doch, wie bekannt,

Digitized by Google

Sind all ihre Kräfte zur Arbeit verwandt.
Die Füße sind staubig, es brennt das Herz,
Die Welten regieret ihr liebender Schmerz.
Wie Stein sind sie schweigsam und preisend zugleich,
Wie Wind sind sie flüchtig und künstereich.
Es strömen am Abend viel Tränen herab,
Sie waschen mit Tränen den Schlummer sich ab.
Das Roß ihres Herzens die ganze Nacht
Wird auf den Pfaden des Geistes gejagt.
Und doch fern dem Ziele, wenn anbricht der Tag,
Stöhnt ermattet die Brust ein klagendes Ach.
Sind Nacht und Tag sie in Liebe versenkt,
Die Nacht ihnen, traun, mit dem Tag sich vermengt.
Nur Jener den Becher der Einheit fand,
Dem Diesseits und Jenseits wie Nebel schwand.

Denn das All ist nichts gegen Gott:

Zickzack in die Irre zieht sich des Verstandes schmaler Steg.
Nichts mehr sehn als Gott alleine ist der Gottverwandten Weg.
Doch nicht allen darfst du sagen das Geheimnis solcher Red'.
Sagst du es, so schelten Viele; nur der Weise dich versteht.
Was — so fragst du — ist der Himmel, was die Erde, was das Meer?
Was sind Tiere, Menschen, Engel, was ist der Dämonen Heer?
Du fragst wohl. Und meine Antwort ist also an dich gestellt:
Außer Gottes eignem Wesen hat sonst Nichts Sein auf der Welt.
Erd' und Himmel, Mensch und Engel, was im Weltall Namen führt,
Neben Ihn gestellt den Namen alsobald und Sein verliert.
Groß dünkt dich das Meer, wenn brandend es die Wogen wälzt daher;
Groß dünkt dich die Sonne, gießt sie aus ihr golden Strahlenmeer.
Doch die Gottesmänner kennen gar ein andres Wunderland,
Wo das Meer ein Regentropfen und die Sonn' ein Körnchen Sand.
Wenn der Sultan unsres Lebens im Triumpf die Fahne schwingt,
Dann das Haupt jedweden Wesens in den Schoß des Nichts versinkt.

Der mystische Tanz der Sufimönche:

Wie das Wasserrad im Kreise drehen sie sich rings umher,
Wie zwei Wasserräder strömen ihre Augen tränenschwer.
Tief im Geist gedämpft verbergen jetzt im Schoß sie das Gesicht,
Jetzt zerreißen sie die Kleider, wenn der Geist die Ketten bricht.
Schwingt sich auf des Geistes Zinne Seelenvogel himmelan,
Selbst der kühnste Engelsittich nicht den Geist erreichen kann.
Voll die ganze Welt von Reigen, Liebessang und Tönen ist,
Doch — das Farbenspiel dem blinden Auge stets verborgen ist.

Der rechte Mystiker braucht übrigens zum Seelenrhythmus gar keine äußere Anregung, keine Musik:

Bist du recht in Lieb entglommen, brauchst du nicht der Flöte Ton.
Selbst bei der Kameele Fußtritt ist dir schon Verstand entflohn.

Das Bild von Falter:

Hör' den Schmetterling, der liebend, nach dem Feuer dürstend, spricht:
Trink in diesen schönen Flammen ich den Tod — es schadet nicht.
Da in meines Herzens Gründen noch viel heißre Flammen glühn,
Diese Flammen, Kühlung atmend, mir wie Rosenbeete blühn.
Nicht von selbst stürz' ich in dieser Flamme Gluten mich hinein,
Meiner Sehnsucht starke Kette reißt mich mit Gewalt hinein.

Digitized by Google

Wisse, daß nicht jetzt erst schmerzend ich des Feuers Glut empfind';
Ach, auch wenn in Nacht ich fliege, Flammenwellen um mich sind.
Schilt mich nicht ob meiner Liebe! Biet' mich ja dem Tode dar;
Stets, wo treu die Liebe, Tod auch des Geliebten Schicksal war.
Meiner Liebe Drang dem Feuer, das im Sturme flackert, gleicht,
Höher steigt's und immer höher, bis die Glut zum Himmel reicht.
Schleicht doch langsam einst Verhängnis mit dem Tode mir heran,
Ei, so nehm' ich jetzt ihn lieber gleich von meinem Freunde an.
Steht mir an der Stirn geschrieben: Einstens du auch sterben mußt,
Ei, so ist der Tod vom Freunde mir zur Stunde Herzenslust!

Das zweite berühmte Werk Saadî's ist sein Gulistân, der „Rosengarten", schon ein Jahr nach dem Bûstân entstanden, 1258. Wie Rûmî's Methnewî ist das Gulistân ein Gewebe von allerlei Erzählungen; die Geschichte ist immer in Prosa erzählt, die daraus folgende Lehre in Versen. Dieses Buch ist weit populärer als der Bûstân, auch abwechslungsreicher und witziger, doch weniger tief. Es enthält acht Kapitel. Die frühen Übersetzungen des Gulistân, durch die er in Europa um die Mitte des 17. Jahrhunderts bekannt wurde, haben wir schon erwähnt.

Saadî's umfangreiche Lyrik ist in mehreren Gruppen in seinem Diwan gesammelt. Sie ist nicht so prachtvoll wie die Dschelâl ud-dins, aber ebenso gedankentief. Merkwürdig ist dieser Diwan auch deshalb, weil er nicht bloß persische Gedichte enthält, sondern auch solche in türkischer, arabischer und hindustanischer Sprache, deren Kenntnis sich Saadî auf seinen langen Reisen erwarb. Wir finden in dieser Sammlung arabische und persische Kassiden, Ghaselen, sehr gekünstelte Ringelgedichte, dann vier Gruppen erotisch-mystischer Ghaselen, darunter die Chawâtîm oder „Siegelringe", das Reifste in Saadî's Mystik, ferner Vierzeiler 2c. — Ein psychologisches Rätsel ist es, wie ein so abgeklärter und edler Mensch und ehrwürdiger Greis die Mutâjabât, „Scherze", dichten konnte. Diese Dichtung trägt auch noch den bezeichnenden Titel Chabîthât, „Pikanterien". Zufolge der arabischen Vorrede hätte es sich um einen prinzlichen Auftrag gehandelt, dem sich der Dichter nicht entziehen konnte. Es ist aber auf jeden Fall merkwürdig und bedauerlich, daß Saadî zu solchen Schmutzgeschichten überhaupt nur die Feder ansetzte. Oder es liegt hier eine — freilich auch merkwürdige — geringere Empfänglichkeit vor, ein minder entwickeltes Zartgefühl des ganzen Zeitalters oder Volkes. Wir finden auch bei anderen, selbst den bedeutendsten orientalischen Mystikern frivole Stellen, so in Nizâmî's „Jussuf und Zaleicha", in Dschâmîs „Behâristân", ja sogar in Rûmîs „Methnewî". — Außer dem Bûstân, dem Gulistân und dem Diwan enthalten die Gesamtausgaben von Saadî noch

Digitized by Google

sieben Risâle oder „Prosastücke" vermischten Inhalts, die aber nur zum Teil von ihm herrühren. — Wie zum Methnewi des Rûmi gibt es auch zu Saadi eine Fülle von Kommentaren.

Aus der überaus großen Zahl der späteren mystischen Dichter Persiens wollen wir bloß die wichtigsten hervorheben. Eingehend die Einzelnen zu besprechen ist ganz unmöglich. Hermann Ethé sagt diesbezüglich im „Grundriß der iranischen Philologie" (II. Neupersische Literatur), folgendes: „Um eine auch nur annähernd erschöpfende Darstellung aller jener poetischen Verzweigungen zu geben, in die sich seit Dschelâl ud-din Rûmî die mystische Literatur Persiens gespalten, und Alles aufzuzählen, was in dieser oder jener Beziehung der Beachtung des Forschers wert sein möchte, würde es Bände bedürfen". — Nun, das ist auch nicht der Zweck unserer Arbeit. Einige von jenen übervielen Dichtermystikern haben wir gelegentlich genannt; von den übrigen wollen wir nur noch Hâfis, das Gulschen-i-râz, Dschâmi und Sâib näher besprechen.

Muhammed Schems ud-din, mit dem Beinamen Hâfis, der „Bewahrer", nämlich des Korans, den er auswendig wußte, ist ums Jahr 1300 in Schiras geboren. Er war ein Zeitgenosse von Tauler, Seuse, Ruysbroek, der Adelheid Langmann, Birgitta von Schweden, der Katharina von Siena. Über seine Lebensumstände sind wir nur wenig unterrichtet. Er war Scheich, also Vorsteher eines Derwischklosters in Schiras und starb in dieser Stadt 1389. Er ist einer der größten Dichter Persiens und zumal als Ghaselendichter unerreicht. Sein Diwan ist noch heute eines der gelesensten Bücher in Persien. Eben dieses Diwans Deutung aber ist viel umstritten. Die orientalischen Erklärer des Hâfis (mit einer einzigen Ausnahme) legen ihn natürlich mystisch aus und er heißt auch „die mystische Zunge" oder die „Zuckerlippe". Eine Anzahl abendländischer Forscher aber will die allegorische Deutung nicht gelten lassen und erklärt seine Lieder einfach nach dem unmittelbaren Wortlaut als Trink- und Liebeslieder. Es stimmt nicht zu dem Zwecke dieser Abhandlung, in diese Streitfrage näher einzugehn. Vielleicht hat sich Hâfis mit Absicht auf jener unbestimmbaren Grenze mystischen und buchstäblichen Sinnes gehalten. In der Nachblüte der persischen Literatur hat so ziemlich jedes Gedicht doppelten Sinn und kann mystisch oder realistisch gedeutet werden. Wir wollen aber lieber der Meinung der großen Orientalisten de Sacy und de Tassy folgen, die Hâfis mystisch fassen. Schließlich ist das „Schenkenbuch" nicht viel bildlicher, als es der „Cherubinische Wanders-

Digitized by Google

mann" ist. Besehen wir einmal ein paar Verse bei Angelus Silesius!

O süße Gasterei! Gott selber wird der Wein,
Die Speise, Tisch, Musik und der Bediener sein!

Nimm, trink, soviel du willst und kannst, es steht dir frei;
Die ganze Gottheit selbst ist deine Gasterei.

Freund, so du trinken willst, so setz doch deinen Mund
Wie ein Vernünftiger recht an des Fasses Spund!

Die wahre Ledigkeit ist wie ein edles Faß,
Das Nektar in sich hat: es hat und weiß nicht, was.

Wenn du vergöttet bist, so ißt und trinkst du Gott
(Und dies ist ewig wahr!) in jedem Bissen Brot!

Der Geist braust ja wie Most. Die Jünger allesammt
Sind gleich den Trunkenen entzündt und angeflammt
Von seiner Hitz und Kraft. So bleibt es doch dabei,
Daß diese ganze Schar voll süßen Weines sei.

Wasch aus dein's Herzens Faß: wann Hefen drinne sein,
So gießt Gott nimmermehr dir seinen Wein hinein.

Gott schenkt den Seligen so überflüssig ein,
Daß sie mehr in dem Trank, als er in ihnen, sein.

Gott gibt dir, wie Du nimmst. Du selbst schenkst aus und ein.
Er wird dir, wie du willst, wie nach dem Faß der Wein.

Den Männern giebet Gott zu trinken starken Wein.
Dieweil du noch ein Kind, flößt er dir Süßes ein.

Das Antlitz Gott's macht voll. Sähst du einmal sein Licht,
Du würdest trunken sein von diesem Angesicht.

Der Ursprung dieser kühnen Bildersprache ist im Hohenliede zu suchen, in dem Verse: „Esset, Freunde, und trinket und berauschet euch!" Dazu kam dann der Parabelzyklus der Evangelien, der vom Weinberg, von der Rebe ꝛc. spricht. —

Hâfis will seine Wein-Lieder auch allegorisch verstanden wissen. Im „Buche des Schenken" sagt er:

Was unterm Becher ich verstehe, ist ew'ger Liebe Wein,
Und was mit diesem Wein ich meine, ist das Entselbstet sein.

Unmittelbar und notwendig sind Oden wie die folgende mystisch zu deuten. (Wortwörtliche Übersetzung:)

Gestern Nacht sah ich, daß die Engel an die Schenke klopften.
Sie kneteten Adams Ton und warfen ihn in den Mischkrug.
Die Bewohner des verschleierten Heiligtumes und der keuschen, un-
[sichtbaren Welt
Kredenzten mir, dem Staubbewohner, den berauschenden Trank.
Der Himmel konnte die Last, die ihm anvertraut war, nicht tragen.
Der Hauptteil der Arbeit ist auf meinen, des Lieberasenden, Namen
[geschrieben.
Dank sei Gott, daß Frieden zwischen mir und ihm.
Die Huris trinken tanzend den Becher der Dankbarkeit aus.
Wie sollten wir bei hundert Garben Wahnes nicht vom Wege abkommen,

Digitized by Google

Wenn des wachenden Adam Weg gestört ist durch ein einziges Korn?
Hüte dich vor dem Streit der zweiundsiebenzig Sekten,
Die, weil sie die Wahrheit nicht gesehen haben, an die Tür der Fabel [klopften.
Das ist kein Feuer, dessen Flamme auf einer Kerze lächelt;
Feuer ist das, wodurch die Garbe des Schmetterlings aufgebrannt wird.
Ein Pünktchen Liebe macht das Herz der Klausner blutig,
Gleich dem Schönheitsmale, das auf der Wange des Geliebten sitzt.
Niemand hat wie Hâfis den Schleier von der Wange der Reflexion [aufgehoben,
Seit die Lockenspitzen der Redebräute gekämmt worden sind.

Freilich, wenn man — wie Daumer — Hâfis modernisiert und ihm alle Allegorie abspricht, dann sehen seine Lieder bedenklich aus. Aber auch da sieht man leicht den zweiten, den mystischen Sinn:

So viele Jahre bracht' ich in der Schenke zu;
Nun ziemt es sich, daß ich mein Heil bedenke.
Wo ist es nun hinfürder gut für meine Ruh,
Mein Leben hinzubringen? — In der Schenke.

Oder:

Wo hast du deine Künste her, o Nachtigall? —
„Ich danke sie der Liebe zu der Rose.
Die füllt die Kehle mir mit eitel Wonneschwall.
Nichts ist ja mein Gesang, der amorose,
Als innerer Musik melod'scher Widerhall,
Als meiner Brust Gekose mit der Rose."

So recht typisch für die persische Mystik ist dies Gedicht:

Glauben? — Er ist versunken.
Sitte? — Sie ist verstiebt.
Laß mich, Susi, betrunken
Bin ich und sehr verliebt.

Und nun zum Schlusse die berühmte erste Ghasele des Hâfisischen Diwans in Bodenstedt's Übersetzung:

Auf, Schenke! Den Pokal gefüllt für unsre durst'ge Tafelrunde!
Die Liebe, die mich einst beglückt, jetzt richtet kläglich mich zugrunde.
Wie bluteten erwartungsbang die Herzen bei den Moschusdüften,
Vom Ostwind aus der Liebsten Haar uns hergeweht als holde Kunde!
Den Teppich zum Gebete färbt mit rotem Wein nach Wunsch des [Wirtes:
Ein weiser Mann ist unser Wirt, man kommt bei ihm zu gutem Funde.
Wie kann ich mich der Liebe freu'n, klingt — wie Geläut der [Karawane —
Die Mahnung immer mir ins Ohr: Nun rüste dich zur Scheidestunde!
Was wissen die vom Grau'n der Nacht, von Meersgebraus und [wildem Strudel,
Die aller Bürd' und Sorge frei, am Ufer gehn auf trocknem Grunde?
Was kühnen Geistes ich getan, hat bösen Leumund mir erworben
Beim Pöbel — und wo bleibt geheim, was umgeht in des Pöbels [Munde?
Hâfis, o folge deinem Stern und kehre dieser Welt den Rücken,
Soll dich beglücken, was du liebst, und willst du, daß dein Herz gesunde!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

St. Johannes der Täufer in der bildenden Kunst.

Von Dr. Rudolf Huber-Innsbruck.

Durch viele Jahrhunderte war die Kirche die größte Auftraggeberin und Anregerin für die bildenden Künste. Die Geschichte der Andachten bildet mit eine Grundlage für die Geschichte der von den Künsten behandelten Stoffe und ist vielfach zu ihrer Erklärung dienlich. Manche Heiligengestalt zieht, gefördert durch die begeisterte Verehrung einzelner, eines Landstriches oder etwa eines Ordens, fromme Herzen auf einmal stärker an und bald strahlt sie auch, von der Gunst einer Epoche getragen, im Glorienscheine der Kunst, um wohl später wieder zu verblassen und zu verschwinden. Dagegen begleitet die Andacht zu anderen Heiligen das Leben der Kirche durch alle Zeiträume ihrer Geschichte, ihre Darstellung für die Zwecke öffentlicher oder häuslicher Verehrung läßt sich aus der Gegenwart zurückverfolgen bis in frühe Jahrhunderte, ja bis in die frühchristliche Zeit.

St. Johannes dem Täufer wies die Kirche in dem Kranze der Auserwählten stets eine besonders hervorragende Stelle an dank den Heilandsworten, daß kein Größerer unter den von Frauen geborenen sei als er, daß er mehr sei als ein Prophet. War er doch dem Gottessohne verwandt und nach dem sinnigen Weben der Legende in der Kindheit der Gespiele des Jesusknaben; war er doch der Vorläufer des Messias, die Stimme des Rufenden in der Wüste, Ihm den Weg zu bereiten. Und sein Auftreten am Wüstenrande nach der Schilderung der Evangelisten, die sich die Einbildungskraft leicht zum deutlichen Bilde ergänzte: der in der Kraft der Mannesjahre stehende Verkünder der Heilandslehre, die Genüsse des Lebens verachtend, den hageren Leib eingehüllt in ein Kleid von Kameelhaaren, einen Ledergürtel um die Lenden! Da wallen die Volksscharen zu ihm hinaus, Zöllner und rauhe Krieger, und hören sein Wort und empfangen seine Taufe. Er weist sie hin auf das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt. Und Jesus, vor dem sich zu bücken und dessen Schuhriemen aufzulösen er sich nicht würdig hält, empfängt selbst von ihm die Taufe im Jordanflusse. — Weiter künden die Evangelien, wie Johannes von dem

Digitized by Google

Fürsten Herodes ins Gefängnis geworfen wird, weil er mannhaft seinen blutschänderischen Bund mit Herodias, dem Weibe seines Bruders, rügte, und wie dann das Haupt des heiligen Propheten unter dem Schwerte des Henkers fällt, weil die Tochter der Herodias, die durch einen zierlichen Tanz den Vater bestrickte, es auf einer Schüssel zu sehen begehrte.

Schon in frühchristlicher Zeit wurden dem heiligen Johannes Kirchen geweiht. Solche standen zu Ostia und Albano, nach der Überlieferung von Konstantin dem Großen erbaut. Heidnische Tempel wurden in Stätten seiner Verehrung umgewandelt. Wenige Städte und größere Orte gibt es noch in der Gegenwart, die nicht eine dem Vorläufer Christi geweihte Kirche oder doch einen Altar des Heiligen ihr eigen nennen.

Wir wenden uns aber den Darstellungen der Malerei und der Bildhauerkunst zu. Ihre Fülle ist so unabsehbar, daß wir nur die allerwichtigsten hervorheben können. Unschwer wird der Leser, auf den Gegenstand aufmerksam gemacht, aus eigener Anschauung und Erinnerung sich die Reihe der hier angeführten Johannisbilder ergänzen, leicht wird er manches lieb gewordene Bild in dieser flüchtigen Aufzählung vermissen. H. Detzels Darstellung im zweiten Bande seiner verbreiteten „Christlichen Ikonographie" mag etwa zur Vervollständigung des hier Gesagten nachgelesen werden.

Früh zeigt sich der Versuch, die Gestalt des heiligen Täufers für sich allein dem andächtigen Volke vorzuführen und mit unterscheidenden Kennzeichen auszustatten. Der Kreuzesstock, das Rohr mit dem kleinen Querholz am oberen Ende, wird ihm in die Hand gegeben, oft versehen mit einem Spruchband „Ecce, Agnus Dei" oder in der griechischen Kirche auch mit den Worten: „Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn!" Jenen Kreuzesstock trägt der Knabe Johannes in den verschiedenen Stufen seines Alters, ebenso wie der erwachsene Prophet. So finden wir auch das Lamm in seiner Nähe, nicht selten mit dem Kreuznimbus, und zwar schon in der frühchristlichen Zeit, während später wohl die Gebärde des Hinweisens, die erhobene Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger genügt, um die Sendung des Vorläufers anzudeuten.

Durch alle Altersstufen bis zur Höhe des Lebens begleitet den Heiligen die schaffende Phantasie der Künstler. Wir finden ihn als kleines Knäblein neben dem Jesusknaben, manchmal die beiden allein (so bei Murillo mit dem Lamm zur Seite und früher schon bei Boltraffio nach

Digitized by Google

Murillo, St. Johannes der Täufer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Lionardo da Vinci — zwei sich küssende Knäblein) oder im Schutze der hl. Jungfrau oder der hl. Maria und Elisabeth, hin und wieder mit dem hl. Joseph. Diese Darstellung des Johannes in der engeren und weiteren heiligen Familie können wir namentlich mit Genuß durch die italienische Kunst des Quattrocento und durch die spätere große Epoche der italienischen Malerei verfolgen, etwa durch die Schöpfungen Raffaels oder Andrea del Sartos, wobei weniger eine besondere Charakteristik des Johannesknaben gegenüber Jesus versucht, als die erwünschte Gelegenheit wahrgenommen wird, das Bild lieblichster, frischer Kindlichkeit in zweifacher Erscheinung darzustellen. Von dem Spanier Murillo besitzen wir dann die erhabensten und zugleich anmutsvollsten Darstellungen des kleinen Johannes allein mit dem Lamme in seiner Begleitung.

Im weiter vorgeschrittenen Knabenalter bildet unseren Heiligen besonders die italienische Plastik. Ich erinnere hier an die Büsten des Giovannino aus glasiertem Ton, die Andrea della Robbia geschaffen hat, das ovale Antlitz von Locken umrahmt, den Blick frei und offen geradeaus gerichtet, an eine ähnliche ältere Büste Donatellos mit leicht geöffnetem Munde und an die bekannte Figur des überschlanken jungen Heiligen, die Michelangelo mit Eifer zugeschrieben, aber auch mit gleicher Leidenschaft abgesprochen wurde. Da sind die Hüften mit einem schmalen Fell umgürtet, der Blick ist gesenkt in Betrachtung einer Honigwabe, die die linke Hand hält. Unter den malerischen Schöpfungen, die diese Altersstufe erfassen, ragt Andrea del Sartos Halbfigur mit dem Ausdrucke strenger, leidenschaftlicher Schönheit (Pal. Pitti) vor allem hervor.

Unabsehbar ist die Menge der Bilder des zum Manne gereiften Propheten, der bald allein, bald in Verbindung mit der Taufe Christi erscheint. Diese Szene hat schon einen Gegenstand der Darstellung in früh-christlicher Zeit gebildet, ja sie hat uns die älteste bekannte Abbildung des Heiligen überhaupt geliefert. Die Kunst der griechischen Kirche, in der Johannes stets eine besonders hohe Verehrung gezollt wurde, gibt dem Herolde des Messiaskönigs wohl auch Flügel, um ihn in dieser Würde eines Gottesboten den Engeln an die Seite zu stellen.

Bald ist es mehr das Leben härtester Abtötung, das für die Maler und Bildhauer die Erscheinung auszeichnet und das mit Vorliebe die altdeutschen Meister durch eine hagere und abgezehrte Gestalt mit langem wallenden Bart und Haupthaar zum Ausdruck bringen. Auch das italienische Quattrocento hält diese Auffassung aufrecht. Sie tritt z. B.

Digitized by Google

in Andrea del Verrochios Taufe Christi in der Akademie zu Florenz hervor, der den Heiligen bartlos darstellt, bis zur äußersten Grenze des Naturalismus aber bei dem noch früheren Andrea del Castagno. Bald bestrebten sich die Künstler die seelische Hoheit auch in der körperlichen Erscheinung hervorzuheben und Johannes in dem Bilde männlicher Schönheit darzustellen, mit edlen Zügen, das bärtige Antlitz, das sich dem Heilandstypus nähert, von Locken umwallt. So hat besonders Tizian den Täufer gemalt auf jenem lebensgroßen Bilde, das sich in der Akademie zu Venedig befindet: Neben ihm ragt eine Felswand empor, im Hintergrunde schäumt ein Fluß über Felsblöcke, die Rechte macht die schon erwähnte Bewegung des Hinzeigens, während die Linke das Fell um die Lenden rafft. Zu den Füßen des Heiligen schmiegt sich das Lamm. In ähnlicher Auffassung bildet in Führichs „Triumph Christi" der letzte der Propheten die mächtige Hauptgestalt zwischen den vom Engel zur Krippe geleiteten Hirten und den vom geheimnisvollen Stern geführten Weisen auf dem 5. Blatte dieser bedeutenden Bilderfolge. In neuester Zeit hat der Engländer Sir John Everett Millais (aus der Schule der Präraffaeliten) im Jahre 1896 in dem wunderschönen Bilde „A forerunner" St. Johannes dargestellt als Mann der Tat, voll Jugendkraft, wie er mit kräftiger Faust das Kreuz seines Stockes fester bindet. In gleicher Erscheinung edler verklärter Männlichkeit finden wir den Heiligen oft auf den Bildern, die den himmlischen Hof oder das jüngste Gericht zum Gegenstande haben. Er erscheint an bevorzugter Stelle, nicht selten als Chorführer der seligen Männer gegenüber Maria mit den heiligen Frauen und Jungfrauen. So auch mit der hl. Jungfrau zur Seite Christi auf Raffaels „Disputa", in langem härenen Kleide mit wallendem Mantel darüber auf Dürers Dreifaltigkeitsbild, auf Führichs „Jüngstem Gericht" u. s. f.

Als äußerster Gegensatz zu den hageren Aszetengestalten der älteren Meister sei etwa eine Auffassung angeführt, die durch besondere Betonung körperlicher Schönheit Johannes' erhabene Würde zum Ausdruck bringen will und dabei nach unserem Geschmack ins Weiche, Süßliche gerät. Hierfür bietet schon Correggio ein Beispiel, in der Barockzeit lassen sich zahlreiche Bilder dieser Art nachweisen.

Das Mittelalter mit seiner Hinneigung zu beschaulichem Erzählen liebt es auch bald in großen Bilderfolgen, bald in mehreren Einzeldarstellungen das Leben des Heiligen oder einzelne Episoden daraus zu behandeln. Einen solchen Bilderzyklus finden wir in den Wandmalereien des Braun-

Digitized by Google

schweiger Domes (13. Jahrh.) und an der Südtür des Baptisteriums zu Florenz in zwanzig Reliefs von der Meisterhand Andrea Pisanos, der hier mit weisester Beschränkung in den Mitteln nach Jakob Burckhardts Ausdruck vielleicht die reinste plastische Erzählung des ganzen gothischen Stiles gegeben hat. (Bis 1330). Auch Andrea del Sarto, durch dessen Lebenswerk wir die verschiedene künstlerische Behandlung unseres Heiligen mit besonderem Gewinn verfolgen können, hat eine Folge lebhaft bewegter Bilder aus dem Leben des Täufers bis 1522 in dem Hofe der Brüderschaft dello Scalzo in Florenz geschaffen. Als Schlußbild folgt in solchen Zyklen auf die Enthauptung wohl noch die Bestattung des Heiligen oder die Auffindung seines ehrwürdigen Hauptes.

Mit einer gewissen Vorliebe hat sich die Kunst der Tochter der Herodias zugewendet und die leichtfertige Tänzerin aus königlichem Geblüte und ihre arge, nach dem Blute des Propheten gierende Laune in Gegensatz gestellt zu dem Ernst in den bleichen Zügen ihres Opfers. War dieser Gegenstand schon der älteren Kunst nicht fremd (Tizian), so hat die neue Zeit, wie auf dem Gebiete der Dichtkunst und Musik (Oskar Wilde, Richard Strauß), so auch auf dem der bildenden Künste jene Vorliebe gesteigert und sich im Gegensatze zu den älteren Meistern in der Ausmalung sinnlicher Verirrungen des entarteten Weibes gefallen. Eine beträchtliche Zahl solcher Werke liegt vor. Franz Stuck, mit mehr Zurückhaltung Franz v. Lenbach, haben sich an dieser Aufgabe versucht, von Ausländern der Franzose Gustave Moreau, der eine Art Vision („L'Apparition") des heiligen Hauptes vor der Tänzerin erscheinen läßt, vollends abstoßend aber der Engländer Beardsley. Max Klingers Plastik „Salome" hat zu dem Heiligen überhaupt keine Beziehung mehr.

In spätgotischen Kirchen finden sich plastische Darstellungen des heiligen Hauptes auf der Schüssel allein — eine Aufgabe, wie sie die Malerei in ähnlicher Art sich gestellt hat, wenn sie das Antlitz des Heilandes auf dem Schweißtuche Veronikas bildete. Aus neuerer Zeit sind mir Wiederholungen des Johannishauptes nicht bekannt geworden.

Digitized by Google

Eine siebzigjährige Tyroler Bauern- und Schützendichterin.

Zusammengestellt von Dr. phil. Anton Dörrer
z. Zt. im Felde.

Was im folgenden hier vorgebracht wird, ist insofern nicht mehr neu, als schon unser verewigter Freund Dr. K. Domanig darüber das Meiste geschrieben hat (Tyroler Kalender für 1879 S. 34; Deutscher Hausschatz 1877 Heft 13 und 1878 Heft 8; Helferts Österreich. Jahrbuch für 1888.) Insofern aber, als die wenigsten Literaturfreunde sich noch an diese Veröffentlichungen erinnern können, die meisten aber sie gar nicht zu Gesicht bekommen haben, und insofern als nun das Schaffen dieser Tyroler Bauern- und Schützendichterin abgeschlossen vor uns liegt und ihr Stoffgebiet durch die Heranziehung der tyrolischen Landesverteidiger, der Standschützen, zum Kriegsdienste ein besonderes Interesse für alle Vaterlandsfreunde gewonnen hat, ist dieser Beitrag zur tyrolischen Literatur doch neu, originell und aktuell geworden.

Maria Matzgeller, verwitwete Daun, ist der Name und das Oberinntaler Dekanatsdorf Flaurling die Heimat unserer Jubilarin. Freilich, von ihrem Jubiläum verspürte die Siebzigjährige nur soviel, daß sie noch trotz ihres Alters Feld- und Hofarbeit leistet, weil der grausame Krieg auch in die Reihen ihrer ärmeren Verwandten große Lücken gerissen hat. Die frommgute Frau nimmt es als etwas Selbstverständliches hin, barfuß den ganzen Tag auf dem Acker nach den Kartoffeln zu wühlen, und des Abends und den ganzen Sonntag für die Soldaten zu stricken und nennt nur ein eigenes Stüblein beim Bäcker ihr Sonderrecht, obgleich sie vom Vater ein (für Oberinntaler Bauernverhältnisse) ansehnliches Sümmchen Geldes ererbt hatte. Dieser war Schützenwirt mitten im Dorf drinnen. Sein Gasthäuschen hieß nach dem benachbarten Gemeindeschießstande, der i. J. 1848 vom damaligen Kooperator Josef Greuter, dem nachmals berühmt gewordenen Tyroler Katholikenführer, gegründet worden war. Matzgellers Vater und Großvater waren als Schützen und wackere Patrioten bekannt gewesen. Letzterer hatte die goldene Verdienstmedaille von 1809 erhalten. Matzgellers Bruder war Schützenmeister und Schützenwirt.[1])

[1]) Die Tyroler Schützenzeitung von 1866, S. 21 u. 22 berichtet u. a.: 6. Jänner 1866 † Alois Matzgeller, Oberschützenmeister, ein echter Alttyroler, eifriger und opferwilliger Schütze; sein Schießstand zählte zu den blühendsten Oberinntals; 1848 u. 1859 rückte er als Oberleutnant der Hörtenberger Schützenkompagnie an die bedrohte Südgrenze Tyrols mit sämtlichen Schützen seines Schießstandes aus und erhielt das silberne Verdienstkreuz. Sein Vater hatte die Kriegsjahre 1796—1814 ehrenvoll mitgemacht.

Digitized by Google

Karl Domanig lernte die Naturdichterin zu Weihnachten 1876 bei einem seiner wiederholten Besuche im schloßartigen Flaurlinger Widum kennen, in dem damals sein Freund Dekan Amman residierte. Die Art und Weise dieser Bekanntschaft ist für Matzgellers Charakter und Verhältnisse so bezeichnend, daß ich sie hier wiederhole. »In der Stube war — am hellen Vormittage! — niemand als der Wirt (Matzgellers junger lediger Bruder) und ein alter Bauer. Mit beiden führte mein Begleiter (und Mitgast, der Neffe des Dechanten) ein lebhaftes Gespräch, in dessen Verlauf er sich nach der Schwester des Wirtes erkundigte und u. a. die Frage fallen ließ, ob sie noch Gedichte mache wie vordem. „Ich weiß nicht", erwiderte der Wirt, „die Moidl (Maria) hat wohl immer Extragedanken". — „Was Eure Schwester dichtet?" warf ich dazwischen. Jawohl, hieß es, und gar die Kaiserin haben ihr schreiben lassen und sich bedankt für ein schönes Gedicht, das sie ihr gemacht. Der Bruder wußte nichts von dem kaiserlichen Schreiben, aber mein Begleiter blieb dabei: sie hätte einmal ein Gedicht auf die Kaiserin gemacht, das jemand, der sich darauf verstand, zu Gesicht bekam und dann Ihrer Majestät unterbreitete (es ist das Gedicht: Österreichs Blumenkranz); darauf habe die Dichterin ein freundliches Schreiben vom Oberstthofmeister erhalten. „Das ist gewiß", versicherte mich der Bauer, „die Moidl kann schreiben, wie weitum niemand und schad' ist's, daß sie nicht Schullehrerin ist". Und die anderen stimmten ihm bei; sie sei ohnehin eine so große Kinderfreundin, immer habe sie die Kinder um sich, oft ein halbes und auch ein ganzes Dutzend.

Da ging die Türe auf und hereintrat die Maria; bäuerlich gekleidet, eine äußerst bescheidene Erscheinung, der man nicht die Dichterin, wohl aber die harte Arbeit ansah, die sie in der Wirtschaft, in Haus und Garten zu besorgen hatte. „Maria" sagte ich — und das war mein Gruß und mein erstes Wort, mit dem ich sie ansprach — „Sie wollten also Schullehrerin werden?" Und mit dem einen Worte hatte ich mir ihr Vertrauen gewonnen. Nach einer Viertelstunde bekannte sie mir zögernd, daß sie allerdings Gedichte gemacht habe — vor Zeiten; auch das Schreiben vom Oberstthofmeisteramte, das sie wie ein Heiligtum verehrte, bekam ich zu Gesicht und gleich darauf — noch in der ersten halben Stunde unserer Bekanntschaft — schenkte sie mir das Heftchen, das in der einzigen Niederschrift ihre Dichtungen enthielt!

Es war Zeit zum Mittagessen geworden; ich entfernte mich und auf dem Wege zum Pfarrhause blätterte und las ich in dem Hefte. Was ich las, reizte zum Verweilen; ich nahm ein ganzes Gedicht durch und ein zweites, mein Erstaunen wuchs. Als ich droben war im Widum, trat ich ins Zimmer des Dekans. „Was haben Sie für Leute in der Gemeinde?" Er erriet mich. „Ah, die Schützen-Maria!" Und nun erfuhr ich mehr über die Dichterin....

Der Dekan zollte ihrem Talente und vorab ihrer Person alles Lob. Ihre religiöse und patriotische Gesinnung, ihr kindliches Gemüt seien die Quellen ihrer Poesie; ein konservatives Wochenblättchen und die Legende bildeten ihre einzige Lektüre; Dichter wenigstens (ich hatte an Uhland und Schiller gedacht) kenne sie

Digitized by Google

nicht[1]). Dabei beharre sie unter ungünstigen, ja oft widerwärtigen Verhältnissen treulich und guter Laune bei ihrer Arbeit. Überall in der Gemeinde, namentlich bei den Schützen, deren Fahnenpatin sie sei, erfreute sie sich großer Achtung und Liebe; zuweilen einmal hantiere sie wohl selbst den Stutzen und schieße dann treffsicher trotz dem besten Standschützen.«

Soweit Domanig, der zeitlebens der Dorfpoetin ein treuer Freund und Berater blieb, sie wiederholt besuchte und schließlich mit seiner ganzen Familie in innigem Verhältnisse zu der Bäuerin stand. Alljährlich fragte er nach Novitäten, erhielt aber selten wieder ein Gedicht. Nur das stille Verhältnis zu einem Schützen, namens Thomas Daun, der 1866 gegen die Wälschen ausgezogen war, als Verkrüppelter heimkam und trotzdem in Maria Matzgeller eine treue Lebensfreundin fand, entlockte dem Mädchen einige Lieder. In den achtziger Jahren wurden Matzgeller und

[1]) Die „Tyroler Schützenzeitung", die seit 1846 Zöttl bezw. D. Schönherr in Innsbruck herausgab und mit zahlreichen patriotischen, kriegerischen und Schützenliedern bereicherte, dürfte vielleicht in dem Flaurlinger Schützenhause aufgelegen sein. Bekannt waren der Naturdichterin wohl auch die Gedichte des Feldkaplans Adolf Wildgruber der Flaurlinger-Leutascher Schützenkompagnie von 1848 (gest. als Professor in Feldkirch, Vorarlberg, 1853), der sich selbst als einen der ältesten Schützen Tyrols in der Schützenzeitung vom 3. Juni 1847 gelegentlich eines seiner Schützenlieder bezeichnete, die er im Jahre 1848 zum Teil in einem Hefte herausgab. Über die dichterischen Werte lasse ich Wildgrubers Jugendfreund, Adolf Pichler („Zu meiner Zeit", Ges. W. W. I S. 70) urteilen: „Der liebste war mir (im Oberghmnasium unter den Mitschülern) A. W., der eine Leichtigkeit der äußern Form besaß, um die ich ihn oft beneidete, indem ich mit Vers und Reim zu ringen hatte. Er blieb aber bald auf einer gewissen Stufe stehen: sein Bändchen „Heiliger Gedichte" würden Leser, die vom Verfasser nichts Genaueres wissen, nach Stil und Inhalt in die Zeit Klopstocks und des Hainbundes zurückversetzen." Pichler erzählt a. a. O. auch von den gemeinsamen Religionsverirrungen und Liebesgeschichten (S. 75, 79, 86 ff., 92, 116). — Die Schützenbegeisterung in Tyrol seit 1845 bis 1866 zeitigte zahllose Dichtungen und vielleicht besaß auch Flaurling noch den einen oder anderen Gelegenheitsdichter vor Maria Matzgeller. Eine andere Tyrolerin, Walpurga Schindl, eine Wirtin zu Absam bei Hall und Verwandte Adolf Pichlers, hat durch ihren herzlichen Verkehr mit Erzherzogin Sophie, des österreichischen Monarchen geistvoller Mutter, sich einen Namen in der Literatur gemacht. (Vergl. Al. Brandl, Erzh. Sophie v. Österreich u. eine tyrol. Dichterin, W. Schindl, Wien 1903.) M. Daun reicht freilich nicht an die empfindungsreiche Dichterin der Ritornellen heran, aber was von dieser gerühmt wird, kann jener auch einmal auf ihren Grabstein gemeißelt werden: sie war allgeliebt, dichterisch veranlagt und mit hervorragenden Menschen ihrer Zeit in Verkehr. Nicht so zahlreich wie der Bauer sind in Tyrols Literatur die Frauen vom Lande vertreten. Außer dem „Bogner Burgele" und der „Matzgeller Moidl" kenne ich keine mehr. Auch gebildete Dichterinnen gibt es wenige, allen voran stehen die Lyrikerinnen Angelika von Hörmann und C. Terlago, die Volkserzählerinnen Marie von Buol, Henriette Schrott, Klara Pölt-Nordheim, Itha v. Goldegg, die Schauspieldichterinnen Marie von Mages und Adelhaid Haselsberger, in jüngster Zeit traten auf Paula Kravogl, Anna Veit und Maria Waldhart. Dr. A. Dörrer.

Digitized by Google

Daun ein Paar. Verstand sie so nebenbei mit der Feder ihre kleine Umwelt zu beglücken, so genoß er als Holzschnitzler und Krippenbauer[1]) einen weitum geachteten Namen. So lebten die Beiden stillzufrieden bis 1901 miteinander „beim Bäcka". Ende dieses Jahres nahm der Herr den Herrgottsschnitzler plötzlich zu sich. Der damalige Flaurlinger Kooperator, der hochw. Herr Plattner, selbst ein kunstsinniger und segensreich tätiger Priester, der Frau Daun sehr verehrte, meldete Domanig den schweren Verlust, worauf dieser sie tröstete: „. . . Wie mir um den Thomas leid ist, um den wackren, treufesten Tyroler! Der einer von denen war, in welchem sich alle Tugenden unseres Volkes verkörpern: Gesinnung, Charakter, Treue, dazu eine hervorragende Verständigkeit und Geschicklichkeit. Solang ich lebe, wird mir diese kernige Gestalt nicht aus dem Gedächtnisse entschwinden. — Und was ist er Ihnen gewesen, liebe Frau Maria, was werden Sie an ihm verloren haben! Meine Frau und ich bedauern Sie recht von Herzen und beten mit den Kindern für ihn sowohl als für Sie, damit der liebe Gott Ihnen Kraft und Gnade gebe, den schweren Verlust in christlicher Hingabe an den Willen der Vorsehung zu ertragen. Möge die Hoffnung des glorreichen Wiedersehens für alle Tage Ihres Lebens Ihnen leuchten, Ihr Trost und Ihre Stärke bleiben. . ."

Wer heute nach der Witwe fragt, nennt sie nach wie vor ihrer Heirat nur die Matzgeller Marie. Als solche habe auch ich sie schon vor zwei Jahrzehnten „kennen gelernt", da meine Eltern alljährlich in die Sommerfrische in das abseits gelegene Dörfchen bei Telfs gezogen sind und in unserem Wohnhause„ bei die Schuler" eine ältere Tochter in inniger Freundschaft mit der Dorfdichterin stand und noch steht. Durch ihre Fürsorge für den Gottesacker und die Totenkapelle, durch ihre Frömmigkeit, Bescheidenheit und Einfachheit fiel die Matzgeller auf. Da durfte es nicht verwundern, daß sie mit besonderer Hochachtung und Verehrung an dem heiligmäßigen Dekan Rautenkranz hing, der vor ein paar Jahren hochbetagt ins bessere Jenseits zog, und bei seinem Priesterjubiläum

[1]) Domanig bestellte und erhielt 1892 von ihm eine Tyroler Krippe und zeigte sich darüber sehr erfreut: „. . . ich muß mich kurz fassen; aber ich darf es auch, denn unser Dank ist aufrichtig und ebenso groß als unser aller Freude an dem sehr gelungenen Werke. Das Ganze ist schön und das Einzelne prächtig (einzelne Figuren, welche ich für nächstes Jahr wünsche und wovon ich Ihnen später einmal kurze Skizzen übersenden werde, bitte ich Sie noch nachzubestellen). Sehr hübsch ist besonders der Stall und trefflich gelungen der Flaurlinger Widum. So ist die Krippe zugleich ein Andenken an Tyrol und an Euch, liebe Freunde. Unseren besten Dank noch einmal! — Für Butter und Zelten lasse ich meine Frau danken. Was Sie für den Faßmaler ausgelegt haben und an Porto, folgt hiermit, und zu einer kleinern Erkenntlichkeit für Ihre Mühe — den Berg etc. — runde ich die Summe auf 25 Fl. ab. Neues Geld sende ich auch; es wird wohl das erste sein, das nach Flaurling kommt? . . ." — Domanigs älteste Tochter, die Herausgeberin des „Sonnenland", hat in ihrem ansprechenden Stimmungsbilde „Einiges aus dem Kinderland" (Österreich. Frauenwelt III 369–372) des näheren die Tyroler Krippe geschildert.

Digitized by Google

ein herzinniges Kinderspiel dichtete und arrangierte. Auch zu Domanigs vollendetem 10. Hochzeitsjahr schrieb sie ein Festspielchen, das seine Kinder ihm aufführten, und so kam von Domanigs Jugend noch öfters die Bitte um etwas ähnliches zu dem und jenem Hausfeste. Zu seiner Silberhochzeit traf auch wieder ein Festgedicht ein. Dieses gab mir vor zwei Jahren Anlaß, sie um eine Abschrift für die Drittauflage meines Domanigbuches zu bitten (siehe a. a. O. S. 222—224) und meine „Jugendbekanntschaft" zu erneuern. Aber aus ihrem engen Kreis und ihrer Verborgenheit sie herauszudrängen, habe ich nicht vermocht.[1])

Bei einer Arbeit über Hermann von Gilms Schützenlieder und ihre Vorgänger und Nachahmer erinnerte ich mich bei letzteren wieder der patriotischen Dorfpoetin von Flaurling, suchte sie kurzwegs auf und traf sie natürlich auf dem Feld bei der Arbeit. Zuerst verstand sie mich nicht recht und beteuerte, sie sei nicht mehr im Stande, etwas zu schreiben. Wohl früher habe sie manches geschrieben und viel gelesen, habe sogar in der neuesten Orthographie zu schreiben gewußt. Aber jetzt seien ihre Hände von der groben Arbeit starr und ihr Geist müde geworden. Aber auch ihre Abschriften bestätigten nur den Eindruck, daß sie ihre Kunstfertigkeiten, so wenig beachtet und gepflegt sie sie hatte, sich erhalten hat. Ihr Geist ist noch lebhaft und ihr Interesse für Ideelles besonders rege.

Die Beschäftigung mit der älteren tyrolischen Schützendichtung, die im Vordergrund der reichhaltigen Kriegspoesie des Landes steht, weil ja Schützentum und tyrolische Wehrhaftigkeit und Landesverteidigung so ziemlich das Gleiche bedeuten und das Schützenwesen im Brennpunkt des tyrolischen Volkslebens steht, hat mich darauf geführt, daß die allgemeine Begeisterung, die in Tirol die Kämpfe von 1796—1813, zumal die von 1809 entflammt haben, eine patriotische Dichtung im Volke wachgerufen hat, welche nach ihrer Gesinnung und ihrem Formenbau in den Liedern Matzgellers nachklingt. Von J. Fr. Primisser bis Joh. Senn ist eine so zahlreiche Kriegspoesie zu verzeichnen, die auch in unserer Dorfpoetin eine Nachzüglerin erkennt, daß es weitgehender Darlegungen bedürfte, um die einzelnen Beziehungen klären zu können. Und was verschlägt es, den und jenen Nachklang aufzudecken, wo wir erkennen, daß auch wirkliche Selbstständigkeit und wahre Begeisterung das Bauernmädchen in den Mußestunden zum Dichten veranlaßt hat.

Was in der sich anreihenden Auslese von Matzgellers Gedichten geboten ist, habe ich aus ihrer eigenen Hand empfangen und ohne Änderung hier wiedergegeben. Manches hat Domanig, der auch in Ambros Mayrs Tyroler Dichterbuche der Bauerndichterin ein Plätzchen sicherte, schon an den angegebenen Stellen veröffentlicht. Und viel mehr dürfte Matzgeller überhaupt an Beachtenswertem nicht gedichtet haben. Es ist mir eine besondere Freude, der Siebzigjährigen mit dieser Publikation ihrer Poesien eine kleine Anerkennung und verdiente Verbreitung zu sichern.

[1]) In den „Neuen Tiroler Stimmen" (Innsbruck) vom 24. Dez. 1914 Nr. 294 habe ich M. Dauns Hirtendialoge „Weihnachtsspiel", ihre einzige Dialektdichtung, veröffentlicht und in der 4. Auflage meines „Domanig" (Kösel, Kempten) soll ihr 2. Festspielchen auf den Tyroler Dichter Platz finden.

Digitized by Google

Zur Mutter Gottes

in der Flaurlinger Lourdeskapelle im Kriegsjahr 1859.

Mutter, sieh vor Deinem Gnadenbilde
Traurig und verwaist uns Kinder stehn;
Neig' zu uns Dein Antlitz voller Milde
Und erhöre unser kindlich Flehn.
Vater, Brüder, sie sind fortgegangen
In den Kampf fürs liebe Vaterland;
Tränen netzten unsre bleichen Wangen,
Da zum Abschied sie gereicht die Hand.

Treu dem Kaiser, für den heil'gen Glauben
Zogen sie zum Kampf mit Heldenmut;
Denn der list'ge Feind, er will uns rauben
Unsers Landes angeerbtes Gut.
Schütze sie im dichten Kugelregen,
Breite sorgsam Deinen Mantel aus,
Spende ihnen Deinen Muttersegen,
Führe sie gesund zurück nach Haus.

Und wenn einer dort im Pulverdampfe
Totgeschossen, von der Heimat fern,
Steh' ihm bei im letzten Todeskampfe,
Leuchte ihm als heller Hoffnungsstern.
Mutter, gib, daß wir sie wiedersehen,
Die hier auf Erden kindlich wir geliebt,
Wenn wir einst im Jenseits auferstehen,
Wo es weder Schmerz noch Trennung gibt.

Abendgruß

(1866 an Thomas Daun).

Liedchen, kling' mit hellem Ton
Von den Bergesspitzen,
Grüße mir den Alpensohn,
Den Tyroler Schützen,
Welcher dort im Feindesland
Unter Gottes Schutze
Kämpft für Fürst und Vaterland
Und dem Feind zum Trutze.

Bringe ihm als Abendgruß
Heißgeweinte Tränen,
Einen warmen Freundeskuß
Und ein stilles Sehnen.
Lauschet er in stiller Nacht
Deinen Tönen gerne,
Sag', daß eine betend wacht
In der weiten Ferne.

Sage, daß er kämpfen soll
Gleich den alten Ahnen.

Digitized by Google

Für des Vaterlandes Wohl
Unter Östreichs Fahnen.
Kommt er dann als Sieger heim
Von dem Kriegestanze,
Will ich ihm ein Blümchen weihn,
Schon gepflückt zum Kranze.

Sollt' jedoch des Feindes Wut
Grausam ihn verderben,
Und sein warmes Herzensblut
Rot die Erde färben,
O, dann klinge Liedchen du
Auf dem fernen Grabe
Singe ihm zur ew'gen Ruh
Noch als letzte Gabe.

Klinge Liedchen, klinge fort,
Nichts darfst Du versäumen,
Daß an mich der Teure dort
Denkt in seinen Träumen.
Klinge durch die stille Nacht
Leise zu ihm nieder,
Wenn er dann im Traume lacht,
O dann kehre wieder.

Zum Empfang
der freiwilligen Sonnenburger Schützenkompagnie

(bei ihrer Rückkehr aus dem Kriege von 1866).

Gott zum Gruß! Ihr Schützenbrüder!
Seid willkommen tausendmal,
Gerne sehen wir Euch wieder
Hier im stillen Heimattal.
Gerne in des Schießstands Hallen,
Wo die Fahnen lustig wehn
Und die Schützen fröhlich knallen
Bei dem frohen Wiedersehn.

Eure Schützenfreundin windet
Eichenlaub und Immergrün,
Das sie auf dem Berge findet,
Wo die Alpenblumen blühn.
Schüchtern naht sie, spricht mit Tränen:
Adler meines Vaterlands,
Reiche Du den tapfern Söhnen
Den verdienten Lorbeerkranz.

Mutig griffet Ihr zur Wehre,
Als der erste Ruf erscholl:
Schützen, zieht ins Feld der Ehre,
Kämpft fürs Vaterland Tyrol.
Euch, den Schützen, welche fochten,
Vor dem Feind mit Mut und Kraft,

Digitized by Google

Euch sei nun der Kranz geflochten
Und die Huldigung gebracht.

Nehmt den Kranz, Ihr tapfern Söhne,
Freundlich von der Freundin Hand,
Die so manche bittre Träne
Nachgesandt ins Feindesland.
Nicht mehr Tränen, sondern Lieder
Steigen jetzt zum Himmel an,
Weil die tapfern Schützen wieder
Sich der teuren Heimat nahn.

Wo sie ausruhn von dem Kampfe
Und von hartem Kriegesmühn,
Wo entfernt vom Pulverdampfe
Frische Kränze sie umziehn,
Die die Freundin hat gepflücket
Und damit in stiller Lust
Jedem Sonnenburger schmücket
Schützenhut und Heldenbrust.

Oesterreichs Blumenkranz

(Als Kaiserin Elisabeth mit ihren Kindern zur Winterzeit im Schloß Trauttmansdorff bei Meran weilte).

Tiefer Schnee bedeckt die Fluren.
In der Gegend um Meran
Trifft man nicht einmal die Spuren
Eines frischen Blümleins an.
Und ich möcht' so gerne winden
Mir ein Sträußchen schön und zart;
Sag' wo werd' ich Blumen finden?
Welche sind von edler Art?

Wie ich dasteh', denk' und sinne,
Kam der Gärtner her zu mir,
Sprach mit freudevoller Miene:
Komm' ich zeig' ein Plätzchen Dir.
Im Schloß Trauttmansdorff, da blühen
Blumen, erst vom Schlaf erwacht,
Ja, das Herz möcht' einem glühen,
Schaut man ihrer Schönheit Pracht.

Eine engelreine Seele
Lächelt aus dem Augenlicht,
Wie das Blümchen aus der Quelle,
Das man nennt: Vergißmeinnicht.
Schöner als die Rosen prangen,
Von dem Morgentau beglänzt,
Blühen ihre frischen Wangen,
Vom gelockten Haar bekränzt.

Digitized by Google

Lieblich fließen ihre Reden,
Wie der Bach durch Wiesengrün,
Und wie duftende Reseden
Ihre Tugenden erblühn.
Wie des Veilchens zarte Blüte
Duftet unter Baum und Strauch,
Wirken sie voll Huld und Güte
Im geheimen Gutes auch.

Ja, an ihrem ganzen Wesen
Drückt sich hoher Adel aus;
In den Zügen kann man lesen:
Blumen sind's aus Habsburgs Haus.
Blumen, welche blühn im Winter,
Wie man schöner sie nie sah,
Sind die kaiserlichen Kinder
Kronprinz Rudolf, Gisela.

Noch ein Blümchen lebt verborgen,
Krankheit hat es fast geknickt,
Und die Mutter hat voll Sorgen
Es an ihre Brust gedrückt.
Naht des Frühlings duft'ges Kosen,
Wird Valeria auch blühn,
Schön und frisch wie Alpenrosen,
Sanft umrankt von Immergrün.

Soll ich diese Blumen pflücken?
Nein, sprach ich, gewiß nicht, nein!
Laßt mein Herz nur mit Entzücken
Stets an ihrem Anblick freun.
Vielmehr wollt' ich alles bieten,
Was in meinen Kräften steht,
Diese Blumen zu behüten,
Daß kein Gifthauch sie umweht.

Ja, ich möchte sie umzäunen
Mit den Schützen von Tyrol,
Daß sie alle sich vereinen,
Wenn der Feind einst kommen soll.
Breite Du auch Deine Flügel,
Adler meines Vaterlands,
Über Trauttmansdorff am Hügel —
Schütze Österreichs Blumenkranz.

Zur Jubelfeier des Hl. Vaters.

(1871.)

Freudenfeuer lodern hell in Flammen
Auf den Bergesspitzen von Tirol,
Voller Andacht tritt das Volk zusammen,
Betend für des heil'gen Vaters Wohl.

Digitized by Google

Es sind volle fünfundzwanzig Jahre,
Seit Papst Pius in der heil'gen Stadt
Als Vertreter Christi am Altare
Petri Stuhl erstmals bestiegen hat.

Wer nun zählt die Tränen und die Schmerzen
In der Lüge und des Frevels Nacht?
Wer den Undank, der dem Vaterherzen
Selbst von seinen Kindern ward gebracht?
Doch dies alles konnte ihn nicht beugen,
Hoffend blickt er durch die Sturmesnacht
Auf zu dem, vor dem sich alle neigen,
Der den Stolz der Erde zittern macht.

Laßt uns nun mit unserm Geiste schauen
Hin nach Rom, wo in dem Vatikan
Vater Pius weilt und voll Vertrauen
Seinen Blick gerichtet himmelan;
Ganz verklärt, vom Himmelslicht umflossen,
Mitten in der treuen Schäflein Kreis,
Würdevoll, vom Gnadentau begossen,
Kniet er da, der edle Jubelgreis!

Welches Opfer wollen wir ihm weihen,
Da das Land Tyrol an Schätzen arm?
Und womit sein Vaterherz erfreuen
Das für alle schlägt so warm? —
Feste Einigkeit im heil'gen Glauben,
Einen kindlich frommen Liebessinn,
Den der list'ge Feind uns nicht soll rauben,
Bringen wir zum Jubelfeste ihm.

Zur silbernen Hochzeitsfeier Seiner Majestät.

Dem hocherlauchten Jubelpaar
Pflückt, Schützen, heut' im Feierglanz
Als Festgruß vom Tyroler Lande
Zwei Blümchen in den Silberkranz;
Die Blümchen welche unsere Ahnen
Gepflanzt in manchem blut'gen Strauß:
Es ist die angestammte Treue,
Die Treue ist's zum Kaiserhaus.

Und um das Silberkränzlein windet
Das weiß und grüne Fahnenband,
Geschmückt mit festen goldnen Lettern:
Für Gott und Fürst und Vaterland! —
Erlauchtes Paar, am Festaltar
Leg' ich den Kranz samt Glückwunsch hin,
Den das Tyrolerland Dir sendet
In seinem einfach schlichten Sinn.

Gleichwie einst unsre alten Ahnen
Am Iselberg in blut'ger Schlacht

Digitized by Google

Mit glaubensvollen, treuen Herzen
Mit Jesu Herz den Bund gemacht —
So wollen wir auch heute beten:
Herz Jesu, spende Segen aus,
O segne ihre Majestäten,
Beschütze Österreichs Herrscherhaus!

Zur Erinnerung an die Jubelfeier Sr. Majestät.

(bei der Einweihung des Lindenbaumes in Flaurling.
Vorgetragen von den Schulkindern.)

Ein hochbegabter Jüngling stand
Im krausen Lockenhaare
Zu Olmütz dort im Bischofssaal —
Es sind nun sechszig Jahre.

Er kniete hin, so würdevoll,
Zu seines Oheims Throne
Und dieser reicht vertrauend ihm
Die schwere Kaiserkrone.

Bleib' brav, mein Sohn, so sprach der Greis,
Regier dein Volk mit Milde,
Gott schütze Dich! O halte fest
An Habsburgs Wappenschilde.

Und was Franz Josef dort gelobt,
Er hat es treu gehalten,
Ganz Österreich erkennet ja
Sein väterliches Walten.

Wie höret er so teilnahmsvoll
Von seines Volkes Schmerzen,
Es finden alle Hilf' und Trost
An seinem Vaterherzen.

Hoch Kaiser, hoch! So tönt es laut
Durch Österreichs weite Gauen
Und alle Völker hoffnungsvoll
Auf ihren Herrscher schauen.

Es eilen viele, fern und nah,
Zum großen Jubelfeste,
Doch Kinder sind dem Jubilar
Die allerliebsten Gäste.

Auf, Kinder vom Tyroler Land,
Erhebt zu Gott die Hände,
Daß er dem hohen Jubelgreis
Recht viele Gnaden spende.

Durcheilt geschäftigt Hain und Flur
Und windet Lorbeerreiser
Zu einem schönen Ehrenkranz
Für unsern Jubelkaiser.

Digitized by Google

Schlingt auch hinein das Edelweiß,
Daß es sein Herz erfreue,
Und Eichenlaub und Immergrün
Als Bild von Sieg und Treue.

Bring' ihm ein Hoch, Vet'ranenschar,
Du hast im Kriegestanze
Manch ruhmvoll Blatt hineingefügt
In Österreichs Heldenkranze.

Es möge dieser Lindenbaum
Den späten Enkeln sagen,
Wie treu für Fürst und Vaterland
Tyroler Herzen schlagen.

Nun stimmet an das alte Lied,
Daß Gott es möge walten
Und uns Franz Josef lange noch —
Noch lange bleib erhalten.

Rosen und Dornen.

Es stand im zarten Blumenhain
Die Blumenkönigin.
Daneben am bemosten Stein
Schlang sich ein Bächlein hin.
Still betend stand sie da allein
In heitrer Morgenluft
Es dringt ins Herz erquickend ein
Der Rose Balsamduft.

O schöne Rose, schmücke mir
Mein Herz, das hörbar schlägt
Und unter diesem Busen hier
Schon stille Wunden trägt.
Ach, wär doch auch mein leidend Herz
An Tugenden Dir gleich,
Dann wäre wohl der größte Schmerz
Für mich ein Himmelreich.

So laß mich, Rose, pflücken Dich!
Doch welcher Schmerz! Es ritzt!
Es sind ja um den Stengel dicht
Die Dornen, scharf gespitzt.
So sind die Freuden dieser Welt
Doch ohne Leiden nicht,
Der Dorn sich oft entgegenstellt,
Wenn man die Rose bricht.

Wenn Glück und Freude um Dich blüht,
Die Sonne lächelt mild,
So denk', daß alles, alles flieht —
So lehrt der Rose Bild.

Digitized by Google

Der Leidensdorn, sagt er Dir nicht:
Verzage nie, o Herz?!
Wenn auch geheimes Leiden drückt,
Gott tröstet Dich im Schmerz.

In Glück und Unglück will ich ziehn
Im Glauben stets vereint
Hin, wo die schönsten Rosen blühn
Und wo man nicht mehr weint.
O wär' ich dort und ständ ich schon
Mit Rosen reich geschmückt,
Wo, guter Gott, vor deinem Thron
Kein Dorn das Herz mir drückt.

Oelbergs-Andacht.

Um des Ölbergs trauervolle Stätte
Kalter Schauer, heil'ge Andacht zieht,
Tief gerührt, im herzlichen Gebete
Dort mein Jesus, mein Erlöser kniet.
Und der Mond wirft seine matten Strahlen
Sanft erbleichend durch der Bäume Grün,
Schauerlicher Jesu Bild zu malen,
Der in Ohnmacht sinkt zur Erde hin.

„Ach! Die Leidensstunde ist gekommen.
Vater! Das Erlösungswerk beginnt.
Traurigkeit hält mir das Herz umklommen,
Blut'ger Angstschweiß durch die Adern dringt.
Ist es möglich, laß vorübergehen
Diesen Kelch, zum Heil der Welt gesandt.
Doch, nicht mein, Dein Wille soll geschehen,
Willig trink ich ihn aus Deiner Hand."

Dank, mein Jesu, dank für Deine Tränen,
Die Du dort am Ölberg hast geweint.
Dir gilt all mein Lieben und mein Sehnen,
Bis der Tod mich einst mit Dir vereint.
In Versuchung laß mich nicht erliegen,
Wenn die Sünde lockt, das Laster winkt,
Hilf mir streiten, kämpfen, hilf mir siegen,
Daß mein Glaubensstern nicht untersinkt.

Wenn dann einst im letzten Lebensende
Kalter Todschweiß auf der Stirn mir brennt,
Mir dann auch den Kelch des Trostes spende
In dem allerhöchsten Sakrament.
So gestärket dann auf meiner Reise
Kann ich froh dem Tod entgegensehn,
Um zu beten einst im Engelkreise:
Herr! Dein heil'ger Wille ist geschehn!

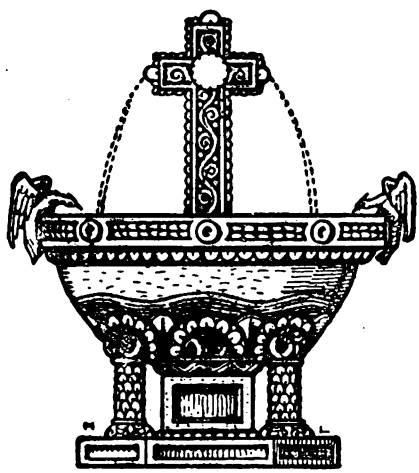
Digitized by Google

Ave-Glöcklein.

Freudig tönt am frühen Morgen
Auf des Lebens erstem Gang
Einem Kind noch ohne Sorgen
Ave-Glöckleins erster Klang.
Unberührt von Schmerz und Klagen
Blickt es fromm zum Himmel hin,
Kann noch nichts als betend sagen:
Ave, Himmelskönigin!

Bebend vor des Feindes Grimme
Kniet die Jungfrau am Altar,
O, da tönt wie Himmels Stimme
Ave-Glöcklein wunderbar.
Ein noch nie gefühltes Sehnen
Gießet Trost in ihren Sinn,
Dankbar ruft sie unter Tränen:
Ave, Himmelskönigin!

Wieder tönt mit leisem Klange
Ave-Glöckleins letzter Ton
Und der Greis, zum letzten Gange
Hat er sich bereitet schon.
Näher rückt die Todesstunde,
Starr blickt er zum Himmel hin,
Stammelt noch mit blassem Munde:
Ave, Himmelskönigin!



Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Die einzige Rettung.

In den „Stimmen der Zeit“ (46. Jahrg. 9. Heft) sucht Nikolaus Scheid S. J. den Wert Schillers für unsere literarische Erneuerung mit dem gewiß wahren und treffenden Hinweis zu begründen, daß Schiller uns gerade das gibt, was der modernen Dichtung fast gänzlich fehlt: „An seinem hohen ‚Idealismus‘ mag unser vielfach krankes Schrifttum genesen und frisch und kraftvoll sich neugestalten.“ — „Daß das literarische Leben der Gegenwart erst eine gründliche Heilung und kräftige Gesundung nötig hat, um zu neuer Blüte zu erstehen,“ nimmt auch Scheid als feststehende Tatsache an und folgt in seiner Begründung dieser Behauptung den Spuren J. Frobergers, dessen hier ausführlich zitierte Urteile über die Gegenwartsliteratur er sich zu eigen macht. An Literaturmasse fehle es nicht, eher müsse Überfülle bedauert werden;

> „aber an Blutarmut leiden die vielen Gestaltungen und Schöpfungen der Gegenwartsliteratur, und die schimmernde Frische ihrer Erscheinung offenbart sich dem prüfenden Blick als die täuschende Schwindsuchtsröte des geistigen Siechtums. Ohne Bild gesprochen: ‚Inhaltlosigkeit und Gedankenarmut‘, das ist des Pudels Kern. Um sie zu vertuschen, werden die krankhaftesten Versuche gemacht; vor allem soll der Stoff ‚neu‘ sein, d. h. im Sinne dieser Dichter recht fremdartig und weit entlegen. . . . Vielfach stellen sich die vermeintlich ‚neuen‘ Stoffe als Anleihe aus der Fremde heraus, als Sumpfpflanzen mit stinkigem Geruch, der den gesunden Atem verpestet. Oder wenn so ein Dichter auf einen in der Literatur bereits bekannten Stoff verfällt, um ihn etwa aus einer erzählenden Dichtung auf die moderne Bühne zu übertragen — man denke beispielsweise an G. Hauptmanns ‚der arme Heinrich‘ oder ‚der Bogen des Odysseus‘ —, dann taucht er ihn zuerst in seine eigene Kunstlauge, die jeden zarten Schmelz verdirbt und unausstehlich ekelhaft macht.“

Gewiß „in vielen Beziehungen das gerade Gegenbild dieser literarischen Entartung sind nach Froberger jene Dichtungen, die des deutschen Volkes himmelanstrebenden Idealismus, seine innige Gemütstiefe, sein seelenvolles Familienleben und seine zarte Liebe zur Natur in sich schließen.“ Zu den Dichtern, die uns solche Werke geschenkt haben, gehört vor allem Schiller. Sein sittlicher Ernst, die Größe und der Adel seiner Gesinnung und seiner Gedanken, sein schönes, wenn auch unerreichbares Ziel, durch dichterische Gestaltung des Idealen sich und seine Hörer zu veredelen, „zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern“ — alles das hebt ihn himmelhoch hinaus über die von Karbol- und Fäulnisduft erfüllte Krankenstube, die wir „moderne Literatur“ nennen. Und all das befähigt ihn, uns als Wegweiser zur lite-

Digitized by Google

rarischen Erneuerung zu dienen. Aber an den tiefsten Grund unserer literarischen Entartung, an die einzige Möglichkeit der Rettung aus unserem Literaturelend ist mit dieser Feststellung noch lange nicht gerührt, und es erscheint uns schwer zu fassen, daß sowohl Froberger als Scheid hier auf halbem Wege stehen bleiben und zwar unseres Literaturpudels Kern als „Inhaltlosigkeit und Gedankenarmut" richtig bestimmen, auch gute Richtlinien für die Erneuerung festlegen, aber den tiefsten Grund, die lebendig fortwirkende Ursache der Abkehrung unserer Literatur von innerlich gesunder Lebens- und Geistesfülle, mit keinem Worte berühren. So müssen wir denn wieder auf unser ceterum censeo zurückkommen und nochmals mit aller Entschiedenheit unsere wohlbegründete Überzeugung aussprechen, daß die Entwicklung unseres modernen Literaturlebens mit allen seinen Krankheitserscheinungen nichts anderes als ein notwendiges Glied im Kreise jener Entwicklung unseres gesamten geistigen und kulturellen Lebens ist, die sich auf dem Grunde der Abkehr vom Christentum bis heute vollzogen hat. Sei es, daß diese Abkehr sich nur in der Ausschaltung der lebendigen, in der katholischen Kirche wirksamen Glaubenskräfte, in der Loslösung unseres öffentlichen Lebens von diesen wahrhaften Lebensquellen kundgibt oder sich endlich zu einem bewußten Gegensatze, zur planmäßigen Bekämpfung steigert — immer ist sie die tiefste und ergiebigste Quelle aller jener Literaturübel, von welchen uns Froberger und Scheid wieder ein anschauliches Bild entworfen haben. Die Literatur ist nicht aus sich selbst das geworden, was sie heute ist, sie ist kein über den Wolken schwebendes und nach eigenem Gesetz lebendes Wesen, sie ist ein Kind der Zeit, oder mit andern Worten, ein Produkt der herrschenden Weltanschauung, auf deren Boden sie erwächst, deren Geist sie erfüllt, deren Dienerin und Verkünderin sie ist. Unsere Literatur ist nur deshalb oberflächlich, glaubens- und sittengefährlich, weil sie im Geiste eines oberflächlichen, glaubenslosen und von sittlichen „Vorurteilen" befreiten Dichtergeschlechtes entstanden ist.

Wenn dem so ist, so scheint es eine Utopie, die Krankheitserscheinungen unserer Literatur, die eigentlich nur notwendige Äußerungen des ihr innewohnenden Lebens sind, durch so äußerliche Mittel heilen zu wollen, wie z. B. die Empfehlung der Rückkehr zum Idealismus Schillers. Gewiß erscheint diese Rückkehr Allen wünschenswert, die selbst noch Idealismus haben — und den hat jeder, der lebendigen Glauben hat —; aber wie will man diesen Idealismus in die Köpfe Jener hineintrichtern, die einer dem Idealen feindlichen Weltanschauung anhangen? Diese sind es aber, die dem Idealismus gewonnen werden müssen, wenn wir eine literarische Erneuerung erleben wollen. Und wie wollen wir sie gewinnen, ohne ihre ganze Weltanschauung, ihre Geistesrichtung zu ändern? Ist es möglich, daß in einer Menschenseele zwei so wesentlich verschiedene Geister, wie der Geist des Schiller'schen Idealismus und der Geist des modernen, Gott und Seele leugnenden oder doch ignorierenden Materialismus beisammen wohnen können?

Digitized by Google

Ist es also wahr, daß der Sitz und Quell aller Übel und Krankheitserscheinungen unseres Literaturlebens in der „Weltanschauung", also (darauf läuft es doch schließlich hinaus!) in der veränderten Einstellung unseres gesamten geistigen Lebens zur Lehre Christi zu suchen ist, dann können wir gegen diese Übel, die nur Folgeerscheinungen sind, schließlich doch nur auf religiösem Gebiet und mit religiösen Mitteln radikal ankämpfen. Alles andere ist nur mehr oder weniger erfolgreiche Schützenhilfe bei diesem Werke. Für unsere Gralarbeit ergibt sich aus dieser Erkenntnis die selbstverständliche Lehre, daß die literarische Erneuerung sich von der religiösen nicht trennen läßt und daß folglich die Literaturarbeit der Katholiken niemals losgelöst werden darf vom geistigen Lebensquell unserer Glaubenssonne, sich vielmehr ganz erfüllen und durchdringen lassen muß von jenem Feuer, das Christus auf die Erde gebracht hat, daß es brenne und immer und überall brenne. Die Welt können wir nicht bekehren — das steht nicht in unserer Macht; und solange wir das nicht können, sind wir in der Hauptsache machtlos gegen die Literaturverlotterung. Aber eins können wir: In den Herzen der treuen Katholiken das heilige Feuer bewahren, das unser ganzes geistiges Leben durchdringt und zu einer höheren Einheit durchglüht, in der alle geistigen Tätigkeiten, also auch das literarische Schaffen, nur Ausstrahlungen der ewigen Wahrheit, Güte und Schönheit sind. So werden wir wenigstens in unserer katholischen Literatur den heiligen Gralskelch bewahren, in den immer wieder die göttliche Taube herabsteigt, alles neu erschaffend und belebend. Das ist unsere Rettungstat, das ist mehr als Schiller'scher, das ist katholischer Idealismus! F. E.

Kritische Karte

Belletristische Sammelwerke.

Langens Kriegsbücher. München, Albert Langen. Jedes Bändchen Mk. 1.—.

1., 7. u. 15. Bd.: Lena Christ, Unsere Bayern anno 1914, I., II. u. III. Teil.
2. u. 10. Bd.: Eberhard Buchner, Kriegshumor.
4. Bd.: Adolf Köster, Der Tod in Flandern.
5. Bd.: Ludwig Thoma, Der erste August.
6. Bd.: Alex. Castell, Der Kriegspilot.
8. Bd.: Arnold Ulitz, Die vergessene Wohnung.
9. Bd.: Max Beer, „Boches . . .!"
10. Bd.: Katharina Botsky, Ostpreußens Feuerzeit.
11. Bd.: A. von Vestenhof, Hie Habsburg!
12. Bd.: Felix Salten, Abschied im Sturm.
14. Bd.: Alex. Castell, Der Tod in den Lüften.

Digitized by Google

Über die einzelnen Bändchen dieser Sammlung von Kriegs-Novellen ist folgendes zu sagen.

Die Skizzen von Lena Christ verraten eine außerordentliche Begabung für die Erfassung des Volkstechten, der charakteristischen Ton- und Sinnesart des bayrischen Volksstammes, manche Stücke sind von köstlichem Humor und ursprünglicher Lebenskraft durchweht. Dazwischen wieder sehr derbe Sachen bis zur Grenze des Erlaubten. Für die religiösen Kräfte im Volke scheint die Verfasserin kein oder ein sehr oberflächliches Aufnahmsorgan zu besitzen.

Die beiden Bändchen „Kriegshumor" von E. Buchner sind eine geschickte Zusammenstellung aus Zeitungsberichten und bringen in den Ernst der Zeit manch heiteren Ton; wie bei den vorhergehenden Bändchen unterläuft auch hier vieles Derbe und manches Anstößige.

Adolf Köster offenbart in seinen Kriegsnovellen „Der Tod in Flandern" eine starke Fähigkeit, bildhaft zu schauen, d. h. die sich zeitlich folgenden Ereignisse zu lebendigen Bildern zu gestalten. Aber es ist nur das Leben der Vergänglichkeit — das Große, Ewige, das diesem Leben erst Sinn und Verstand gibt, steht nicht dahinter. An diesem Mangel leidet besonders die erste Skizze, die den durch keinen Ausblick auf Ewiges geadelten Tod von 4 Primanern für das irdische Vaterland schildert. Im „Feldprediger" wird das Verhältnis zwischen „Krieg und Christentum" in einer dem gesunden christlichen Empfinden Hohn sprechenden Weise behandelt. Die Jesus-Geschichte am Schlusse riecht nach Blasphemie; wer noch einen Funken Christusglauben hat, kann sie nicht ohne Ekel und Empörung lesen. (In einer kath. Revue hat ein katholischer Rezensent das Bändchen empfohlen — offenbar hat er nicht bis zum Schluß gelesen!)

Die 2 Bändchen von Castell (Der Kriegspilot, Der Tod in den Lüften) dürften, „rein literarisch" betrachtet, zu den besten der Sammlung gehören. Sie schildern Kriegsszenen und -ereignisse mit einer fabelhaften Lebendigkeit und Anschaulichkeit und mit scharfer Erfassung des Innenlebens — aber auch nur bis zur Grenze des Natürlichen. Abgesehen von diesem Mangel enthält das Bändchen „Tod in den Lüften" für katholische Leser kaum etwas Anstößiges, im „Kriegspilot" wird die sehr unwahrscheinliche Geschichte einer hysterischen belgischen Nonne erzählt, die sich in ihrem religiösen Wahn einbildet, eine zweite Judith zu sein und einen deutschen Offizier im Schlafe absticht. In der Skizze „Spionin" wird der Selbstmord als eine Art von pflichtmäßigem Heldentum hingestellt.

Die zwei kleinen Einakter von Ludwig Thoma, enthalten in dem Bändchen „Der erste August", bieten sehr ansprechende, lebendig und kraftvoll gestaltete, gemütvolle, lebenswahre dramatische Szenen aus den Mobilisierungstagen und aus dem Leben im Schützengraben zur Weihnachtszeit, oft warm durchweht von goldigem Humor und deutschem Gemüt.

Die 3 Skizzen „Boches" von Max Beer wären wegen der überwältigenden Schärfe ihrer Ironie, die manches psychologische Rätsel im Geistesleben der Franzosen mit scharf sezierendem Messer unerbittlich bloslegt, wie auch wegen der scharfen Herausstellung gewisser Seiten des französischen Nationalcharakters eine höchst zeitgemäße und amüsante Lektüre, wenn sie nicht jene Dinge, über die nach der Mahnung des Apostels unter Christen nicht gesprochen werden soll, mit einer Selbstverständlichkeit und Offenheit behandeln würden, die zwar viel weniger schadet als die verführerische Verhüllung, aber doch nicht uneingeschränkt empfohlen werden kann.

Felix Salten zeigt sich in seinen beiden Novellen „Abschied im Sturm" als der geschickte Feuilletonist, der er bisher war, nicht mehr

Digitized by Google

und nicht weniger. Geschickte Mache, bei der einem aber nicht warm wird.

Eine ganz eigene Note weisen die Skizzen „Aus Ostpreußens Feuerzeit" von Katharina Botsky. Die tiefe Schwermut, die darüber ausgegossen ist, verdichtet sich oft zu gespenstischen, entsetzlichen, grauenhaften Bildern, die zwar eine außerordentliche Gestaltungskraft verraten, aber doch den befreienden, lösenden Ausklang meist vermissen lassen.

Die 4 Kriegsbilder „Hie Habsburg" von A. von Vestenhof erheben sich ebenfalls, namentlich im ersten und im zweiten Stück, zu einer ergreifend realistischen, das Entsetzliche im Brennpunkt einer anschaulichen Darstellung zusammenfassenden Dramatik -- allerdings fehlt auch hier der befreiende Ausklang.

Das Bändchen von Ulitz, bezw. die Erzählung „Die vergessene Wohnung" ist wegen dem geradezu abstoßenden Wühlen im gemeintierisch-sinnlichen Triebleben, in dem alles höhere untergeht, als Musterbeispiel für die „erotische Vetrottelung" unserer Literatur — glattweg abzulehnen.

Hausens 50 Pfennig-Bücherei. Herausgegeben von Johannes Mumbauer. Jedes Bändchen kart. 50 Pfg.

Nr. 1: Der Schrei der Mutter. Eine Erzähl. von Richard Knies. 117 S.
Nr. 2: Der Nachrichter; Husar u. Pandur. Kulturhistorische Novellen von Levin Schücking. 136 S.
Nr. 4: Hans Sbogar, Novelle von Charles Nodier, frei bearb. von J. Mumbauer. 133 S.
Nr. 6: Das Sonnwendfest. Erzählung von Peter Dörfler. 100 S.
Nr. 8: Erzählungen aus Amerika von Friedr. Gerstäcker. 174 S.
Nr. 9: Biedermeier-Novellen von Karl Spindler. 158 S.
Nr. 10: Der himmelblaue Domino u. a. Erzähl. von Fred. Marryat. 127 S.
Nr. 11: Ritas Briefe. Von Enrica von Handel-Mazzetti. 115 S.

Diese Sammlung ist vor allem zu begrüßen als ein vielverheißender Anfang, der 50 Pfennig-Inselbücherei, den 1 Mark-Taschenbüchern von Salzer und den andern zahlreichen Unternehmungen zur Popularisierung guter Literaturwerke ein von katholischer Seite ausgehendes Unternehmen dieser Art entgegenzustellen. Inbezug auf buchtechnische Ausstattung und Preislage kann sich das Unternehmen neben allen Sammlungen dieser Art mit Ehren sehen lassen; die hübschen Pappbände, in diskret-modernem Geschmack gehalten, können es auch äußerlich mit der Inselbücherei, an die sie allerdings stark erinnern, aufnehmen. Auch inhaltlich scheint sich auf den ersten Blick die 50 Pfg.-Bücherei von ähnlichen Unternehmungen nichtkatholischen Ursprungs wenig zu unterscheiden; der Herausgeber läßt sich offenbar bei der Auswahl hauptsächlich von literarisch-ästhetischen Erwägungen und Grundsätzen leiten, während religiös-ethische mehr negativ als positiv zur Geltung kommen, insofern alles für Katholiken offenkundig Anstößige ausgeschlossen wird. Positiv-katholische Werte kann man unter den oben aufgezählten Bändchen wohl nur dem letzten, allerdings in hohem Maße, zuerkennen. Die „Bevorzugung" katholischer Literatur lag also dem Herausgeber jedenfalls ferne und das entspricht der Stellung, die er im katholischen Literaturleben als streitbarer Bekämpfer der katholischen, besonders der „Gral"-Richtung, die er gleich anfangs als verhängnisvollen Abschluß vom nationalen Literaturleben bezeichnete, einnimmt. Wir würden selbstverständlich von einer solchen Sammlung, die doch nur von Katholiken gekauft wird, allerdings zum mindesten die gleichwertige Berücksichtigung der positiv-katholischen und der literarischen Interessen verlangen; wir sind nämlich überzeugt, daß die Notwendigkeit, für den katholischen Volksteil eine eigene derartige Sammlung herauszugeben, vor allem auf der positiven Bevorzugung katholischer Lebenswerte beruht, weil ja die Nutzbar-

Digitized by Google

machung rein literarischer Werte in einer für Katholiken nicht anstößigen Weise auch von Unternehmungen nichtkatholischer Herkunft erreicht werden kann.

Einen anderen Mangel, für den u. E. wohl nicht der Herausgeber allein verantwortlich ist, möchten wir auch in der offensichtlichen Beschränkung auf die reine Unterhaltungsliteratur sehen. Das übermäßige, fast ausschließliche Hervortreten, besser gesagt Überwuchern der Romanliteratur auf Kosten der wahren Dichtung ist zwar ein Symptom unserer literarischen Entwicklung, aber ein Krankheitssymptom. Alle Bestrebungen zur künstlerischen „Hebung" unserer Literatur und zur künstlerischen Erziehung des Volkes sollten demnach in dem Punkte übereinkommen, diese ungesunde Hypertrophie der Unterhaltungsliteratur möglichst zurückzubilden und die Freude an großer Dichtung im Volke zu erhöhen. Insbesondere sollten wir Katholiken nicht dadurch, daß wir Sammlungen, wie die vorliegende, fast ganz auf dieses ungesunde Überwuchern der Unterhaltungsliteratur einstellen, an dieser aus künstlerischen wie aus ethischen Gründen beklagenswerten Entwicklung mitwirken und es nicht wieder Anderen überlassen, im Kampfe gegen diese Verirrung die Führung an sich zu reißen. (Inselbücherei!)

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen müssen wir die Besprechungen der einzelnen Bändchen möglichst kurz fassen.

Nr. 1. „Der Schrei der Mutter" ist ein Werk echtdeutscher Heimatkunst, voll Herz und Gemüt, mit einem Anhauch von Romantik und mit realistischer Treue gezeichnet, die manchmal, z. B. in der Schilderung der Kinderstube, ein wenig burschikos erscheint.

Nr. 2. — Die Erzählung „Der Nachrichter" hat wohl vorwiegend ethisch-kulturhistorische Bedeutung als Anklageschrift gegen das schändliche Treiben der kleinen Landesherrn im 18. Jahrhundert. Die zweite Erzählung „Husar u. Pandur" schildert in hochromantischer Weise die abenteuerliche „Entführung" des Pandurenobersten Trenk aus seinem Lager durch den Oberstwachtmeister Frohn. Derselbe abenteuerlich-romantische Zug charakterisiert auch die Novelle „Hans Sbogar" von Charles Nodier (frei bearbeitet von J. Mumbauer), aber es ist eine dem deutschen Empfinden mehr fremde, äußerliche, mehr in der Handlung als im innersten Kern ausgeprägte Romantik, zudem stellenweise bis ins Ermüdende verwässert durch endlose sentimentale Reden, so daß diese Ausgrabung uns von zweifelhaftem Wert dünkt Noch berechtigter scheint uns dieser Zweifel inbezug auf Band 10, der fünf wenig bekannte Erzählungen von Frederick Marryat verdeutscht, von welchen die erste: „Der himmelblaue Domino", ebenfalls in der äußerlichen Abenteuerromantik stecken bleibt, die zweite: „SW. und zu W. ¾ W." Seemannshumor, zu einem halb verfänglichen mystisch-märchenhaften Faden ausspinnt, die dritte: „Mondschein", aber wohl für englisch-alkoholisierte Mägen berechnet ist und mit ihrem Beefsteack- und Brandy-Humor jedenfalls nicht zur sittlichen Erhebung deutscher Leser beiträgt. Unserem Empfinden stehen da die lebendig und spannend erzählten Geschichten aus Amerika unseres Landsmanns Gerstäcker (Bd 8) viel näher — das ist deutsch-gemütvolle, nicht kalt-angelsächsische Abenteuerromantik. Die „Biedermeier-Novellen" von Karl Spindler (Bd. 9) liegen wohl unserem Empfinden auch ein wenig fern, aber es ist doch gut deutsche Art und gerade das Altväterische darin hat einen gewissen Reiz.

In der Erzählung „Sonnwendfest" versucht sich Peter Dörfler, dessen dichterische Stärke u. E. im gemütvollen Ausspinnen von Stimmungen beruht — die beiden Werke, die diesem Drange entspringen, sind wohl seine besten („Als Mutter noch lebte" und „Das schwäbische Himmelreich") — in der Seelen- und Menschenschilderung, indem er die

Digitized by Google

tragische Schuld eines charakterschwachen, ganz in Selbstsucht verbohrten Menschen am Tode seiner Mutter in den Mittelpunkt seiner an Spannungen reichen, aber nicht voll und rein an die Herzen rührenden Erzählung stellt.

Die Krone und Perle der ganzen Sammlung ist unstreitig das 11. Bändchen: „Ritas Briefe" von Enrica von Handel-Mazzetti, ein für die katholische Literatur in vielen Beziehungen so vorbildliches Werk, daß es uns geboten scheint, ihm eine eigene Besprechung zu widmen.

Kriegsgedenkwerke.

Die beiden vom Verlag F. A. Brockhaus-Leipzig herausgegebenen Werke „Ein Volk in Waffen" von dem berühmten schwedischen Forscher Sven Hedin und „Der Wall von Eisen und Feuer" von Dr. Georg Wegener würde man früher als „Standardwerke" bezeichnet haben, heute genügt es gut deutsch zu sagen, daß sie sich als Leistungen von bleibendem Wert aus der Flut unserer Kriegsliteratur herausheben. Diese beiden Werke, die im Wesentlichen Ereignisse und Erlebnisse an der Westfront wiedergeben, finden nun eine würdige Ergänzung in einem neuen Buche, in welchem Sven Hedin nun auch seine Fahrten und Erlebnisse an der Ostfront, also im Kriege gegen Rußland, schildert. Wieder ist es der Verlag F. A. Brockhaus, der mit der Herausgabe dieses Buches eine mit Recht gerühmte „Glanzleistung des deutschen Buchgewerbes in der schweren Kriegszeit" aufstellt. Was Sven Hedin schreibt, verdient allerdings einen würdigen Rahmen. Sven Hedin ist viel zu sehr Forscher, Weltreisender mit dem großen Blick aufs Ganze, mit dem scharfen Blick ins Tiefe und Kleine, als daß ihm die Erfüllung der herkömmlichen Aufgabe eines Kriegsberichterstatters, der für die Bedürfnisse des Tages schreibt, genügen könnte. So kommt in alle seine Berichte, auch wenn sie scheinbar nur Nebensächliches wiedergeben, etwas Großzügiges; überall scheint der gewaltige Hintergrund der größten weltgeschichtlichen Ereignisse aller Zeiten herein. Und dabei sieht man überall die Mühe oder doch die Spuren der Mühe, die er sich gibt, um die Wahrheit zu suchen. Darum hat sein Zeugnis doppelten Wert; denn wenn auch sein Herz für Deutschland spricht, bei seinen redlichen Forschungen läßt er es nicht mitsprechen, da bleibt er der kühle Gelehrte und Forschungsreisende. Das fühlt man besonders, wenn man seinen Bemühungen folgt, aus den vielfach sich widersprechenden Berichten über Ostpreußen die Wahrheit herauszuschälen oder die Seelen der kämpfenden Truppen zu ergründen. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier leider nicht möglich, es genüge der Hinweis auf die zahlreichen sonst selten in dieser Schärfe sichtbar gemachten Beobachtungen, auf die Schärfe der Bilder, Eindrücke und Schilderungen, die durch eigenhändige Zeichnungen und Aufnahmen wirksam unterstützt werden, und auf die Weite des Ausblicks in den eingestreuten geschichtlichen und politischen Betrachtungen. Schade, daß dieser Mann nicht auch der christlichen Seele, die sich jetzt so herrlich bewährt, ein so lebendiges Wort zu sagen hat wie dem deutschen Volkstum.

Viel Gutes wäre auch zu sagen von der Fortsetzung des großen österreichischen Kriegswerkes „Viribus unitis, Oesterreich-Ungarn und der Weltkrieg." Die 2. Lieferung dieses vom Kriegshilfsbüro des kk. Ministeriums des Innern herausgegebenen und vielfach aus amtlichen Quellen schöpfenden Werkes enthält u. a. eine lehrreiche Abhandlung des kk. Oberstabsarztes Prof. Fraenkel „Über Kriegschirurgie", einen fast noch allgemeiner interessierenden Bericht über

Digitized by Google

„Orthopädisches Spital und Invalidenschulen" vom Oberstabsarzt Prof. Dr. Spitzy, Berichte und Studien über Feldseelsorge (von Hofr. Dr. H. Swoboda), über Feldsanitätsdienst, freiw. Sanitätspflege, ferner die Fortsetzung der Berichte über die Kriegsereignisse mit zahlreichen Illustrationen zumeist nach Originalaufnahmen. Auch wenn das Erträgnis dieses Werkes nicht der Kriegsfürsorge zugute käme, müßte sich's jeder Österreicher, der das Gedenken an die große Zeit in seiner Familie fortpflanzen will, anschaffen, weil es in seiner Vollständigkeit, Verläßlichkeit und Vielseitigkeit kaum ersetzt werden kann.

Ein eigenartiges Gedenkbuch hat das Warenhaus Leonh. Tietz, A. G. Düsseldorf, unter dem Titel „Ein Jahr Weltkrieg" herausgegeben, eine Schilderung der Ereignisse des 1. Kriegsjahres in Feldpostbriefen mit 12 Original-Steinzeichnungen und zahlreichen Textbildern von Adolf Uzarski. (Preis 1 Mark.) Um den großen Tonbildern Geschmack abgewinnen zu können, muß man allerdings ein eingefleischter „Moderner" sein. Es ist die Weise derer bei und um Cassirer in Reinkultur. Einzelne dieser Tafeln, z. B. die Versenkung der „Lusitania", entbehren allerdings nicht einer monumentalen Wirkung, mehr dürften den meisten Lesern die Textbilder zu sagen haben.

Von dem großangelegten Lieferungswerke: „Der Weltkrieg in der Karikatur" von Eduard Fuchs (München, Albert Langen, 30 Lfg. zu 1 Mark), liegt eine Reihe neuer Lieferungen vor. Man gewinnt nun schon einigen Überblick über die Fülle des kulturhistorisch wertvollen Materials, das der Herausgeber mit Bienenfleiß aus dem Staube der Bibliotheken zusammengetragen hat. Die Karikatur hat sich ja mit dem Fortschreiten der graphischen Künste zu einer nicht unwichtigen Begleiterscheinung des öffentlichen Lebens, namentlich der politischen und geistigen Kämpfe entwickelt, sie ist wie der elektrische Funke, der die feindlichen Spannungen auslöst, in ihr steckt ein Stück Zeit- und Kulturgeschichte. Wir hätten erwartet, daß der Herausgeber im begleitenden Text diese kulturhistorische Bedeutung der Karikatur eingehend würdigt und mit seiner reichen Sammlung zeitgeschichtlich bedeutsamer Karikaturen anschaulich belegt. Statt dessen finden wir in den ersten Lieferungen den Versuch einer Philosophie des Krieges, an ihrer Spitze eine Betrachtung über den Tod, ganz im Sinne einer freidenkerisch-monistischen Weltanschauung gehalten und ganz im Bannkreise und in den Gemeinplätzen der Denk- und Redeweise der Verkündiger dieses altneuen Schlangen-Evangeliums gehalten. Daß durch diesen Versuch, dem Leser als Standpunkt für die weitere Betrachtung sofort die bestenfalls sehr zweifelhaften subjektiven Anschauungen des Herausgebers aufzudrängen, viele Leser abgestoßen werden können, die dem eigentlichen Stoff lebhaftes Interesse entgegenbringen, ist entweder nicht bedacht worden oder man hat von vornherein auf Leser, deren Weltbetrachtung mit den Lehren des Christentums zusammenklingt, keine Rücksicht genommen. Es ist zwar anzunehmen, daß der Text für die meisten Benützer des Werkes eine Nebensache ist, aber ein besserer Zusammenklang hätte u. E. erzielt werden können, wenn der Herausgeber die doch ziemlich fernliegenden philosophischen Betrachtungen mehr zurückgestellt und dafür die näherliegenden über Wesen und Bedeutung der Karikatur, ihren Zusammenhang mit der Zeitgeschichte eingeschaltet hätte. Nach diesem notwendigen Vorbehalt muß anerkannt werden, daß es dem Herausgeber gelungen ist, eine Fülle künstlerisch, kultur- und zeitgeschichtlich wertvoller Karikaturen der Vergessenheit zu entreißen und daß diese Sammlung in ihrer Gesamtheit eine kleine Bildergalerie darstellt, die ihres Gleichen nicht hat und in der neben derb explodierender und nicht immer salonfähiger Künstlerlaune auch eine Fülle von Geist, Witz und Humor zur Geltung kommen.

Digitized by Google

Romane, Novellen, Erzählungen.

Homscheid M.: Der heimliche Ruf. Erzählung. 184 S. Paderborn, Junfermannsche Buchhdl. Mk. 2,40, gebd. Mk. 3,25.

Daß die neuerdings wieder von Pfarrer J. Mumbauer in einer langen Broschüre beklagte literarische Rückständigkeit der Katholiken u. a. auch darin besteht, daß man bei uns die vorhandenen Talente gewöhnlich erst zu würdigen wagt, wenn sie auch von unseren Gegnern entdeckt und anerkannt werden, dafür ist dieses Büchlein ein lebendiges Zeugnis. Wenn auch die andern Bücher der Verfasserin auf dieser Höhe stehen, dann verdient sie unter unseren Besten mitgenannt zu werden. Denn das ist viel mehr als seichtes Unterhaltungsfutter, das ist echte, volkstümliche, katholische Dichtung, unmittelbar aus einem warmen Herzen gequollen, umwoben vom Zauber echter Poesie, kraftvoll gestaltet und was die Hauptsache ist, getragen von einer echtkatholischen Idee — der „heimliche Ruf" in der Seele des Helden, der des Lebens Not und die Lockungen irdischer Liebe überwindet, ist nämlich der Beruf zum katholischen Priestertum. Je seltener solche Bücher heute geschrieben werden, desto wärmer sollten sie von der katholischen Kritik begrüßt werden. So sollte man denken! Aber . . . aber . . . aber . . .!

Salburg, Gräfin Edith: Vater und Vaterland. Roman. 209 S. Leipzig, B. Elischer Nachf. Preis Mk. 3,—, gebd. Mk. 4,—.

Ähnlich wie bei den im Feuer dieser Zeit geborenen neuen Werken von Nanny Lambrecht läßt sich auch an diesem Buche der in mancher Hinsicht ihr geistesverwandten Gräfin Salburg eine gewisse läuternde, reinigende Wirkung der in diesem Weltkriege tätigen Kräfte und der großen Ideen feststellen, insofern der Grundgedanke des Romans, die Rückkehr eines durch verletzte Eigenliebe dem Vaterland entfremdeten österreichischen Offiziers zu seiner Pflicht, ein gesunder und sympathischer ist. Aber in der Durchführung treten die alten Fehler der Salburg, namentlich der Mangel an Maß und Beschränkung, umso abstoßender hervor. Sie ist eine scharfe, unerbittliche, beinahe grausame Beobachterin, wie ein Kritiker mit Recht sagt, sie kennt ihr Milieu, den österreichischen Adel, besonders von der schwachen und schlimmen Seite durch und durch, aber sie läßt ihrem hysterischen Temperament die Zügel schießen, verfällt in Übertreibungen und zeichnet nicht Menschen, sondern Karrikaturen ganz in der bitteren, bissigen Weise des „Simplizissimus". So auch hier. Der Deutschenhaß in dem wälschschweizerischen Institute, wo die Töchter Österreichs und Deutschlands geistig gemartert werden, der an Bestialität grenzende Fanatismus des französischen Priesters, der die Religion ganz nach dem Muster der verblichenen Jesuitenromane nur als Deckmantel seiner Leidenschaften benützt — das alles ist in so grellen, aufreizenden, abstoßenden Farben gemalt, daß die blind auf ihr Ziel losrennende, in der Erfindung aufpeitschender Situationen bis zur Unwahrscheinlichkeit gesteigerte Tendenz sich wie klebriges Pech über das Ganze legt und besonders dem katholischen Leser, der zwar den Mißbrauch der Religion zu unedlen Zwecken als möglich, aber nicht als typisch ansieht, jede Freude an dem Buche verekelt.

Zahn, Ernst: Einmal muß wieder Friede werden. Erzählungen und Verse. 197 S. Stuttgart und Berlin, deutsche Verlagsanstalt. Preis Mk. 2,40, gebd. Mk. 3,—.

In diesem Buche zeigt sich wieder die ruhig-besinnliche und doch kernige, erfrischende Art des beliebten Schweizer Erzählers, ob er jetzt eine Geschichte voll düsterer Tragik, wie das fast grausame Drama auf

Digitized by Google

der toten Alp, oder voll weich- und wehmütiger Zartheit, wie „Kameraden", oder mit so ergreifenden Zügen schöner Menschlichkeit, wie in „Adolf" und „Einmal muß wieder Friede werden" erzählt. Zahn hat die seltene Gabe, seine Erzählungen schön abgerundet aus einem Gusse zu formen; der sittliche Ernst, den er durch Hervorhebung des edlen gesunden Kerns in seinen aus dem Volksleben genommenen Gestalten und in der Vermeidung erotischer Reizmittel an den Tag legt, rückt ihn uns nahe, obgleich er für die im Volke noch immer lebenden religiösen Kräfte nicht das rechte Verständnis hat.

Keller, Paul: Ferien vom Ich. Roman. 1.—10. Aufl. 364 S. Breslau, Gottlieb Korn, Bergstadtverlag. Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—.

Es gibt Bücher, die sozusagen die Kritik entwaffnen, weil man Dichterträume nicht analysiert, sondern sich ihnen mitträumend hingibt. Paul Kellers neuer Roman gehört zu ihnen. Ecken und Häkchen, daran die Kritik fest anpacken könnte, hat er gewiß viele, aber man fühlt, daß das eigentlich verlorene Mühe wäre. Man weiß ja nie recht, wo Traum und Leben aufhört, denn beide spinnen unvermerkt durcheinander. In diesem Wechsel merkt man kaum, daß der Plan des Ganzen eine verstandesmäßig entwickelte Idee ist, allerdings keine alltägliche, nämlich die Idee einer neuen Heilmethode: durch völlige Loslösung des Kranken von seinen Sorgen, Arbeiten, ja sogar von seiner Familie, von seinem Namen, seinem ganzen Ich. Diesen so ganz von sich losgelösten Menschen stellt der Dichter in eine ganz neue Umgebung hinein, mitten in die Heilkräfte der Natur, der körperlichen Arbeit, der Bedürfnislosigkeit. Das ist die Paul Kellersche Heilanstalt „Ferien vom Ich". Aber diesen offenbar verstandesmäßig ausgeklügelten Plan umspinnt der Dichter mit tausend Fäden seines sonnigen Gemütes, seiner romantischen Erzählungskunst und löst so das schwere Element der Verstandeskonstruktion in einen luftigen Dichtertraum auf, der uns mitnimmt in die schöne Phantasiewelt, wo man nicht lange nach dem „Warum" und „Woher" fragt, weil im Märchenland alles selbstverständlich ist. Und doch schlägt Keller aus diesem Märchenland immer wieder soviel Brücken zum wirklichen Leben, daß man, wie gesagt, oft gar nicht weiß, wo Leben und Traum wie rosenrote Wölkchen ineinanderfließen. F. E.

Franz Weiß, Tiefer und Treuer. Schriften zur religiösen Verinnerlichung und Erneuerung. Mit Buchschmuck von W. Sommer.

I. Bd. Der katholische Glaube als Religion der Innerlichkeit. (96 S.)
II. Bd. Jesus unter uns. (80 S.)
III. Bd. Kirche und Kirchlichkeit. (88 S.)
Einsiedeln, Benziger. 1915. à geh 75 Pf., gb. Mk. 1,20.

Drei schmale, schmucke Büchlein voll köstlichen Inhalts. Der Titel des ersten Bändchens wird nicht jedem entsprechen. Wird ja mit dem Worte „Innerlichkeit" soviel Humbug — „Schindluder" sagt der Deutsche — getrieben. Aber gerade da zeigt sich die Treffsicherheit des Verfassers, wo er einerseits die hohle Nuß der falschen Innerlichkeit aufsprengt und anderseits dort, wo die Gegner ein Aufgehen in Äußerlichkeiten sehen, den edlen süßen Kern bloßlegt. Er kommt zum Ergebnis: „Die Innerlichkeit ist Gott, im Menschen mit Gnadenhilfe durch gläubiges Erkennen erfaßt, durch liebendes Wollen aufgenommen, so daß alle Seelenkräfte nach den Absichten Gottes geordnet und betätigt werden und Gott Herrscher bleibt im Menschen und im ganzen Wirkungsfeld des Menschen. . . . Und diese Innerlichkeit, was ist sie anders als konsequentes Christentum, Lehre und Gnade der katholischen Kirche?" (S. 42 f.) Den „Beweis der Innerlichkeit" findet er in der

Digitized by Google

dankenden Gottesliebe, ihre „Bewährung" in der dienenden Nächstenliebe. Mit diesen zarten Ausführungen beseitigt er praktische Mißverständnisse, legt die tiefsten Wurzeln gediegenster Innenkultur bloß, zeigt ihre überreiche Segenskraft für den Einzelnen wie für die Welt, lehrt den Zauber, das Leben in Poesie umzugestalten.

Den Quell der übernatürlichen Innerlichkeit können wir nicht aus unserem Herzen herausgraben. Da öffnen sich der angestrengten Arbeit des Brunnengräbers nur trockene Zisternen. Der Verfasser führt uns darum im zweiten Bändchen zum Herzen Jesu. Wie lichtvoll legt er dar, daß der wahre Jesus und seine Wahrheit und Gnadenfülle nur in der katholischen Kirche zu finden ist. „Heute sind sie so weit gekommen, daß sie frivol die Hände nach dem Diadem seiner Göttlichkeit ausstrecken. Was wäre übrig von Christus, hätte die katholische Kirche nicht sein Bild aus allen Stürmen der Häresie gerettet und treu bewahrt in ihrem Herzen?" (S. 13). Wie lebhaft läßt er die Seele das Glück der sakramentalen Gegenwart empfinden. Er führt sie in die Kirchen der von uns getrennten Religionen: „Christus ist nicht da. Ständiger Karfreitag ist eingezogen, ach, das ist ihr einziger eigentlicher Feiertag; und gleich einer verlassenen Magdalena steht die Sehnsucht des menschlichen Herzens da, sucht Christus und ruft trostlos: Sie haben ihn fortgenommen, und ich weiß nicht, wohin sie ihn gelegt haben" (S. 29). Die Ausstrahlungen der Liebe, die wie der Sonnenriese ihren Weg aus dem Tabernakel über die Erde nimmt, kommen in drei weiteren Kapiteln zur Sprache: Jesus in der Familie, in unserer Seele, in unserem Apostolate. Damit ist die Brücke geschlagen zu den Darlegungen des dritten Bändchens, in denen die katholische Kirche als der durch die Zeiten schreitende und alle Zeiten segnende Christus gezeichnet wird. Da wird die unerschütterliche, frohe Zuversicht des Katholiken in den Stürmen der Gegenwart selbstverständlich, unbedingte Kirchlichkeit ein Erweis hingebender Liebe zu Jesus: „Soviel Heldenblut ist geflossen für die Heimaterde, so viele lastende Opfer um der Freiheit willen haben wir ertragen; sollten wir nicht auch Treue und Tat einsetzen für das Reich, welches kein Ende kennt?"

Alois Pichler C. Ss. R.

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Olten (Schweiz). — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, im Felde, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz), — Verlag: Petrus-Verlag, G. m. b. H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Germantik.

Von Dr. Richard v. Kralik, Wien.

In den großen Geisteskämpfen, die völlig gleichwürdig das körperliche Ringen der Völker in diesem Weltkriege begleiten, ist einmal der Ausdruck „Germantik" gebraucht worden als naheliegende Entsprechung von Romantik, aber auch als etwas vom Germanismus wie vom Romanismus gleichmäßig verschiedenes. Die rein nationalen und rassenhaften Begriffe sind im Weltkriege etwas umgewertet worden. Der „Germanismus" schwebte noch vor 50 Jahren den Nationalisten vor, da man einem allslawischen Staatswesen und einem allromanischen Völkerbunde eine allgermanische Weltorganisation gegenüberstellen wollte. Aber heute sind gerade die beiden Vormächte des Germanismus, England und das deutsche Reich, die Vorkämpfer des Weltgegensatzes, und die germanische Union in Nordamerika steht ebenso abseits vom Kampfe wie die skandinavischen Völker. Nicht alle Romanen fühlen sich mit Frankreich und Italien solidarisch und nicht alle Slawen mit den Russen. Gewiß haben sich die nationalen Bewußtheiten als stärker erwiesen denn alle internationalen — als einzig internationale und daher neutrale Macht hat sich einzig und allein das Papsttum bewährt. Sonst aber haben sich als die Träger der Weltkräfte zumeist die staatlichen Organisationen, also vorwiegend moralische, soziale, rechtliche Elemente erwiesen und zwar selbst da, wo wir es mit angefressenen Staatsgebilden glaubten zu tun zu haben, wie das etwa das moderne Frankreich und vor allem Italien ist. Denn ich kann Italien, dies künstliche Gemächte, nicht für einen vollen Staat halten; es hat nur von Napoleons III. und von Dreibunds Gnaden bestanden. Noch immer ist das Papsttum etwas auch politisch Seienderes als das italienische Königtum, obwohl dieses Soldaten und Kanonen

Digitized by Google

hat. Aber Soldaten und Kanonen können besiegt werden, Ideen und Wahrheiten, geistige Kräfte nicht.

Es ist überhaupt bei der Gruppierung der beiden Kriegsparteien das Wesentliche, daß die Ideen auf Seiten unserer Gegner zurücktreten hinter den Interessen. Der Krieg ist entbrannt, um die unbeschränkten kapitalistischen Interessen der Verbandsstaaten durchzusetzen; Interessen, die sich in den wesentlich demokratischen und plutokratischen Staaten des Verbands ungehindert betätigen konnten. Nur in rein demokratischen Staaten kann das Geld alles erreichen, alles kaufen: Wahlen, Ämter, Präsidenten, Zeitungen. Diese internationale Interessengemeinschaft des Geldes hat sich also leicht der Staatsmaschinen unserer Gegner bemächtigen können, auch der russischen Staatsmaschine, trotz ihrer autokratischen Spitze. Es ist ganz klar, daß jene Gemeinschaft rein materieller Interessen einen Widerstand nur an den beiden Zentralmächten, den beiden deutschen Kaiserreichen fand und nirgend sonst, wenn diese einmal niedergerungen waren. Dieses materialistische Interesse war der Dämon, der die Kriegsfackel entzündet hat. Denn die beiden Kaiser der Mittelreiche sind nach Tradition und Bestimmung die einzigen politischen moralischen Mächte, die die Völker vor der Aussaugung durch den zügellosen Mammon bewahren können. Würden sie fallen, dann wäre der Antichrist los und sein Reich da. Wir verstehen es also, warum vor allem Amerika sich den Fesseln des eisernen Interessenringes nicht mehr entwinden kann. Es hat die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Ringe und Truste. Wir verstehen es aber auch, warum die Türkei noch in letzter Entscheidung sich den Schlangenwindungen des Verbandes entziehen konnte; denn das hat ihr schon Abraham a S. Clara, der christliche Prediger in der Türkennot des 17. Jahrhunderts, nachgerühmt, daß sie Zucht kennt und höhere Pflichten als bloß irdischen Nutzen.

Man hat einst den Kampf einer höheren, geistigeren, übersinnlicheren Weltanschauung gegen den bloß nützlichen Philisterstandpunkt Romantik genannt. Es war schon damals ein Widerspruch gegen die Ideen von 1789, gegen die mehr

Digitized by Google

romanischen Ideen des äußerlichen, rein menschlichen Humanismus. Jedenfalls hat die sogenannte Romantik schon damals in der germanischen Seele die höchsten Strebungen erfahren. Und auch heute müssen wir das rein händlerische Verhalten der Engländer und Amerikaner für einen Abfall vom germanischen Geiste ansehen. Denn es kommt ja nicht auf den Leib, sondern auf den Geist an.

Romantik-Germantik! Tiefsinnig hat die Geschichte diesen scheinbaren Widerspruch in der Idee des römisch-deutschen Reiches vereinigt. Deutsch sein heißt darnach: romantisch sein im Sinne des Papsttums, das den deutschen Kaiser krönte. Deutsch sein heißt, die höchsten Ideen der Autorität, der Zucht, der Pflicht, des Christentums verteidigen im Kampfe gegen das bloß materielle Interesse. Deutsch sein heißt (seit Wolfram von Eschenbach), im eucharistischen Bunde des heiligen Grals gegen Sinnlichkeit und Materialismus kämpfen.

Gedenke mein.

Von Ilse Franke, Freiburg.

Gedenke mein in deinem heiligen Reich.
Ich weiß nicht, wann ich komme, aber bald
Naht wohl der Abend, denn es weht schon kalt,
Und Nebel wallen, tränenfeucht und bleich.

Ich ging so weit von meinem Unschuldsland,
Und immer weiter, und mein Fuß wird schwer.
Oft ist mir bang, ich weiß den Weg nicht mehr.
Ich fühle mich verlassen und verbannt.

So treibt im Herbst ein windverwehtes Blatt.
Und doch und doch: ich folge einem Stern,
Durch Dornen schwankend folg' ich meinem Herrn.
Gedenke mein in deiner heiligen Stadt.

Digitized by Google

Die Kunst dem Volke!

Ein Wort über den Wandschmuck des christl. Hauses.

(Fortsetzung.)

III.

Wir stehen nun vor dem wichtigsten und schwierigsten Teil unserer Aufgabe, der darin besteht, unseren Mitarbeitern am Werke der Erneuerung gesunden, echten Kunstgefühls im katholischen Volke eine möglichst allen Bedürfnissen angepaßte Zusammenstellung guter Kunstblätter darzubieten, die sich aus irgend einem Grunde besonders dazu eignen, das christliche Familienheim zu schmücken und den minderwertigen Wandschmuck daraus zu verdrängen. Die allgemeinen Gesichtspunkte, die uns bei der Zusammenstellung dieser Auswahl leiteten, haben wir bereits angedeutet; um jedoch voraussichtlichen Einwänden und Bemänglungen zu begegnen, müssen wir noch im Besondern auf einige praktische Erwägungen, die dabei mitgewirkt haben, hinweisen.

Daß man von einer solchen Zusammenstellung keine Vollständigkeit, das Wort im weitesten Sinne genommen, verlangen kann, ist ohne weiteres einleuchtend. Manche Meisterwerke der religiösen Kunst der Vergangenheit und der jüngsten Gegenwart liegen dem Verständnisse und dem Empfinden unseres Volkes so ferne, daß es erst einer gänzlichen Umwandlung oder Neubildung der Beziehungen zwischen Volk und Kunst bedürfte, um sie in den Kreisen unsers täglichen Lebens einzubürgern. Manchmal fehlt es auch an guten, allen Anforderungen entsprechenden Nachbildungen; noch öfter waren solche, obgleich vorhanden, unter den jetzt so schwierigen Verhältnissen nicht aufzutreiben und konnten aus diesem Grunde nicht berücksichtigt werden. Und endlich und schließlich ergab sich die Notwendigkeit, eine Reihe an sich guter und wertvoller Nachbildungen religiöser Kunstwerke zu übergehen, weil die betreffenden Verleger und Kunstanstalten in ihrer ganzen Geschäftsgebahrung diese Werke mit den bedenklichsten Ausschreitungen einer ungezügelten Erotik aufs engste verquicken, so daß man fürchten muß, durch Empfehlung an sich einwandfreier Darstellungen einer unsauberen Spekulation auf die niedrigsten Triebe Vorschub zu leisten.

Wir beginnen nun unsere Zusammenstellung mit dem Hinweis auf gute Nachbildungen von Werken der religiösen Kunst, die im allgemeinen von Jedem, dessen Kunstsinn

Digitized by Google

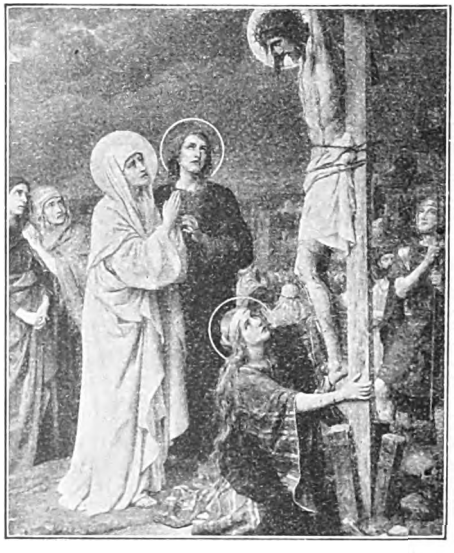
nicht ganz verkümmert und verbildet ist, verstanden und gewürdigt werden können.

In die Heimstätte der christlichen Familie gehört vor allem ein Kreuzbild. In vielen Gegenden zieht man mit Recht plastische Darstellungen vor, die auch in der Regel besser und ausdrucksvoller sind als die landläufigen Farbendruckbilder. Die christliche Kunst aller Zeiten hat in der Darstellung des Gekreuzigten unvergängliche Meisterwerke geschaffen, die freilich zumeist so idealisiert sind, daß die in der Tiefe der Schmerzen ruhende Opfergröße nicht so ganz zum Ausdruck kommt. Das trifft sogar bei dem sonst so herben Dürer zu, dessen „Christus am Kreuz" (Dresdner Galerie) in der zwar kleinen, aber in Zeichnung und Farbenwirkung sehr originalgetreuen Wiedergabe des Verlags „Glaube und Kunst" in München einen Wandschmuck darstellt, der naive wie anspruchsvolle Gemüter in gleicher Weise befriedigt. Die Gestalt des Gekreuzigten wird durch den Kontrast mit der nachtdunklen Wolkenschicht eindrucksvoll hervorgehoben, während sich zu ihren Füßen eine in weichen Tönen wunderbar abgestimmte Landschaft ausbreitet, gleichsam in Sehnsucht lechzend nach der Erlösung. — Als wahrer Schmerzensmann erscheint Christus in den Darstellungen der Kreuzigung von Matthias Grünewald; wer ihre Wucht ertragen kann, findet in Seemanns „Farbigen Kunstblättern" (E. A. Seemann, Leipzig) eine kleine, aber gute Kopie der „Kreuzigung" aus dem Karlsruher Museum und eine etwas größere Wiedergabe des Isenheimer Altarbildes „Kreuzigung und Grablegung" (Preis jedes Blattes 1 Mk). Auch die vom Kunstwartverlag (G. D. W. Callwey, München) herausgegebene Grünewaldmappe enthält treffliche Kopien der Isenheimer Kreuzigung (Doppelblatt 1 Mark). Im Gegensatz zu diesem christlichen Realismus tritt in dem bekannten Gemälde von Velasquez (Original in Madrid) mehr die majestätische Ruhe des bereits eingetretenen oder nahen Todes, verbunden mit höchstem Adel der Formen hervor; diese Darstellung stimmt allerdings nicht mit den Worten der Schrift überein, daß weder Gestalt noch Schönheit im Gekreuzigten mehr ist, aber der bildenden Kunst wird es wohl ewig versagt sein, im Übermaß der Peinen zugleich das Göttliche zum Ausdruck zu bringen. Von diesem durch zahlreiche Nachbildungen bekannten Bild erschien ein guter Kupferdruck im Verlag von B. Kühlen, M. Gladbach (Folio Mk. 1.20, Royalformat Mk. 2.50); eine als Wandbild sehr geeignete chromo-litographische Wiedergabe in großem Format (80 : 48 cm) bringt zum billigen Preise von 3 Mark 20 Pfg. die Verlagsanstalt Benziger u. Co.

Digitized by Google

Einsiedeln, in den Handel. Wer höhere Ansprüche stellt, die durch ein billiges Reproduktionsverfahren nicht befriedigt werden können, der wähle die wunderbar zart getönte lichtbeständige Nachbildung im Kohledruck des bekannten Münchner Kunstverlags F. Hanfstaengl (Imperialformat Mk. 12.— Royal Mk. 6.—).

Von neueren Darstellungen des Kreuzesopfers möchten wir als eine besonders ergreifende, Gemüt und Kunstsinn gleicherweise anregende das 5. Blatt des Gemäldezyklus „Die 7 Schmerzen Mariens" von dem niederländischen Maler Josef Janssens nennen: „Maria und Johannes unter dem Kreuze". (Verlag der Gesellschaft für christl. Kunst in München, Aquarellgravure auf Büttenkarton, 40 × 32 cm, Preis 10 Mark). Die Gestalt des am Kreuze mit vorgeneigtem, dornengekrönten Haupte hängenden Heilands erscheint von der Seite gesehen; Blutspuren und Geißelstriemen deuten die Qualen an, ohne den Leib allzusehr zu entstellen; im Antlitz ist stille Ergebung, göttliche Ruhe und Mitleid ausgeprägt. Magdalena kniet, Maria und Johannes stehen zu Füßen des Kreuzes, alle drei die Augen zum Mann der Schmerzen emporgerichtet; Maria mit dem Ausdrucke des tiefsten Wehs, Johannes mit einer Geberde, als wolle er die ihm anvertrauten Mutter



J. Janssens, Maria und Johannes unter dem Kreuz.

Digitized by Google

Christi schützen vor dem Ansturm des Leides; Magdalena mit unsagbar rührenden, kindlich hilflosem Ausdruck des Mitgefühls. Der Hauptmann noch starr und kalt aber in gespannten Zügen den Ausdruck der Erwartung. Im Hintergrunde die Frauen, das abziehende Volk, weiter der Tempel und der durch einen blutroten Streifen vom Horizont getrennte Nachthimmel, dessen Wirkung die leuchtenden Farben der Gewänder teilweise aufheben: es ist ein Bild von großer, tiefer Wirkung auf einfache, wie auf bewußt dem Eindrucke sich hingebende Seelen.

Neuere Meister haben mit Erfolg versucht, in ihren Darstellungen der Kreuzigung die Forderungen des Realismus und des Idealismus zu vermählen, so z. B. Gebhard Fugel, indem er dem Körper des Gekreuzigten einen gewissen grünlichen Leichenton gibt und die Spannungen und Verrenkungen des Körpers ausdrucksvoll zeichnet. Auch im übrigen wirkt sein Kreuzigungsbild in der bei B. Kühlen in M. Gladbach erschienenen farbigen Widergabe (in der Mappe „Meisterwerke der christlichen Kunst", Einzelblatt 5 Mark) durch scheinbar gesuchte, aber doch im Gesamteindruck zusammenklingende Farbeneffekte. Besonders die Gestalt des Jüngers Johannes ist meisterhaft gelungen: starker Mannesschmerz, im Angesichte der Mutter leidensvolle Ergebung. — Auch das Kreuzbild „Golgatha" von Maler Ludwig Glötzle wirkt ergreifend; der Körper des Heilands ist bereits im Tode zusammengesunken, das Haupt hängt vornüber und die Mutter, von Johannes gestützt, breitet zum letzten Abschied die Arme aus. Die „Gesellschaft für christl. Kunst", München, bringt diese für jedes christliche Haus sehr geeignete Darstellung in Doppeltondruck (Größe 40:30, Preis Mk. 2.50) und in einer kleineren farbigen Ausgabe zum Preise von 40 u. 75 Pfg. in den Handel.

Neben dem Bilde des Gekreuzigten hat früher im christlichen Hause eine Darstellung des Geheimnisses der heiligen Dreifaltigkeit selten gefehlt. Es darf wohl als ein Zeichen abnehmender Glaubensfreudigkeit angesehen werden, daß solche Bilder immer mehr schwinden. Freilich sind gute, auch künstlerische Ansprüche befriedigende Darstellungen dieses tiefsten Glaubensgeheimnisses ziemlich selten; umso lieber sollte man auf Albrecht Dürers überreich, prachtvoll farbenprächtig komponierte „Anbetung der allerheil. Dreifaltigkeit" zurückgreifen. Von diesem Gemälde ist in der vom Verlag „Glaube und Kunst" herausgegebenen „Sammlung religiöser Meisterbilder" eine so treffliche und bei aller Feinheit der Wiedergabe, besonders der Farbenpracht, so billige Nachbildung erschienen (Größe 35:32, Preis 1.— Mark),

Digitized by Google

daß der Kunstfreund daran seine Freude haben und der einfachste Haushalt sich's leisten kann. Eine etwas kleinere Wiedergabe (21 : 19½) erschien in der Sammlung „Farbige Reproduktionen" von G. A. Seemann (jedes Blatt 1 Mk.) und zeichnet sich ebenfalls durch hervorragende Schönheit und Treue der Wiedergabe in Zeichnung und Farbe aus. Der Kenner wird allerdings einen guten Stich vorziehen, zumal die farbige Wiedergabe des Originals in größerem Maßstabe sehr hohe Anforderungen an die Reproduktionstechnik stellt. Leistet man auf die Farbe Verzicht, dann wird der im Verlag der „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst", Wien VI Luftbadgasse 17 erschienene Stich von Jasper (auf China Mk. 40.—, weiß Mk. 30.—) sehr hohen Anforderungen gerecht; ebenso die in der Münchner Hofkunstanstalt F. Hanfstaengl hergestellte Nachbildung in lichtbeständigem, alle Feinheiten sehr zart wiedergebendem Kohledruck (Großformat Mk. 30.—, Imperial [ca. 40:50] Mk. 12.—).

Ehe wir auf die Darstellungen aus dem Leben und Leiden Christi eingehen, wäre ein Wort über das eigentliche Christusbild, die Darstellung des Antlitzes unseres Herrn, zu sagen. Man findet solche Darstellungen als Wandschmuck nicht übermäßig häufig. Der Grund ist leicht einzusehen. Jeder katholische Christ, der die Lehre von der Gottheit Christi lebendig erfaßt hat, trägt bewußt oder unbewußt ein Idealbild des „Schönsten aller Menschenkinder" im Herzen, neben dem auch das Werk der Kunst des größten Meisters verblaßt. Die Christusbilder, die unsere größten Maler geschaffen haben, stellen fast immer nur eine Seite des Göttlich-Menschlichen in Christus dar, nur einen Teil des Idealbildes, das alles umfaßt, was gläubige Verehrung und Liebe in das Christusbild legt: So die klassischen Christusköpfe in den Bildern von Raffael, Dürer, Michelangelo, Leonardo da Vinci u. a. Von neueren Darstellungen dürften besonders zwei sich zu allgemeiner Verbreitung eignen: der aus mystischem Dunkel edel aufleuchtende Christuskopf von Leo Samberger in der trefflichen, von der „Gesellschaft für christl. Kunst" herausgegebenen Nachbildung (Photogravüre 38 : 30, Preis 10

Leo Samberger, Christus.

Digitized by Google

Mark). Dieses Bild wirkt in genialer Weise nicht nur als tatsächliche Verkörperung des Christusideals, sondern weil es in seiner mystischen Verdunkelung gleichsam das Unvermögen, alles darzustellen, versinnbildet und dem Beschauer einen gewissen Spielraum läßt, Züge seines ihm eigenen Idealbildes hineinzudichten. — Das zweite Bild das wir meinen, ist das „Ecce-homo"-Bild des bereits genannten Malers Jos. Janssens. Es stellt naturgemäß das leidende Christus-Ideal und zwar in dem auf dem Schweißtuch Veronikas abgedrückten Antlitz dar und spricht als solches zum Beschauer mit einer Eindringlichkeit und Verständlichkeit, die weder auf den bewußt kunstverständigen, noch auf den einfach-natürlichen Sinn ihre Wirkung verfehlt. Eine vorzügliche Wiedergabe (Aquarellgravüre, Größe: 55:45, Preis Mk. 15.— und Mk. 20.—) ist ebenfalls im Verlage der Gesellschaft für christliche Kunst erschienen und trägt einen vom † Papst Pius X. eigenhändig unter das Bild gesetzten, faksimilierten Bibeltext. — Eine andere sehr zum Herzen sprechende, nur etwas weniger ausdrucksvolle Darstellung des Antlitzes Christi auf dem Schweißtuche nach Prof. Steinle in Chromolitographie erschien im Verlage der Kunstanstalt Kühlen in M. Gladbach zum billigen Preise von 2 Mark. Auch der Christuskopf von Josef Guntermann, den kreuztragenden Heiland darstellend, kann als eine sehr wirkungsvolle zur allgemeinen Verbreitung geeignete Darstellung bezeichnet werden, in der das Antlitz Christi besonders durch den darüber ausgegossenen Ausdruck wehmütigen Schmerzes und sanfter Ergebung anzieht. Eine vorzüglich gelungene Wiedergabe in den Farben des Originals erschien im Münchener Verlage „Glaube und Kunst" und kostet nur 1 Mark, auf Bütenkarton 1 Mark 25 Pfg. — Einige idealschöne Christusköpfe hat der Maler H. Hofmann geschaffen, so namentlich in seinem Bilde „Christus und der reiche Jüngling", aus dem der ausdrucksvolle Christuskopf als gesondertes Blatt in sehr schön ausgeführtem Aquarelldruck im Kunstverlag von F.

J. Janssens, Ecce homo.

Digitized by Google

Hanfstaengl-München erschienen ist. (Imperial 48:57 Mk. 30.—, Folio 22:29 Mk. 5.—). In dem Ausdrucke des Angesichts liegt etwas wie Trauer, Mißbehagen, offenbar der Ausdruck des Schmerzes über den Mangel an Opferbereitschaft bei dem reichen Jünglinge. Liebe und Mitleid strahlt aus dem Antlitz Christi in dem Bilde desselben Meisters: „Meinen Frieden gebe ich euch!" Von diesem, als Wandschmuck für das christliche Haus sich vorzüglich eignenden Bilde erschien im Kunstverlag F. Hanfstaengl eine billige Volksausgabe in originaltreuer Gravüre (Imperial Mk. 6.—, Folio Mk. 1.50).

Einen sehr ausdrucksvollen Christuskopf malte Cornicelius in dem Bilde der Versuchung; aus ihm spricht neben fast düsterem Ernst höchste Tatkraft und Entschlossenheit, welche Züge im Heilandsbild der Kohledruck des Verlags Hanfstaengl (Imperial Mk. 15.—, Folio Mk. 4.—) trefflich wiedergibt.

Unter den Christusdarstellungen älterer Meister ist noch immer „Ecce homo" von Guido Reni eine der beliebtesten, besonders als Gegenstück zu der bekannten „Mater dolorosa" des gleichen Meisters. Als gute, billige Wiedergaben dieser zwei Bilder kommen hier zwei sehr gelungene, in der Verlagsanstalt Benziger u. Co., Einsiedeln, erschienene Stahlstiche (Größe 29:22, Preis Mk. 4.— jedes Blatt), sowie die ungemein schön ausgeführten und originalgetreu wirkenden kleinen farbigen Wiedergaben in E. A. Seemanns Sammlung „Farbige Reproduktionen" (jedes Blatt 1 Mark), in Betracht; ferner der mit Recht als eins der größten Meisterwerke gerühmte Christuskopf aus Leonardi da Vincis unsterblichem Abendmahl in der Sammlung „Meisterbilder" des Kunstwartverlags D. W. Callwey in München (jedes Blatt nur 25 Pfennig), oder als mehrfarbige Gravüre des Kunstverlags F. Hanfstaengl-München (Folioformat Mk. 5.—).

Aus der fast unübersehbaren Zahl der Darstellungen aus dem Leben und Leiden des Heilands die für unsern Zweck besonders geeigneten auszuwählen, wäre eine allzuschwierige Aufgabe, wenn nicht jene Umstände, die wir in der Einleitung angedeutet haben, den Kreis der zur Auswahl stehenden Werke stark beschränkten. Insbesondere kann man gerade bei diesen Darstellungen die Erfahrung machen, daß die Werke älterer Meister, obwohl von allen Kunstverständigen als wertvolle Meisterwerke eingeschätzt, doch dem Auffassungsvermögen des Volkes vielfach zu ferne stehen, um auch ohne Überredung und Nachhilfe aufgenommen zu werden oder ihm ganz ans Herz zu wachsen. Im Allge-

Digitized by Google

meinen liegen die das Leben Jesu behandelnden Werke guter neuerer Meister dem Verständnisse des Volkes näher. Diesen Umstand gar nicht beachten, hieße den Erfolg unserer Bestrebungen in Frage stellen. Doch gibt es Ausnahmen von dieser Regel, die aber nur den alten Erfahrungssatz bestätigen, daß die größten Meisterwerke der Kunst in gewissem Sinne zeitenlos sind, daß sie auch auf spätere Geschlechter, die einer ganz andern Zeit entwachsen sind, einen bleibenden Eindruck ausüben. So können Werke wie — um nur einige zu nennen — Lionardo da Vincis „Abendmahl", Raffaels „Verklärung" (Transfiguration), Tizians „Zinsgroschen", Raffaels „Kreuztragung", Baroccio's, Rogier van der Weydens, Rembrandts und Rubens „Kreuzabnahme", Tizians „Dornenkrönung" und „Grablegung", Fra Bartolommeos und Van Dycks „Beweinung Christi" noch heute in guten Nachbildungen — — soweit es solche gibt — in jedes christliche Haus gebracht werden und werden überall Verständnis und gute Aufnahme finden, wo der natürliche Kunstsinn nicht ganz verbildet und das Glaubensfeuer in den Herzen nicht erloschen ist. Aus der Reihe der Nachbildungen dieser Gemälde, die hier empfohlen werden können, nennen wir die in Farbe, Zeichnung und Gesamtwirkung gleich vorzüglich gelungenen Wiedergaben in der Sammlung „Glaube und Kunst" des gleichnamigen Münchner Verlags: Raffael „Verklärung Christi"; Tizian „Zinsgroschen" und „Dornenkrönung" (jedes Blatt mit Erklärung 1 Mark, auf Büttenkarton 1,25 Mk.); ferner die kleinen, aber mit größter technischer Vollendung wiedergegebenen „Farbigen Reproduktionen" (jedes Blatt 1 Mark) des Leipziger Kunstverlags F. A. Seemann: Blatt Nr. 1532: Raffael, Kreuztragung; 33: Tizian, Zinsgroschen; 1253: Rembrandt, Kreuzabnahme; 1123: Tizian, Dornenkrönung; 1314 Fra Bartolommeo, Beweinung Christi; ferner Lichtdrucke von B. Kühlen, M. Gladbach: Nr. 596 K (Folio Mk. 1,20) und 4596 K (Imperial Mk. 4,—): Leonardo da Vinci, Abendmahl; 597 K: Kreuzabnahme von Raffael und 1266 K: Kreuzabnahme von Rubens (Folio, Mk. 1,20); 2373 K (Folio Mk. 1,20) und 4555 K (Imperial Mk. 4,—): Tizian, Zinsgroschen; 1217 St.: Kreuztragung nach Raffael Mk. 1.—); ferner aus dem Kunstverlag F. Hanfstaengl, München: Van Dyck, Beweinung Christi; Rembrandt, Kreuzabnahme; Tizian, Zinsgroschen, jedes Blatt in photograph. Kohledruck Mk. 6,— (Royalformat) und Mk. 12.— (Imperialformat); endlich aus dem Kunstwartverlag Callwey in München (Vorzugsdrucke): Lion. da Vinci, Abend-

Digitized by Google

mahl (61 × 29, Mark 2,—); Tizian, Zinsgroschen (35 : 45, Mk. 3,—).

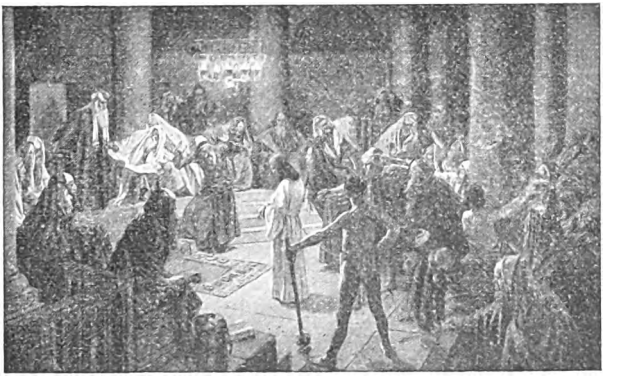
Von Bildern neuerer Meister, die das Leben Jesu behandeln, eignen sich besonders jene von Gebhard Fugel zur weitesten Verbreitung. Dieses Meisters Kunst wurzelt einerseits in der großen Vergangenheit und eignet sich aus ihrem Schatze alles an, was die „Modernen" vielfach beiseite werfen, was aber das Volk immer noch liebt und ehrt: Schönheit der Form, Reichtum der Erfindung und der Farbe, sorgfältige korrekte Zeichnung; andererseits ist sie in gutem Sinne modern, fußt auf den Errungenschaften der neuen Kunstentwicklung, entspricht dem „modernen" Empfinden und meidet die ausgetretenen Bahnen. Sie ist voll neuer tiefer Ideen und weiß diese Ideen packend darzustellen. Auf diese Weise hat Fugel z. B. in seinem „Abendmahl" ein Werk geschaffen, das sich leicht in jedem Hause einbürgern läßt, weil es einerseits der einfachsten katholischen Bauersfrau verständlich zu Herzen spricht und andererseits den gewiegtesten Kunstkenner befriedigt. Die Art, wie Fugel diese Wirkung erzielt, gleicht dem Ei des Kolumbus: er holt sich den Vorwurf zu seinem „Abendmahl" aus unseren Kirchen, von der Kommunionbank, und stellt die Apostel,

Fugel, Abendmahl.

abweichend von der bisherigen Gepflogenheit, nicht beim Tische sitzend dar, sondern wie sie einer nach dem andern zu Christus als erstem Ausspender des Sakramentes kommen und das Lebendsbrot knieend empfangen. Das gibt dem

Digitized by Google

Künstler die Möglichkeit, alle Gefühle dieser heiligen Stunde in der Haltung und den Gesichtern der Apostel auszudrücken und er tut dies mit solch innerer Ergriffenheit und so hoher künstlerischer Vollendung, daß die Betrachtung des Bildes nicht nur ein Kunstgenuß, sondern auch eine feurige Predigt der Liebe zum allerheiligsten Altarssakramente ist. Die Münchner „Gesellschaft für christliche Kunst" ist darum bestrebt gewesen, die Wiedergabe dieses schönen Bildes möglichst originalgetreu, mit aller technischen Vollendung zu bewirken. So ist ein Kunstblatt entstanden, das jeder christlichen Wohnstätte zur schönsten Zierde gereicht, besonders wenn die Mittel die Anschaffung der großen Ausgaben in Aquarellgravüre gestatten (Größe 67 1/2 : 46 1/2, Preis Mk. 25.—). Wem aber die Erwerbung dieser schönen Wohnungszierde versagt ist, der säume nicht sich die kleine Ausgabe in farbiger Autotypie-Ausführung anzuschaffen, die in der Sammlung „Galerie christlicher Kunst" im gleichen Verlage erschien und nur 40 Pfg. kostet. — Als Gegenstück zu diesem Bilde läßt sich die im gleichen Verlage erschienene Aquarellgravüre „Christus vor dem hohen Rat" von Gebh. Fugel verwenden, eine

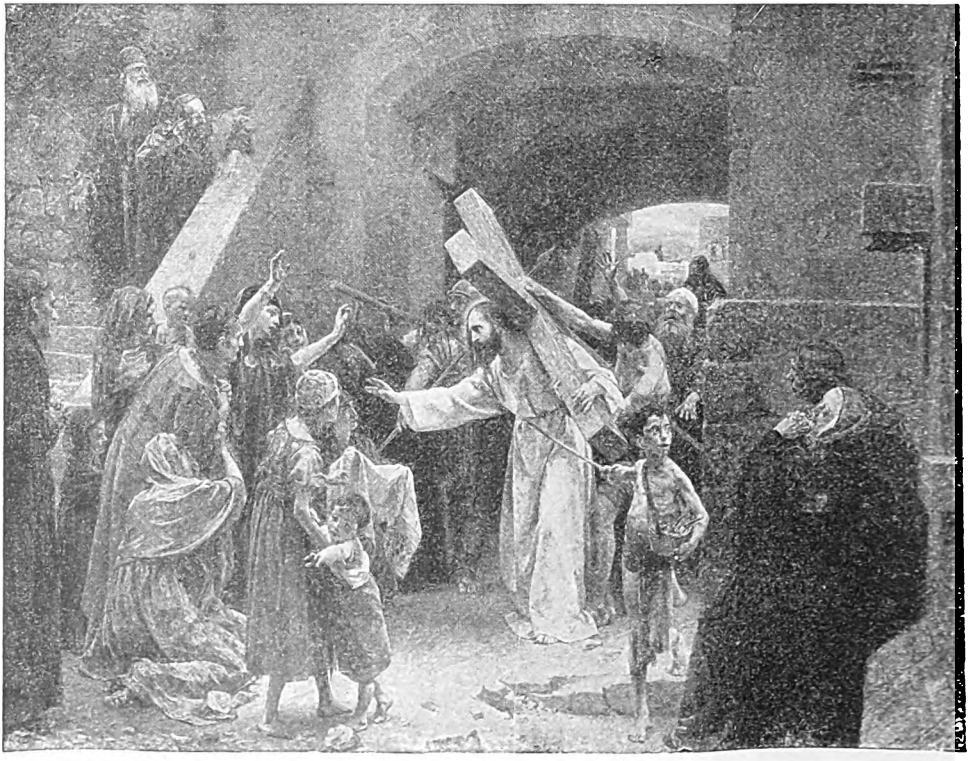


Fugel, Christus vor dem hohen Rat

farben- und figurenreiche, lebendig bewegte und wirkungsvolle Darstellung, die in der vortrefflichen Charakterisierung der handelnden Personen durch Gesichtsausdruck und Geberdenspiel den Fleiß wie das hohe Können des Meisters verrät (Bildgr. 67 1/2 : 41, Preis Mk. 40.—). Noch besser eignen sich als Gegenstücke dieses letztere Bild und das Bild vom Professor Ernst Wante: „Der Weg nach Gol-

Digitized by Google

gatha" (Bildgr. 69 : 41, Preis Mk. 30.—). Auch diese Darstellung ist als Kunstleistung wie als Vermittlung religiöser Erhebung sehr hoch zu schätzen und wirkt besonders eindrucksvoll durch die auf Tiefenwirkung gestimmte Anordnung: der Kreuzigungszug entwickelt sich aus einem engen, tiefen Torweg und verdeckt teilweise die im Mittelgrunde erscheinende Person des Heilands, auf dessen Erscheinen die an eine Seitenwand gelehnten heiligen Frauen mit Johannes in schmerzvoller Ergebung harren. Aber während die andere Begleiterin der Gottesmutter, um das Schreckliche nicht zu sehen, ihr Haupt an der Wand verbirgt, drängt sich Magdalena, halb auf dem Boden liegend um die Ecke dem Zuge entgegen. Besonders durch diese Gruppe wird ein Ausdruck der Spannung erreicht und dem Künstler Gelegenheit gegeben, die zu erweckenden Gefühle mitleidender Liebe in die Seele des Beschauers hinüberzuleiten.



Fugel, Christus und die Frauen auf dem Kreuzwege.

Digitized by Google

Man kann darüber streiten, ob es ein Fehler oder ein Vorzug ist, daß in dieser Darstellung die Person Christi selbst ganz zurücktritt; jedenfalls hat Gebhard Fugel, als er nahezu dieselbe Aufgabe sich stellte, gut daran getan, den göttlichen Kreuzträger in den Mittelpunkt seines Bildes „Christus und die Frauen auf dem Kreuzwege" zu stellen und seine Gestalt noch durch das weiße Gewand wirksam hervorzuheben. Auch hier ist die Tiefenwirkung erreicht, der Zug tritt eben aus dem Tortwege, hier erwartet von der Gruppe der weinenden Frauen mit Veronika, die das Schweißtuch hält, auf der einen Seite, und von Maria, die von Schmerz überwältigt beim Anblick ihres Sohnes in die Arme des Johannes zurücksinkt, auf der andern Seite. Der Künstler hat sich also die Freiheit genommen, die einander folgenden Szenen: die weinenden Frauen, Veronika mit dem Schweißtuch und die Begegnung mit Maria in einem Bilde zu vereinigen; so wird die Darstellung ungemein reich, die Handlung bewegt und ergreifend. Zudem wendet der Künstler eine Menge feiner Züge an, um die Wirkung auf den Beschauer zu steigern: man betrachte z. B. den Knaben, der den Heiland am Stricke führt, seinen geradezu sprechenden Gesichtsausdruck und das vom schrecklichen Schauspiel sich abwendende, die Hand angstvoll nach der Mutter ausstreckende Kind im Vordergrunde. Nach dem „Abendmahl" ist dieses Gemälde wohl eins der besten von Fugel. Die Herstellung einer möglichst vollkommenen Wiedergabe hat sich der Münchner Verlag „Glaube und

J. R. Wehle Und sie folgten ihm nach.

Digitized by Google

Kunst" angelegen sein lassen und in seiner großen farbigen Reproduktion ein prächtiges Kunstblatt geschaffen, das soweit als möglich dem Original nahekommt, besonders in der reichen Farbenwirkung. In Anbetracht der hervorragenden Schönheit der Ausführung ist der Preis dieses Blattes, 18 Mark, als niedrig zu bezeichnen. Wer es irgend vermag, sollte diese Ausgabe für einen künstlerisch wie erbaulich gleich wertvollen Wandschmuck nicht scheuen.

Eine wunderbar beschauliche, gedankentiefe und zur Andacht stimmende Szene aus dem Leben Christi hat Johann Raph. Wehle in seinem Bilde festgehalten: „Und sie folgten ihm nach." Christus wandelt Seite an Seite mit dem greisen Petrus durch ein Ährenfeld, ihm folgt Johannes und die andern Jünger. Kopf und Gesichtsausdruck des Heilands strahlen ideale Schönheit, Hoheit und Milde. Petrus ist ganz offene, aufnehmende Seele. Johannes streift mit der Hand, in Gedanken versunken, eine Ähre ab. Man fühlt daraus, über was Christus mit Petrus spricht. Es ist ein Bild so voll Tiefe und Stimmung, daß man seitenlang darüber schreiben könnte. Der lichte Himmel, das Ährenfeld — wie leitet das den Geist hinüber in die Unendlichkeit! Und wie originalgetreu, wie ausdrucksvoll ist dieses Gemälde in der farbigen Reproduktion der Kunstanstalt Trowitzsch & Sohn in Frankfurt a. O. wiedergegeben! Die farbigen Nachbildungen dieser Firma haben nicht umsonst den Ruf, zu dem Vollkommensten zu gehören, was die graphische Technik in der vollendeten Wiedergabe eines Originals heute leistet. In Anbetracht dieser hohen Vollendung ist der Preis des Kunstblattes (Bildgr. 74 : 47) mit 25 Mk. nicht zu hoch angesetzt. — Ein Seitenstück dazu an Lieblichkeit und Anmut ist die im gleichen Verlag erschienene farbige Nachbildung des bekannten Gemäldes: „Jesus die Kindlein segnend" von Gebhard Fugel. Hoheit, Liebe und Milde strahlt von der Gestalt Christi aus, der in ein Pilgergewand gekleidet, unter einem Blütenbaum steht und die Arme segnend über Kinder und Mütter ausbreitet. Und welchen Reichtum der Gefühle hat der Künstler in die Kindergesichter gelegt — jedes ist ein offenes Buch und spricht ohne Worte die tiefsten Geheimnisse der Kinderseele aus. Die Wiedergabe in den sanften Farben des Originals ist auch ein kleines Kunstwerk, der Preis des Blattes dementsprechend nicht zu hoch — 25 Mk.

Neben Gebhard Fugel sind unter den neueren zwei Darsteller des Christuslebens besonders volkstümlich geworden, Heinrich Hofmann und Plockhorst. Das Volk liebt

Digitized by Google

Fugel, Jesus, die Kindlein segnend

nun einmal die idealisierten Darstellungen des Heiligen; einen an der herben, strengen Kunst der alten deutschen Meister geläuterten Kunstgeschmack mag allerdings das Weiche, Süßliche, das besonders in manchen Darstellungen Plockhorsts liegt, weniger ansprechen. Man mag es immerhin bedauern, daß das im Wesentlichen romanische, hauptsächlich auf formale Schönheit eingestellte Kunstideal noch vielfach in unserem Volke über das auf Innerlichkeit, Wahrheit und Wesensausdruck gerichtete germanische Kunstgefühl den Sieg davonträgt; aber solange man diesen Zustand nicht ändern kann, muß man ihm innerhalb vernünftiger Grenzen Rechnung tragen. Immerhin bleibt Hofmann, wenn er auch nicht immer wie Fugel die korrekte schöne Form mit germanischer Wesenstiefe und reicher Originalität erfüllt, bei aller Anlehnung an das romanische Schönheitsideal ein deutscher, reich und selbständig schaffender Künstler, dessen Schöpfungen sich mit Recht großer Beliebtheit erfreuen. Von zwei seiner schönsten Bilder: „Der 12jährige Jesus im Tempel" und „Seepredigt" hat die schon erwähnte Kunstanstalt Trowitzsch & Sohn in Frankfurt a. Oder farbige Reproduktionen in bekannter Vollendung hergestellt. Das erste Blatt, besonders anziehend durch die im Mittelpunkt stehende Gestalt des Jesusknaben mit dem durchgeistigten feurigen Knabenkopf und durch die ausdrucksvolle Charakterisierung der Schriftgelehrten, kostet 25 Mk., das zweite, her-

Digitized by Google

Hofmann, Der zwölfjährige Jesus im Tempel

vorragend durch reiche Komposition, schöne Gruppierung und Farbengebung kostet in großem Format (63 : 98) 35 Mk. Einfarbige Nachbildungen beider Gemälde in Photogravüren und Kohledruck sind im Kunstverlag F. Hanfstaengl-München erschienen (Imperial, 54 : 40, 15 Mk., Royal, 38 : 28, 8 Mk.). Im selben Verlag erschien auch das eindrucksvolle Bild von Hofmann: „Christus und der reiche Jüngling", sowie die durch Verwendung schöner landschaftlicher Motive einnehmende Darstellung „Christus bei Maria und Martha" in hervorragend schön ausgeführtem Aquarelldruck (Großformat 30 Mk., Volksausgabe 15 Mk., Folio 5 Mk.). (Forts. folgt)

Digitized by Google

Die Mystik des Islams

Von Prof. Dr. Wilhelm Oehl, Freiburg, Schweiz.

(Schluß.)

Man kann Zecher, Becher, Wein, Wirt, Liebchen und Haar mystisch fassen — dann ist es die hergebrachte Terminologie der Sufi; oder wörtlich und wirklich — dann ist es das Trink- und Liebeslied eines sittenlosen Mönches, der das Weingebot des Koran verhöhnt. Denn der Koran sagt: „Alles, was trunken macht, sei verflucht!" Es wird wohl immer unmöglich bleiben, bei Hâfis und andern doppeldeutigen Dichtern der Spätzeit sicher zu entscheiden, wie ein Gedicht zu verstehn ist, — wenn nicht, was auch möglich ist, Symbol und Wirklichkeit in Verquickung unlösbar vermengt sind. Übrigens selbst wenn ein Perser ganz konkret von der Liebe dichten wollte, so ist sein Gedicht, ob er will oder nicht, auch mystisch deutbar — so sehr ist der ganze Bilderschatz der persischen Poesie mystisch imprägniert. „Es würde recht wenig wirklich Bedeutendes übrig bleiben, wenn man aus der persischen Literatur alles ausscheiden wollte, was vom sufischen Denken beeinflußt ist", sagt Horn in „Die Kultur der Gegenwart", Teil 1, Abteilung VII, „Die orientalischen Literaturen".

Wir kommen nun zu Mahmûd Schebisteri's Lehrgedicht Gulschen-i-râz, das „Rosenbeet des Geheimnisses". Die Lebensumstände Mahmûds sind uns unbekannt. Er war in Schebister geboren und Scheich eines Klosters und starb 1320. Sein Gedicht entstand 1317 als Beantwortung von fünfzehn Fragen, die der Scheich Said Huseini aus Chorâsân nach Tebrîz geschickt hatte. In dieser Art, nämlich als Antwort auf gewisse Fragen, entstanden wiederholt sufische Werke; einen solchen Fall lernten wir bei Scharânî kennen. — Said Huseini war Jünger und Nachfolger des seinerzeit berühmten Scheichs Behâ ud-dîn, des Jüngers und Nachfolgers von Schihâb ud-dîn Suhrawardî († 1234). Er ist der Verfasser mehrerer geschätzter Werke in Poesie und Prosa. Hadschi Chalfa nennt davon folgende: Nuschet ul-erwah, „Ergötzlichkeit der Geister"; Sad ul-musafirin, „Mundvorrat der Reisenden"; Kendsch ur-rumus, „Schatz der Geheimnisse"; Tûrb ul-medschâlis, „Ergötzung der Gesellschaftskreise"; Sînâmeh, „Buch der Dreißig". Said Huseini

Digitized by Google

starb 1318. — Das Gulschen-i-râz ist ein verhältnismäßig systematisches Werk über die Grundlehren des Sufitums; nur gegen Schluß bekommt wieder die seltsame Allegorie die Oberhand. Die fünfzehn Fragen, auf die Mahmûd mit „Antwort", „Regel" und „Andeutung" antwortet, sind folgende:

1. In meine eigenen Gedanken ganz versenkt,
   Frag' ich zuerst, was man sich bei Betrachtung denkt.
2. Welch ein Gedanke ist Bedingung auf dem Pfade?
   Denn was wir denken, ist bald Sünde und bald Gnade.
3. Gib Kunde mir von mir und sag' mir, wer ich bin?
   Im Wort ‚Geh in dich selbst!' was liegt darin für Sinn?
4. Wer sind die Wallenden, die auf dem Wege rennen?
   Und welchen soll ich den vollkomm'nen Menschen nennen?
5. Wer wird ‚Erfahr'ner' in der Einheitslehr' genennt?
   Wer ist der ‚Kundige', der das Geheimnis kennt?
6. Wann der Erkennende und der Erkannte rein,
   Was wird die Liebe wohl zur Handvoll Staubes sein?
7. Was ist der Punkt, der spricht: ‚Ich selber, ich bin Gott'?
   Dünkt dieses Spielwerk dir versilbert nur zur Not?
8. Warum wohl heißt der Mensch ‚Ankommender', sobald
   Er am Beschauungspfad den weiten Raum durchwallt?
9. Was ist notwendiger, was möglicher Genuß?
   Was Fernesein und Näh, was Mangel und Verdruß?
10. Was für ein Meer ist dies, deß Ufer Redekraft,
    Und welche Perle wird vom Grund heraufgebracht?
11. Was ist der Teil, der größer als des Ganzen Heil?
    Und welcher ist der Weg, zu suchen solchen Teil?
12. Wie wäre Ewiges und Zeitliches getrennt,
    Da dieses man als Welt, Gott als das erste kennt?
13. Sag, was versteht der Mann, deß Innres hell und licht,
    Wenn er bedeutungsvoll von Aug' und Lippe spricht?
    Was meint mit Muttermal, mit Locke und mit Flaum,
    Der schwebt in mystischer Begeistrung höchstem Raum?
14. Was ist der Sinn von Kerz' und Liebchen und von Wein?
    Was meint die Forderung, stets liederlich zu sein?
15. Unglaube sind wohl: Götze, Gurt und Christentum?
    Wo nicht, so sage mir's. Ich bitte dich darum. —

Aus dem eigentlichen Lehrgedichte selbst haben wir schon mehrfach zitiert. Wir wollen noch einige Beispiele bringen. Das Verhältnis des Makrokosmus zum Mikrokosmus ist auf die kürzeste Formel gebracht:

Die Welt ist nur ein Mensch, der Mensch ist eine Welt. —

Das Verhältnis von Welt und Ich:

Von allem hat bei Dir sich Seele eingefunden,
Ein Faden ist an Dich von jedem Ding gebunden.
Sie all gehorchen Dir und sind nicht selbst gewillt,
Weil jedes Dinges Seel' in Deiner liegt verhüllt.
Du bist das Mark der Welt, von der Du Mitte bist;
Du wisse, daß Du selbst die Weltenseele bist. —

Digitized by Google

In Gott gibt es keine Individuation:

Der Majestät von Gott sagt keine Zweiheit zu,
In selber ist nicht Ich noch Wir noch Ihr noch Du.
Das Ich und Wir und Du und Er sind Eines nur,
Denn in der Einheit gibt's nicht Unterschiedes Spur. —

Wie der rechte Sufi sein soll:

Der Sitten Löblichsten ist nahe er verwandt,
Durch Eingezogenheit und Wissenschaft bekannt.
Ihm stehet Alles nach, er stehet Allem fern,
Ist ein Geheimnisdom, geweihet nur dem Herrn. --

Freilich, wie wir wissen, alle Sufi sind nicht von dem Schlage gewesen. Übrigens sagt auch unser Dichter, obwohl er sonst sich korrekter hält und z. B. die Seelenwanderung wiederholt verurteilt, vom Gesetze:

Gesetz ist Mandelschale, Wahrheit ist der Kern. —
Der Gottesfreund ist
auch ohne Schale reif und schön und stark. —

Die Weinallegorie hat auch Mahmûd:

Von diesem Weine ist die Weltvernunft berauscht —

Und:

Eine Schenke ist die ganze Welt für Zecher. —

Auch jene gefährliche Toleranz und Gleichgültigkeit wird gepredigt. (Die folgenden Stellen sind aus Tholucks Übersetzung, das Vorige von Hammer-Purgstall):

Hebst Du den Schleier auf von allen Dingen,
Wird Tod dies allen Religionen bringen.
Die Sekten nur das Ich und Du erzeugen,
Dies Ich und Du ist nur dem Teilsein eigen.
Wenn Ich und Du und Einzelsein verschwinden,
Dann wird Moschee und Kirche dich nicht binden.

Die Welt ist der Spiegel Gottes:

Stellst einem Spiegel du dich gegenüber,
Strahlt dein Gesicht in jenem Spiegel wieder.
Im Bilde kannst du deine Züge lesen;
Doch ist's nicht du, auch ist's kein ander Wesen.
So strahlt die Welt auch Gottes Antlitz wieder,
Sie ist nicht Er und doch ist Er sie wieder.

Ähnlich nennt Plato die Welt ein Bild Gottes und Campanella ein „lebendes Bild Gottes." — Endlich wird Alles zu Gott zurückkehren:

Die Hülle wird auf einmal dann sich heben,
Gott siehst du dann allein im Weltall schweben
Und wirst, vereint, am Freundesherzen hangen,
Dann wirst du ohne ‚Du' zum Freund gelangen.

Digitized by Google

Das Bild: der Mensch ein Mikrokosmus, wird also ausgeführt:

Der Körper ist der Erde zu vergleichen,
Das Haupt dem Himmel gleich, voll Wunderzeichen.
Drin leuchten als Gestirne die fünf Sinnen,
Der Geist steht als die Sonne glänzend drinnen.
Die Knochen, die des Körpers Lasten tragen,
Sind feste Berge, die gen Himmel ragen.
Die Haare überall gleich Pflanzen sprießen,
Die Feuchtigkeiten als die Quellen fließen.

Und im weiteren wird der Tod des Menschen mit dem Weltuntergang verglichen. — Das oft gebrauchte Bild vom Zentrum und dem Kreise finden wir auch hier:

Zurück zum Zentrum streben alle Wesen.
Ins Zentrum muß, was je im Kreis gewesen.

Die Relativität alles Geschaffenen wird in folgender Weise ausgesprochen:

Die ganze Welt ist nur ein Spiegelbronnen.
In jedem Körnchen schlafen tausend Sonnen.
Zerspaltest einem Tröpflein nur das Herz du,
So strömt im Wogenschlag dir stracks ein Meer zu.
Trägst du ein Sonnenstäubchen nur von dannen:
Ob dieser Lücke stürzt die Welt zusammen.
In jedem Stäubchen Erde — wer's bedächte! —
Schläft jetzt ein Heer vom künftigen Geschlechte.
Im Körnchen liegen schon viel tausend Ernten,
Im Punkt der ganze Körper, wie wir lernten.
Im Senfkorn, das man Herz genannt, da thronet
Der Herr, der die Raumlosigkeit bewohnet.

Die allegorische Erklärung der sieben Teile der Schönheit (Auge, Mund, Lippe, Locke, Wange, Mal, Flaum) wurde schon behandelt. Nun sind noch die sieben Brunnen des Genusses und der Andacht zu erwähnen, die in der 14. und 15. Frage aufgezählt werden: Wein, Kerze, Liebchen, Freudenhaus, Götzenbild, Magiergürtel und Christentum. Die ersten drei werden erklärt:

Das Liebchen, Kerz' und Wein, sie sind des Seins Erklärung,
In einem Jeden liegt des wahren Seins Verklärung.
Der Wein, die Kerze sind Begeistrung und Erkenntnis,
Und in dem Liebchen schau des wahren Seins Bekenntnis.

Von der ebenso abgeschmackten als geschmacklosen Symbolik der folgenden Dinge können wir umso eher absehen, als sie nicht sehr wichtig oder häufig sind. Hier zeigt sich z. T. wieder die große Verschiedenheit europäischen und orientalischen Geschmackes. — Das Gulschen-i-râz ist 1473 von Schems ud-dîn Mahmûd ben Jahjâ kommentiert worden. Hadschi Chalfa zählt noch drei andere Erklärer auf: Musahir ud-dîn Alî Ussiri, Mewlana Idris Husâm ud-dîn von

Digitized by Google

Bidlis und Scheich Bâbâ Nimetullah. Das Buch stand durch Jahrhunderte als Lehrbuch des Sufismus in hohem Ansehen, und zwei französische Reisende des 17. Jahrhunderts, Bernier (Voyage au grand Mogol, Amsterdam 1699) und Chardin erwähnen schon das Gulschen-i-râz, Chardin bezeichnet es geradezu als „theologische Summe".

Am Ausgange der Blütezeit persischer Dichtung steht Abd ur-rahmân Dschâmi, geboren 1414. Er besitzt eine universale Meisterschaft in allen poetischen Gattungen, ist Epiker und Lyriker und kann ebenso mit äußerster Künstlichkeit als in einfacher Natürlichkeit dichten. Seine Epik ist historisch, romantisch und mystisch. Unter dem Gesamttitel Heft aureng, die „Sieben Thronsitze", sind sieben einzelne mystische Epen vereinigt. Diese Werke heißen: Silsilet uddâheb, die „Goldkette" (ähnlich wie Ludwig Blosius' Collier spirituel), verfaßt 1485; Salâmân u Absâl, „Salomon und Absalom", eine dem ganzen Morgenlande vertraute spätgriechische Legende: Salomon's Weib (die sinnliche Welt) verliebt sich in Absalon und führt ihn durch List in ihre Arme; doch vor dem entscheidenden Augenblicke fährt ein Blitz vom Himmel, entdeckt Absalon den fast begangenen Frevel und erhebt ihn vom sinnlichen Genuß zu geistiger Betrachtung; ferner der „Rosenkranz der Frommen", Subhat ul-abrâr; Jûssuf u Zalîchâ, „Jussuf und Suleika", ein ebenfalls im Orient verbreiteter Stoff, den in Persien als Erster Ansârî behandelte; dann Leilâ u Medschnûn, „Leila und Medschnûn", das berühmte altarabische Liebespaar, ein Typus mystischer Liebe; endlich die Epen Tuhfat ul-ahrâr und Chiradnâmeh-i-Sikenderî. Jedes dieser sieben Epen allegorisiert einen romantischen Stoff.

Dschâmî's Lyrik ist in drei Diwanen gesammelt. Hören wir nur eine Probe, ein mystisches Weinlied in Rosenzweigs Übersetzung:

Gib zum Morgentrunk, o Schenke,
Mir das Weinglas in die Hand,
Da das Leben wie im Schlafe
Dem ergrauten Träumer schwand.
Doch von jenem Weine gib mir,
Der, wenn er das Aug' erhellt,
Mir als Wasserspieglung zeige,
Was sie wirklich ist, die Welt!
Doch von jenem Weine gib mir,
Der, sobald er schäumend gärt,
Den erhabnen Dom des Himmels
Einem Bläschen gleich verzehrt.
Doch von jenem Weine gib mir,
Der durch seine frohe Kraft
Trunkne zu verrückten Männern,
Weise zu Verliebten schafft.

Digitized by Google

Da ich nun zum Greis geworden,
Geht dies Einz'ge nur mir nah:
Daß ich, diesen Wein entbehrend,
Meine Jugend schwinden sah.
Gieß mir Hefe auf den Scheitel,
Daß damit am Schluß der Zeit
Ich das Weiß mir übertünche,
Das das Alter draufgeschneit.
Wein zu trinken und im Rausche
Aufzugeben seinen Geist,
Ew'ges Glück ist dies zu nennen.
Auf, Dschami! Genieß es dreist!

Dschâmîs Schriften sind sehr zahlreich. Im Ganzen verfaßte er über vierzig Werke theologischen, philologischen, metrischen, grammatischen, poetischen und mystischen Inhalts. Seine Briefsammlung wurde bereits erwähnt. Für die Geschichte des Sufismus außerordentlich wichtig sind sein Behâristân, „Der Frühlingsgarten", eingeteilt in acht „Gärten", und noch weit mehr die berühmte Sammelbiographie Nafahât ul-uns, „Die Hauche der Vertraulichkeit", vollendet 1478; der vollständige Titel dieses Werkes lautet: „Hauche der Vertraulichkeit, ausgehend von Personen, die durch ihre Heiligkeit ausgezeichnet sind." — Das Behâristân ist gemischt Prosa und Vers und enthält Aussprüche berühmter Sufi. Das Nafahât ul-uns ist eine Neubearbeitung von Ansârî's Sullamî-Bearbeitung. Im umfangreichen Vorworte seines Buches sagt Dschâmî, das Werk Ansârî's sei im alten, unverständlichen Dialekte von Herat abgefaßt und naturgemäß sehr unvollständig, nur bis auf Ansârî's Zeit reichend. Er selbst, Dschâmî, habe manches davon nicht verstanden. Eben deswegen habe er das Buch bis auf seine Zeit vervollständigt und in modernem Gewande wieder in die Welt geschickt. Den Zweck seiner Arbeit gibt Dschâmi gegen Schluß seiner auch viel Theoretisches behandelnden Vorrede folgenderweise an: „Ich habe mir vorgenommen, in diesem Buche eine große Zahl von Namen von Sufischeichs zu sammeln, ihre Geburts- und Todeszeit anzugeben, ferner ihre Erlebnisse zu erzählen, ihre Entrückungen und mystischen Lehren, die himmlischen Gnaden, die ihnen zuteil wurden, und die Stufen des geistigen Lebens, zu denen sie emporstiegen." — Das Nafahât ul-uns enthält 612 Sufibiographien und ist eine unschätzbare Quelle für die Geschichte des Sufismus.

Dschâmi starb am 10. November 1492 zu Herat; er war also ein Zeitgenosse von Thomas a Kempis, Dionysius Carthusianus und Nikolaus Cusanus, von Heinrich Herpfe und Johann von Goch.

Digitized by Google

Aus der Unzahl späterer mystischer Dichter ragt nur noch Mirzâ Muhammed Alî Sâib aus Isfahan hervor. Er ist um 1603 zu Isfahan geboren und lebte einen Teil seiner Jugend in Indien. Er gilt als der bedeutendste Dichter des 17. Jahrhunderts und — nach dem Urteile persischer Kritiker — sogar als der Schöpfer eines neuen Ghaselenstiles. Außer epischen Werken wie Mahmûd u Ajâs (wir haben diesen oft behandelten mystisch-romantischen Stoff aus Saadi's Bûstân kennen gelernt) schrieb Sâib auch einen Diwan, überreich an Ghaselen. Dieser Diwan war seinerzeit sehr geschätzt. Man stellte daraus auch eine Anthologie zusammen, ja, ein Sufi wählte aus dieser Anthologie noch eine Anthologie von Gedichten aus, die „man auswendig können solle." Sâib wurde auch von Schah Abbas II. (1642—1666) zum Dichterkönig gekrönt. Da Sâib so ziemlich als letzter Großer der mystischen Lyrik Persiens dasteht, wollen wir noch ein paar Verse aus seinem Diwan hören. — Aus dem Gebet am Beginne:

Herr, aus Deiner Quelle schenk mir einen vollen Becher ein,
Sehend laß mein Aug' beständig und mein Herze wachsam sein!
Bei dem Mahl der Einheit sammle mein zerstreuetes Gemüt!
Wein vergießen wir, wenn zitternd unsre Hand den Becher hält;
Herr, stärk mir des Arms Gelenke, wenn er Deinen Becher hält!
Ach, so lange war ich Umkreis, jede Stund an andrem Ort;
Laß mit eh'rnem Fuß mich stehen jetzt als Zentrum immerfort! —

Nach sieben Jahrhunderten werden noch immer die alten Allegorien verwendet:

O selig, wer einmal die Lipp' küßt, draus ewiger Frühling erblüht! —

Wer sein Leben an Gott verliert, gewinnt es:

Meines Leibes Schiff in Trümmern in den Meergrund untersank;
Jetzt hab' ich das Meer durchbrochen, Aufgang ist mein Untergang. —

Noch immer wird das intuitive Schauen höher eingeschätzt als das diskursive Denken:

Leichtfüßige Geister, sie stürzen kopflos ins Vernichtungsgemach,
Es bleiben Verstände wie Schuhe an der Tür, sie können nicht nach. —

Noch immer dieselben mathematischen Gleichnisse:

Mittelpunkt des Erdenballes ist der Himmelskreis der Liebe. —

Endlich auch sonst noch die ganze Überschwenglichkeit der älteren sufischen Lyrik:

Von der Erd' des Körpers riß mich auf Muhammeds Blitzesroß,
Führt zum Gastmahl mich der Kindschaft, führt mich in der Himmel Schoß. Jelleli!
Hin an der Vergessung Kuppel hängt' die Flasche ich mit Wein;
Trunken will ich jetzt alleine von des Freundes Antlitz sein. Jelleli!

Digitized by Google

Also bin ich jetzt betrunken, daß bei meiner Kindschaft Mahl
Ich die Gläser angebunden an der Himmel Himmelsaal. Jelleli!
Sonn' gab mir den goldnen Becher, Mond den silbernen Pokal —
In dem Rausch zerschlug ich beide, jubelnd hunderttausendmal: Jelleli!

Die Mystik des Islams ist im Morgenlande im großen und ganzen durch Jahrhunderte hindurch ebenso stät geblieben als ungefähr zur selben Zeit in Europa die christliche Mystik. Und wie die Ursprünge beider mystischen Ströme aus ein und demselben Quellgebiete stammen, so sind auch nach tausendjährigem Laufe die Wasser Beider noch vielfach gleich. Ein sorgfältiger Vergleich zwischen Angelus Silesius' „Cherubinischem Wandersmann" und Sâibs Diwan würde das sehr schön zeigen. Beide Mystiker starben im selben Jahre 1677.

Ein Ableger der persischen Mystik entwickelte sich in Indien im Reiche der Großmogule. Wie sich unter starkem persischen Einflusse die „Lagersprache" der Mogule heranbildete, das heutige Hindustani, so war an ihrem Hofe auch die Dichtung und Hofsprache persisch. Viele persische Dichter lebten in Indien, so der Fakir Mâlik Muhammed, der um 1540 in Indien unter muhammedanischen und Hindulehrern studierte; oder der Rubâî-Dichter Mahwî († 1607) oder Mullâ Schâh, der 1614 nach Indien ging, den großen Heiligen von Lahore, Mir Muhammed Mijân Mîr, zum Lehrer nahm und sich später in Kaschmir in einem Kloster niederließ, wo er höchst abstrakte mystische Methnewî's dichtete und 1635 starb. Am Hofe Akbars schrieb 1585 der Perser Faidi († 1595) das mystische Gedicht Markaz ul-advâr, „Zentrum der Kreise". — Auch umgekehrt gingen Inder nach Persien. Die indischen Poeten ahmten jetzt alles Persische nach und es entstand eine umfängliche Literatur, die der Sprache nach indisch, aber nach Geist und Form persisch, muhammedanisch war. Alles persische Dichten von Rose und Nachtigall, von Schmetterling und Kerze, vom Liebchen, vom Wein ging jetzt in die Hindustanische Literatur über, man dichtete nur mehr in Ghaselen und Kassiden und Vierzeilern — ganz ähnlich, wie zur selben Zeit die Türken die arabische und persische Dichtung kopierten. Auch übersetzt wurde aus dem Persischen ins Indische, so übertrug Cribara das Epos „Jûssuf und Suleika" von Dschâmi in Sanskrit-Sloken.

Vor allem aber haben zwei Fürsten eifrig für die Verschmelzung der indischen Theosophie mit dem muhammedanischen Sufismus gewirkt: Kaiser Akbar der Große (1554—1605), ein Nachkomme des gefürchteten Timur, und Prinz Dârâ Schikûh, Akbars Enkel, der Sohn Dschehangîrs

Digitized by Google

(1615—1659). Akbar war ein ebenso kriegerischer als aufgeklärter Herrscher. Er wollte die verschiedenen Religionen versöhnen, sie zu einer geläuterten Menschheitsreligion verschmelzen. Er veranstaltete dazu viele religiöse Disputationen. Er erbaute dafür sogar eine Prachthalle in seiner Residenz Fatpur Sikri. Hier wurde alle Donnerstag Abend disputiert; es fanden sich Vertreter des Islams und Brahmanen, Parsen und Buddhisten zusammen. In seinem Wissensdurste lud Akbar selbst — Christen ein und schickte 1579 eine Gesandtschaft zu den Jesuiten nach Goa. Der Italiener P. Rudolf Acquaviva, ein Sproß aus der Familie der Herzoge von Atri, wurde als Sendling auserwählt und langte mit zwei Ordensgenossen 1580 in Fatpur an. Dem grundgelehrten und heiligmäßigen Jesuiten (die Hindu wie die Moslemim verehrten ihn und nannten ihn „Engel") gelang es leichtlich, die Einwürfe der Imame und Brahmanen zu entkräften. Akbar selbst erkannte ihm den Sieg zu; doch nahm er trotz aller Freundlichkeit das Christentum nicht an. Später versuchte er selbst, eine neue Religion zu stiften, einen Sonnendienst. Diese Dispute der Jesuitenmissionäre mit den Vertretern der asiatischen Religionen an Akbars Hof dürften wohl die erste Kunde vom morgenländischen Mystizismus nach Europa gebracht haben, durch die Berichte der Gesellschaft Jesu. „Pâdrî Radalf" — so heißt P. Rudolf in den muhammedanischen Quellen — hatte übrigens selbst Persisch gelernt, um mit dem Großmogul direkt sprechen zu können. — Akbar ließ durch seine Gelehrten die wichtigsten Denkmale der Sanskritliteratur ins Persische übersetzen. So wird seinem Minister Abû'l Fadl eine Übersetzung der berühmten Bhagavadgita zugeschrieben. Im Jahre 1598 wurde auf Akbars Anregung der Yôga-Vâsischta, ein Lehrbuch der indischen Gnosis, gekürzt ins Persische übertragen.

Noch mehr tat Prinz Dârâ Schikûh. Er war seit seinem fünfundzwanzigsten Jahre selbst Sufi und in religiösen Dingen wohl bewandert. Er kannte auch den Pentateuch, die Psalmen und die Evangelien, die er sehr schätzte. Seine Lebensaufgabe sah er in dem Nachweise, daß der Sufismus und die Upanischadenlehre im Wesen gleich seien. Er selbst übersetzte mystische Schriften und ließ auch Andere dasselbe tun. Im Jahre 1657 übertrug er in Benares fünfzig der bedeutendsten Upanischaden ins Persische unter dem Titel Sirr-i-akbar, „Das größte Geheimnis". (Diese persische Übersetzung wurde von dem Franzosen Anquetil du Perron 1801 in lateinischer Übersetzung als Oupnek'hat veröffentlicht, und diesen Text übertrug Rixner 1808 ins Deutsche. Anquetil du Perrons Übersetzung wurde die Quelle,

Digitized by Google

aus der Schopenhauer seine grenzenlose Bewunderung für die indische Philosophie schöpfte.) Ein Jahr vorher, 1656, war unter Prinz Dârâs Auspizien eine Neubearbeitung des unter Akbar übersetzten Yôga-Vâsischtha fertig geworden. Und 1655 hatte Dârâ selbst ein Buch geschrieben, dessen Titel Medschmaa ul-behrain, „Die Vereinigung der beiden Meere," schon den Inhalt andeutet: er vergleicht darin die Terminologie der indischen Mystik und die des Sufismus und kommt zu dem richtigen Ergebnis, es sei im Grunde ein- und dieselbe Weisheit. Dieser edle Vermittler wurde von der muhammedanischen Orthodoxie natürlich verketzert und endlich von seinem eigenen Bruder, dem fanatischen Alangîr, ermordet. — Wir sehen, es bestanden in dieser späten Zeit sehr rege Beziehungen zwischen indischer und islamitischer Mystik. Es ist sicher zulässig, daraus einen Rückschluß auf frühere Zeiten zu wagen.

Wir haben nun im Grundriß die gesamte Mystik des Islam, vor allem der Araber und Perser, kennen gelernt und ihre Entwicklung während mehr als tausend Jahren, in allen Ländern zwischen Spanien und Indien verfolgt. Der Sufismus hat durch seine zahlreichen Orden und durch seine unübersehbare Literatur dem ganzen Islam sein Gepräge verliehen. Auch in der Gegenwart sind die Sufismus-Strömungen noch sehr bedeutend. Der Panislamismus hängt damit enge zusammen. Und welche ungeheure politisch-militärische Bedeutung die Sufi-Mystik noch heute hat, das zeigt der nordafrikanische Senussi-Orden, der vor der Mitte des 19. Jahrhunderts entstand und dem Islam neue, riesige Spannkraft verlieh. — Der Vergleich mit der christlichen Mystik hat uns gezeigt, daß die christliche Mystik, wie sie in allen Perioden der katholischen Kirche blühte, der morgenländischen Mystik in jeder Hinsicht überlegen ist. Die Überschätzung, die seit Schopenhauer der orientalischen Mystik leider zu Teil wird, ist ebenso unwissenschaftlich als unphilosophisch, ja zum Teil geradezu ein Zeichen des Verfalles, so besonders die Mode-Geckerei mit Omar Chayyam und der vernunftwidrige Unfug der ‚Theosophie' und andrer indischer Import-Artikel. Wer das Christentum einerseits und die Mystik des Orients anderseits wirklich kennt, wird diese trotz vieler edler Schönheiten im Einzelnen dennoch ablehnen und die christliche Mystik als die reine, volle, vollkommene Mystik festhalten.

Richard Kralik, in dem ja auch so viel Mystik lebendig ist, spricht einmal sehr treffend vom Verhältnis der christlichen Mystik zur morgenländischen, nämlich in seinem großen

Digitized by Google

Aufsatz über „Angelus Silesius und die christliche Mystik" (jetzt in der Sammlung „Kulturfragen"). Kralik sagte da: „Auch mir gefällt der Tiefsinn jener orientalischen Philosophien. Auch mich berauscht die Lyrik des Hafis, des Dschelaleddin Rumi, die Weisheit der Reden Buddhas, die brahmanische Mystik der Bhagavadgita. Aber in Einem sollen wir uns von den Anbetern des Fremden unterscheiden: wir sollen, schon als Gebildete, außer der orientalischen auch unsere abendländische Mystik kennen lernen und bezeugen, daß die Unsere nicht nur uns gemäßer und natürlicher, nicht nur unendlich wahrer und klarer, nicht nur schöner und geschmackvoller, sondern auch tiefer und philosophischer ist. Mit der gerechten Würdigung unserer christlichen Mystik soll die intimste Seite der Philosophie dem Verständnis näher gebracht werden, soll gezeigt werden, wie unsere Religion zugleich der tiefsinnigsten Philosophie zum Ausdruck verhilft."

Ausmarsch.

Von Franz Leitner
(z. Zt. im Felde).

Der Eltern und der Lieben leis Geflüster
Zieht weh und heimlich uns durch Herz und Ohr;
Und rührt uns, gleich im grauen Schilf dem Rohr,
Das leise pendelt bei des Winds Gekniſter.

Aber schon morgen sind wir nicht mehr düster,
Da sich der Schmerz der Wehmut dann verlor,
Doch heut' durchweht es uns wie nie zuvor —
Das macht das leise sorgende Geflüster.

Dies macht auch, daß in unsern Marschgesängen
So traute Töne auf die Lippen drängen,
Die nie in Liedern fremder Völker wehn:
Von Vögelein, die wir im Walde wissen —
Und Gloria, wenn es ihn weggerissen —
Und in der Heimat gibts ein Wiedersehn.

Digitized by Google

Diesseits des Jenseits.

Von Josef Feiten, Essen.

(Schluß.)

Ein Kind des Todes.

Diese Nacht schrieb ich im Unterstand; es war gar nichts drin zu tun. Weil ich aber nicht schanzte, muß ich heute Posten stehen. Dafür bin ich dem Leutnant nur dankbar. Die Stellung ist hier sehr kompliziert, die Front ist zerknickt. Daher ein seltsames Feuerspiel. Schlägt hinterm Berg eine Granate ein, meint man gerade, jemand schlüge die Türe zu. Und manchmal läuft sich das Feuer von einer Stelle zur andern nach, wie im Kreis, als ob ein häuslicher Zwist bestände, ein Schimpfen, auf den Tisch Hauen, schallende Ohrfeigen, und dann läuft's einander durch die Zimmer nach, die Türen fliegen zu, eine Angst und ein Wimmern wie von Kindern (so tun die Granaten), die hören, wie sich ihre Eltern verprügeln. Die Zimmer sind groß, von Berg zu Berg, von Berg zu Tal, von Tal zu Berg, Tod und Leben streiten, wechseln mit eiserner Hand Faustschläge, laufen einander nach durch die Räume des Feldes, daß der Boden erbebt, schlagen Lufttüren zu, treten und bitten, lachen und weinen, spotten und wimmern. Das Leben will seine Kindlein behüten, es will dem grausen Tod wehren, sie zu erwürgen. Da liegen sie in ihren Bettlein und hören ängstlich dem Ausgang des Streites zu. Da hocken wir, Kinder des Lebens und Kinder des Todes, in den Gräben kauern wir, in den engen Wiegen aus Lehm, Brettern und Lumpen, horchen und harren des Ausgangs. Dies dachte ich am kalten Morgen, während ich auf Sandsäcken einer Höhlendeckung sitzend, mit frierender Nase hinausspähe über die feindliche Gegend. Es ist wenig zu sehen. Eine weite Ebene, aus der drei Pappeln, ein Hausdach, vorn unzählige Pfähle vom Drahtverhau ragen, und die hohlen braunen Köpfe verblühter wilder Möhren. Wenn unsere Kanonen schießen, fliegen drüben am Berg Rauchwolken und Staub auf. Gegen den Berg auf unserer Seite hauen immerzu die blöden Geschosse des Feindes, als hätten sie es auf die letzten Baumstümpfe abgesehen. Die ganze Erde ist aufgewühlt wie von großen Herden Säuen. Am Abhang treibt sich das Gesindel des Todes umher, hungrige Raben, Elstern, frech wie Dreck,

Digitized by Google

und Habichte, so verkommen in ihrer stolzen Art, daß sie sich nicht schämen, mit Raben zu fliegen. Die Kinder verkommen, entarten, wenn die Eltern sich schelten und schlagen. Wir in diesen Gräben, wie stolz waren wir und des Lebens froh! Jetzt müssen wir mitansehen, wie der Tod das Leben schlägt, und warten, schon fast ohne Bangen, daß er auch uns, des Lebens Brut, erwürgt, erstickt, zerschlägt. Noch hängen wir am Leben — der Gedanke kam mir, ob wir nicht das Sehen und das Hängen an diesen irdischen Dingen, seien es auch nur Schollen, Lehm, Bretter, Sandsäcke, Gewehre, Schippen und Hacken, daß wir das Besitzen und Haften an diesen Dingen vorziehen der Unfaßbarkeit des in Dunkel gehüllten Todesreiches. Aber ich hatte den Glauben bei mir auf stiller Wacht, und im Ärmel des Mantels hielt meine linke Hand die Geheimnisse des Rosenkranzes. Da wurde ich des Satzes inne, den ich betete: Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches. Es ist wahr, der Glaube steht nicht in diesem grausigen Bilde geschrieben, er durchfährt es jäh wie die Bahn und Wirkung der Granate. Warum nicht! Wir wollen kein Bild, wir wollen die Wahrheit. Aus keines Menschen Rede spricht die Wahrheit als aus Christi Rede. Darum: ich glaube an die Auferstehung des Fleisches. Ei nun, was sollen wir an diesen Dingen hängen, was sollen wir mit Lehm zusammenkleben, mit Leder, Holz und Eisen zusammen sein, wenn wir wiedererwachen zu neuem Leben! Nicht wahr, liebe Eltern, liebe Geschwister, dann weint ihr nicht kleinlich, wenn ich nicht zusammenbleibe mit euch diese Zeit — liebe Braut, dann darfst Du dich auch zu Tode grämen, dann vereint sich unsre Liebe wieder. Warum werden meine Augen heiß? Wie, sagte ich es nicht laut genug, so wiederhole ich es noch einmal für die Kleinheit in mir: ich glaube an die Auferstehung des Fleisches. So fest, als der Tod mit der Faust auf den Tisch der Erde schlägt. Nein, Mutter Erde, flieh nicht vor ihm, ihr Kindlein, weint nicht und zittert nicht. Einer lebt, der hat das Leben. Sein Gesell nur ist der Tod. Er hat ihn gedungen, an seinem Gericht zu helfen. Die Spreu wird von dem Weizen gesondert. Wie heißen alle diese schweren Sätze, die das Entscheidende auszudrücken suchen!

Im Graben.

Der Krieg hat noch kein Ende,
der dritte Winter naht,
erhebt die wunden Hände
zum Herrn der blutigen Tat.

Digitized by Google

Die Männer sind gefallen,
die Erde ist zerwühlt,
weil sie den Schmerz von allen
den Frauen und Müttern fühlt.

Der Feind wirft uns mit Eisen,
wir stehn wie Eisen fest,
ob auch mit einem leisen
Hauch mancher sein Leben läßt.

Ich mußt im Mondenscheine
am Feuerberge stehn,
Da hab ich ihn wie eine
Schädelstätte gesehn.

Ein Kreuz das stand hoch oben,
stand auf dem letzten Grab,
die zerschossenen Tannen hoben
die Äste vom Boden ab.

Wir liegen hier am Grunde
in erdverkrochner Scheu
und harren auf die Wunde
für unsre alte Reu.

Die lieben Anverwandten
im fernen, fernen Land,
die uns das Briefchen sandten,
den Brief in unsrer Hand —

Gott, alles muß jetzt schweigen,
wenn Deine Stimme spricht,
wenn Deine Blitze steigen
zum schrecklichen Gericht.

Was soll der Feinde Wüten
gen unser deutsches Land?
Wir wollen uns behüten
vor fremd' und eigner Schand.

So laßt uns hier bestehen
geduldig bis ans End,
und nach dem Feinde sehen,
wenn auch das Auge brennt!

Auf dem Marsche.

In diesem Land der Erde,
da gibt es keine Ruh.
Wer führt die arme Herde
dem Tor des Friedens zu?

Digitized by Google

Der Mond scheint durch das Treiben
der nassen Wolken her.
wir können hier nicht bleiben —
von Schlamm und Blut ein Meer.

Und sind wir vorgedrungen,
voran und durch den Feind,
und ist der Sieg errungen,
der Sieg, den wir gemeint —

Ich kann es niemand sagen,
wie mich die Nacht bedrängt,
die vor den ew'gen Tagen
des Himmels niederhängt.

Die Guten sind geschieden,
sie ließen uns zurück . . .
ich bin nur mehr hienieden
ein abgebrochenes Stück,

wie die zerschoss'nen Äste
der Bäume hier im Land —
und dennoch steh'n die Reste
in Felsen und in Sand.

Die Wolken zieh'n voll Schauer
weit über Frankreich hin,
noch tiefer hängt, noch rauher
die Nacht vor meinem Sinn.

Ultima ratio.

O Gott, siehst Du die Leiden
der armen Menschen an?
Du hast vor ihren Freuden
die Augen zugetan.

Ihr Lästern und ihr Spotten
und zügelloses Spiel
vereinzelt und in Rotten —
es war zuviel, zuviel.

Er schlägt mit blinden Händen
auf seine Völker her,
daß sich die Berge wenden
vor Jammer mehr und mehr.

Und wenn im Feld, im rauhen,
die Männerkraft erliegt,

Digitized by Google

noch ärmer sind die Frauen,
die Kindlein schmerzgewiegt.

Wer sind, die nicht erfuhren
von dieser großen Zeit,
die weitertun und huren
in Gottvergessenheit!

So laßt uns wieder beten
zum Herrn der Ewigkeit
und endlich niedertreten
die alte Schlechtigkeit.

Sonst wird der Herr uns treten
mit seinem ew'gen Tritt.
Steht auf aus diesen Nöten!
Kommt alle, alle mit!

Ins Lazarett.

Der unter diesem Titel geschriebene größere Aufsatz, in dem Front und Heimat, Tod und Leben, Jenseits und Diesseits ihre eigentliche Auseinandersetzung erfahren, kann mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse nicht gebracht werden.

Abrechnung.

Wohin ich gehe, weiß nur Gott,
Gott weiß, was er mir will,
ich gehe ohne Haß und Spott,
ich gehe fest und still.

Und ist das Ende nicht mehr weit,
bin ich des Todes wert —
o Seligkeit, wer hochbereit
aus diesem Leben fährt.

Dann braucht die Erde mich nicht mehr,
es sind noch andre da.
Ihr Lieben, trauert nicht so sehr,
ich bleibe euch ja nah.

Doch ist der Sünde noch zuviel,
die Sühne zu gering,
und wenn ich für mein Heil und Ziel
noch einmal Gnad empfing —

Digitized by Google

Wie müßt ich leben dann fortan
dies schwere Leben hier,
es war so vieles mißgetan
und nicht zu Ehr und Zier.

O Gott, der du die Herzen kennst,
auch meins in höchster Not,
wenn du dem Tod die Opfer nennst,
sei's nicht zum ewgen Tod.

Sommerabend.

Von Ferdinand Mayer, Wien.

Schon flicht die Nacht mit ihren schwarzen Spaten
Die Schollen abgestorbnen Lichtes aus,
Das fahl wie Asche graut auf Bergesgraten
Und tief im Tal auf Hof und Haus.

Die scharfe rote Linie der Mauern
Des leise glühenden Gewölks zerfällt
Und schweigend schweben wie in stummen Schauern
Die Schwärme Wolken aus der Welt.

Und auch die Schläge junger Wachtelscharen,
Die durch den Hag wie Gold geflochten waren,
Verstummen rings. Ich höre nur ein Wehen.

Und wie von Flügeln einer Himmelstaube
Fährt um mein Ohr ein Säuseln und ich glaube,
Der Gnade leuchtende Gestalt zu sehen.

Digitized by Google

Krieg und Kunst.

Von Paul Bourfeind, Köln.

Der Ausbruch des Krieges ist in Deutschland als ein reinigendes Gewitter empfunden worden. Es waren ihrer viele, die mit den Verhältnissen besonders auf dem Gebiete der Kunst unzufrieden waren. Zunächst im Stillen wandte sich die ernsthaft strebende Jugend gegen kunsthändlerische Mache und journalistische Verflachung, die in der Sucht nach dem Neuen und Ungeheuren ihren entschiedensten Ausdruck fand. Das Ornamentale trat in erschreckendem Maße hervor. Aber das wäre noch ohne Gefahr gewesen für unsere deutsche Kultur, hätte ein großer Könner im Ornamentalen den Ausdruck seines eigensten Wesens gefunden. So aber fiel es den kleinen Machern in die Hände, — und sie wurden schlimmer als die Franzosen, von deren ornamentaler Sprachveranlagung Goethe treffend in Dichtung und Wahrheit etwa sagt: Sie sprechen, um zu sprechen — der Gegenstand ist ihnen gleich. Und so verschenkten die modernen Künstler ihr kleines Ich an das „Wie" und kümmerten sich nicht um das „Was". Das Elementare, dieser Grundzug germanischer Kultur, ging ihnen verloren, und damit wurden sie undeutsch dem Wesen nach; darin lag eine Gefahr. Strich, Linienführung, Luft, Licht, Bewegung — dieses ganze „Wie", das Ornamentale, suchte und sah man, — aber man übersah das „Was", das Elementare in der Kunst. Und man übersah ein Drittes, daß diese beiden Strahlen ihre Einigung finden müssen in einer großen Persönlichkeit. Jede große Persönlichkeit aber ist geknüpft an eine Idee. Und man übersah das um so lieber, als man gerade in den Kreisen, die sich als die neue künstlerische Offenbarung ausgaben, weder Persönlichkeit noch Idee fand! Wohl Meister gab es mit brillierender Technik, wohl fingerfertige Nachahmer, aber der Hauch der Persönlichkeit fehlte, einer Persönlichkeit, wie wir sie in jedem großen Künstler bewundern, der uns die Welt — und alles und jedes im Brennpunkt seiner Persönlichkeit und seiner Idee zeigt.

Nur der große Künstler gibt in jedem Werke sich ganz, und der dargestellte Gegenstand wird durch die Art, wie er gesehen, empfunden, erlebt ist, zu einer eigenen Welt des künstlerischen Wesens.

Der Macher, dem das große Erleben fehlt, und der wegen einer Geschicklichkeit oder technischen Fertigkeit un-

Digitized by Google

glücklicherweise in die Reihe der Künstler geraten ist, gibt stets nur eine Seite seines Wesens im Kunstwerk. Er assimiliert die Welt nicht seinem Wesen und strahlt sie nicht als Kunstwerk aus, er wird vielmehr von der Welt affiziert und gibt nur Ausschnitte seines Weltbildes.

Immerhin mag das noch angehen gegenüber beabsichtigter, geschäftsmäßiger Mache. Ein Stil, eine Richtung findet Anklang, und gleich sind die Nachahmer bei der Arbeit. So kommt es, daß man durch Kunstausstellungen geht und die Einflüsse von Künstlern, die als Finder von Neuland gelten, in fast allen Bildern nachweisen kann; — und dasselbe gilt für die Literatur bis auf wörtliche Wendungen, so daß es fast scheint, als mache Formtalent und ein gutes Gedächtnis den Dichter aus.

Den modernen jungen Malern, besonders soweit sie den Expressionisten angehören, bedeutet Studium der Natur und Schulung des Blickes wenig, und für die Modernsten ist die Akademie ein überflüssiger Zopf, das Kopieren Zeitverschwendung. Fast jede deutsche Großstadt war der Sitz solcher mehr oder minder geschlossener Gruppen von Malern und Literaten, denen zur künstlerischen Persönlichkeit meist nicht weniger fehlte als gerade die Hauptsache, die strenge Selbstzucht.

Zwei andere beteiligte Faktoren machten dieses Wesen zu einer Kulturgefahr: Publikum und Kunstvermittlertum. Ich wähle dieses Wort, weil es Kunsthändler, Bildermakler, Verleger, Zeitung und Zeitschrift umfaßt. Kunstvermittler und Publikum stehen im Verhältnis der Wechselwirkung zu einander. Aber dem Kunsthändler und Verleger fällt doch eine bedeutende erzieherische Aufgabe zu, weil der größere Teil des Publikums zur Kunst erzogen werden muß. Gewiß ist hier viel geleistet worden, aber gerade in der Zeit vor dem Ausbruch des Krieges trat jene Sucht nach dem Originalen und Absonderlichen übermäßig zu Tage. Das Publikum machte mit, soweit es als kunstverständig gelten wollte und nicht war. Der Denkende und Ehrlichstrebende fand auch in dem Absonderlichen noch etwas, was der Beachtung wert war. Die meisten aber standen verständnislos vor den Werken der Modernen. Es gaben wohl vielfach die unverhältnismäßig hohen Preise den Ausschlag für die Bewertung oder erregten selbst bei Unbefangenen durch das Schlaglicht, das sie auf die gewaltsame Selbsteinschätzung eigener Kunst warfen, ein belustigtes Lächeln. Das war die gute Seite an der Sache, doch sie hatte auch eine böse. An Stelle der unverständlichen Bilder konnten verständliche hängen. Diese Drohnenkunst nahm ehrlichem Schaffen Licht und Luft. Wenn man all diese Dinge hoch bewertete, konnte

Digitized by Google

man sie als Experimente durchgehen lassen. Experimente sind reizvoll, — wie Skizzen reizvoll sind durch den Ausdruck des Intuitiven, der aus ihnen spricht, — aber warum gibt man Experimente als Kunstwerke aus, — und erhebt sie zu einer künstlerischen Höhe, die ihnen nicht zukommt, — und unterstützt die Werdenden nie, etwas zu vollenden, ja nicht einmal das Vollendete zu wollen?

Vielfach wurden solche und ähnliche Gedanken laut; — in weiten Kreisen unseres Volkes herrschten sie; aber in der Öffentlichkeit wurden sie überschrien. Modern und Mache in ihrer sonderbaren Verwandtschaft waren Trumpf und beherrschten das Feld —, wer da nicht selbstsicher war, machte mit.

In diese Verhältnisse kam der Weltkrieg und öffnete dem Volke die Augen über sich selbst. Er zeigte ihm, daß die Kraft des Volkes nicht in jenem Ästhetentum beruhe, das die Öffentlichkeit zu beherrschen drohte, sondern daß es etwas Ureigenes besaß, das jetzt zum Durchbruch kam. Die Vorliebe für das Ausländische erhielt einen herzhaften Stoß; — wirtschaftlich hat der Krieg uns manche Lehre erteilt, und manches werden wir noch lernen.

Solche Erscheinungen sind leicht festzustellen, wie bei uns, so auch bei den andern Völkern. Schwieriger gestaltet sich die Frage über das Verhältnis von Kunst und Krieg. Zunächst bringt ja der Krieg eine Idee, die Achse, um die sich das Weltsystem der Kunst in seinen unendlich zahlreichen Erscheinungsformen bewegt. Diese Idee gibt die Beleuchtung für die einzelnen Motive, die sich dem Künstler bieten, der, selbst ein Kind seines Volkes, dessen große Zeit erlebt. Die Staatsidee braucht nicht die einzige, ja nicht einmal die vorherrschende zu sein. Es kommt vor allem darauf an, wie weit sie als ethisches Pflichtbewußtsein sich mit andern Ideen zu dem ethischen Untergrund der Künstlerpersönlichkeit vereinigt, auf dem dann die Vorgänge des Weltgeschehens als Bild in Erscheinung treten.

Jedenfalls aber bringt der Krieg ein zweites: er macht dem Künstler ein Gebiet an Motiven und Stoffen zugänglich, das ihm während des Friedens verschlossen bleibt. Wirtschaftliche Momente werden abgelöst durch neue Erscheinungen, die zu mancherlei Umwertungen führen. Der Kampf in seiner brutalsten Form, der Krieg, wird Gegenstand der Kunst; aber es wird ihre Aufgabe sein, diese Brutalität durch ethische Momente zu mildern. Wir wollen nicht sehen, daß Menschen hilflos untergehen, vernichtet werden; etwas in ihnen muß sie überleben. Jede große Kunst ist Ausdruck des menschlichen Unsterblichkeitsehnens —, darin liegt ihr Erhebendes trotz des Leides, das wir in ihr

Digitized by Google

mit erleben, und das ist die Basis jedes ästhetischen Gefallens. Die Photographie des Schlachtfeldes läßt erschauern, — das Gemälde erhebt uns zu Helden. In rheinischen Ausstellungen waren Bilder von Schreuer mit Motiven des Weltkrieges zu sehen, aus denen bei guter Technik ein starkes Empfinden dieser Art sprach.

Völlig fehl schlagen alle jene Versuche, mit einseitig modernem Impressionismus und Expressionismus überhaupt eine den angeführten Beispielen nur annähernd gleichwertige Wirkung zu erzielen. Man behaupte nicht, unser Geschmack sei noch nicht reif für diese Dinge. Die jungen Leute, und um solche handelt es sich in den meisten Fällen, selbst wenn sie an Jahren fortgeschritten sind, entbehren einer gesunden Entwicklung. Der künstlerisch wertvolle Impressionismus hat, wie jede gewordene Richtung seine bestimmten historischen Anknüpfungspunkte —; in dieser Entwicklung gibt es keine Sprünge, denn jedes Sprunghafte ist ungesund. Viele Maler aber langen nach kurzer Zeit künstlerischer Betätigung bei dem Impressionismus an oder ahmen ihn gar, weil er modern ist, flottweg nach, indem sie bei ihm beginnen. Wo bleibt da Entwicklung? Jede Entwicklung bedarf der Zeit, und ihre erste Stufe ist die Reproduktion. Jedes Bild, das gemalt wird, gehört nicht in die Ausstellung, ebensowenig wie jedes Gedicht gedruckt werden soll. Wohl sind Lob und Tadel der Antrieb zu weiterer Arbeit, aber ebenso bergen sie in sich die Gefahr bedrohlicher Hemmung.

Auch die Wahl des Motives, — das intuitive Erfassen des Gegenstandes, der glückliche Griff, ist eine der ersten künstlerischen Erfordernisse. Gerade der Krieg steigert die Menge des Stoffes durch die Neuartigkeit des Erlebens. Dieses Neuartige besticht leicht, weil es ungewohnt ist, aber es ist deshalb noch nicht künstlerisch. Gerade hier liegt die Gefahr der Verflachung nahe; aber Oberfläche und Tiefe bedürfen eines bestimmten Verhältnisses zu einander. Es ist bezeichnend, daß Schlachtenmaler und Journalisten zusammen genannt werden in Berichten vom Kriegsschauplatz; jeder Kunst aber ist möglichste Entfernung vom Journalismus zu wünschen. Die Kunst darf nicht zur illustrativen Berichterstattung werden; damit soll nicht verschwiegen werden, daß die Berichterstattung der großen Kunst wichtige Handlangerdienste leisten kann. In diesem Sinne ist die große Masse alles dessen, was an Briefen aus dem Felde geschrieben und in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht wird, in diesem Sinne sind jene gereimten Berichte und viele nachempfundene Dichtungen zu bewerten.

Überhaupt läuft die Kunst immer dann Gefahr, wenn sie aktuell wird, sie verhält sich dann zur wirklichen Kunst

Digitized by Google

wie Malerei zur Reklame. Die höchste Bedeutung hat der Krieg mit den durch ihn bedingten Verhältnissen in erster Linie für die Lyrik, die, indem sie aus der augenblicklichen Stimmung heraus schafft, als Selbstbefreiung der qualdurchtobten oder freudeerfüllten Seele der aktuellste Ausdruck großer Kunst ist. Aber die schönsten Blumen sind selten. Jeder Wert besteht nicht zuletzt in Vereinzelung und Seltenheit. Deshalb wollen wir nicht eine Fülle köstlicher Perlen erwarten, und uns des wenigen Schönen doppelt erfreuen.

Die Epik steht zum Kriege anders, weil sie überhaupt in ihrer künstlerischen Stellung der Antipode der Lyrik ist. Ist diese der Augenstern, der Blickpunkt, aus dem der Mensch die Welt schaut, so ist die Epik die Welt, die durch das Auge in die Seele des Menschen blickt, und umfaßt in letzterer die Welt das Individuum, so umspannt in ersterer das Individuum die Welt. Gerade das Epos, ob Vers oder Prosa, bedarf einer gewissen objektiven Entfernung; der Krieg muß ihr Ereignis neben andern werden. Wenn überhaupt die Kunst die Freude an dem militärisch-Neuen abstreifen muß, um sich zu wirklicher Kunst auszuwachsen, so gilt diese Forderung vor allen Dingen für die Epik und dazu ebenso für das Drama.

Der Krieg ist ein vorübergehender Ausnahmezustand, in dem natürlich eine Menge ewiger Werte offenbar werden; diese zu entdecken ist die große Aufgabe der Kunst. Das gelingt nur großen Persönlichkeiten, die befähigt sind ein solches Ereignis zu erleben, aber nicht in diesem Erleben untergehen, sondern sich darüber erheben zu weitsichtig göttlicher Klarheit. Nicht Schlachtenmaler sondern Maler des Menschentums, nicht Kriegslieder sondern Menschheitsgesänge erwachsen aus dem Leid des Krieges. Das ist das Zeichen des großen Menschen, daß ihm, was andern Sklavenketten sind, zum Adlerflügel wird, daß er sehend wird, wo andere erblinden. Wie jede große Bewegung ist auch der Krieg ein Erreger und Wecker. Er trägt in keine Seele etwas hinein, aber er weckt, was schlummerte und kann es zur Blüte reifen. Diese Zeit, die uns zu erleben vergönnt ist, ist groß und schrecklich zugleich, daß der Seele tiefste Tiefen zittern, — aber nur da, wo dieses Erleben geboren ward. Letzte Menschheitsfragen treten an manchen heran, — aber auch nur da, wo das Fragen geboren ward. — Wer will der Kunst die goldene Zukunft weissagen? Die größte Arbeit harrt unser nach dem Kriege. Möge die Ernte gesegnet sein!

Digitized by Google

Hau- u. Bausteine

Eine lehrreiche Auseinandersetzung.

Wiederholt hat sich in jüngster Zeit der unseres Erachtens nicht zu seinem Vorteil in einen nebelhaften „Deutschen Willen" umgetaufte „Kunstwart" mit „Katholischer Literatur" beschäftigt. Im zweiten Aprilheft setzte sich E. Nidden mit dem Verfasser eines sehr wohl begründeten Klage- und Warnrufs in der „Kölnischen Volkszeitung", die katholische Literatur möge sich nicht durch ungerechte Behandlung seitens der Nichtkatholiken in die Ecke drücken lassen, auseinander. Nidden verteidigt den Kunstwart, bezw. den Dürerbund hauptsächlich gegen die Auffassung, daß die im „Literarischen Ratgeber" des Dürerbundes neuerdings übliche gesonderte Besprechung der „Katholischen Literatur" durch einen (selbstverständlich „fortschrittlichen") Katholiken eine Absonderung in der Absicht, sie herabzusetzen, bedeute und auf dem grundsätzlichen Fehler beruhe, daß man ein Zurücktreten der religiösen Überzeugung in den Werken der katholischen Schriftsteller zu verlangen scheine, während ein solches Zurücktreten doch zu einem seichten Formalismus, zu einem blutarmen Ästhetizismus führen müsse. Endlich wehrt sich Nidden gegen den in der „Kölnischen Volkszeitung" der nicht-katholischen Kritik entgegengehaltenen Vorwurf, daß man bei katholischen Dichtern nicht sosehr darauf sehe, in welchem Maße die religiösen Anschauungen (?) durch den Dichter künstlerisch bewältigt worden seien, sondern bei ihnen von vornherein voraussetze, es mangle ihrem Vorwurf die künstlerische Verarbeitung, während man bei Andersgläubigen mit anderem Maße messe und der Darlegung ihrer Weltanschauung auf Kosten des künstlerischen Werturteils freundlich gegenüberstehe.

Gegen den Vorwurf, daß der besondere Abschnitt „Katholische Literatur" im Dürerbund-Ratgeber eine Absonderung mit der Absicht einer Herabsetzung bedeute, macht E. Nidden die Tatsache geltend, daß in den *nicht* ausdrücklich als *katholische* Literatur bezeichneten Teilen des „Ratgebers" einige katholische Schriftsteller (doch mit einer Ausnahme *nur* in ihrer Eigenschaft als Romanschriftsteller!) genannt und ganz wie die andern deutschen Schriftsteller behandelt werden, daß sich aber *außerdem* die Notwen-

Digitized by Google

digkeit eines von katholischer Seite stammenden Berichtes (als Ergänzung, nicht als Seitenklammer) herausgestellt habe. Die Begründung dieser Notwendigkeit im Ratgeber selbst, die Nidden im „Kunstwart" zitiert, enthält einige namentlich zur Beurteilung der „Gralbewegung" so wichtige Feststellungen und Geständnisse, daß auch wir ihre Wiedergabe für notwendig halten:

„Die folgenden Ratschläge ergänzen lediglich unsere sonstigen literarischen Abteilungen für katholische Leser, wir teilen sie mit, um die etwaige Befangenheit nicht-katholischer Beurteiler durch das Anhören der Katholiken selbst zu kontrollieren; sie stammen also von einem Katholiken; daß es dabei nicht auf eine Absonderung der Katholiken abgesehen ist, ergibt sich schon daraus, daß eine ganze Reihe von Namen dieser Abteilung auch in den andern genannt werden. Unmöglich erscheint es uns jedoch, aus allgemein psychologischen Gründen, die schöne Literatur einfach und schlechthin nach ihrem literarischen Wert und ganz unabhängig davon zu beurteilen, ob man diese Werke inhaltlich so hoch schätzen kann wie die Katholiken: also ein sogenanntes rein-ästhetisches Urteil. Ein normaler katholischer oder nicht-katholischer Leser würde überdies für einen solchen Ästhetenstandpunkt kaum Verständnis haben. Eine Dichtung ist nun einmal nicht nur ein formales Kunststück und die Wiederspiegelung irgend eines Inhalts, sondern auch die Übertragung irgendeiner Persönlichkeit auf den Leser, einer Persönlichkeit, die als solche natürlich eine besondere Weltanschauung und Lebensanschauung vertritt; beide Faktoren vom Urteil völlig ausschließen, erschiene ungerecht und letztlich auch menschenunmöglich. Ist das richtig, so leuchtet ein, daß ein Leser einem Dichter von gleichgestimmter Welt- und Lebensanschauung in sehr vielen Fällen leichter folgen, daß mit seinem Fühlen auch seine Phantasie leichter auf die Bahnen des Weltanschauungsgenossen einlenken und daß er also seine Werte eher und stärker erkennen wird. Auch nichtkatholischen Lesern, so denken wir, wird darum diese Ergänzung willkommen sein, zumal die Literatur ja als Quelle zum Kennenlernen des Katholizismus überhaupt und jenes Katholizismus im besonderen, wie er heute unsere lebendige Mitmenschheit anderer Konfessionen bewegt, nicht unwesentlich in Betracht kommt."

Den Grundgedanken dieser Erklärung unterstreichend, meint Nidden, daß sich somit das Vorgehen des „Ratgebers" aus genau der gleichen Empfindung erkläre, die den Mitarbeiter der „Kölnischen Volkszeitung" bewegt, aus der

Digitized by Google

Abneigung gegen das Vorwalten eines rein ästhetischen Gesichtspunktes.

Doch Nidden leitet einen noch viel kräftigeren Wasserstrom auf unsere Mühle, indem er weiter schreibt:

„Ganz und gar irrig ist die Ansicht, es verlange die nicht-katholische Kritik ein „Zurücktreten der religiösen Überzeugung" bei den Katholiken. Das Gegenteil ist der Fall, und beispielweise in diesen Blättern ist das auch mehr als einmal gesagt worden. Heraus mit dieser Überzeugung! Glüht eure Dichtung in eurem Katholizismus! Gerade das soll uns besonders willkommen sein, gerade das hat uns an Ilse von Stach, an einigem von Enrica v. Handel-Mazzetti angezogen. **Leider sind die allermeisten katholischen Werke nur sehr blaß in der Farbe, langweilig in der Erzählung, glut- und kraftlos in der Lebensauffassung.** Wenn die moderne Literatur ein Kapitel enthält, wo in Bezug auf Weltanschauungsgehalt geradezu Langweile herrscht, so ist es das „katholische Durchschnittsliteratur" überschriebene. Es wäre fesselnd, Gründe hierfür aufzusuchen, aber es würde zu weit führen. Von einer „Aschenbrödelecke" kann aber heute nur noch die Empfindlichkeit sprechen. Was immer „drüben" über den Durchschnitt ragt[1]), das findet wahrlich auch jenseits des katholischen Deutschland heute willige und anerkennungsfreudige Leser und Kritiker[2])."

Heben wir nun aus diesen Ausführungen einige Sätze hervor, die für uns besonders wertvolle Feststellungen enthalten.

Als Hauptgrund der Einführung eines besondern Abschnitts über „katholische Literatur" wird von der Leitung des Ratgebers selbst die Notwendigkeit angegeben, die etwaige Befangenheit nicht-katholischer Beurteiler durch das Anhören der Katholiken selbst zu kontrollieren. Die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit einer solchen „Befangenheit", also des Vorhandenseins der Neigung, katholische Schriftsteller aus Abneigung gegen ihre religiöse Überzeugung ungünstiger zu beurteilen als jene, deren „Weltanschauung" dem Kritiker sympatisch ist, wird hier ohneweiters zugegeben. Und das ist nur folgerichtig, wenn man einmal zugibt, daß ein sogenanntes „rein ästhetisches" Urteil ein Unsinn, eine Unmöglichkeit ist, daß sich somit die Wirkung eines Kunstwerks auf den Genießer

[1]) Das, Herr Nidden, ist eben des Pudels Kern, denn darüber sind unsere Ansichten sehr, sehr verschieden!

[2]) Vorausgesetzt, daß sie es kennen. Die phänomenale Unkenntnis nicht-katholischer Kritiker von der katholischen Literatur haben wir hier durch zahlreiche Dokumente ins Licht gestellt.

Digitized by Google

gleicherweise aus ästhetischer, wie aus ethisch-religiöser Beeinflussung zusammensetzt. Wenn dem so ist, dann kann aber ein reiner Kunstgenuß unmöglich zustande kommen, wenn zwar der Kunstsinn auf seine Rechnung kommt, das in jedem normalen Menschen aber viel stärker ausgeprägte sittlich-religiöse Gefühl oder auch nur eine mit aller Kraft festgehaltene „Weltanschauung" durch die Idee, den Inhalt, die Tendenz des Kunstwerks abgestoßen oder verletzt wird. Aus diesem Grunde können wir auch die von Nidden ausgesprochene Sehnsucht nach stärkerem Durchglühen katholischer Dichtungen mit der ganzen, vollen katholischen Glaubenskraft nicht ganz ernst nehmen, wohl mehr nur als den Ausdruck der richtigen Erkenntnis, daß es hier bei der Mehrzahl der katholischen Schriftsteller arg und weit fehlt, und daß in der Theorie eine derartige Auswirkung der Persönlichkeit im Kunstwerk nicht nur eine religiös-sittliche, sondern auch eine unabweisbare künstlerische Forderung ist. Wie es in der Praxis mit solchen — wie im besonderen Falle anzunehmen ist — ernstgemeinten Versicherungen einer gerade starken und gesunden Naturen ganz unmöglichen kritischen Objektivität in Weltanschauungsdingen tatsächlich aussieht, darüber möge Herr Nidden — um nur einen konkreten Fall zu nennen — das heute bereits übersehbare Urteil der nicht-katholischen Kritik über Handel-Mazzettis „Stephana Schwertner" oder noch besser sich selbst befragen, ob er wirklich nur aus rein künstlerischen, von der katholischen Tendenz des Werkes ganz unbeeinflußten Gründen sein im jüngsten „Kunstwart" (1. Augustheft, S. 123) formuliertes ablehnendes Urteil gefällt hat und, wenn ja, ob er wirklich behauptet, daß die von ihm jetzt so streng gerügten Fehler in den früheren Werken der Dichterin nicht vorhanden waren und, wenn doch, warum die nicht-katholische Kritik diese Fehler damals, als man die Handel-Mazzetti zu einer Art Vorkämpferin des Protestantismus stempelte, nicht nur gänzlich übersehen, sondern jene früheren Werke sogar als Kunstwerke ersten Ranges anerkannt hat? — Die gute Absicht in allen Ehren! Aber sowenig ein Katholik, dem seine Religion den tiefsten Lebensinhalt gibt, sich eines nach der Ansicht geistesverwandter Beurteiler „vollendeten" Kunstwerks freuen kann, das eine sein Heiligstes verunglimpfende Idee ausdrückt, sowenig wird ein nicht-katholischer oder freisinnig-ungläubiger Kritiker, der in der katholischen Kirche nur eine geistige Hemmung des Völkerfortschritts erblickt, ein von katholischen Ideen ganz durchglutetes Kunstwerk unparteiisch oder gar nachfühlend zu würdigen vermögen. Es ist eine Selbsttäuschung, wenn sich ein freisinniger Kritiker das vorredet;

Digitized by Google

und eine noch größere Selbsttäuschung der „fortschrittlichen" Katholiken war es, eine solche gerechte Würdigung katholischer Kunst von geistig entgegengesetzt gerichteten Kritikern zu erwarten und anzustreben. Und wieder ist es zumeist eine Selbsttäuschung — wohl zumeist eine unbewußte, — wenn sich der antikatholische Kritiker vorredet, seine Abneigung gegen ein katholisches Kunstwerk entspringe ausschließlich künstlerischen Erwägungen, sei durch den Mangel an achtungerzwingenden künstlerischen Werten verschuldet. Diese Methode ist ja so bequem und sie rettet so sicher auch dem ungerechtesten Kritiker den Heiligenschein vollster Unparteilichkeit und unbestechlichen Gerechtigkeitssinns, daß es ein Wunder wäre, wenn sie Künstlern anderer Geistesrichtung gegenüber nicht angewendet würde: gibt es doch kein Kunstwerk, an dem die so unendlich verschieden veranlagte und orientierte menschliche Kritik nicht mängeln kann, und gibt es doch kaum einen großen Dichter, der nicht von „berufenen" Kritikern seinerzeit als „Stümper" gewertet worden wäre, selbstverständlich immer mit Berufung auf das künstlerische Gewissen!

Doch das mag alles noch so klar und selbstverständlich, mag tausendmal durch die Erfahrung bestätigt worden sein — es gibt noch immer unter uns Leute, die sich durch keine Macht der Welt von ihrem Wahn abbringen lassen, die katholischen Dichter könnten es nur darum nicht zu allgemeiner Achtung und Anerkennung bringen, weil ihre Werke an innerem künstlerischem Gehalt allzuweit hinter den Werken nicht-katholischer Dichter zurückständen. Sie bedenken nicht, daß sie mit dieser Anschauung dem häßlichen Aberglauben, der katholische Glaube verdumme seine Bekenner, ungewollt Vorschub leisten. Denn wenn die Katholiken von heute wirklich nicht mehr Künstler und Dichter von einiger Bedeutung aufzuweisen haben als die man auch auf der andern Seite „anerkennt", wenn folglich jene katholischen Kritiker, die auch in Werken der drüben nicht „anerkannten" katholischen Dichter bedeutende künstlerische Werte finden, Stümper und Ignoranten sind, so besteht doch die Tatsache, daß auf der nicht-katholischen Seite künstlerischer Überfluß und Reichtum, auf der katholischen Seite künstlerische Armut herrscht. Und daß die leider auch von wenig einsichtigen Katholiken nachdrücklichst unterstützten Bemühungen unserer Gegner, die Landkarte der geistigen Besitztümer des katholischen und des nicht-katholischen Volksteils in den schreiendsten Farben dieses Gegensatzes zu übermalen, in den Köpfen der Mehrheit unseres Volkes ein anderes Urteil zeitigen könnte als die Überzeugung von der absoluten künstlerischen Inferiorität des Katholizismus

Digitized by Google

— das heißt also von der der in seinem innersten Wesen begründeten Unfähigkeit zu starkem künstlerischen Schaffen — das kann nur der leugnen, der Welt und Menschen nicht nach Tatsachen, sondern nach selbstgemalten Potemkinschen Dörfern seiner starrsinnigen Einbildungskraft beurteilt.

Der allerschwerste und nach unserem Ermessen leider berechtigte Vorwurf, den Nidden gegen die katholische Literatur bezw. gegen die katholischen Schriftsteller der Gegenwart erhebt, findet sich jedenfalls in seiner Feststellung, daß die allermeisten katholischen Werke nur sehr schwach katholisch, nur blaß in der Farbe, glut- und kraftlos in der Lebensauffassung seien. Hat Nidden mit dieser Behauptung Recht, dann hat er durch die öffentliche Formulierung dieser Anklage die absolute Notwendigkeit der Gralbewegung durchschlagend bewiesen, wenigstens die Notwendigkeit ihrer praktischen Bemühungen, in die katholische Kunst und Literatur mehr katholischen Ideengehalt, mehr katholisches Leben, mehr warmblütige katholische Begeisterung hineinzubringen! Die Empfindung, daß neun Zehntel unserer heutigen katholischen schönen Literatur nicht nur „schwach katholisch", sondern inbezug auf religiösen Gehalt so leer, öde, saft- und kraftlos sind, daß sie die Bezeichnung „katholisch" nur noch als Hinweis auf das — in den Werken nicht mehr erkennbare — Glaubensbekenntnis ihrer Urheber verdienen, ist heute in katholischen Kreisen die vorherrschende, wenn es auch Viele noch für gut finden, darüber nicht allzulaut zu sprechen. Denn sie sträuben sich noch gegen die nicht länger aufzuhaltende Erkenntnis, daß diese innerliche Leere unserer Literatur, ihre Verarmung an katholischen Innerlichkeitswerten nur durch das Auftreten jener Richtung in unserem Literaturleben herbeigeführt wurde, die unter dem Vorwande, gegen chinesische Mauern, gegen den Abschluß vom lebendigen Strome der Zeit zu kämpfen und für gemeinsames literarisches Zusammenarbeiten mit den Nichtkatholiken einzutreten, teilweise durch ihre Theorien, hauptsächlich aber durch einseitige Handhabung der Kritik jede freiere, selbstbewußtere katholische Regung in unserer Literatur ertötete, die katholischen Schriftsteller verängstigte und zu der Anschauung brachte, man dürfe heute sowenig als möglich „katholisch schreiben", wenn man — auch in katholischen Kreisen — Erfolg haben wolle! Wir vom „Gral" haben diese Entwicklung vorausgesehen, wir haben gewußt, daß es so kommen müsse und den „Gral" gegründet, um auf dieser Arche den wahren heiligen Gral, die glühende katholische Glaubenskraft, über die Hochflut der interkonfessionellen Strömungen in eine

Digitized by Google

bessere Zeit hinüberzuretten. Und wenn nicht alles täuscht, ist als das Morgenrot dieser besseren Zeit jenes allgemeine Gefühl der Enttäuschung, der Unzufriedenheit mit den künstlerischen Erfolgen der Muthschen „Widergeburt" zu begrüßen, das besonders kräftig und wirksam in der soeben zitierten Feststellung Niddens zum Ausdruck kommt. Wir verkennen nicht die gute Absicht und die teilweise guten Erfolge der von Karl Muth angeregten und geführten literarischen Erneuerungsbewegung, — Erfolge, die hauptsächlich in der Technik, der äußeren Form der neueren Werke katholischer Belletristik zum Ausdruck kommen und sich aus dem stärkeren Antrieb zur Aneignung der neuen Methoden moderner Literaturarbeit ergeben; aber der große, kaum wieder gutzumachende Fehler jener Bewegung war die Vernachlässigung der viel notwendigeren Pflege der inneren Werte, die man über der Reform des Äußerlichen vergaß, zurücksetzte, ja sogar als notwendige Ursache jener Unterscheidung zwischen katholischer und „nationaler" Literatur, die man um jeden Preis aufheben wollte, bewußt oder unbewußt bekämpfte und beiseite schob. Nun besieht man den Schaden dieses verkehrten Beginnes und muß sich von seinen liberalen Freunden derart bittere Wahrheiten sagen lassen, wie das Nidden mit der Behauptung tut, in der ganzen modernen Literatur gebe es kein Kapitel, wo inbezug auf Weltanschauungsgehalt derartige Langeweile herrsche, als in der katholischen „Durchschnittsliteratur"! Welche Bezeichnung im Munde Niddens selbstverständlich mit wenig Ausnahmen alles in sich begreift, was wir „katholische schöne Literatur" nennen!

Die dritte, vielleicht bedeutsamste Feststellung, die wir als Ergebnis dieser und ähnlicher Betrachtungen zu unsern Gunsten zu buchen haben, ist der nun wohl endgültig vollzogene Bruch der „führenden" literarischen Kreise mit der Möglichkeit und Berechtigung einer sogenannten „rein ästhetischen" Kunst- und Literaturbetrachtung. Die in neuerer Zeit sich wiederholenden Absagen des „Kunstwarts" an die Bekenner dieser, vom eisernen Besen des Weltkriegs aus den meisten Köpfen schon herausgefegten Lehre werden immer schärfer und deutlicher, die „Süddeutschen Monatshefte" und verwandte Organe schließen sich an, und was das „Literarische Echo" sagt, ist doch nur das Echo aus dem immer kleiner werdenden Zirkus des jüdisch-freisinnigen Literaturklüngels. Also der „rein-literarische" und „rein-ästhetische" Wind, der von der andern Seite zu uns herüberbläst, hat sich gründlich geändert, und nachdem unsere katholischen „Fortschrittler" ihre Mäntel gern nach diesem Winde

Digitized by Google

hängen, dürften wohl auch bei uns die Tage und die Anhänger dieser Kunst-Irrlehre bald gezählt sein. Das kraft- und mutvolle Bekenntnis Frobergers zu der Auffassung von der Superiorität des Inhalts über die Form dürfte dann keine vereinzelte Erscheinung bleiben. Damit ist aber den von uns pflichtgemäß bekämpften Auswüchsen der „fortschrittlichen" Literaturbewegung der Grund und Boden entzogen, auf dem allein sie Wurzel fassen und sich entwickeln konnten, und durch diese „Götzendämmerung" dringt vielleicht schon der erste Strahl der Morgenröte katholischer Einigkeit auf dem so vielumstrittenen Gebiete der Literatur, freudig begrüßt von allen, die guten Willens sind. Denn sind wir erst einmal über diese Grund- und Hauptfrage wieder vollkommen einig, dann werden alle andern Beschwerde- und Streitpunkte leichter abgetan und erledigt werden, weil die Wurzel, aus der alle Irrtümer üppig ins Kraut schossen, abgestorben ist. F. E.

Kritische Warte

Bahrs „Himmelfahrt".

Von Dr. Richard v. Kralik, Wien.

Man hat sich vielleicht manchmal gewundert, daß ich eine so starke Sympathie für Bahr äußerte. In der Tat glaubte ich immer in seiner Art, was er auch sagte und tat, den Stempel der unbedingten Echtheit, Aufrichtigkeit, Sachlichkeit zu erkennen, und mir ist Künstler sein so viel wie echt sein. Mir scheint ein Kunstwerk nicht nach den Kunststücken, die es zur Schau trägt, bewertet werden zu sollen, sondern danach, ob es der echte, unmanierierte, ungefälschte bildliche Ausdruck der Wahrheit ist. In dieser Beziehung hat mir Bahr immer am meisten gesagt, und ich habe ihm am meisten geglaubt, ich habe am meisten von ihm gelernt. Er hat mir immer eine wertvolle „Anschauung" geboten. Es war offenbar, daß er das Wahre rücksichtslos, ohne Rücksicht auf Publikum, Kritik, herrschende Meinung darzustellen entschlossen war, wenn er auch manchmal zu irren oder zu irrlichtelieren schien. Er hat, konsequent vorwärts schreitend, nie stehen bleibend, auf allen Gebieten der Kunst, der Geschichte, der Politik, der Religion sich neue Standpunkte erobert. Kenner seiner Entwicklung, seines Weges werden nicht erstaunt und überrascht sein, wenn er in seinem neuesten Roman[1]) ein unverblümtes katholisches Bekenntnis ablegt.

Schon eine Nebenfigur, der Maler Höfelind, der später Trappist wird, sagt (S. 124 ff), es bleibe ihm keine Wahl als zwischen der

[1]) Himmelfahrt. Roman von Hermann Bahr. Berlin, S. Fischer, 1916. 8" (400 S) geb. M. 5,50.

Digitized by Google

Verzweiflung und dem Glauben, wobei selbstverständlich nur der katholische in Betracht kommt: „Die Menschheit verdurstet nach einem Befehl . . . Schon Bismarck, mit seinem Blick für den wahren Sinn der Erscheinungen, hat erkannt, daß eine Macht unüberwindlich ist, die, geschlagen, nichts davon spürt, weil ihr aus dem Geiste ja gleich wieder ein neuer Leib wächst."

Das ganze Problem des Glaubens wird aber an der Gestalt des Grafen Franz ausgeschöpft; nachdem er an aller Wissenschaft und Kunst ersättigt ist, nachdem ihn der Spiritismus angeschwindelt hat, sucht er letzte Befriedigung im Glauben, ohne zuerst, außer dem guten Willen, zum Ziel gelangen zu können. Der weise Domherr Zingerl verweist ihn einfach an den kleinen Katechismus (S. 165) und sagt (S. 169): „Seit aus dem Menschenleben ein Debattierklub und Diskussionsabend geworden ist, der erreden will, was nur erlebt werden kann, steht alles auf dem Kopf, ganz wörtlich, und ein Kopf, mißbraucht, darauf zu stehen, statt damit zu denken, ist ein klägliches Ding . . . Dir wird innerlich zugerufen: Steh auf und wandle, aber du, statt aufzustehen und zu wandeln, willst, daß dir erst bewiesen und erklärt werden soll, wieso. Niemand kann dir erklären, warum oder wodurch du siehst oder hörst . . . Ihr mißversteht die Kirche. Sie will niemand einfangen; Gott holt sich die Seinen schon selbst . . . Die Kirche hat Gott eingesetzt, daß in der Zeit ein Gefäß des ewigen Lebens sei, daraus, wer nach dem Leben hungert, gespeist wird . . . Es ist so viel von Freiheit die Rede, nur für die Kirche nicht. Jeder soll das Recht haben, nach seiner Fasson selig zu werden, nur die Kirche nicht . . . Die Kirche soll ein Staatsmittel sein, bloß zur Zucht braver Untertanen, bloß zur Erleichterung des Regierens. Jeder Kegelklub darf sich seinen Obmann selber wählen, aber der Bischof braucht die Bestätigung des Staats, und unser Staat hat ein Veto gegen einen Papst, der ihm unbequem werden könnte . . . Nun heißt es freilich immer, daß wir nach Macht begehren, was auch niemand leugnen wird, denn es ist doch etwas viel von einer Macht verlangt, daß sie ohnmächtig sein, also auf sich selbst verzichten soll. Man sagt dem Licht: sei Licht, aber leuchten darfst du nicht! Nur in liberalen Köpfen ist der Begriff von geistigen Mächten ohne Macht möglich . . In der Ecke stehen und traurig zusehen, wie sich das Böse, das Falsche, daß Häßliche breit macht, heißt noch nicht gut sein. Gut sein heißt, das Böse niedermachen wollen, um jeden Preis, an sich und an den andern . . . Nur ein heldischer Heiliger ist erst der wahre Mensch, in dem der Himmel auf Erden erscheint" (S. 176). — „Die Griechen hatten auf alle bangen Fragen der Menschheit keine Antwort, als indem sie die Schönheit ruhig sitzender, ruhig stehender, gleichsam in sich sitzender, auf sich stehender Menschen zeigten. Das Mittelalter weiß freilich die noch bessere Antwort mit dem ruhig knienden, dem in Gott knienden Menschen. Und dann wurde Gott abgesetzt und ein Götze dafür eingesetzt: der Nutzen. Und die berühmte Humanität hat den Menschen eigentlich nur entmenscht, es wagt gar keiner mehr, Mensch zu sein, denn der Mensch selbst gilt ja nichts mehr, er ist nur noch ein Umschalter." (S. 183)

Der suchende Franz verfällt auf den Gedanken (S. 221): „Lebten nicht in allen Zeiten einsame verborgene weise Männer, der Welt abgewendet, einander durch geheime Zeichen verbunden, im Stillen wunderbar wirkend mit einer fast magischen Kraft? . . . Gab es nicht auch heute noch eine Ritterschaft des heiligen Grals? . . Ob nicht vielleicht der Domherr einer von diesen wahren Meistern wäre, von den verborgenen geistigen Weltregenten, von den geheimen Hütern des Grals? . . . Das Gebet gab vielen Menschen eine Sicherheit, die der

Digitized by Google

Verstand keinem Menschen gab . . . Um sicher zu sein, gab es kein Mittel, als fromm zu werden."

Der Domherr macht zu den naturwissenschaftlichen Schriften Goethes Randbemerkungen mit den Stellen aus dem Tridentinum, wo zuweilen fast mit denselben Worten dasselbe steht (247 ff): „Da sieht der alte Heide, der er doch durchaus gewesen sein soll, auf einmal ganz anders aus, und dann versteht man doch auch den Schluß des Faust erst. Ich habe mir ja nie vorstellen können, Goethe tue da bloß auf einmal katholisch, nur zur malerischen Wirkung. Dazu ist doch mein Respekt vor dem Dichter zu groß, vor jedem Dichter, um zu glauben, daß einer, gerade wenn er sein letztes Wort sagt, ein Kostüm anlegen sollte. Aber in den naturwissenschaftlichen Schriften Goethes steht ja auf jeder Seite, wie katholisch Goethe war, unwissentlich vielleicht und jedenfalls ohne den rechten Mut dazu . . Wenn Zacharias Werner erzählt hat, er sei durch einen Satz in den Wahlverwandtschaften katholisch gemacht worden, so glaub ich ihm das aufs Wort . . ."

Durch den Roman geht ein rätselhafter, wunderlicher Knecht, der sich gegen den Schluß als ein spanischer Infant entpuppt. Der hat sich auch nach langem Weltleben bekehrt, ist geradezu ein asketischer Mystiker geworden und büßt nun in dieser selbstgewählten Rolle. Als die Nachricht von der Ermordung des Thronfolgers in die Provinzstadt kommt, in der der ganze Roman spielt, wird dieser „Blasl" vom Volke wegen verdächtiger Reden durchgeprügelt und dann von der Polizei verhaftet. Großartig ist die Wirkung der Mordnachricht auf Franz geschildert (S. 315). „Daß der Mann, den das Reich seit Jahren erwartet, auf den hin allein es noch lebt, von dem es die Kraft nimmt, wieder an sich zu glauben, daß der gottgesandte Mann plötzlich weg sein könnte, noch vor seiner Sendung weg, unerfüllt weg, nein, eher war denkbar, die Erde hätte sich aufgetan und den Berg verschlungen. . . . Alle Geschichte war hier immer nur ein persönlicher Ausdruck des Herrschers. Und so hatten sich alle verständigen Leute seit Jahren angewöhnt, einstweilen ruhig zu warten. Und wenn einem doch einmal bang wurde, der sagte still vor sich hin: Franz Ferdinand. Und gleich war ihm nicht mehr bang Die zwei Worte gaben ihm wieder Mut. In den zwei Worten stand die neue Zeit da . . . Niemand kennt ihn ja. Er lebt geheim. Viele fürchten ihn. Wer aber an das Leben glaubt, glaubt an ihn. . . Er ist ein auffscheuchender Mann, den die Lauen hassen. Die nichts wollen und nichts wagen, überall mitlaufen, die Unmutigen, Kriecher und geborenen Pensionisten erschreckt sein bloßer Name; den Starken, Beherzten, Hochgemuten ist er ein Unterpfand ihres Glaubens an die Tat." — Nun hat aber der Blasl, der heimliche Infant, bei der Nachricht vor allem Volke laut gesagt: „Gut, so hat es enden müssen; ganz richtig." Bei der Untersuchung entdeckt man sein Tagebuch voll tiefsinniger, suchender, mystischer Aussprüche; er hat sich im Kampfe mit sich selbst durchgerungen zu voller Gläubigkeit, ihm ist das Leben nur Wahn, Prüfung, Traum, Spiel (S 345). Es heißt im Tagebuch z. B. (S 352): „Ein Gott in der Ferne, der nur einst das Werk in Betrieb gesetzt, sich aber längst vom Geschäft zurückgezogen hat, der nicht mitten unter uns ist, was soll mir der? Erst seit ich weiß, erprobt und experimentell entschieden habe, daß er seiner Kirche die Macht gegeben hat, ihn mir herabzuholen und in mich herein, daß ich ihn haben kann, so oft ich ihn brauche, daß meine Kirche mir ihn zu bereiten vermag, bin ich sein." Aber er beschwört den etwaigen Leser dieses Tagebuchs „zu glauben, daß ich nichts meinen will, als was meine heilige Kirche lehrt". Nachdem sein wahrer Stand aufgedeckt ist, sagt er noch: „Ich habe den Thronfolger, ohne freilich ihm je begegnet zu sein, genau gekannt; wir waren in

Digitized by Google

Verbindung, wenn auch nicht auf die hiesige Art. Er hatte längst die Grenzen der irdischen Wirksamkeit überschritten und stand mit einem Fuße schon in dem anderen Raume des rein geistigen Tuns. Er mußte nun ganz hinüber, das wußte ich: um in Erfüllung zu gehen, hat er nicht mehr bleiben können. Von dort aus erst wird seine Tat geschehen. Hier hat er es nur versprechen können. Jetzt erst kann es sich begeben. Ich habe mir ihn nie als einen konstitutionellen Monarchen denken können, mit Parlamentarismus und dem ganzen Humbug. Dafür war sein Format zu groß. Aber so hat er nun mit einem Schlage die Tat an sich gerissen. Dieser Tote wird jetzt erst leben, und von Grund auf. Das empfand ich bei der Nachricht, das meinten meine Worte." (S. 363.)

Von dem nun ausbrechenden Weltkriege sagt noch der Domherr (S. 394): „Vielleicht ist es der Sinn dieser furchtbaren Zeit, vielleicht hat Gott die gräßliche Prüfung dieses Krieges über die Menschheit geschickt, ein verlorenes Geschlecht im letzten Augenblicke noch zu retten. Vielleicht bricht dort draußen dieser bloß ausgedachte, ganz entseelte, mechanische Mensch, den ihr euch künstlich aufgesetzt habt und in dessen luftleerem Raume eure Natur erstickt ist, vor dem Ungeheuren zusammen und ihr werdet doch wieder wahr! Es ist meine letzte Hoffnung für dich (Franz) und deinesgleichen. Vielleicht wenn du jetzt im Schützengraben mit Bauern, Knechten, liegen und den Atem wirklicher Menschen spüren wirst, vielleicht erwachst du da. Denn das Elend von euch allen ist ja nur, daß ihr nicht mehr Volk seid . . . Es gehört ja zu den Errungenschaften des demokratischen Zeitalters, daß darin die Stimme des Volkes verstummt ist, auch das Volk selbst hört immer mehr auf, Volk zu sein. Im finstern Mittelalter gab es Herren und Knechte, doch Herren und Knechte hatten alle noch ein inneres Gebiet gemein, in seiner Seele war der Herr gerade so Volk wie der Knecht; es gab die Christenheit . . . Vielleicht kommt die Nation aus den Schlachten als Volk zurück. Vielleicht kehrst du heim und hast draußen beten gelernt."

Auf dem Heimweg nach diesem Gespräche kommt Franz zum Dom und tritt ein: „Plötzlich fand er sich im Beichtstuhl knien und sagte das längst vergessene Gebet auf. Es war geschehen . . ." Das ist der Schluß.

Ein ungemein zarter Liebesroman geht durch das Buch und endigt mit lieblicher Resignation. Alle Handlung trägt nur dazu bei, die einheitliche Gedankenentwicklung zu verdeutlichen, anschaulicher, vielsagender als alle Erörterung. Das ist ja die Funktion der echten Kunst, durch ihre Mittel bildhafter Anschaulichkeit das auszudrücken, was das Vernünfteln nicht erreicht.

Das Buch ist ein Zeichen, ein Zeugnis der Zeit Bahr war immer ein Verkünder dessen, was sich der Welt als Arbeitsaufgabe ankündigte. Er war, wie der echte Künstler, ergriffen vom Geiste, der durch die Welt wehte, war es nun ein Dämon oder ein heiliger Geist. Das Buch wird in seiner Echtheit aufklärend, befestigend auch auf jene Katholiken wirken, die etwa der Zukunft mit Verschüchterung entgegensehen. Dazu ist gar kein Grund vorhanden, wenn wir alle Katholiken so tapfer, so unbedingt sind, wie dieses Buch ist. Sein künstlerischer Wert liegt freilich nicht etwa darin, daß es ein ausgesprochenes katholisches Glaubensbekenntnis ist, sondern darin, daß es alle Elemente unserer modernen Bildung zur sinnvollen Anschauung zusammenfaßt, die wie von selbst unserer Zeit und ihrem Ringen das einzig mögliche Ziel zeigt: die Realisierung aller ihrer Ideale in der Kirche. Ich kenne kein Buch, worin das mit den Mitteln der darstellenden Kunst so überzeugend und einleuchtend zur Anschauung käme wie in diesem durchaus modernen, aber durchaus nicht modernistischen Buche.

Digitized by Google

Kriegsliteratur.

Eine ganz neue Erscheinung ist es in diesem Kriege, daß die Dichter mit ins Feld ziehen, nicht so sehr um mit zu kämpfen wie einst Theodor Körner — obwohl aus dem jüngeren Dichtergeschlechte so mancher seinem Beispiele gefolgt ist — sondern um den Krieg mitzuerleben und seinen Geist oder vielmehr die Geister, die er löste, für die Kunst, für die nationale Dichtung und somit für spätere Zeiten zu erhalten und fruchtbar zu machen. Aber unsere raschlebige und geldhungrige, auch den Kriegsgeist kapitalisierende Zeit will nicht warten, bis an der Glut des Kriegserlebnisses neue Dichterwerke herangereift sind, und so müssen denn die ins Feld gezogenen Dichter zur Feder des Kriegsberichterstatters greifen und ihre besten Eindrücke vorzeitig preisgeben. Ob damit Raubbau auf Kosten späterer Kunstwerke getrieben wird — wer kann es wissen? Vorläufig müssen wir uns damit begnügen, daß ein geborener Dichter doch ganz andere Kriegsberichte schreibt als der nüchterne Berichterstatter und mehr in den Ereignissen sieht und uns mehr davon sagen kann als der „exakte" Beobachter. Zu den Büchern dieser Art, die wir bereits anzeigen konnten, kommen noch zwei neue: „Krieg in Serbien" von Wilhelm Schmidtbonn (Berlin W. Egon Fleischel, Preis Mk. 3.—) und „Die Heimat des Todes", Empfindsame Kriegsberichte von Waldemar Bonsels (München, Walter Schmidkunz, Preis Mk. 1.—). Es ist hochinteressant, das neue Buch von Schmidtbonn mit dem jüngst hier besprochenen zu vergleichen, das er über seine Erlebnisse an der Westfront schrieb. Dort fast nur Stimmungen — hier tritt die Stimmung mehr zurück, zurückgedrängt offenbar von der Gewalt der Tatsachen. Der Zug durch Serbien war eine ungeheure Leistung jener Willenskraft, die man als „Wille zum Sieg" bezeichnet, einer Willenskraft, die das scheinbar Unmögliche vollbringt, dem Körper nie geahnte Kräfte verleiht, die Elemente sogar besiegt. Dieses ungeheure Vorwärtsdrängen kommt in Schmidtbonns Buche zu ergreifendem Ausdruck. Nur hin und wieder ein besonders starker Eindruck, zumeist von einem Einzelschicksal, das das allgemeine Schicksal widerspiegelt. So ist das ergreifende Bild des sterbenden serbischen Patriarchen Völkerschicksal, Weltgeschichte.

Ganz anders geartet ist Bonsels „Heimat des Todes". Der Dichter gibt fast nur Eindrücke, nur Stimmungen, freilich manchmal auch Reflexionen, sogar die tatsächlichen Erlebnisse werden zu Stimmungsbildern. Aber was für feine, zarte Bilder; was holt er heraus aus den alltäglichsten Dingen, aus einer Nachtfahrt im Zuge, aus einer Mundharmonika, aus einer Begegnung, aus dem Aufleuchten eines Blickes! So tröstet, so versöhnt der Dichter mit den Schrecken des Krieges, weil sein Auge an der Oberfläche, an der grausigen Rinde aus Blut und Tod nicht haften bleibt, sondern hinabsteigt in die Tiefen, wo der Tod zur Erlösung, der Haß zur Liebe, das Leid zum Engel des Trostes wird. Nur wo der Dichter das religiöse Gebiet streift, können wir ihm nicht folgen. Was könnte uns dieser Dichter zu sagen haben, wenn es ihm gegeben wäre, noch tiefer hinabzusteigen zur Quelle des Lichtes und der Klarheit, wo alle dunklen Rätsel sich lösen im Strahl der ewigen Liebe zu wundervoller Harmonie!

Ein Mittelding zwischen Dichtung und Berichterstattung ist der Bericht Hans Eschelbachs über seine „Dichterfahrten zu unsern Feldgrauen" (Regensburg, A. Coppenrath, Preis 1 Mk.) Den Dichter, der schon im Frieden viele Reisen zum Zwecke des Vortrags eigener Dichtungen unternahm, haben solche Reisen auch an die Westfront geführt, und dabei hat er eine Menge Erlebnisse und Eindrücke gesammelt, die er in dem Büchlein frisch und lebendig erzählt und an passender

Digitized by Google

Stelle mit seinen eigenen Gedichten illustriert. Die ganze Anlage bringt es mit sich, daß er seine eigene Person oft stark in den Vordergrund stellen muß, besonders im Anfang des Buches, der auch mit Reflexionen über die Ursachen des Weltkriegs usw. stark durchsetzt ist; möge deshalb niemand vermeiden, das Buch zu Ende zu lesen.

Neben diesen Dichterbüchern steht das Buch „Kameraden vom Isonzo" von Otto König (Berlin, August Scherl, Preis 1 Mark), als das Buch eines guten, spannenden Erzählers, das sich wie ein Abenteurerroman von Karl May liest oder vielmehr den alten „Shatterhand" noch in Schatten stellt; denn was hier erzählt wird, davon hat sich auch die kühnste Phantasie bisher nichts träumen lassen. Wer es noch nicht weiß, was Österreichs Heldensöhne in dieser Kriegshölle geleistet haben und wie es hier zugeht, dem wird es in diesem Buche so anschaulich gemacht, als ob er ein Stück jenes Lebens, von dem man sich hinter der Front trotz aller Zeitungsberichte gar keine Vorstellung machen kann, selbst mit erlebt hätte. Der Krieg hat hier einen Roman gedichtet, so spannend und aufregend, daß er alle Gebilde der Phantasie hinter sich läßt.

Einen wertvollen Beitrag zur Aufhellung der von der Hetzpresse so unleidlich verwirrten Streitfrage, ob und inwieweit bei der Besetzung Belgiens durch deutsche Truppen Kunstdenkmäler ohne zwingende militärische Notwendigkeit zerstört wurden, gibt der Schweizer Eugen Probst in seinem bei Orell Füßli in Zürich erschienenen Buche: „Belgien, Eindrücke eines Neutralen". Probst hat Belgien wiederholt bereist und besonders die angeblich von Grund aus zerstörten Städte und Kunstdenkmäler persönlich in Augenschein genommen, spricht also aufgrund eigener Erfahrungen und Beobachtungen und zerstört so mit der Sicherheit des Wissenden und dem Mute des unparteiischen Forschers so ziemlich alle die Schauermärchen, die Haß und Lüge um das Bild des von „Barbaren" zerstörten unglücklichen Landes gewoben haben.

Einen ähnlichen Zweck, die Aufdeckung, Aufzeichnung und Aufbewahrung der von der Presse unserer Feinde in die Welt gesetzten Lügen, verfolgen die bisher erschienenen 4 Bändchen „Der Lügenfeldzug unserer Feinde" von Reinhold Anton (Leipzig, O. G. Zehrfeld, Preis Mk. 1 80). Ohne sich lange mit ihrer Widerlegung abzugeben — das besorgt ja zur Genüge der Lauf der Ereignisse — werden diese Lügen hier abgeprangert und durch die Gegenüberstellung einer chronologischen Übersicht der Kriegsereignisse nach den Berichten unserer Heeresleitungen ins rechte Licht gerückt.

Die kühnen Fahrten der zwei deutschen Kreuzer „Göben" und „Breslau" mitten durch die lauernden Flotten der Feinde hindurch war eine jener Groß- und Heldentaten deutschen Heldengeistes, deren Erzählung noch unseren Enkelkindern die Köpfe heiß machen wird. Eine lebendige, spannende Schilderung dieser Fahrt finden wir, nach Aussagen von Teilnehmern im Zusammenhange erzählt, in dem Büchlein: „Die Fahrten der Göben und der Breslau" von Emil Ludwig (Berlin, S. Fischer Verlag, Preis kart. 1 Mark). Eine würdige Fortsetzung der alten deutschen Heldensagen für Jugend und Volk!

Literaturgeschichte.

Dichter im deutschen Schulhause. Betrachtungen ihres Schaffens und Proben aus ihren Werken. Von Rich. Wenz. 397 S. Leipzig, Franz Moeser Nachf. Preis Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—.

Dieses volkstümlich gehaltene Dichterbuch ist wohl zunächst nur für den Lehrerstand berechnet, denn dieser hat wohl das meiste Interesse an der Zusammenstellung aller Dichter, die einmal Lehrer waren bezw. aus

Digitized by Google

dem Schulhause hervorgegangen sind. Diesen rein praktischen Gesichtspunkt muß man sich bei der Beurteilung dieses Buches vor Augen halten, denn vom literaturwissenschaftlichen Standpunkte dürfte es wohl schwer halten, einen stichhaltigen Grund für die Gruppierung der deutschen Dichter nach einem so äußerlich-zufälligen Gesichtspunkte, wie die Zugehörigkeit zu einem bürgerlichen Berufe, aufzufinden. (Notabene, man ist erstaunt zu sehen, wie viele Dichter mit berühmten Namen aus dem deutschen Schulhause hervorgegangen sind!) Von diesem, wie gesagt, nur durch ein praktisches Bedürfnis gerechtfertigten Einteilungsgrunde abgesehen, können auch weitere Kreise das Handbuch mit Nutzen gebrauchen, denn es bietet neben einer kurzen, ziemlich sachlich gehaltenen und oft recht gut orientierenden Betrachtung über das Schaffen der einzelnen Dichter auch Proben aus ihren Werken, die allerdings großenteils Bruchstücke und also nur Stilproben sind. In der Beurteilung ist das Bestreben unverkennbar, der jeweiligen Geistesrichtung eines Dichters möglichst unbefangen gerecht zu werden. Wenn dagegen von unserm katholischen Standpunkte eingewendet werden könnte, daß das nicht immer möglich und auch nicht wünschenswert ist, so muß andererseits anerkannt werden, daß dadurch doch wieder das vielfach beliebte Hinüberlenken ins antikatholische Fahrwasser vermieden wurde. Überhaupt beschränkt sich der Herausgeber möglichst auf das literarische Gebiet und vermeidet möglichst das Eingehen auf trennende Weltanschauungsfragen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß sich in den Kritiken und Proben nicht manches findet, was wir anders sagen und wünschen würden. Aber schließlich kann man voraussetzen, daß ein solches Buch nur in die Hände gebildeter und selbständig denkender Leser kommt, die aus sich heraus imstande sind, das fehlende hinzuzugeben oder Irrtümer zu berichtigen.

Versdichtung.

Walter, Otto: Auf junger Erde. Gedichte. 2 Vermehrte Aufl. Petrus-Verlag, Trier. 1916. Preis auf Bütten 1 Mk., geb. 2,00 Mk.

Es ist mir nicht mehr leicht, den alten Kopf nach einem neuen, jungen Winde zu drehen, und ich bekenne ohne Umschweife, daß mich Stil und Vers dieses Dichters oft unruhig machte. Muß es denn durchaus so schwertmäßig klirren und muß man sich so stark in die alte Romantik zurückschreiben?

Aber nach und nach merkte ich, daß diese Poesie wie jede neue Frühlingszeit ihr neues Recht hat. Ich fand sie immer begreiflicher, immer mehr Original als Kopie. Sie glänzt wirklich sauber und tapfer wie ein Ritterschwert und duftet dann wieder wie junge keusche Kränze. Es ist doch nichts von staubiger Waffenkammer — Tradition oder von müdem Lavendel im Büchlein zu spüren, sondern es hat neue Art und Zukunft in diesem Dichten, das aus Innerlichkeit und Tat, aus Zartsinn und initiativer Faust sich so seltsam paart. Originalität knospet viel hervor. Was mir nur immer wie März oder Mai tönte, enthält, wie ich nun einsehe, doch auch viel Sömmerliches und riecht einigemal sogar nach geschnittenem Korn. Gewiß, Otto Walter wächst und reift und kommt sicher von Jahr zu Jahr meinem Alter in der besten Deutung entgegen. Aber ich bin ihm mindestens so viel schon entgegen gegangen, das heißt, bin bei ihm jünger geworden.

Steht nun der Mai und Juni schon so stattlich da, was wird das erst für einen September und Oktober geben! Vielleicht daß ich dann noch nicht ganz zum Schneemann erstarrt bin und aus meinem Dezember heraus zu so gesegnetem Poetenlauf ein letztesmal gratulieren kann.

Lugano. Heinrich Federer.

Digitized by Google

Novellen, Erzählungen.

Krane, Anna Freiin von: Der Friedensfürst. Neue Christuserzählungen. 152 S. Köln, J. P. Bachem. Preis Mk 2.40, gebd. Mk. 3.—.

„Christuserzählungen." Schon dieser Titel erweckt eine gewisse Spannung. Kann und darf Dichterwort, Dichterkraft daran sich wagen, uns die Gestalt des Gottmenschen näher zu bringen, als die frohe Botschaft des Evangelisten in ihrer unnachahmlichen Kraft, Knappheit und Klarheit? Anna von Krane umgeht glücklich diese Schwierigkeit; sie stellt nicht sosehr die Person des Erlösers in den Mittelpunkt ihrer Erzählungen, sie webt mit dichterischer Freiheit und Fülle poetisches Gerank um die Gestalten der heiligen Geschichte, sie setzt die Arbeit der volksmäßigen Legendendichtung fort, indem sie bald rührende, bald zarte, bald ergreifende Züge aus dem Leben der heiligen Personen dichterisch ausspinnt, mit der Wärme und Kraft ihres tiefen inneren Lebens erfüllt und lebendig gestaltet. Aber auch zu diesem Umweben der Person des göttlichen Heilands mit dem zarten Gerank der Dichtung, der frommen Sage und der in mystischer Glut gereinigten Phantasie gehört ein ganz von Glaubenskraft durchlohtes Dichterherz, das von dem Heiligen, das es darstellt, innerlich ergriffen ist, das zuvor die Gestalten und Ereignisse, die es schildert, persönlich in Gebet und Betrachtung, wie man heute sagt, erlebt hat. Und eine solche Dichterin ist Anna von Krane. Nach Enrika Handel-Mazzettis „Stephana Schwertner" sind darum ihre Christuserzählungen vielleicht das innerlich am meisten von katholischer Glaubensglut durchglühte Werk der katholischen Literatur unserer jüngsten Tage. Ist es doch leider wahr — und das wird nun immer allgemeiner erkannt —, daß unsere katholische schöne Literatur in der kalten Atmosphäre des Interkonfessionalismus langsam verdorrt, daß sie durch die kleinliche Furcht vor der Tendenzanklage immer mehr zu einem blutlosen Schemen oder in die breiten Tiefen nichtssagender Unterhaltungsliteratur heruntergeschreckt wird, daß man Glaubensglut und Wärme, ausgeprägte katholische Persönlichkeit in ihr vielfach vergebens sucht. Umso freudiger müssen wir in dieser kalten Zeit Dichtungen begrüßen, die wie Kranes Christuserzählungen künstlerische Reife mit katholischer Glaubenswärme vermählen und so der von Schwätzern getäuschten Welt immer wieder die Wahrheit predigen, daß eine Dichtung, deren Wurzeln nicht aus dem tiefsten Urgrunde der Persönlichkeit, also bei einem Katholiken aus katholischer Glaubensglut, genährt werden, nur schillernder Schein, Halbheit und Stückwerk ist.

Wagner Hermann: Der Revolver. Kurze Geschichten. 145 S. Berlin, Egon Fleischel. Preis Mk. 2.—.

Der durch Beiträge in katholischen Zeitschriften und — wie wir offen gestehen, durch die viel zu optimistische Beurteilung seines Romans „Das Lächeln Mariä" im „Gral" — auch in katholischen Kreisen eingeführte Verfasser begibt sich mit diesem Buche auf einen Weg, auf dem ihm die Sympathien der Katholiken nicht mehr zu folgen vermögen.

Eine „rein literarische" Betrachtungsweise würde diesen bald lachenden, bald bissigen kurzen Geschichten, geladen mit Sarkasmus, Spott und Ironie und scharf die Geißel über modernes Hochstapler-, Wucher- und Heuchlertum schwingend, nicht nur dichterische, sondern auch ethische Vorzüge abgewinnen. Wir können es nicht. Die Weltanschauung, aus deren Boden diese Stachelpalmen ihr Dasein saugen, ist uns innerlich fremd; die Art und Weise, wie der Schleier von Dingen gezogen wird, die besser im Dunkeln blieben, wirkt manchmal abstoßend. Nicht das,

Digitized by Google

was in dem Buche gesagt wird — denn die literarische Aburteilung und Abprangerung moderner Giftpilz-Existenzen hat ihre Berechtigung — sondern wie es gesagt wird, zwingt uns zur Ablehnung. Der Spott über menschliche Laster ähnelt manchmal einer vergnügten Anteilnahme, und man weiß nie recht, ob der Dichter mehr das Schlechte verhöhnt oder jene, die sich darüber entrüsten.

Kümmel Konrad, Des Lebens Flut. Neue Erzählungen für Volk und Jugend. Fünfter Band, 843 S. Sechster Band, 335 S. Jeder Band Mk. 2.—, gbd. Mk. 2.50.

Von diesen Volkserzählungen gilt dasselbe was von A. v. Kranes „Christuserzählungen" gesagt werden konnte: In allen pulsiert katholisches Leben, fließt katholische Glaubenswärme. Und das alles ist durchaus nicht „aufdringlich", durchaus nicht gesucht, sondern so wahr und natürlich wie die Tatsache, daß gläubige Katholiken in ihrem Leben ihre katholische Gesinnung ausprägen müssen, und daß ein Dichter, der dieses Leben schildern will, sich gegen die Wahrheit versündigen und sich zu dichterischer Falschmünzerei erniedrigen würde, wenn er alle diese notwendigen Lebensäußerungen katholischer Glaubensüberzeugung mit Absicht verbergen, aus seiner Darstellung ausschalten wollte. (Natürlich — um bei den Andersgläubigen nicht anzustoßen!) Man sollte einmal tapfer den Spieß umdrehen und die Tendenzbeschuldigung, die Anklage auf absichtliche Verdrehung oder Verdeckung der Wahrheit durch einseitiges Totschweigen gegen jene katholischen und nichtkatholischen Schriftsteller erheben, die aus waschlappiger Furcht, sichs mit „Andersgläubigen" und abgestandenen Katholiken zu verderben, katholisches Volksleben zu schildern sich unterfangen, ohne eine Spur von katholischem, überhaupt vom religiösen Leben aufzuzeigen, so daß kein Leser herausfindet, ob der Dichter, ob die von ihm geschilderten Menschen Katholiken, Protestanten, Juden oder Heiden sind! Das ist jene durch Beigeschmack von Feigheit verächtliche Tendenzlüge, die von der katholischen Presse einmütig gebrandmarkt werden sollte! Leider geschieht vielfach das Umgekehrte, nämlich die paar katholischen Dichter, die katholisches Leben schildern wie es ist, werden fälschlich und ungerecht der Tendenzmache angeklagt und als minderwertig beiseite geschoben. Auch Konrad Kümmel wird oft ungerechterweise als ein nur bescheidenen Ansprüchen genügender Unterhaltungsschriftsteller abgetan, teils durch das beliebte Totschweigen, teils durch gönnerhaft mitleidiges Geradenoch-Geltenlassen; wie selten weist einer auf die Tiefe und Fülle seiner Gestaltungskraft, auf seine Gemütstiefe und auf die Frische und Lebendigkeit seiner Darstellung hin, wie selten läßt man ihn als echten Dichter gelten, der er doch ist, wenngleich er immer einfach, schlicht und natürlich bleibt und darum vielen nichts gilt, die nur in modischer Versliegen- und Verworrenheit, im Drechseln möglichst unverständlicher Phrasen und Bilder die wahre Dichtergröße sehen. Gott sei Dank, daß unser katholisches Volk von dieser Modetorheit noch nicht angesteckt ist und sich die Freude an seinem Volksdichter, der mit ihm betet, weint und lacht, nicht soleicht nehmen läßt!

Verantwortliche Schriftleitung: Franz Eichert, Wien 18/1, Klostergasse 11, und Otto Walter, Olten (Schweiz). — Fachredakteure: Dr. Lorenz Krapp, im Felde, und Dr. Wilhelm Oehl, Universitäts-Professor, Freiburg (Schweiz). — Verlag: Petrus-Verlag, G.m.b.H. — Druck: in der eigenen Werkstätte (Trierer Druckerei-Gesellschaft, G. m. b. H.), Trier.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google